Deutsche Rundschau

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band VI.

(Januar — Februar — März 1876.)

47444
99

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Häffel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Colly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

AP
30
D4
Bd.6

Inhalts-Verzeichniß

zum

sechsten Bande (Januar — März 1876).

		Seite
I.	Ernst Wichert, Nur Wahrheit. Novelle	1
II.	Friedrich Kapp, Die hundertjährige Jubelfeier der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung	37
III.	Wilhelm Scherer, Bemerkungen über Goethe's Stella	66
IV.	H. J. A. Raaslöff, Das constitutionelle Dänemark. II.	87
V.	W. Preyer, Ueber die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung	100
VI.	Anton Dohrn, Ueber die Bedeutung der zoologischen Station in Neapel für die Lösung zoologischer Probleme	120
VII.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau. Neue Romane und Novellen	128
VIII.	Louis Ehlert, Pohl's Haydn-Biographie	133
IX.	Friedrich von Hellwald, Eines Spaniers Studien über die geistige Bewegung in Deutschland	135
X.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater	136
XI.	Julius Rodenberg, Berliner Denkmale	142
XII.	A. W. Ambros, Wiener Chronik. Richard Wagner in Wien	147
XIII.	Politische Rundschau	153
XIV.	„Der Strousberg'sche Concurs." Berichtigung	160
XV.	Die Verbreitung der „Deutschen Rundschau" nach Städten beim Beginn ihres zweiten Jahrganges	161
XVI.	Literarische Neuigkeiten	165
XVII.	Iwan Turgenjew, Die Uhr. Erzählung eines alten Mannes. Deutsch von Leopold Kayßler	167
XVIII.	Karl von Noorden, Papstthum und Kaiserthum im achtzehnten Jahrhundert	202
XIX.	Julius Rodenberg, Ferien in England. IV. (Schluß.)	223
XX.	*****, P. M. Leontjew und die russische Presse. II.	242
XXI.	Georg Brandes, Paul Heyse. I.	258
XXII.	Friedrich Kapp, Der Schiffbruch des „Deutschland"	276
XXIII.	Literarische Rundschau. Professor Billroth über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften	288

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXIV.	Ferdinand Hiller, Neue musikalische Charakterbilder von Otto Gumprecht	293
XXV.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater	295
XXVI.	Otto Gumprecht, Die Berliner Concertsaison. Eine Novität im Opernhause	302
XXVII.	Joseph Bayer, Wiener Chronik. Das Wiener Burgtheater. Ad. Wilbrandt's Trauerspiel „Nero"	309
XXVIII.	A. W. Ambros, Das Wiener Hofoperntheater	315
XXIX.	Politische Rundschau	320
XXX.	Literarische Neuigkeiten	327
XXXI.	Heinrich Homberger, Der Leitstern. Novelle. I.	329
XXXII.	H. Helmholtz, Wirbelstürme und Gewitter. Mit einer Textillustration	363
XXXIII.	Gerhard Rohlfs, Ein Blick auf Aegypten	381
XXXIV.	Georg Brandes, Paul Heyse. II. (Schluß.)	393
XXXV.	Franz von Holtzendorff, Betrachtungen über die Bremerhavener Explosion	409
XXXVI.	Ernst Böhr, Die Samoas- oder Schiffer-Inseln. Blätter aus seinem Reisetagebuch	426
XXXVII.	Eduard Zeller, Bernardino Ochino von Siena. Von Karl Benrath	435
XXXVIII.	L. Friedländer, Uebersetzungen classischer Autoren	441
XXXIX.	C. Abel, Der Europäische Bote (Vestnik Jevropi)	445
XL.	A. Lammers, Die deutschen Genossenschaften	446
XLI.	Th. Nöldeke, Die moabitischen Fälschungen	447
XLII.	Karl Frenzel, Die Berliner Theater	452
XLIII.	Otto Gumprecht, Aus dem Berliner Opernhause und den Concertsälen	457
XLIV.	W. Scherer, Die Berliner Conferenz zur Einigung über die Grundsätze der deutschen Rechtschreibung	462
XLV.	Joseph Bayer, Zur Säcularfeier des Wiener Burgtheaters	471
XLVI.	Friedrich von Sybel, Die Uebernahme der deutschen Bahnen durch das Reich	479
XLVII.	Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger	488
XLVIII.	Literarische Neuigkeiten	489

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 4. Januar 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Häffel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Ernst Wichert, Nur Wahrheit. Novelle	1
II.	Friedrich Kapp, Die hundertjährige Jubelfeier der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung . . .	37
III.	Wilhelm Scherer, Bemerkungen über Goethe's Stella .	66
IV.	H. J. A. Raaslöff, Das constitutionelle Dänemark. II.	87
V.	W. Preyer, Ueber die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung	100
VI.	Anton Dohrn, Ueber die Bedeutung der zoologischen Station in Neapel für die Lösung zoologischer Probleme	120
VII.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau. Neue Romane und Novellen	128
	a) Benvenuto. Ein Roman aus der Künstlerwelt von Fanny Lewald. 2 Bände.	
	b) Silvia. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel.	
	c) Im Banne des schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in vier Büchern von Rudolph Gottschall. 3 Bände.	
	d) Neue Novellen von Marie von Olfers.	
VIII.	Louis Ehlert, Pohl's Haydn-Biographie	133
IX.	Friedrich von Hellwald, Eines Spaniers Studien über die geistige Bewegung in Deutschland	135
X.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater	136
XI.	Julius Rodenberg, Berliner Denkmale	142
XII.	A. W. Ambros, Wiener Chronik. Richard Wagner in Wien	147
XIII.	Politische Rundschau	153
XIV.	„Der Strousberg'sche Concurs." Berichtigung . . .	160
XV.	Die Verbreitung der „Deutschen Rundschau" nach Städten beim Beginn ihres zweiten Jahrganges .	161
XVI.	Literarische Neuigkeiten	165

Nur Wahrheit!

Novelle

von

Ernst Wichert.

Das Wetter war bis tief in den September hinein wunderschön gewesen. Nun erfolgte ein plötzlicher Umschlag. Der Morgennebel, statt sich wie sonst zu lösen, verdichtete sich zu finsteren Wolken, die bald jedes Fleckchen Himmelsblau auslöschten, und jetzt am Abend prasselte der kalte Regen an den Fensterscheiben herunter, von Zeit zu Zeit mit einem feinkörnigen Hagel abwechselnd. Gestern noch Hochsommer, heute Herbst!

Das junge Ehepaar hatte Glück gehabt. Vor vierzehn Tagen erst war die Hochzeit gefeiert worden und man hatte sich schnell entschlossen, noch eine kleine Hochzeitsreise „zu wagen". Nicht gar zu weit hinaus. Man wollte rasch zurückkehren können, wenn der Himmel trübte, und nun hatte man's nicht abgewartet, bis man nach Hause gejagt wurde, und zufällig doch so getroffen, daß man mit dem schlechten Wetter zugleich anlangte. Gestern noch ohne Plaid und Ueberrock von der Terrasse am See aus den schönsten Sonnenuntergang genossen, heute hinter geschlossenen Läden bei der Lampe in dem kleinen, mit warmen Teppichen ausgelegten Salon der neuen Wohnung!

Morgen sollte „die geregelte Lebensweise" wieder beginnen. Der Theaterzettel kündigte „Die Grille" an, und Hermia wußte, daß zum ersten Mal vor ihrem Namen statt des „Fräulein" ein „Frau" stehen werde. Eine wichtige, sehr wichtige Veränderung für eine Schauspielerin! Und nun gar in ihrem Rollenfach! —

Hermia war eine gefeierte Schauspielerin, seit einem Jahre Mitglied der Hofbühne, nachdem sie vorher bei mehreren großen Stadttheatern ihre Lehr- und Wanderzeit durchgemacht hatte. Gleich bei ihrem ersten Auftreten ihrer Schönheit wegen durch reichlichen Beifall ermuntert, sah sie sich bald auch für ihre Leistungen mit enthusiastischem Lobe überhäuft, wurde sie überall der Liebling des Publicums und der Gegenstand aufmerksamster Bemühungen einer Schaar von Verehrern, die sich Freunde der Kunst nannten. So ernstlich sich aber viele derselben — darunter Männer von altem Adel und festbegründetem

Reichthum — nicht nur um ihre Gunst, sondern auch um ihre Hand bewarben, lange hatte es doch geschienen, als sei ihr Herz mit dreifachem Erz gepanzert und erschließe sich nur auf der Bühne dem Liebhaber, der das Recht auf zärtliche Erwiderungen seiner glühenden Neigung aus seiner Rolle herleite. Sie wolle nun einmal bleiben, was sie sei, hatte sie immer wiederholt, denen zum Trotz, die ihr nur ein naturwüchsiges Talent und eine anmuthige Erscheinung zuerkennen wollten, an ihre Schwärmerei für die Kunst aber nicht glaubten. Die Gegenversicherung, daß ja solche Barbaren nur in ihrer Einbildung existiren könnten und daß es Vermessenheit wäre, an der Künstlerin zu zweifeln, die jeden Abend das Publicum entzücke und hinreiße, rief nur die Antwort hervor, es sei ja dann noch ärgere Barbarei, sie ihrem hohen Beruf aus egoistischen Gründen entziehen zu wollen. Wenn sie einmal ausgezischt sei, möge sich der Ritter melden, der ihr dann noch treu bleibe, und auf Dank rechnen. Ausgezischt — ! Die Bedingung schien unmöglich eintreffen zu können.

Und nun hatte ein Mann ohne Stammbaum und ohne Antheil an dem goldenen Kalbe im Fluge Herz und Hand der spröden Künstlerin gewonnen. Felix war Schriftsteller, in der Meinung seiner Freunde auch Dichter, für die Gesellschaft am faßlichsten charakterisirt durch das „Dr.", das er vor seinen Namen setzen durfte. Was hatte dem „Doctor", wie man ihn schlechtweg hinter den Coulissen nannte, einen solchen Machteinfluß gegeben? Er war nicht einmal Theaterkritiker und seine Trauerspiele gaben Hermia keine Rolle; ein Gedicht nach ihrem ersten Auftreten — warm empfunden, aber keineswegs überschwänglich in Lobeserhebungen — hatte schwerlich bei der durch dergleichen Huldigungen verwöhnten Dame tieferen Eindruck gemacht. Und doch zeigten sich Beide bald als unzertrennliche Gefährten. Das ganze Geheimniß seines vielbeneideten Erfolges war, daß er Hermia wahr und innig liebte, daß Hermia zum ersten Mal von einer Leidenschaft ergriffen wurde, die sie despotisch beherrschte, und daß Felix der Künstlerin kein Opfer zumuthete. Als er ihr ein Bündniß für's Leben anbot und sie freudig in seine dargebotene Hand einschlug, verstand es sich Beiden von selbst, daß sie Schauspielerin, wie er Schriftsteller und Dichter, bleiben würde. Mann und Frau sollten nur dazu kommen. Ließ sich ein glücklicherer Verein denken? Wem konnte die Künstlerin eine passendere Hausfrau werden, als dem Manne, der mit der Feder in der Hand die öffentliche Anerkennung zu erarbeiten strebte, die ihr schon so reichlich zu Theil geworden war; und welche Frau konnte ein feineres Verständniß für die Bedürfnisse eines dramatischen Autors in die Ehe mitbringen, als die Künstlerin, die täglich an sich selbst erfuhr, was geistige Anregungen zu bedeuten hätten?

Freilich war in diesen vierzehn Tagen am wenigsten davon die Rede gewesen; sie hatten ihr Vergnügen daran gehabt, ganz „incognito" zu reisen und sich nur „als junges Ehepaar" zu fühlen. Dem Theater waren sie absichtlich aus dem Wege gegangen, und nicht das magerste Feuilleton hätte der Doctor aus seinen Reiseeindrücken herzustellen vermocht, denn selbst die Humoreske „Auch eine Hochzeitsreise" forderte noch eine längere Sammelzeit, um zu künstlerischer Ausrundung zu reifen. Nun aber, an dem letzten Tage ihrer Freiheit und vor dem ersten ihrer gewöhnlichen Berufsthätigkeit, zu Hause und doch noch nicht recht

eingewohnt, abgespannt und noch nicht wieder angespannt, fand sich bei Beiden unvermerkt jener unbequeme Zustand von Langeweile ein, wie er solchen Uebergängen eigen ist, und die pflichtmäßige Anstrengung, ihn zu beseitigen, machte das Uebel nur noch ärger.

Sie saßen dicht nebeneinander auf dem Sopha, er in dem neuen Hausrock, der noch so ungemüthlich steif war, in die Ecke zurückgelehnt, sie in einem reizenden Negligé von Weiß und Himmelblau, den Kopf mit dem prächtigen Haar an seine Schulter schmiegend, Hand in Hand. Von Zeit zu Zeit drückte er einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn, aber seine Gedanken schweiften wahrscheinlich auf der halbbeschriebenen letzten Seite eines Manuscripts herum, das morgen wieder unter die Feder sollte. Sie hatte die Wimpern so tief gesenkt, daß man die Augen für geschlossen hätte halten können. Träumte sie sich auf die Bühne in ihr Grillenspiel hinein, oder meldete sich heute ungewöhnlich früh die Schläfrigkeit?

Seit zehn Minuten schon herrschte tiefes Schweigen. Hermia's Kopf wurde einen Augenblick recht schwer, aber im nächsten schon raffte sie sich auf, strich mit beiden Händen die feinen Löckchen von der Stirn, sah ihren Mann an und lachte. „Es wird Zeit, daß wir uns mit etwas beschäftigen, Liebster," sagte sie mit freundlichem Vorwurf.

„Haben wir nicht an einander die beste Beschäftigung?" wagte er, doch selbst etwas ungläubig, einzuwenden.

„Ach —!" rief sie, und in diesem Laut steckte ein ganzes Wörterbuch, in dem er beliebig nachschlagen konnte. Sie schüttelte sich ein wenig. „Weißt Du, daß es in den Zimmern schon recht unbehaglich kalt wird?" fuhr sie fort. „Da ist der hübsche Kamin! Ich denke mir, für solche Tage zwischen Sommer und Herbst müßte er gerade bestimmt sein. Wie wär's, wenn wir ein Feuer anzündeten?"

Er griff nach der Tischglocke. „Wir können ja Friedrich sogleich —"

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Ach, nicht so," bat sie. „Warum sollen wir uns durch den täppischen Gesellen daran erinnern lassen, daß es außer uns noch menschliche Geschöpfe auf der Erde gibt? Wir kommen rasch genug dazu, sie uns gefallen lassen zu müssen. Nein, wir zünden selbst das wärmende Feuer an. Wenn nichts weiter, ist's ein Spaß, der eine Viertelstunde unterhält. Dort liegt ja auch Holz bereit."

Sie stand auf, schob einen kleinen Fußschemel an das Gitter und setzte sich darauf. Felix folgte und reichte ihr aus dem Korbe ein paar Stückchen Holz und eine Büchse mit Zündhölzchen zu. „Du wirst Dir die Finger verbrennen," mahnte er zugleich lächelnd ab.

Ihre Bemühungen wurden nicht sobald von Erfolg gekrönt. Die Zündhölzchen brannten vortrefflich, aber das Holz wollte nicht Feuer fangen. Sie wurde gleichwol nicht müde, den Versuch zu wiederholen. Er reichte ihr ein zweites Schächtelchen.

„Weißt Du, was hübsch wäre?" fragte sie nach einer Weile, den Zündstoff verdoppelnd.

„Nun?"

„Wenn ich einen Urlaub erhalten könnte, um erst einmal Hausfrau zu lernen. Ich möchte für mein Leben gern wissen, wie einem jungen Weibchen zu Muthe ist, das den Mann an den selbstgedeckten Tisch führen und ihm sagen kann: das habe ich für Dich gekocht, laß Dir's gut schmecken."

Nun stieß er jenen Laut aus, der wie ein „Ach —!" klang und der weitesten Auslegung fähig war.

„Gestehe nur," fuhr sie fort, ohne sich beirren zu lassen, „hast Du Dir nicht früher — natürlich bevor Du mich kanntest — ungefähr so Deine Frau gedacht? Aber aufrichtig! Ich verspreche Dir, wenn Du Ja sagst, Dich deshalb nicht für einen unleidlichen Philister zu verschreien. Ich selbst fühle etwas wie einen geheimen Zug nach dem Kochheerde ..."

„Aber einziges Kind —"

„Ja, oder nein?"

„Du würdest Dich da bald schrecklich langweilen!" rief er aus.

„Das glaube ich auch! Aber bis ich mich schrecklich langweilte ... der Urlaub dürfte ja nicht zu lange dauern."

„Das sind Grillen, Liebchen, mit denen man nicht einmal spielen sollte. Ich habe eine geniale Schauspielerin geheirathet und erwarte nicht, in der Ehe ein Muster der Wirthschaftlichkeit zu finden. Uebrigens sind die Zündhölzchen ja billig."

Sie hatte eben ein ganzes Päckchen gefaßt und aufbrennen lassen. Nun legte sie sogleich die flammenden Splitter unter das Holz, das schon angekohlt war, und wandte ihm dann das geröthete Gesichtchen zu. „Eine geniale Schauspielerin — ist das ernstlich Deine Meinung?"

Felix streckte über ihre Schulter hinweg eine Cigarre in den Kamin, um sie anzuzünden. „Aber wie kannst Du zweifeln?" fragte er, schnell einen Kuß abhaschend, „alle Welt weiß ja —"

„Alle Welt!" fiel sie ein. „Aber, mein Mann ...! Alle Welt ist manchmal erstaunlich wenig."

Er lachte. „Das ist eine Sentenz, die ich für meine Novelle brauchen kann. Sie soll morgen früh meine erste Zeile füllen."

Das Flämmchen im Kamin züngelte schon wieder unsicher über die Brandstelle hin. „Ich bin aber auch entsetzlich ungeschickt," schalt Hermia mit komischem Eifer sich selbst. „So geht's nicht! Wir müssen's mit Papier versuchen. Willst Du Deine im Junggesellenstande angefangene Novelle opfern? Sie wird in der Ehe doch nicht fertig."

„Ich bitte Dich —!" rief er mit einer Geberde des Schreckens.

„Ich weiß etwas Besseres," schnitt sie ihm weitere Vorwürfe über ihre Liebloſigkeit ab. Sie reichte ihm dabei beide Hände zu und ließ sich von dem niedrigen Schemel hinaufziehen. „Schon an unserm Hochzeitstage, als wir abreisten, habe ich mir vorgenommen, aufzuräumen, sobald wir heimgekehrt sein würden. Dazu haben wir jetzt die prächtigste Zeit."

„Aufzuräumen?" Er sah sie verwundert an.

„Aufzuräumen!" wiederholte sie, indem sie sich ihrem, frei vor dem Fenster stehenden Schreibtisch zuwandte und die Schiebladen aufzuschließen anfing.

„Setze die Lampe freundlichst hierher; und wenn Du Dir's in dem Sessel bequem machen willst ... mein Material an Schurrmurr ist groß, wir werden nicht sobald damit fertig werden. Ach! das ist eine Unterhaltung, wie geschaffen für den heutigen Abend, mit dem wir unsere kurzen Flitterwochen verabschieden."

Sie griff in die geöffneten Fächer und warf einen ganzen Hagelschauer von Briefen, Visitenkarten, Bandschleifen, trockenen Blumen, Lorbeerblättern und Kranzresten hinaus. „Sieh!" rief sie pathetisch, sich an sein Knie stützend und den Arm um seinen Hals legend, „das sind die Triumphe, an denen meine Eitelkeit sich einmal gelabt hat. Visitenkarten mit neunzackigen Kronen, Billets voll enthusiastischer Lobpreisungen meiner unvergleichlichen, oder entzückenden, oder gar himmlischen Leistungen, geschriebene und gedruckte Verse: Hymnen auf meine Schönheit und auf mein Talent, verschämte und unverschämte Liebesbriefe, Veilchensträuße, die einmal mit Gold aufgewogen sind, Camelien, die mir Prinz Paul oder Fürst Peter höchsteigenhändig hinter den Coulissen überreichte, das Herbstlaub einiger Lorbeerwälder, die mir zu Ehren berupft wurden — Tand, Tand, Tand für eine gute Ehefrau. In's Feuer damit!"

Sie nahm einige Papierblättchen auf, hielt sie über die Lampe, bis sie aufflammten, warf sie in den Kamin hinter sich und wollte damit fortfahren, als er ihre Hand faßte und zurückhielt. „Aber wozu das, Hermia?" wandte er kopfschüttelnd ein. „Diese Andenken haben Dir einen gewissen Werth gehabt — warum willst Du sie vernichten?"

„O, sie sind mir jetzt sehr gleichgiltig," versicherte sie eifrig, „und Du sollst darüber volle Gewißheit haben."

Er zog sie auf seinen Schooß. „Ich glaube Dir auch ohne einen so fulminanten Beweis, Kind! Es wäre ja geradezu eine Albernheit, wenn ich mir einbildete, der Erste und Einzige gewesen zu sein, der Dir ein Wort von Liebe gesprochen, oder durch seine Huldigung ein freundliches Lächeln abgewonnen hätte. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß eine schöne und geniale Schauspielerin, wie meine Hermia, der Gegenstand unzähliger Wünsche und Bestrebungen gewesen ist. Alles, was mich dabei herzlich interessirt, ist, daß sie sämmtlich nicht in Erfüllung gegangen sind. Uebrigens gönne ich Dir gern die Erinnerung an die frohen Stunden oder Minuten, die Du den galanten Herren von X. und Y. verdankst, hoffe auch, Du sollst mir noch viel von Deinen kleinen Erlebnissen und Abenteuern erzählen. Ein Novellenschreiber kann immer Stoff brauchen."

Hermia machte ihre Hand frei. „Nein," sagte sie neckisch, „so lasse ich mich nicht fangen, lieber Schatz. Heute bist Du freilich der zärtlichste und gläubigste Ehemann; aber wer steht mir für morgen gut? Was Dir jetzt ein Nichts ist — so sehr ein Nichts, daß Dir's nicht einmal des Verbrennens werth scheint — kann über so und so viel Zeit in einer bösen Stunde unerwartete Bedeutung bekommen. Und ich selbst ... bin ich meiner denn so sicher, daß dieser Tand bei mir immer auf demselben tiefen Stande von Gleichgültigkeit verharren wird, wie in diesem Augenblick, der ganz ausgefüllt ist von Liebe zu Dir? Daß ich nicht einmal in schlechter Laune den aberwitzigsten Gebrauch davon mache, um Deine Eifersucht zu stacheln, oder sonst ein Unheil anzurichten?

Nein, wir wollen ganz verständig sein. Man muß mit der Vergangenheit aufräumen, wenn man ein ganz neues Leben beginnt." Sie warf wieder eine Handvoll Papiere und trockene Blumen in's Feuer.

„Aber siehst Du denn nicht," bemerkte Felix, „wie Du diesen Dingen schon dadurch eine ganz übertriebene Wichtigkeit beilegst, daß Du ihre Vernichtung für nöthig erachtest? Wenn ich Anlage zur Eifersucht hätte —"

Sie hielt ihm den Mund zu. „Du sollst mir nichts unterlegen, was nicht geradeaus in meinen Worten zu finden ist," fiel sie ein. „Ich habe nun einmal das Bedürfniß, diesen Scheiterhaufen zu errichten und darauf alle meine Götzen zu verbrennen. Morgen kannst Du Deine Schiebladen leeren, wenn Du willst. Wenn Du willst! Nöthigen will ich Dich durch mein Beispiel nicht dazu."

„Meine Secundaner-Tragödien stehen Dir zur Verfügung," scherzte er, nicht in ganz heiterem Ton. Es war in dem, was sie betrieb, Etwas, das ihn leise verstimmte.

„Wir wollen sehen, wir wollen sehen," neckte sie. „Hier der curioseste Liebesbrief, der je aus der Feder eines Banquiers geflossen ist. Willst Du ihn lesen?"

„Verwahre ihn mir."

„Nein, nein! Gleich, oder in's Feuer." Er flackerte hell auf.

„Gut!" sagte er. „Du wirst noch mehr curiose Briefe erhalten, Kind, und ich werde dann hoffentlich etwas zu lesen haben."

„Du meinst —?"

„Natürlich. Die Herren, die sie schreiben, pflegen zuletzt danach zu fragen, ob eine Schauspielerin verheirathet ist. Du wirst auch ferner Briefe, Gedichte, Sträuße und Kränze erhalten. Ich habe mich auf dergleichen durchaus gefaßt gemacht, liebes Herz, Du kannst ganz ruhig sein. Mit Eifersucht werde ich Dich nie plagen; denn ich weiß, daß Du mich liebst, und werde es immer wissen."

Hermia schob ein Päckchen Briefe zurück, das mit einem seidenen Bändchen zusammengehalten wurde und das sie schon erhoben hatte, um es in den Kamin zu werfen. „Ist es nicht eine schlimme Zugabe unseres Berufes," sagte sie ernst, „daß er uns Frauen so außerhalb der gesellschaftlichen Regel stellt? — Aber sei auch nicht zu vernünftig, Felix," fuhr sie in anderer Tonart fort, „hörst Du? nicht zu vernünftig!"

Wieder flatterten einige Blättchen in's Feuer, das jetzt ganz lustig brannte. Von Zeit zu Zeit wurde ein Briefbogen aus dem Couvert gezogen, sein Inhalt geprüft und eine kleine Geschichte dazu erzählt. Das Päckchen im Seidenbande kam ihr wiederholt unter die Finger, wurde aber immer zurückgestellt. Zuletzt lag es auf einem Häuflein Blätterstaub fast allein auf dem Tisch.

Felix war dieser Rückhalt nicht entgangen. Die Briefe in dem kleinen Pack lagen augenscheinlich schon lange so zusammengebunden, die Farbe des Seidenbandes war verblichen, der Knoten platt gedrückt. Aber sie waren ihrer Zeit einmal viel gelesen worden, das bewiesen die beschädigten Ränder. Es war nicht Zufall, daß dieses Andenken aufgespart wurde. Nicht so gleichgültig, als die andern, warf sie es in's Feuer!

Vielleicht opferte sie es überhaupt nicht. —

„Diese Briefe —“ sie berührte sie mit den Fingerspitzen, „diese alten Briefe ...“

„Sie scheinen Dir werth zu sein,“ half Felix ein, „es wird Dir schwer, Dich von ihnen zu trennen.“

Hermia zog rasch die Hand fort. „Wenn Du glauben könntest —“

„Da siehst Du nun, daß es mit dem Aufräumen eine mißliche Sache ist,“ bemerkte er nicht ohne ein wenig Schadenfreude, Recht zu behalten, und deshalb nicht eben vorsichtig. „Was man übrig läßt, läßt man aus guten Gründen übrig, und aus dem Nichts wird Etwas.“

Sie schüttelte den Kopf. „So nicht,“ sagte sie nachdenklich; „diese Briefe sind nicht wie die andern.“

„Ganz recht! Sie sind Dir werth.“

„In gewissem Sinne.“

„Das genügt, sie vor dem Feuertode zu bewahren.“

„Im Gegentheil! Das wäre erst recht ein genügender Grund, sie zu opfern, wenn — sie mir in Deinem Sinne werth wären.“

„In welchem sonst —?“

„Jeder dieser Briefe hat mir die bittersten Thränen ausgepreßt —“

„Thränen?“

„Den quälendsten Aerger verursacht, schlaflose Nächte gebracht.“

Der Doctor lächelte überlegen. „Also einmal doch wirklich eine leidenschaftliche Neigung —“

„Du irrst, Felix. Alle diese Briefe ... O! es peinigt meine Eitelkeit, selbst Dir davon zu sagen — alle diese Briefe suchen haarscharf zu beweisen, daß ich ... keine Künstlerin bin —“

„Wie?“

„Daß ich auf dem betretenen Wege nie eine Künstlerin werden könne.“

Felix war überrascht — wenn er sich die Wahrheit gestehen wollte, angenehm überrascht. Er griff nach dem Päckchen, um es in die Flammen zu schleudern. „O, dann gewiß —!“

Sie streckte hastig die Hand vor. „Wenn er aber doch Recht hatte —“

„Hermia! So verzeiht man nur Kränkungen, wenn ...“

„Wenn man den achten muß, der sie uns zufügte.“

„Hm —! oder ... der Mann also, der diese Briefe schrieb — liebte Dich?“

„Er glaubte es. Jedenfalls war er der einzige von Allen, die mir näher traten, der mit aufrichtiger Theilnahme mein künstlerisches Werden und Wachsen beobachtete, der mir nicht — schmeichelte.“

„Und Du, Hermia —?“

Sie schmiegte sich an ihn. „Ach! die Schmeichelei thut so wohl. Ich hätte ihm vielleicht eine wärmere Neigung zugewandt, wenn er sich zur Lüge hätte verstehen können, und dann — hätte ich ihn gewiß bald nicht mehr geliebt.“

Hermia stand auf, warf das Briefpäckchen in die Schieblade zurück und folgte ihrem Manne, der sich gleich nach ihr erhoben hatte und nun mit langsamen Schritten das Zimmer durchmaß: „Solche Menschen sind doch selten, Felix,“ sagte sie, ihren Arm in den seinen legend, „sehr selten.“

Er antwortete darauf nicht. „Laß Dir von ihm erzählen," fuhr sie fort. „Ich war noch eine Anfängerin —"

„Aber weshalb Erinnerungen, Kind —?"

„Sie schmerzen nicht mehr, jetzt nicht mehr. Höre mir nur zu; vielleicht entdeckst Du da einen Novellenstoff. Ich war also noch Anfängerin, trat aber schon in den meisten Rollen auf, die ich noch heut spiele, und wurde stets enthusiastisch von dem nicht gerade verwöhnten Publicum beklatscht. Die Gewißheit, zu gefallen, gibt eine große Sicherheit auf der Bühne; man fühlt sich wie zu Hause, wie unter lauter Freunden — man blickt gern einmal über die Lampen hinweg und hat sein stilles Vergnügen an den vielen heitern Gesichtern der Zuschauer. Es dauert bei alledem lange, bis man die Einzelnen unterscheidet und wiederfindet. Einer meiner Verehrer mußte mir freilich sehr bald in die Augen fallen. So oft ich auftrat, stand er links im Parquet, dicht an der Barriere gegen das Orchester hin an die Seitenwand gelehnt, eine lange, hagere Gestalt mit gelblichbleichem Gesicht, schwarzem Haar und Bart. Er stand meist so unbeweglich, daß man ihn für eine Wachsfigur hätte halten können. Mitunter nur erhob er sein Opernglas mit beiden Händen und beobachtete durch dasselbe die Vorgänge auf der Bühne, aber nie richtete er es auf mich. Er folgte gleichwol aufmerksam meinem Spiel, nur ließ sich nicht bemerken, ob ihm dasselbe gefiel oder mißfiel. Nie rief er mir ein Bravo zu, nie klatschte er mir Beifall. Wenn das ganze Haus in Aufregung war, wenn ein stürmischer Hervorruf meine Anstrengungen lohnte, stand er wie eine Säule da, ganz ernst, oder verlegen lächelnd, als ob er sich meinetwegen zu schämen hätte. Wurde ich bei offener Scene gerufen, so kam es auch wol vor, daß er sich den Logen zukehrte, oder mit dem Opernglas zur Galerie hinauf sah. Ich hatte meinen Aerger darüber."

„Ein noch junger Mann?" fragte Felix, den diese Charakteristik zu interessiren anfing.

„Ein noch junger Mann — etwa in Deinem Alter, denke ich, das heißt also: damals acht Jahre jünger, als Du jetzt bist. Ich bin seitdem auch acht Jahre älter geworden."

„Nun? und wie lange blieb's dabei?"

„Länger, als Du glaubst, lieber Freund. Uebrigens bemerkte ich ihn dann noch gewöhnlich unter den Leuten, die nach Schluß des Theaters am hintern Ausgange zu warten pflegten, bis ich in den Wagen gestiegen war. Oefters sah ich ihn auch an meinem Fenster vorübergehen — es war nicht Zufall, denn er sah immer hinauf. Gewisse Bouquets, die stets an den Tagen anlangten, an denen ich Abends im Theater beschäftigt war, die offenbar immer aus derselben Gärtnerei herstammten, für die sich aber beharrlich kein Absender Dank sagen lassen wollte, war ich sehr geneigt, ihm zuzuschreiben, so wenig ich mir auch solche Aufmerksamkeiten mit seiner frostigen Haltung im Theater zu reimen wußte. An einem Theaterabend, als ich eine neue Rolle in einem Birch-Pfeiffer'schen Stück spielte und wieder mit Beifall überhäuft wurde, sah ich ihn während einer meiner längeren Reden, die ich so sorgsam einstudirt hatte, die ärgsten Grimassen schneiden, was mich so aufbrachte, daß ich ganz verwirrt wurde und

nach den Worten meiner Rolle suchen mußte. Zum Glück paßte die Situation nicht übel dazu; er schien zu glauben, daß ich nun besonders natürlich spiele; zum ersten Mal bewegte er die Hände gegen einander, um ein Beifallklatschen — anzudeuten, während das übrige Publicum eher ängstlich aufzumerken schien. Am nächsten Morgen erhielt ich ein Billet —"

„Ah —!"

„Ein wundersames Billet. Mein Fräulein, schrieb er, Sie haben gestern an einigen Stellen abscheulich falsch betont. Da die öffentliche Kritik Ihre Fehler nicht bemerkt, oder wenigstens nicht rügt, so gestatten Sie wol einem Manne, der sich aufrichtig als Ihren Freund fühlt, diese briefliche Zurechtweisung. Falsche Betonungen dieser Art sind einem gebildeten Ohr unerträglich —"

Felix lachte laut auf: „Der Mensch ist zu grob, als daß man sich über ihn ärgern könnte!"

„Du hast gut lachen," schmollte Hermia, „aber mir stürzten die Thränen aus den Augen. So etwas hatte mir noch Niemand zu sagen gewagt. Was anders warf er mir vor, als einen Mangel an Verständniß meiner Rolle, mehr noch: einen Mangel an Bildung? Und meinen aufrichtigen Freund nannte er sich, der Unverschämte! Ich zerknitterte den Brief und warf ihn, in eine Kugel geballt, auf die Erde. Noch jetzt kannst Du daran die Spuren meiner Wuth erkennen. Ich beschloß — das Unsinnigste. Nach Stunden erst fand ich die Ruhe, den Brief zu Ende zu lesen. Er enthielt einen sehr eingehenden Beweis seiner Behauptungen und — zu meiner tiefsten Beschämung mußte ich schließlich eingestehen, daß er völlig Recht habe. Nun erst begriff ich den Sinn der Worte, die ich ganz kopflos hingesprochen hatte, nun erst ergab sich daraus das richtige Spiel. Mein Aerger kehrte sich gegen mich selbst; ich war untröstlich, ließ mich einige Tage krank melden. Als ich dann bei der Wiederholung des Stückes in derselben Rolle wieder auftrat, stand er an seinem alten Platz. Einen Augenblick zwackte mich's, ihm zum Trotz die Worte wieder falsch zu betonen; aber der bessere Geist in mir siegte. Ein Nicken des Kopfes — nicht etwa freundlich zustimmend, sondern ungefähr wie ein: nun natürlich! — kann's denn anders sein? — bezeugte mir seine Zufriedenheit."

„Ein schnurriger Kauz!"

„Freilich! Aber ich konnte nicht über ihn lachen. Weißt Du, daß ich rechte Angst vor ihm hatte? Nachdem existirte das Publicum längere Zeit kaum noch für mich; sein Beifall hatte gar nicht mehr die erheiternde Wirkung; die Lobhudeleien der Tagesblätter wurden mir stark verdächtig — ich achtete nur noch auf ihn, meinen groben Brief-Recensenten. Noch mehrere Zuschriften von seiner Hand gingen mir zu, immer in derber Sprache meine kleinen Versehen tadelnd, selten einmal ein mäßiges Wörtchen des Lobes einfügend; sie setzten mich jedesmal in die größte Aufregung, machten mich nervös. Eines Tages meinte ich diese Art von Beeinflussung nicht länger ertragen zu können: ich schrieb ihm einen Brief und ließ ihm denselben durch die Logenschließerin einhändigen."

„Darauf hatte er wahrscheinlich nur gewartet."

„Ich glaube nicht; sein sonderbares Benehmen schien mir ganz frei von Berechnung. Was ich ihm geschrieben habe, weiß ich im Einzelnen nicht mehr; etwas Schmeichelhaftes war es nicht, aber auch nichts Unartiges. Ich bat ihn schließlich, wenn er sich wirklich für meine Leistungen interessire, um einen Besuch und behielt die Antwort auf seine Ausstellungen einer mündlichen Erörterung vor."

„Das war unvorsichtig."

„Für ein junges Mädchen, aber nicht für eine strebsame Schauspielerin, die gefallen wollte und mit sich unzufrieden blieb, so lange sie auch nur einem Einzigen — doch Sachverständigen — mißfiel. Der Doctor kam. Mir schlug das Herz, als ich ihn nöthigte, mir gegenüber Platz zu nehmen; ich hatte schon nicht mehr den Muth, ihn zur Rede zu stellen. Er sah mich so ernst nur wohlwollend an, er sprach so ruhig und klug, immer zur Sache, er behandelte mich so achtungsvoll und so fern von jeder persönlichen Zudringlichkeit — nur seine Ausdrucksweise, wenngleich gemildert durch den weichen Ton seiner Stimme, behielt den Charakter der Derbheit. Er sagte Alles geradezu, ohne die leiseste Bemühung, es dem Hörer durch ein wenig Schminke freundlicher erscheinen zu lassen: so ist's — nun finde dich damit ab. Er behielt auch immer Recht, und ich ärgerte mich schon nicht mehr darüber, sondern bat ihn, wie ein rechtes Kind, er möchte mich in meinen Bestrebungen unterstützen und erlauben, daß ich ihm eine neue Rolle vor der Probe lesen dürfe. Er sagte zögernd zu. Ich werde ja doch seinen Weisungen nicht folgen, meinte er unhöflich genug nach einer solchen Demüthigung."

„So wurde er also Dein Lehrer?"

„Nenne es meinetwegen so. Er besaß nicht das mindeste Talent zur mimischen Darstellung; er las nicht einmal gut vor, aber er bewies allemal das tiefste Verständniß der Dichtung und wußte es mitzutheilen, indem er erklärte. Auch hatte er ein unglaublich feines Ohr für die unscheinbarsten Modulationen der Stimme bei der Deklamation und dazu die Geduld, sich einen Satz zehnmal wiederholen zu lassen, bis ihm der Ausdruck genügte. Am liebsten las er mit mir Schiller und Shakespeare; nur widerwillig bemühte er sich um meine Rollen im modernen Lustspiel und Rührstück. Das ist Alles ein wahrer Quark, pflegte er zu schelten, mit dem die Schauspielkunst recht wenig zu thun hat. Höhere Menschen soll sie darstellen, nicht diese jämmerlichen Gesellen, die aus einem Dutzend schlechter Witze zusammengebacken sind, und diese unartigen Mädchen, die noch in Pension gegeben werden sollten, um das A B C des gesellschaftlichen Anstandes zu lernen. Wenn die Neueren nichts Neues schaffen können, warum nicht lieber bei unseren guten Alten bleiben, die mehr für die Ehre als für's Geld schrieben? Wenn ich dann meinte, auf diese Weise werde er mir mein ganzes Repertoire streichen, antwortete er: Wenn ich das doch könnte! Und ein anderes Repertoire sollten Sie haben, in dem jede Rolle eine künstlerische That wäre!"

„Pah! ein Idealist! Wo ist die Bühne für eine Kunstgröße dieser Art?"

„Ich faßte mir einmal den Muth, ihn zu fragen, was er aufrichtig von meinem Talent halte. Er sah mich lange an, wie prüfend und messend, und

dann sagte er mit seiner sanften Stimme: Talent ist in der Kunst ein erbärmlicher Nothbehelf für Stümper! Wer hat nicht alles Talent und wie weit bringt's nicht heutzutage das kleinste Talentchen, wenn es sich hübsch der Modelaune gemäß ausstaffirt. Am Ende ist's ein größeres Kunststück, einen Affen, als einen Menschen abzurichten; man sollte sich also nicht groß darüber verwundern, auf der Bühne gut abgerichtete Menschen zu sehen. Den schöpferischen Genius tragen Wenige in sich; ohne ihn ist aber keine Kunstübung denkbar. Nicht der blöden Menge zu gefallen, die immer zur Erniedrigung drängt, sich selbst zu begeistern ist die Losung der wahren Kunstjünger. Sie spielen recht niedlich Komödie, mein liebes Fräulein, und Sie werden unzweifelhaft noch größeren Beifall erzwingen, wenn Sie alle die kleinen Mätzchen, über die man sich jetzt freut, bis zur Virtuosität ausbilden. Wenn Sie aber eine Schauspielerin von Gottes Gnaden werden wollen . . . Und nun folgte eine Schilderung des schauspielerischen Berufs, die mich schwindeln machte. Da hinauf sollte ich nach seinem Willen."

Felix drückte ihre feuchte Hand. „Und als sein Ideal Dir zu hoch war . . .?"

„Glaubst Du, daß es mir zu hoch war?" fragte sie zurück.

„Du bliebst wenigstens Deinem Rollenfach treu."

„Ich hätte mir's bald verdorben, indem ich ihm zu willig nachgab und nach seinen künstlerischen Intentionen zu spielen anfing. Man schüttelte im Parterre die Köpfe, und der Director schickte mir den Arzt. Aber ehrlich meinte er's mit mir — lies nur seine Briefe — und in dem allergarstigsten davon gestand er mir seine Liebe."

„Ah —!"

„Er nannte mich darin eine Kunstverderberin, die so bald als möglich unschädlich gemacht werden müßte. Das einzige Rettungsmittel sei die Ehe. Nicht mit einem Baron oder mit einem Millionär, sondern mit einem Mann von Geist und Gemüth. Wir wollen zusammen die Bühnenkunst studiren, wenn wir nichts Besseres zu thun wissen, schloß er; und wenn Sie dann etwas erreichen, was eines Opfers an Menschenglück werth ist, so werde ich Ihrer Rückkehr auf die Bühne nicht entgegen sein."

Felix bemühte sich zu lachen. „Sehr großmüthig — ha ha ha — in der That." Das geschah aber nur aus Gefälligkeit gegen seine Frau. Bei sich dachte er: der Mann wußte, was er wollte — du selbst bist nicht so scrupulös gewesen — deshalb hast du freilich auch dein Ziel erreicht, während er . . . „Du gabst ihm also einen Korb," sagte er laut und möglichst trocken.

Hermia senkte den Kopf. „Nicht ohne Bedenken," antwortete sie nach einer Weile.

„Wie —?"

„Vielleicht, wenn ich ihn geheirathet hätte, wäre ich eine große Künstlerin geworden. Ich fürchtete nur, daß er mich vorher zu Tode ärgern würde mit seiner Aufrichtigkeit. Ich schrieb ihm, daß ich nicht an die Liebe eines Mannes glauben könne, der sich nicht einmal in mich zu verlieben vermöge. Das war gewiß recht dumm. Es hatte denn auch seine Wirkung: sein Platz im Theater

blieb fortan leer; ich verließ bald darauf die Stadt und sah ihn nicht wieder. Da hast Du nun meine ganze Beichte."

„Und der Name dieses wunderlichen Heiligen?"

„Er nannte sich —"

In dem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und der Diener trat ein. Er überreichte Felix, der sich über die Störung verdrießlich zeigte, eine Visitenkarte und setzte hinzu: „Der Herr wollte sich trotz der späten Abendstunde nicht abweisen lassen; er glaubte, daß der Herr Doctor —"

Felix hatte einen Blick auf die Karte und diese dann auf den Tisch geworfen. „Wie — er?!" rief er, offenbar freudig überrascht. „Mein bester Studienfreund, Hermia, der vortrefflichste Mensch unter der Sonne! Sogleich — sogleich! — Bitten Sie ihn einzutreten, Friedrich. Aber wie kommt der . . . sieben, acht Jahre trieb er sich in der Fremde um." Er ließ seine Frau zurück und eilte der Thür zu. „Hugo —! bester, theuerster . . .!"

Ein großer Mann in dunkelgrauem Havelok war eingetreten und in steifer Haltung an der Thür stehen geblieben. Aus dem bleichen, bärtigen Gesicht blickten die Augen unter der Brille stechend über Felix hinweg. Erst als dieser ihn stürmisch in die Arme schloß, schien er sich zu erinnern, weshalb er gekommen war, und schüttelte ihm die Hand. „Laß Dich sogleich meiner Frau . . ." rief er, ihn wieder bei den Schultern fassend. „Mein alter Freund, Doctor Hugo Friedleben —"

Er wendete sich dabei dem Zimmer zu und war erstaunt, dasselbe leer zu finden. Hermia hatte sich durch die Seitenthür entfernt.

Es dauerte eine Weile, bis er sich in diese unerwartete Flucht gefunden hatte. „Verzeih, Bester —" stammelte er; „ich hätte Dich freilich in unser Besuchzimmer . . . meine Frau war in mangelhaftester Toilette . . . wir sind erst Vormittag von einer kleinen Reise zurückgekehrt, unserer ersten — und morgen soll Hermia . . ."

„Schon gut, schon gut!" beruhigte der Fremde mit sanfter Stimme. „Sie wird ihre Gründe haben — was bedarf es der Entschuldigung?"

Felix haschte ihn bei der Hand und zog ihn nach einem Lehnsessel am Kamin. „Aber setze Dich," bat er, „setze Dich — und vor Allem: lege ab. Ich glaube, Friedrich, der ungeschickte Mensch . . . Du bist ja ganz naß."

„Es regnet draußen," bemerkte der Gast.

Felix knöpfte an seinem Havelok. „Herunter mit dem Rock! Friedrich, sagen Sie meiner Frau . . . Trinkst Du ein Glas Wein? Oder lieber gleich eine Tasse warmen Thee! Ja, eine Tasse Thee. Bitten Sie meine Frau . . ."

„Laß nur," unterbrach der Gast, dem Diener abwinkend. „Ich gehe gleich wieder."

„Wie — Du gehst . . .?"

„Ich sprach nur zwischen Bahnhof und Hotel hier an, um mich zu überzeugen —"

„Aber setzen wirst Du Dich doch! Wenn Du wüßtest, welche Freude —! Es sind wahrhaftig acht Jahre . . . Nein! ich lasse Dich so schnell nicht fort. Du mußt erzählen —"

Friedleben drückte seine Hand. „Morgen — übermorgen. Möglicher Weise bleibe ich längere Zeit hier. Man hat mir die Redaction des Feuilletons eurer Hauptzeitung angeboten. Wir werden uns also noch aussprechen können. Heute bin ich müde und abgespannt von der Fahrt. Ich weiß ja nun auch, was ich wissen wollte —"

„Was weißt Du, Bester?"

„Daß mein Freund Felix verheirathet ist, wirklich verheirathet."

Felix sah verlegen zur Erde. „Ich hätte Dich unzweifelhaft von meiner Verlobung benachrichtigt und zur Hochzeit eingeladen," murmelte er, „wenn ich Deinen Aufenthalt zuverlässig . . ."

„Beunruhige Dich deshalb nicht; ich wäre ebenso unzweifelhaft nicht gekommen."

„Freilich, die weite Entfernung —"

Der Freund zuckte die Achseln. „Das —?! Aber ich wollte die Zeitungsnachricht gar nicht glauben, daß Du eine Schauspielerin —"

„Ja, was ist daran so unglaublich? Du wirst mir Glück wünschen, wenn Du Hermia kennen gelernt hast. Alle Welt beneidet mich um ihren Besitz. Und Du sollst einmal sehen, was ich *jetzt* der Bühne leisten werde!"

„Als der Mann einer gefeierten Schauspielerin?"

Felix hob das Kinn. „Du scheinst mit meiner Heirath unzufrieden zu sein," sagte er ein wenig pikirt.

Wieder ein Achselzucken. „Unzufrieden? Zum Teufel, was geht's mich an, wenn mein Freund sich den Strick um den Hals legt?"

Felix faßte unwillkürlich an seine Cravatte. „Ich werde doch nicht —"

„Uebrigens hat diese Art von Selbstmord das Gute," fuhr jener in seiner ruhigen Weise fort, „daß man daraus unzweifelhaft zu einem andern Leben erwacht — ich glaube, zu einem recht lustigen Leben. Die Schriftstellerei brauchst Du ja nicht ganz an den Nagel zu hängen. Schon die Reclamen für Deine Frau —"

„Hugo —!" Er sah ihn mit einem Blick an, der Schweigen gebot. „Ich weiß, daß Du mich lieb hast," begann er wieder, seinen Unmuth niederkämpfend. „Du hast Dir's sauer werden lassen, mich gleichsam literarisch auf meine eigenen Füße zu stellen, als ich nach den ersten Mißerfolgen an meiner Kraft irre wurde. Du hast immer das Recht gehabt, mich freundschaftlich zu kritisiren. Aber es gibt gewisse allerpersönlichste Angelegenheiten, in die sich Niemand hineinreden läßt. Und seine Frau —"

„Ist eine solche allerpersönlichste Angelegenheit," ergänzte der Andere. „Das meine ich eben. Eine Schauspielerin . . . Aber gut! Du bist glücklich, wie ich sehe. Ich freue mich darüber von Herzen — sei davon überzeugt. — Morgen tritt ja wol *Deine Frau* zum ersten Mal auf?"

„Als Grille."

„Wie einem Mann das vorkommen muß, seine Frau die Grille spielen zu sehen! Nun — ich bin natürlich morgen im Theater. Empfiehl mich Deiner Frau, und sage ihr zur Beruhigung, daß ich ein andermal auf eine Einladung warten werde. Ich wollte nur mit eigenen Augen sehen . . . Basta!" Er nahm

Felix beim Kopf und küßte ihn rechts und links. „Wunderbar — wunderbar!“ brummte er in den Bart; „wie das so kommen muß!“ Mit dem Rücken der Hand eine Thräne aus dem Auge wischend, wandte er sich ab, griff nach seinem Hut und lief mit einem kurzen „Adieu“ zur Thür hinaus.

Felix blickte ihm sehr unbefriedigt nach. „Der hat's meiner Frau übel genommen . . . Warum sie sich auch so eilig entfernte?“ Er machte ärgerlich ein paar Schritte und blieb vor dem Kamin stehen. Einige Holzkohlen leuchteten noch dunkelroth; ein Häuflein weißer Asche lag darum hingestreut. Ihm fielen wieder die Briefe im Seidenbande ein. „Wären sie noch dabei —!“ Er wußte selbst nicht, weshalb er das wünschte; aber er wünschte es.

Nachdem er eine Viertelstunde vergebens auf die Rückkehr seiner Frau gewartet hatte, ging er nach dem Schlafzimmer, in dem er sie vermuthete. Er fand sie auf dem Sopha liegend, das Gesicht der Wand zugekehrt. Sie ist müde und schläft schon, dachte er und schlich nach seinem Arbeitszimmer.

Er fing an, seine Papiere zu ordnen, Briefe zu schreiben, das neueste Heft einer Zeitschrift zu lesen, das noch im Kreuzbande auf seinem Tische lag. Es fehlte zu Allem die Stetigkeit. Endlich ging er, eine Cigarre paffend, mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab, bis die Jungfer anklopfte und meldete, daß die Frau Doctorin nicht einschlafen könne, wenn er so viel poltere. Sie hatte also doch gewacht! —

Am nächsten Morgen beim Kaffee brachte Felix das Gespräch auf den gestrigen Besuch. Er meinte, es sei doch sehr ungastlich gewesen, sich zurückzuziehen, ohne auch nur eine Vorstellung abzuwarten. Hermia, die recht bleich aussah, schob ein plötzliches Unwohlsein vor. Sie erkundigte sich dann recht theilnehmend nach seinem Freunde.

Felix schilderte Doctor Friedleben als einen Menschen, der nicht auf den ersten Blick für sich einnehme. Es sei etwas Hartes und Rücksichtsloses in seinem Wesen, das weiche und zarte Gemüther leicht verletze. Die rauhe Schale berge einen trefflichen Kern, und wenn man sein Freund sei, verzeihe man ihm gern alle Unarten, die doch nur Uebertreibungen seines freundschaftlichen Pflichtgefühls seien. Er kenne ihn schon von der Schule her und habe dann mit ihm zusammen studirt, Jahre lang sogar auch das Zimmer getheilt. Später erst, als sie sich eine praktische Lebensstellung hätten erwerben müssen, wären ihre Wege nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen und es sei ihnen nicht einmal zu einem regelmäßigen Briefwechsel Zeit und Lust geblieben. „Ich bin überzeugt,“ fuhr er fort, „daß Hugo sich für mich hätte todtschlagen lassen, wenn meine Person in Gefahr gekommen wäre, und daß er ebenso noch heute allemal meine gerechte Sache zu der seinigen machen würde; aber wegen eines schlechten Verses, wegen einer hohlen Sentenz, wegen eines schiefen Urtheils konnte er Stunden und Tage lang mit mir zanken, bis er eine Aenderung durchgesetzt hatte. So manches Gedicht, von dem ich mir eine große Wirkung versprach, wurde zerrissen, sobald ich es ihm vorgelesen hatte. Sprach ich ihm in der ersten Begeisterung des Schaffens von einer neuen Trauerspiel-Idee, so pflegte er nur trocken zu antworten: schreib's einmal auf ein Quartblatt zusammen. Das war aber nicht so leicht, und meist zeigte sich's, daß er mit Recht mißtraute.

Lange hatte er mir aus Furcht, daß ich etwas Unreifes veröffentlichen könne, auch das Gelungenere durch allerhand Spott zu verleiden gesucht. Meiner Erfolge freute er sich später herzlich, nur durfte ich selbst nicht davon sprechen. Wenn Du Dich nach der öffentlichen Meinung über Dich zu beurtheilen anfängst, sagte er, bist Du verloren! Daß Du Vielen gefällst, ist ja das deutlichste Zeichen, wie wenig Du noch über die Menge hinaus bist. Er glaubte also doch an mich; das versöhnte, das reizte, das spornte. Die meisten Menschen haben die Neigung, sich möglichst billig mit sich selbst abzufinden, und ich war nicht frei von dieser Schwäche. Der Stachel, der mich auftrieb, that oft weh, aber ich mußte dem Freunde doch dankbar sein, daß er ihn unbarmherzig handhabte. Es wäre aus mir schwerlich mehr geworden, als ein Dutzend-Poet, wenn seine Freundschaft mich nicht gequält hätte; und wer weiß, wenn er mir länger hätte zur Seite stehen können .... aber Du hörst nicht zu, Hermia."

„Ich höre, ich höre," versicherte sie; „Dein Freund interessirt mich sehr — erzähle nur weiter."

„Ich bin zu Ende", schloß er seinen Bericht; es schien ihm doch nicht gerathen, ihre Worte ganz ernst zu nehmen.

Es meldeten sich auch schon allerhand Leute, die in Theaterangelegenheiten zu verhandeln hatten; das unruhige Treiben um eine Schauspielerin, die Abends auftreten sollte, begann. Die Garderobe war zu mustern, die Rolle zu memoriren; dann ging's zur Probe, und es wurde nun endlich still im Hause. Felix setzte sich an den Schreibtisch und überlas die letzten Seiten seiner Novelle, aber die wenigen Zeilen, die er schrieb, strich er bald unwillig wieder aus. Fortwährend wurde die Hausglocke geläutet; bald war eine Erkundigung einzuziehen, bald etwas abzugeben, bald sollte nach dem oder dem gesucht werden, was vergessen war. Das sei so am ersten Tage, tröstete er sich und klappte seufzend seine Schreibmappe zu. Er ging auf die Straße nach dem Hotel, in dem sein Freund logirte, konnte aber nur seine Karte abgeben, da er ihn nicht zu Hause traf. An den Anschlagsäulen standen die Leute und studirten den Theaterzettel; er hielt sich in der Entfernung, um nicht hören zu dürfen, was sie von seiner Frau sprachen. Lange vor der festgesetzten Mittagszeit kam er nach seiner Wohnung zurück und mußte dann ebenso lange über dieselbe hinaus auf die Hausfrau warten. Die Speisen waren schlecht zubereitet, zum Theil verdorben; Hermia zankte deshalb mit der Köchin und verscheuchte damit den Rest von gutem Humor.

Nachmittag schloß Hermia sich in das Schlafzimmer ein, um zum Abend auszuruhen. Als sie wieder sichtbar wurde, war der Korb mit der Garderobe zu expediren; eine Stunde vor Beginn der Vorstellung mußte sie nach dem Theater. Inzwischen war an einen ruhigen Verkehr der Eheleute nicht zu denken, ebenso wenig aber auch für Felix an ein ungestörtes Alleinsein. Dann verstand es sich ganz von selbst, daß er im Theater nicht fehlen durfte. Er hatte eine Loge, von der aus der Zugang zur Bühne bequem war.

Vorher sprach er nochmals im Hotel an. Friedleben war eben im Begriff, auszugehen. Ebenfalls nach dem Theater; das traf sich also gut. Auf der Straße kam es zu keinem ernstlicheren Gespräch; im Vorraum trennten sie sich.

„Meine Frau rechnet bestimmt darauf, daß Du uns den nächsten freien Abend schenken wirst," sagte er beim Abschied. Er hielt sich zu dieser kleinen Ungenauigkeit durchaus berechtigt; sicher hatte seine Frau nur vergessen, ihm die Einladung ausdrücklich aufzutragen. Sein Freund sah ihn aber so wundersam eindringlich an, daß er die Augen senken mußte, als ob er bei einer Lüge ertappt wäre. „Ich komme schon einmal," sagte Friedleben lächelnd und trat an die Casse.

Die Vorstellung verlief, wie eine solche Vorstellung zu verlaufen pflegt, bei der das Publicum einem Liebling, in dessen Lebensverhältnissen sich etwas Ungewöhnliches zugetragen hat, zu beweisen bemüht ist, daß er nach wie vor seiner Sympathie gewiß sein dürfe. Gleich das erste Auftreten wurde mit einem wahren Beifallssturm begrüßt. Weshalb wurde das heitere Gesicht nur plötzlich so schreckhaft bleich? Felix, der an Hermia's Triumph Antheil nahm, als hätte er ihm selbst gegolten, entging dieser Zufall nicht. Nach dem ersten Act eilte er auf die Bühne und erkundigte sich zärtlich nach ihrem Befinden. „Es war nichts," versicherte sie, „die freundliche Ueberraschung — die augenblickliche Aufregung . . ." Er mußte mit diesen wenigen Worten vorlieb nehmen; zahlreiche Verehrer, denen der Zutritt in den Zwischenakten nicht verwehrt werden konnte, drängten sich zu, um eine Phrase vorzubringen, die ihre Bewunderung ausdrücken sollte. Für den Ehemann war da kein Platz; er kehrte schnell wieder in seine Loge zurück.

Das Publicum blieb in animirter Stimmung. Jeder Scene folgte lauter Beifall, nach jedem Fallen des Vorhangs wurde die Grille gerufen, wiederholt gerufen. Und doch spielte Hermia — Felix bemerkte es nicht ohne Beängstigung — heut gar nicht so frisch und flott als sonst. Zu seiner Loge sah sie gar nicht auf, wie sie's doch in den letzten Monaten, nach ihrer Verlobung, so gern zu thun pflegte; das ärgerte ihn. Manchmal war's, als ob sie fröstelte oder einen Schmerz zu überwinden hätte. Endlich fiel der Vorhang nach dem letzten Act. Freilich mußte er noch zweimal wieder aufrauschen. Blumenbouquets und Kränze regneten von allen Seiten auf die Bühne; Hermia hatte Mühe, sie alle zu sammeln. Sie sah recht angegriffen und abgespannt aus, und als sie zurücktrat, schwankte sie merklich nach der Coulisse hin. Der Regisseur sprang zu und reichte ihr den Arm.

Felix mußte lange warten, bis sie die Garderobe verließ. Mit müden Schritten und schweigend ging sie, von ihm geführt, die Treppe hinab nach dem Wagen. Während der Fahrt lehnte sie sich an ihn. Zu Hause erklärte sie, nicht den mindesten Appetit zum Abendessen zu haben, und suchte sogleich das Schlafzimmer auf. Dort legte sie sich auf das Sopha und ließ die Lampe hinter einen Schirm stellen. „Aber was ist denn geschehen?" fragte Felix besorgt. „Du bist ernstlich unwohl —"

„Ich habe abscheulich gespielt," rief sie in Thränen ausbrechend, „ganz abscheulich!"

„Das hat das Publicum nicht bemerkt," beruhigte er; „kennst Du noch größere Auszeichnungen —"

„Das sagt nichts," fiel sie erregt ein. „Die Leute wissen selbst nicht, worüber sie klatschen und jubeln. Einer läßt sich nicht blenden."

„Wenn Du mich meinst, Hermia —"

„Dich —?"

„Verzeih mir, ich habe jetzt überhaupt nur noch Augen für meine Frau."

Sie nahm das für eine Schmeichelei und drückte zum Lohn seine Hand. „Es war Thorheit, Felix," sagte sie nach einer Weile, ihn an sich ziehend, „daß ich gestern in meinen alten Erinnerungen kramte. Ich habe die ganze vorige Nacht von dem fatalen Menschen geträumt, der mich eine Kunstverderberin genannt hatte, und heute im Theater — lache nicht! — heute im Theater, wenn ich über die Lampen in's Parquet blickte, sah ich ihn mit gekreuzten Armen an die Logenbrüstung gelehnt stehen, unbeweglich, statuenhaft wie immer."

„Welche Einbildungen, Kind!" schalt er, ihr Haar streichelnd und die ängstlich geschlossenen Augen küssend. „Ich wünschte mir etwas von Deiner lebhaften Phantasie — wahrhaftig! ich könnte sie brauchen. Geh bald zu Bett und ruhe recht gründlich aus, daß ich morgen wieder eine ganz muntere, gesunde Frau habe. So geht's, wenn man einmal Ferien macht; man muß hinterher ganz von Neuem wieder anfangen."

Sie schien zu überlegen, ob sie ihm mehr sagen solle. Aber er nachtwandelte so sorglos über die Brücke hin, die sie ihm aus Luftsteinen aufgebaut hatte, daß sie's nicht über sich gewinnen konnte, ihn durch ein Schreckwort aufzustören. „Das Komödiespielen empfand ich heut als eine recht unliebe Pflicht," sagte sie zustimmend. „Nun — die Lust wird sich schon wiederfinden . . . Gute Nacht, Lieber!"

Der letzte günstige Moment zu ganz offener Mittheilung war versäumt. —

An einem der folgenden Vormittage stattete Doctor Friedleben seine förmliche Visite ab. Er ließ sich nicht bei Felix, sondern bei dessen Frau melden und wurde sogleich vorgelassen. Heute im schwarzen Anzuge machte seine Erscheinung noch mehr den Eindruck des Finstern und Bedrohlichen. Hermia war zu Muthe, als ob an dem blauen Himmel ihres Glückes eine Gewitterwolke aufziehen und sich im nächsten Augenblicke mit Blitz und Donner entladen sollte. Doch war sie Weltdame genug, sich fassen und äußerlich ruhig erscheinen zu können. Vielleicht wünschte auch er, das Vergangene vergangen sein zu lassen. „Es ist mir eine große Freude," sagte sie, ihm einen Sessel bietend, „den besten Freund meines Mannes begrüßen zu können."

Sie täuschte sich doch. Er schien ihre Absicht, so das fernere Verhältniß zwischen ihnen durch eine Mittelsperson zu bestimmen, gar nicht verstehen, sondern selbst bestimmend eingreifen zu wollen. „Es wird gut sein, gnädige Frau," nahm er das Wort, „in aller Kürze unsere Beziehungen so zu regeln, daß wir darüber nicht im Ungewissen bleiben, auch wenn später die Gesellschaft uns ihre nivellirenden Formen aufnöthigt. Es wird Ihnen erinnerlich sein, daß ich Ihnen einmal meine Hand anbot."

„Allerdings. Aber warum . . .?"

„Ich sollte denken, ein solches Ereigniß könnte unter allen Umständen den zwei Menschen nicht gleichgiltig werden, die es betroffen. Ihnen hatte es freilich eine andere Bedeutung, als mir. Nicht das erste und nicht das letzte Mal

kamen Sie in die Lage, sich erklären zu müssen. Ich — — ich habe weder vorher noch nachher einem Weibe das Geständniß meiner Liebe gemacht."

Hermia, die fühlte, daß sie gänzlich die Führung verlor, preßte eine Hand in die andere. „Mein Herr —!" fuhr sie auf, und brach doch selbst wieder ab, obgleich er ihr Zeit ließ, sich zu äußern.

„Sie gaben mir damals eine Antwort," begann er wieder, „die mich wol überzeugen mußte, daß Sie so wenig mich, als sich selbst verstanden hatten. Was mich beruhigte — Sie fügten großmüthig das Versprechen bei, überhaupt nicht heirathen zu wollen."

„Das Versprechen —?"

„Allerdings. Ich habe die Schwäche gehabt, Ihren Brief aufzubewahren — er schließt mit den Worten: so sehr Sie meine Leistungen herabsetzen, der Kunst gehört mein Leben; ich gebe Ihnen, und das mag Ihnen die Entsagung erleichtern, das heilige Versprechen, nie zu heirathen!"

Die schöne Frau erröthete bis zur Stirn hinauf. „Ich empfand damals so," sagte sie unmuthig. „Nicht um eine bindende Verpflichtung einzugehen —"

„Gewiß, gewiß!" fiel er ein, ohne seiner Rede eine lebhaftere Färbung zu geben. „Ich will eben nur constatiren, daß Sie sich selbst untreu geworden sind."

„Und was folgt daraus?" fragte sie nach kurzem Nachsinnen.

„Sie haben geheirathet, Hermia! Ihr Leben darf also nicht mehr dem gehören, was Sie die Kunst nannten und — wie ich mich täglich im Theater überzeuge — noch heute nennen."

„O doch —!"

„Sie täuschen sich, täuschen sich schwer; oder — Sie lieben den Mann nicht, der glücklicher war als ich."

„Ich liebe ihn, glauben Sie das!" versicherte sie eifrig. „Von ganzem Herzen!"

Er preßte einen Moment die Lippen aufeinander, und sein Blick hatte etwas Flimmerndes; aber er wandte die Augen nicht von ihr ab. „Dann habe ich Recht," sagte er mit so weicher Stimme, daß sie kaum seine Worte vernahm.

Hermia hob ein Album vom Tisch auf und blätterte darin. „Ich mag nicht mit Ihnen über Dinge streiten," rief sie aus, „die wir grundverschieden auffassen. Aber ich darf fragen, was Sie berechtigt, mir diese Vorhaltung zu machen."

„Das dürfen Sie," antwortete er sehr ernst. Er sah dem Spiel ihrer Hände und Augen mit dem Buche zu.

Sie warf es verdrießlich auf den Tisch. „So *frage* ich," rief sie.

Er fegte, tief hinabgebeugt, mit dem Handschuh, den er in der Hand hielt, den Teppich. „Es hat sich nun einmal so getroffen, daß Ihr Mann mein Freund ist," sagte er, jedes Wort langsam hinsprechend.

„So handeln Sie freundschaftlich an Ihrem Freunde," wallte Hermia erregter auf, „und lassen Sie ihn vor Allem nicht wissen, daß wir beide alte Bekannte sind."

„Das dürfte er *nicht* wissen?"

„Mein Himmel — später! zu gelegener Zeit! Er weiß Alles, was Sie ihm mittheilen könnten, nur den Namen des Betheiligten hat er nicht erfahren — ganz zufällig nicht erfahren. Wenn er nun hört, daß Sie . . . ich zweifle, daß ihm diese Eröffnung angenehm wäre. Er wird glauben, daß ich ihm absichtlich Ihren Namen verschwiegen habe, daß ich Grund hatte, ihn zu verschweigen. Er wird Ihr Hiersein kaum ganz vorurtheilsfrei aus den Motiven beurtheilen, die Sie ihm an die Hand geben. Was sage ich Ihnen mehr? Gut, auch das: Sie werden ihm fortan nicht mehr der Freund sein, dem er unbedingt vertraut."

Friedleben überlegte. „Sein Vertrauen — freilich, sein Vertrauen . . ."

„Und wenn Sie ihm ein wahrer, echter Freund sein wollen," fuhr Hermia dringender fort, „so sagen Sie ihm je eher je lieber Lebewohl und reisen Sie von hier ab. Es wird für alle Theile am besten sein."

Er verzog, sarkastisch lächelnd, den Mund. „Glauben Sie? Und weshalb kam ich denn her? Ich gestehe Ihnen, daß sich ein sehr bitteres Gefühl in mir regte, als ich seine Heirath mit Ihnen erfuhr. Warum denn gerade mit Ihnen? Etwas wie Neid . . . Es steckt nun einmal im Menschen der niedre Trieb, dem Andern auch das nicht zu gönnen, was er selbst nicht haben kann — vielleicht nicht einmal mehr haben will; dem am wenigsten zu gönnen, der ihm sonst der Liebste ist. Wenn dergleichen Anwandlungen gemeiner Selbstsucht überwunden sind — ich weiß nicht, was dann zurückbleibt? Vielleicht verstärkte Hingabe: der Freund ist mir, ohne es selbst zu wissen, etwas schuldig geworden, und darum liebe ich ihn um so mehr! Ich liebe in ihm das, was ich für mich selbst verlor."

Hermia schüttelte ungläubig den Kopf. „Das ist unwahrscheinlich. Ich kann nur wiederholen: Ihre schleunige Entfernung ist die einzige wirkliche Wohlthat, die Sie dem Freunde erzeigen können."

Er bedachte eine Weile. „Ich möchte doch nicht ganz leer ausgehen," sagte er dann, sich im Sessel aufrichtend. „Sie haben geheirathet — gut! Werden Sie nun auch wirklich Felix eine Frau!"

Hermia stand auf. „Mein Herr —! Halten Sie die glückliche Ehe zwischen einem Dichter und einer Schauspielerin für unmöglich?"

Er ließ sich nicht beirren. „Nein," sagte er ruhig. „Zwei Menschen, die in heiligem Ernst ihrem Kunstideal leben . . . Pah! Die Idealisten, gnädige Frau, sind heute sehr selten, und was sich dafür ausgibt, besteht meist die Probe nicht. Wollen Sie's auf dieselbe ankommen lassen? Ich denke, Sie wissen nach jeder Vorstellung ganz genau, wie oft Sie beklatscht und hervorgerufen sind — der Beifall ist Ihr Lohn, selbstverständlich nachdem die Gagenfrage geordnet ist."

„Herr Doctor," rief sie entrüstet, „Sie erlauben sich Aeußerungen . . . ich finde kein Wort dafür!"

„Sie würden es finden," antwortete er sanft, „wenn Sie sich nicht getroffen fühlten. Ich bitte Sie, haben Sie sich doch nur selbst ein klein wenig lieb und versuchen Sie nicht, sich zu täuschen. Hermia, die Schauspielerin, kann nur einen Mann brauchen, der den Götzen umtanzt, zu dem sie selbst betet, der

nichts für sich ist, nur die Glocke, die für sie tönt, allenfalls die Schelle, mit der sie klappert. Hermia, die Frau —"

Sie wandte sich unwillig ab. „Ersparen Sie sich die weitere Ausführung, mein Herr!"

„Hermia, die Frau," setzte er mit wärmerer Betonung seine Rede fort, „würde Zeit und Geduld haben, ihren Mann zu lieben. Sie würde ihm ein Haus schaffen, und in dem Hause ein Paradies stillen Glückes. Sie würde ihn begreifen und fördern in seinem Dichten und Trachten, seine Siege würden ihre Triumphe sein."

Sie schwiegen beide eine Minute lang, er abwartend, sie nachdenkend. Dann schüttelte sie energisch den schönen Kopf mit der zornigen Stirn und rief: „Unmöglich! Sie bemühen sich ganz umsonst — es ist unmöglich! Nochmals: stellen Sie sich nicht auf unsern Weg. Sie können nur — — auch den Freund verlieren."

Doctor Friedleben erhob sich seufzend. „Wie Sie wollen," sagte er. „Ich habe gewarnt. Grüßen Sie Felix. Ich wüßte nicht, was ich ihm in diesem Augenblicke sagen könnte."

Er verbeugte sich und ging. Hermia blieb in der ärgerlichsten Stimmung zurück. „Das ist seine Rache," sagte sie sich immer wieder; „aber weil er's will, deshalb gerade am wenigsten!"

Mehrere Wochen verliefen, wie die ersten Tage verlaufen waren. Die vielbeschäftigte Schauspielerin war vom Morgen bis zum Abend für das Theater in Anspruch genommen. Zu den älteren Stücken traten Novitäten. Rollen von vielen Bogen wurden abgegeben, sollten studirt, dann gelernt, dann gespielt werden. Leseproben, Arrangirproben, Scenenproben, Spielproben folgten einander rasch. Neue Kostüme waren zu beschaffen, Conferenzen mit den Stofflieferanten, den Schneidern, dem Theaterfriseur unvermeidlich. Dazu drängte sich mehr und mehr ungenirt wieder Alles heran, was Zutritt hinter die Coulissen hatte. An den freien Vormittagen stand die Thür zum Salon nicht still. Und die Einladungen zu den luxuriösen Soupers, die von Kunstenthusiasten gegeben wurden .... es war ein Leben in Saus und Braus. Wer nur schwindelfrei blieb —!

Hermia war an solche Unruhe gewöhnt, sie hatte Beschäftigung und kam kaum zur Besinnung. Und doch fanden sich Minuten und Stunden, in denen sie recht schwermüthig auf die ersten glücklichen Wochen zurückblickte und ihr ganzes Thun und Treiben „schaal und ekel" fand. Ihr Beruf füllte sie nicht mehr aus, und was unausgefüllt blieb, war doch wieder nur ein Nebenraum, den sie selbst zu unwohnlich hielt für das, was er aufnehmen sollte. Sie hatte Augenblicke, in denen sie hätte rufen mögen: Hier muß ein Ende gemacht werden — es geht so nicht weiter! Schließen wir die Thüren, lassen wir Niemand ein — Niemand! Es ist endlich Zeit, daß wir mit einander allein sind! Dann konnte sie sich's wol lebhaft ausmalen, wie der Theaterdiener vergeblich anklopfte und der Theaterarzt vorfuhr und endlich der Intendant seinen Regisseur schickte — Alles umsonst! Aber sie hatte doch nicht den Muth, sich in solcher Stimmung ihrem Felix zu eröffnen; sie fürchtete, er könnte sie dabei festhalten wollen, und das durfte nicht sein. Besser, er erfuhr gar nichts von diesen Grillen

und glaubte sie ganz glücklich und befriedigt. Es blieb ja doch am Ende nichts übrig, als sich in die Verhältnisse zu schicken.

Das war anfangs denn auch sein Beschwichtigungsmittel. Nur daß es sehr bald den Dienst versagte! Felix fühlte sich wie mit einem Netz umstrickt, das ihm keine freie Bewegung ließ. Es half nicht, den einen und andern Faden zu zerreißen, die Maschen schlossen gleich wieder zusammen. Das ganze Netz hätte er über den Kopf ziehen und fortwerfen müssen — aber was dann? Es lag doch nur an seiner Nervosität, daß er mit dem neuen Zustand der Dinge nicht fertig werden konnte, in den er sich selbst gestellt hatte. Und warum ließ er sich von etwas zerstreuen, das gar keine innere Betheiligung verlangte? Aber wenn ihm nun der Kopf so wüst und das Herz so weh war und die Feder ihm aus der Hand fiel auf das leere Papier — nein! sein Unmuth war doch berechtigt. Er wuchs von Tag zu Tage; er setzte sich, da er sich nicht entladen konnte, wie eine Krankheit fest. Und endlich hielt er sich nicht länger. Was Hermia nur dachte, sprach er aus: „Hier muß ein Ende gemacht werden — es geht so nicht weiter!"

Sie war erschrocken, als das so hart herausfuhr. Es fiel ihr nun nicht mehr ein, daß sie ganz ähnlich empfunden hatte; sie hörte nur, daß er mit ihr und mit sich unzufrieden sei — vielleicht mehr mit ihr, als mit sich! „Worin muß ein Ende gemacht werden?" fragte sie verletzt; „was geht so nicht weiter?" Er lenkte ein. In ihrer Lebensweise lasse sich nun einmal nichts ändern, gab er zu; sie sei eine Schauspielerin und an die Bedingungen ihres Berufs gebunden — er aber habe ein gleiches Recht auf Existenz und dürfe sich dasselbe nicht verkümmern lassen. Ihre Augen füllten sich schon mit Thränen. Ob er damit sagen wollte, daß sie ihm im Wege sei? „Ueberlege verständig, Liebchen," bat er, „was ich fordere. Nichts, als für mich allein sein zu dürfen, wenn ich Deiner doch nicht froh werden kann. Eine Art von freiwilliger Separation . . ." Das Wort schlug ein wie ein Blitz. „Aber so versteh' mich doch recht," suchte er zu begütigen. „Ich meine, wir separiren uns für die Zeit des Tages, in der jeder in seinem Beruf arbeitet, so vollständig, daß keine gegenseitige Störung möglich ist —" „Du hast mich noch nie gestört," fiel sie ein. „Wenn Du mir aber andeuten willst, daß Du keine Theilnahme für meine Kunstthätigkeit . . ." Heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme. Er hatte sich auf so erregten Widerspruch gar nicht gefaßt gemacht und war nun ganz verwirrt. „Aber Du wirst doch einsehen," drängte er, „daß ich nichts zu leisten vermag, wenn ich auf jede Sammlung meiner Gedanken verzichten muß. Meine Novelle ist das jämmerlichste Machwerk geworden; mein Trauerspiel rückt nicht von der Stelle . . ." „Warum schreibst Du auch Trauerspiele?" schluchzte sie. „Kein Mensch will sie sehen. Jeder erwartet überdies, daß Du mir eine neue Rolle schaffst. Dazu müßtest Du mich freilich studiren! Und nun ist Dir's schon zu viel, mich nur auf die Probe zu begleiten oder im Theater spielen zu sehen. Das ist lieblos, Felix! Aber schließe Dich doch nur in Dein Zimmer ein, kümmere Dich doch nur gar nicht um Deine Frau, zeige doch den Leuten, daß ich Dir im Wege bin . . ."

So ging's noch eine Weile in immer unvernünftigeren Steigerungen fort.

Er sprach schon nicht mehr für die Gerechtigkeit seiner Sache, schränkte nur noch ein, nahm zurück, suchte zu besänftigen. Und als sie ihm um den Hals fiel und ihm sagte, daß sie ohne ihn gar nicht mehr leben könne, und ihn fragte, ob er sie wirklich noch liebe — da zerrannen seine kühlen Entschlüsse wie mürbes Eis unter den Strahlen der Frühlingssonne. Es blieb beim Alten. —

Doctor Friedleben beschränkte seine Besuche meist nur auf Minuten oder Viertelstunden. Er äußerte selbst einmal halb im Scherz, halb im Ernst, daß er sich als den Hausarzt betrachte, der die Verpflichtung habe, von Zeit zu Zeit nachsehen zu kommen, was für seine Patienten zu thun sei. Hermia verleugnete sich, so oft sie konnte; Felix benahm sich ihm gegenüber wie Einer, der ein schlechtes Gewissen hat und nun zeigen will, daß er sich in der rosigsten Laune befinde — besonders wenn seine Frau zugegen war. Manchmal freilich trieb es ihn zu dem alten Freunde, und in dem stillen Stübchen kamen dann sehr unvorsichtige Aeußerungen zu Tage. Friedleben schien sie zu überhören.

Eines Tages brachte er den Eheleuten die Nachricht, daß er die Theaterkritik übernommen habe. „Sie war bisher in den Händen eines ganz charakterlosen Menschen," fügte er hinzu, „der nach Willkür Lob und Tadel austheilte. Ich bin mir der ernsten Pflichten meines Amtes bewußt und werde mich nicht durch Rücksichten leiten lassen. Jedem wahren Freunde der Kunst, auch unter den Schauspielern, kann damit, denke ich, nur gedient sein." Hermia durchfröstelte es eisig kalt. Sie sah ihn in Gedanken auf seinem Platz im Theater, mit gekreuzten Armen an die Logenbrüstung gelehnt, stehen und auf die Bühne starren. Und der Mann, der ihr nicht einmal Beifall klatschte oder ein Bravo zurief, wenn das ganze Haus in freudiger Bewegung war, der Mann sollte sie kritisiren!

Wie begründet ihre Furcht war, zeigte sich sofort. Gleich das erste Referat hatte sich über eine Novität auszulassen, in der Hermia die ihr wenig zusagende erste Partie übertragen war, weil man auf ihre Beliebtheit rechnete. Sie hatte nicht abgelehnt, um eine Rivalin zurückzuhalten, die sich um die Rolle bemühte. Nun sie dieselbe einmal spielte, bildete sie sich gern auch ein, ihr zu genügen, und der Beifall des Publicums bestärkte sie darin. Einer ihrer Verehrer in der kleinen Presse posaunte denn auch schon am nächsten Tage, das Stück wäre jämmerlich gewesen und hätte rettungslos durchfallen müssen, wenn sie es nicht durch den Zauber ihrer Persönlichkeit und durch ihr vollendetes Spiel gehalten hätte. Und nun kam die Hauptzeitung mit einem langen, „Hugo Friedleben" unterzeichneten Feuilleton, in dem mit olympischer Ruhe nachgewiesen wurde, daß das Stück gut, aber offenbar von der Regie gänzlich mißverstanden sei, wie sich schon aus der unglaublich verfehlten Rollenbesetzung ergebe. Dann hieß es mit Bezug auf Hermia: „Diese in ihrem beschränkten Fach gewiß sehr liebenswürdige Schauspielerin besitzt leider nicht selbständige Gestaltungskraft. Sie hat in den durch ihre Individualität bestimmten Grenzen ein recht achtbares Reproductionstalent, aber eine Rolle neu zu schaffen, wird ihr mit den Mitteln, die sie zur Verfügung stellt, nie gelingen. Denn es fehlt ihr das, was allemal erst den Künstler macht: die Fähigkeit, in dem dargestellten Gegenstande aufzugehen. Sie spielt überhaupt nur eine einzige Rolle, aber in mancherlei Kostüm, und

wer für sein Stück auf sie zählt, erfinde ihr ein neues Kostüm zu dieser Rolle, in der sie zu bewundern das Publicum mit gutem Grund nicht müde wird. Wie sie lacht, wie sie weint, wie sie schmollt, wie sie droht, wie sie mit dem Kopfe nickt und mit den Augen bittet — das alles ist unübertrefflich reizend, aber es paßt doch nicht überall hin. Dem selbständigen Dichter gebe man eine selbständig gestaltende Kraft für seine Hauptfigur. Unsere Bühne verfügt glücklicherweise über die Leistungen einer jungen Dame —" Und nun war jene Rivalin genannt und ganz offen der Grund ihrer Zurücksetzung ausgesprochen.

Hermia wüthete vor Zorn. Das hatte ein Freund ihres Mannes über sie geschrieben, und das las nun die ganze Stadt! Ganz verstört brachte sie Felix das Zeitungsblatt, das von ihren Thränen genäßt war. Sie ließ ihm gar nicht Zeit, sich zu informiren. „Das ist eine Infamie!" rief sie außer sich; „dieser Mensch hat es darauf abgesehen, meinen künstlerischen Ruf zu untergraben! Sein Lob ist so beleidigend als sein Tadel, jedes Wort ist eine Bosheit! Und das ist nur der Anfang. Nein! ein zweites solches Feuilleton darf er nicht schreiben. Was gedenkst Du zu thun?"

Diese directe Frage brachte ihm das Verständniß für seine mißliche Lage. „Vor Allem beruhige Dich nur," bat er. „In solcher Aufregung einen vernünftigen Entschluß zu fassen, ist unmöglich."

„Wer da noch einen Augenblick bedenken kann —!" rief sie.

Er führte sie auf's Sopha. „Die Kritik ist sehr scharf gehalten."

„Das nennst Du eine Kritik?" rief sie ihm wild entgegen. „Ein Pamphlet nenne ich das, eine Büberei. Ich habe allen schuldigen Respect vor der öffentlichen Meinung; aber das ist nicht ihr Ausdruck. Das ist der Racheschrei eines persönlich Gekränkten . . ."

Er mußte lächeln. „Der Racheschrei eines persönlich Gekränkten, Hermia? Wie hätte Friedleben, mein bester Freund —"

Sie biß sich auf die Lippe. „Das wirst Du hoffentlich nun vergessen," knüpfte sie an die Schlußworte an. „Ein Mensch, der Deine Frau so zu mißhandeln im Stande ist, kann — darf — wird Dein Freund nicht länger sein!"

„Erlaube, daß ich darüber selbst —"

„Und kurz: was gedenkst Du zu thun? Daß etwas geschehen muß, wird doch außer Zweifel sein?"

„Liebe Hermia —"

„Nein, nein! nicht in diesem Tone. Ich fordere eine Genugthuung, die der öffentlichen Kränkung angemessen ist."

„Aber worin soll sie bestehen? Wenn ich ungerecht von der Kritik angegriffen werde, welches wirksame Mittel habe ich, sie zu widerlegen? Ich bin ja Partei in meiner eigenen Sache, und Jeder weiß das."

„Schreibe eine Entgegnung, Felix!"

„Ich — Dein Mann? Sie kann uns nur lächerlich machen."

„Doctor Friedleben muß widerrufen."

„Er hat seine Ueberzeugung ausgesprochen und wird nichts von dem zurücknehmen, was er gesagt hat und mit seinem Namen vertritt."

„Nie wieder darf er ein Wort über mich drucken lassen — nie wieder!"

„Wie soll man ihm das verbieten, Kind? Aber ich will sogleich mit ihm sehr ernstlich sprechen, will ihn bitten —"

„Bitten! Das sagst Du Deiner Frau! Diesen Menschen bitten, mich zu schonen — nicht wahr! Man duldet mich ja auch auf der Bühne nur so um Gotteswillen!"

„Das Publicum steht auf Deiner Seite, Hermia; überlasse ihm getrost Deine Rechtfertigung."

„O! von der Seite wird sie nicht ausbleiben," eiferte sie. „Eine außerordentliche Ovation muß für mein nächstes Auftreten vorbereitet werden. Ich habe noch Freunde!"

Alle seine Gegenvorstellungen fruchteten nichts, machten sie nur noch hartnäckiger. Er erklärte endlich mit aller Entschiedenheit, daß er sich durch ihr leidenschaftliches Drängen nicht zu etwas hinreißen lassen werde, was er als Schriftsteller nicht verantworten könne. Damit war die Brücke abgebrochen. Hermia wußte nun, „daß er sie nie geliebt habe," und verließ das Zimmer mit der Drohung, sich selbst Recht zu schaffen.

Felix that, was er gleich zu thun sich vorgenommen hatte: er suchte Doctor Friedleben in seiner Wohnung auf, um ihn energisch zur Rede zu stellen. Dieser unfreundschaftliche Angriff hatte ihn doch viel tiefer gekränkt, als er's seiner Frau hatte zeigen mögen. Hätte Hermia sanftmüthiger ihm das Urtheil überlassen, es würde sich von dem ihrigen nicht allzu weit entfernt haben; nun sie zornig vorgriff und ihm ihre Anschauung aufdrängen wollte, wurde der Oppositionstrieb rege. Hier, dem Recensenten gegenüber, glaubte er um so schärfer für die gekränkte Frau eintreten zu müssen.

Friedleben las ihm vom Gesicht ab, was er ihm zu sagen kam; er nahm sogleich selbst das Wort. „Du kannst Dir wol vorstellen, lieber Freund," sagte er, ihm entgegengehend, „daß mir's sehr schmerzlich war, über die schauspielerische Leistung Deiner Frau den Stab brechen zu müssen. Aber was konnte ich als ehrlicher Mann Anderes thun? Es handelte sich nicht um kleine Mängel der Repräsentation, sondern um ein gänzliches Verkennen der Richtung, in der Hermia's Talent leistungsfähig ist. Das mußte der Regie gesagt werden und konnte ihr selbst natürlich nicht verschwiegen bleiben. Der Artikel macht ganz das Aufsehen, das er beabsichtigte — der beste Beweis, wie nothwendig er war."

„Und Du wirst in derselben Weise fortfahren zu schreiben?" fragte Felix in kühler Haltung.

„Gewiß."

„Ueber meine Frau zu schreiben —?"

„Wenn es sein muß, auch über Deine Frau. Sie ist Schauspielerin."

Felix bewahrte nur mit Mühe das nothwendigste Maß von Gleichmuth. „Ich muß Dir bemerken," sagte er, „daß mir eine solche Handlungsweise als die schreiendste Rücksichtslosigkeit erscheinen würde."

Friedleben zuckte die Achseln.

„Du weißt, daß Hermia bisher nur die Huldigungen der Presse zu empfangen gewohnt gewesen ist."

„Leider."

„Es ist eine Thatsache und verdient als solche Beachtung. Dein abfälliges Urtheil hat dagegen ganz andere Bedeutung, als sonst eine tadelnde Kritik. Es kommt einem feindlichen Angriff auf die Stellung gleich, die sie sich in der öffentlichen Meinung errungen hat und die nach derselben für unerschütterlich galt. Mehr noch: man kennt unsere freundschaftlichen Beziehungen, erwartet also von Dir besonderes Wohlwollen. Der Schlag von Freundes Hand thut nicht nur weher, er verwundet auch tiefer."

Friedleben warf den Kopf zurück. „Und was blieb meine Kritik überhaupt noch werth," fragte er leichthin, „wenn sie sich gleich bei ihrer ersten Probe der Freundschaft feil bewies?"

„Niemand hätte ihr das zum Vorwurf gemacht," eiferte Felix.

„Schlimm genug, wenn der Bube, der die öffentliche Meinung fälscht, nicht mehr durch öffentliche Verachtung corrigirt wird."

Es entstand eine Pause im Gespräch. Es schien nur noch übrig zu bleiben, daß dasselbe mit irgend einem gleichgültigen oder leidenschaftlichen Wort geschlossen wurde. Felix konnte sich nicht trennen. „Du stellst Dich als Kritiker so hoch," begann er wieder, die Worte vorstoßend, als ob ihm dabei das Athmen schwer würde, „daß ich wol vergeblich die Hand nach dem Freunde ausstrecken muß. Dann aber stelle ich die Frage anders: Du hattest Hermia schon öfters spielen gesehen, Du hattest Dir bereits ein Urtheil über sie gebildet, wußtest, daß Du in ihr eine falsche und verderbliche Kunstrichtung zu bekämpfen haben würdest — ich spreche da ganz von Deinem Standpunkte aus — und doch übernahmst Du ein Amt, das Dir diese Pflicht auferlegte. Du übernahmst es freiwillig. Der Freund, denke ich, hätte es ablehnen müssen."

Friedleben hatte ruhig den Blick auf ihn geheftet gehabt, während er sprach. Nun zuckte es in seinem Auge, als fühle er sich getroffen. Und dann verzogen sich die Muskeln um den Mund wie bei der Bekämpfung eines heftigen Schmerzes. Gleich darauf aber erfolgte ein krampfhaftes Auflachen. „Der Freund —?! weißt Du das so gewiß?"

Felix wandte sich verletzt ab. „Du wirst Dir klar darüber sein," sagte er mit gehobener Stimme, „welche Folgen für unser Verhältniß Dein . . . unbegreiflich liebloses Benehmen haben muß."

„Ich bin gewohnt, meine Handlungen zu vertreten," antwortete Friedleben erregt. „Auch in diesem Falle —"

„So habe ich Dir nichts mehr zu sagen," fiel Felix mit Heftigkeit ein, drehte sich kurz um und ging.

Er hatte einen Freund verloren. —

Hermia war ausgefahren. Sie ließ sich beim Intendanten melden, machte ihm eine Scene und verlangte, daß er Repressivmaßregeln gegen das Blatt treffen solle, das den frechen Angriff gewagt hatte. Sie fuhr bei den Redactionslocalen der kleinen Zeitungen vor, bat um Schutz, weinte, schmeichelte. Sie gab bei vornehmen Gönnern und Freunden ihre Karte ab. Ueberall ließ man's an Aeußerungen der Entrüstung, an freundlichem Zuspruch, an dem Versprechen kräftiger Vertretung nicht fehlen. Sie konnte, als sie nach Hause zurückkehrte, ihrem Manne mit einiger Genugthuung sagen, daß sie überall ein besseres Ver-

ständniß für das ihr geschehene Unrecht gefunden habe, als bei ihm. Sie suchte sich den Anschein zu geben, als ob sie jetzt von ihrer Höhe mit mitleidiger Verachtung auf den Wicht herabsehe, der sie gar nicht zu begreifen fähig sei; sie sprach gelegentlich von dem Kläffer, der den Mond anbelle. Felix konnte sich nicht überwinden, ihr von seiner Begegnung mit Friedleben, von dem Bruch der alten Freundschaft ihretwegen zu berichten, obgleich er sich davon guten Erfolg für sich selbst versprechen durfte. Er hatte das ganz sichere Gefühl, daß sie sich auf diesem Wege nicht treffen und vereinigen könnten.

Am anderen Tage waren die Zeitungen voll von allerhand Lärm und Klatsch. Einige Ritter von der Feder, aber nicht vom Geiste, warfen sich sehr ungeschickt zu Hermia's Vertheidigung auf, Inserate in Prosa und in Versen halfen für sie kämpfen. Felix hatte seinen stillen Aerger darüber, aber die gefeierte Schauspielerin war sehr glücklich. Die prachtvollsten Blumenbouquets wurden bei ihr abgegeben, einige begleitet von kostbaren Geschenken. Am Abend bei ihrem Auftreten auf der Bühne wurde sie von dem ausverkauften Hause mit einem wahren Sturm von Beifall empfangen; er wiederholte sich nach jeder längeren Rede, nach jedem Abgang, nach jedem Fallen des Vorhangs. Ihre Rivalin, die eine unbedeutende Rolle hatte, wurde unbarmherzig ausgezischt. Nach dem Schluß des Theaters sammelten sich die Massen am hinteren Ausgange des Gebäudes; man wollte die Pferde vor ihrem Wagen ausspannen; die Polizei mußte einschreiten.

Und doch fühlte sie sich unbefriedigt. Diese sämmtlichen Ovationen, wem galten Sie? Riß wirklich ihre Kunst die Menge zu begeistertem Beifall hin? Wie kam es denn, daß sie gerade diesmal daran zweifeln mußte? Und wenn dieser Sturm den Kriegslärm bedeuten sollte, den ihre Anhänger gegen den Angreifer ertönen ließen, wie wenig schreckhaft mußte er demselben erscheinen, da er ruhig seinen Platz behauptete und nicht einmal die Farbe wechselte! Sie konnte vor Aufregung nicht einschlafen, immer stand die dunkle unbewegliche Gestalt ihr vor Augen.

Und nun begann das Feuilleton der Hauptzeitung: „Frau Hermia macht Fortschritte! Sie hat unzweifelhaft einen großen Erfolg in die Tafel ihrer Bühnenerlebnisse einzutragen. Während ihr bisher ein Publicum zujauchzte und zuklatschte, das eine, wenn auch nicht besonders einsichtige, doch jedenfalls sehr aufrichtige Freude an ihrem munteren Spiel empfand, hatte ihr jüngstes Auftreten in Thalia's Hallen Alles versammelt, was am Scandal Vergnügen hat. Janhagel hat eine kräftige Lunge und feste Hände. Das war ein Kunstenthusiasmus, wie er sich bisher nur in der Posse zu beweisen pflegte. Die Popularität der Schauspielerin ist im Wachsen. Dafür sprechen auch die vielen Schreck- und Drohbriefe, über deren Empfang der Unterzeichnete hiermit quittirt, und die sich sämmtlich durch eine souveräne Verachtung der deutschen Grammatik auszeichnen. Sie liegen für den Liebhaber in der Redaction zur Einsicht aus." Es folgte dann eine sehr ernst und maßvoll gehaltene Besprechung der schauspielerischen Leistungen selbst mit dem Schluß: „Frau Hermia wird hoffentlich künftig wieder für ihre alten Freunde spielen!"

Sie fühlte sich wie vernichtet. Ihre Mittel waren erschöpft und nichts

hatte sie gewonnen als Spott. Das Zeitungsblatt entsank ihrer Hand; ihr Aussehen war wirklich besorgnißerregend. Felix, eine mitleidige Natur, vergaß schnell seinen Groll und eilte hinzu, die halb Ohnmächtige in seinen Arm zu schließen. Aber sie raffte sich auf und stieß ihn zurück. „Du trägst die Schuld an meinem Fall," rief sie, „Du allein. So büße ich dafür, daß ich Dich liebte, daß ich Dein Weib wurde!" Sie ging weinend in ihr Zimmer und winkte ihm, nicht zu folgen.

Die Vormittagsprobe wurde abgesagt. Nachmittags meldete sie sich krank. Rothe Theaterzettel an den Straßenecken kündeten eine Stunde später für den Abend ein anderes Stück an. Sie empfing keinen Besuch, aß nicht, lag auf dem Sopha oder ging unruhig auf und ab. Felix schien ihr nun ganz zuwider zu sein; sie stellte sein Bild umgekehrt auf den Schreibtisch und warf ein Tuch darüber. Den ganzen folgenden Tag besserte sich ihre Laune nicht. Am dritten rief sie die Jungfer und machte mit deren Hilfe große Toilette. Sie erschrak selbst über sich, als sie in den Spiegel sah, ihre tiefliegenden, blauumrandeten Augen und eingefallenen Wangen bemerkte. Welcher rasche Verfall!

Der Wagen war bestellt. Sie dirigirte ihn zu — Doctor Friedleben. —

Eine überraschende Visite! Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als ihm die Karte gebracht wurde. Mit den Fingerspitzen tupfte er an seine Stirn, als wollte er die Gedanken berufen, die sich voreilig laut machten. „Ah! es ist ja am Ende gar nicht verwunderlich! Was thut nicht eine Schauspielerin, wenn ihre Eitelkeit ... armer Felix!"

Frau Hermia zog rauschend die Schleppe ihres Seidenkleides nach, als sie rasch eintrat und mit vorgestreckter Hand auf den Doctor zuging, der an seinem Schreibtisch stehen geblieben war. Mit jenem bezaubernden Lächeln, das Schauspielerinnen immer zu Gebote steht, wenn sie ihren Recensenten Visiten abstatten, rief sie mit dem Ausdruck neckischer Heiterkeit: „Da bin ich nun in der Höhle des Löwen und will doch einmal sehen, ob seine Großmuth nur eine Fabel ist. Sein fürchterliches Brüllen aus der Ferne schreckt mich nicht ab. Haben Sie ein Viertelstündchen Zeit, lieber Herr Doctor?"

Friedleben berührte kaum die Spitzen ihrer Finger und leitete sie so an der Hand nach dem Sopha. Er trat dann wieder an sein Stehpult zurück und beobachtete scharf ihr Gesicht, während sie beim Niederlassen das störrische Seidenkleid bändigte. Sie vergaß dabei, daß sie Komödie spiele, und warf einen recht grimmigen Blick auf die arme Schleppe, die nicht sogleich Ordre pariren wollte. Das schöne Gesicht sah nun so finster und vergrämt aus, wie eine Stunde zuvor. Und doch schien es dem Doctor besser zu gefallen, als das lachende vorhin. Die strenge, zuwartende Haltung wurde aufgegeben; er beugte den Oberleib ein wenig vor, und ein mitleidiger Zug milderte den Ernst des Gesichts. Er glaubte zu wissen, was er wissen mußte.

„Nun — antworten Sie mir nicht?" begann sie wieder in jenem leichten Ton, den sie so oft auf der Bühne geübt hatte. „Die Leute meinen, daß wir einander spinnefeind sind, und ich denke, sie irren sich doch. Sie mögen „zweifelsohn' erzittern und erbeben, wenn Löwe, rauh von Wuth, läßt sein Gebrüll heraus." Ich weiß ja doch, daß in dem Löwenfell „ein gewisser Schnock, der

Schreiner" steckt, der ein manchmal recht wunderlicher, aber gar nicht böser Herr ist. Ich hoffe, mich mit ihm verständigen zu können."

Dieser Humor war viel zu gezwungen und erkünstelt, um die beabsichtigte Wirkung hervorbringen zu können. Friedleben ging nicht darauf ein. „Gestatten Sie eine Frage, gnädige Frau," sagte er fast geschäftsmäßig trocken. „Weiß Felix von diesem Besuch?"

Sie hob rasch den Kopf. „Felix?"

„Ihr Mann."

Die Augen senkten sich, während ein spöttisches Lächeln um den feinen Mund spielte. „Ich glaube, auch nach meiner Verheirathung so weit selbständig geblieben zu sein," bemerkte sie in gehaltenem Ton, „nicht meines Mannes Erlaubniß einholen zu dürfen, wenn ich in meinem Beruf thätig bin."

„Er weiß also nicht —?"

„Mein Himmel, nein! Was Sie pedantisch sind!"

„Ihnen aber, gnädige Frau, ist bekannt, daß Felix mir feierlich seine Freundschaft aufgesagt hat?" fragte er unbeirrt weiter.

„Wie, er hätte —?" Ihre Ueberraschung war nicht gespielt.

„Er hat mir feierlich seine Freundschaft aufgesagt," bestätigte Friedleben, „— Ihretwegen, gnädige Frau. Ich habe Grund, zu glauben, daß ihm dieser Schritt nicht leicht geworden ist. Ich weiß nun nicht — wenn er Sie hier auf meinem Sopha sitzen sähe und heiter scherzen hörte ..."

Hermia bewegte sich unruhig. Sie preßte die Lippen, die Stirn röthete sich, an den Schläfen traten sichtlich die feinen Aederchen vor wie bei großer Anstrengung, und plötzlich perlten ein paar helle Thränen aus den Augenwinkeln nieder. Sie wurden schnell mit dem Tuch abgefangen; eine rasche Senkung und Wendung des Kopfes sollte sie ihrem Gegenüber verbergen. In der nächsten Secunde hatte sie auch schon ihre frühere Fassung zurückerlangt. „Ich bitte meinen Recensenten um einen Aufschluß über sein Verhalten," sagte sie, „das wird unter allen Umständen erlaubt sein."

Er verneigte sich. „Ich bitte also —"

Friedleben hatte durch seine Zwischenfrage ihre Zirkel gestört; sie fand sich nun nicht sogleich wieder mit voller Freiheit hinein. Nach einigen vergeblichen Versuchen, auf Schleichwegen sich ihrem Ziel zu nähern, rief sie entschlossen: „Fort mit dem Versteckspiel! Lassen Sie mich ein offenes Gesicht sehen. Was Niemand sonst weiß, das wissen wir Beide doch! Ihre Recension über mich hat eine Vorgeschichte; es ging ihr — eine Liebeserklärung voraus."

Er nickte schwermüthig. „Die Thatsache ist richtig."

„Und was folgt daraus?" fuhr Hermia leidenschaftlicher fort. „Was folgt daraus für Jeden, der diese Thatsache kennt? Daß Ihre Recension nicht ist, was sie scheinen will: das unparteiische Urtheil eines wahren Kunstfreundes! daß sie beeinflußt ist von einem leicht erklärlichen Gefühl des Unmuths über die Enttäuschung froher Hoffnungen, die vielleicht immer noch aus den Wurzeln grünten, des Neides über die schnellen Erfolge eines Glücklichen, den Sie nicht als verdienstlicher anerkannten, des Erzürntseins über das, was Sie einen Wortbruch meinerseits nennen —"

„Hermia —!“ rief er, nun doch mehr betheiligt, als er hatte verrathen wollen, „Sie könnten glauben —?“

„Was ich aus Ihrem eigenen Munde gehört habe, als Sie mir aufrichtig gemeinte Vorwürfe machten. Wie? Hätten Sie so über eine Schauspielerin geschrieben, die Sie hier erst in ihren Leistungen kennen lernten, die Ihnen persönlich ganz gleichgültig war? Sehen Sie mich an und zucken Sie nicht mit den Augenwimpern. Ah! Sie sind kein Heuchler — Sie werden sich und mich nicht belügen. Sagen Sie es nur, und es soll Ihnen verziehen sein: Sie haben Leid mit Leid vergolten!“

Er schüttelte heftig den Kopf, als wollte er einen Wespenschwarm abwehren, der ihn umsummte. „Nein!“ rief er, „nein, Hermia! Sie sind in einem unseligen Irrthum befangen. Nicht deshalb — gewiß nicht deshalb ...“

„Und weshalb sonst?“ forschte sie, schon ihre wachsende Macht fühlend. „Doch wol nicht, um in heiliger Entrüstung den Tempel der Kunst zu säubern, an den kaum noch ein jugendlicher Phantast ernstlich glaubt? Ich möchte Sie nicht gern auslachen, Doctor!“

Er zog den Bart zwischen die Zähne und biß daran. „Und doch sind Sie im Irrthum,“ versicherte er, „auch wenn Sie hierin Recht behalten. Berathen Sie Ihr Gewissen, Hermia! Habe ich Ihnen, der Schauspielerin, je etwas Anderes gesagt und geschrieben, als was in dieser Recension steht?“

„Und doch galt sie der Schauspielerin nicht,“ antwortete sie, scharf Wort nach Wort absetzend. „Aber was thut's, ob Sie mir Recht geben oder nicht? Ich besitze zum Glück noch Ihren letzten Brief an mich. *Wer ihn liest, der wird mir Recht geben* — zweifeln Sie daran?“

„Und Sie wollten diesen Brief ...?“

„Ungern — ich gestehe es ganz offen, sehr ungern. Es kann mir selbst nicht lieb sein, Dinge öffentlich besprochen zu wissen, die nicht in die Oeffentlichkeit gehören. Aber wenn Sie mich zwingen —“

„Wodurch zwingen?“

„Durch die fortgesetzt feindselige Haltung Ihrer Kritik. Ihnen, Doctor, hat die Veröffentlichung jenes Briefes noch eine ganz andere Bedeutung als mir: *sie vernichtet den Kritiker!*“

Friedleben schwieg und sah finster zur Erde. In diesem Punkte konnte sie Recht haben.

Hermia schlug die Zipfel ihres Taschentuchs zurück und wies auf das Päckchen Briefe im Seidenbande, das sie damit bedeckt in der Hand gehalten hatte. „Sie dauern mich, Doctor,“ sagte sie übermüthig; „da hab' ich meine stummen Zeugen mitgebracht, damit Sie nicht glauben, daß ich leichtsinnig flunkere. Wünschen Sie, daß sie sprechen? So groß wird Ihre Liebe zur Kunst nicht sein. Ich will Ihnen aber einen Pact anbieten. Hören Sie! Diese Briefe haben mir sonst keinen Werth mehr — wirklich nicht. Ich gebe sie dem Schreiber zurück — auch diesen letzten — wenn er ...“

„Wenn er —?“

„Wenn er mit seinem Manneswort versichert: nicht nur nicht mehr gegen mich zu schreiben, sondern sich auch zu bemühen, mein Spiel ganz so liebens-

würdig zu finden, wie es dem Publicum erscheint. Ich verspreche dann, den geistreichen Freund meines Mannes ganz so gern in meinem Hause zu sehen, wie er's verdient, und erlaube ihm sogar, mir unter vier Augen über mein Spiel alle die Abscheulichkeiten zu sagen, die seine galante Feder zurückhalten muß. Ich bin gar nicht so verstockt, wie Sie meinen. Die letzte Rolle war wirklich ganz verpfuscht. Wär's nicht recht freundschaftlich, wenn Sie bei Novitäten mich ein wenig unterstützten? Ich werde für Sie immer Zeit haben. Und wer wird sich noch wundern, daß Sie aus dem Saulus ein Paulus werden, wenn er hört, daß ich bei Ihnen — in die Lehre gehe? Nun —? sind Sie einverstanden?"

Sie öffnete die Hand und klopfte mit den Fingerspitzen der andern leise auf die Briefe. „Nun —?"

Friedleben verließ seinen Platz am Schreibtisch und trat an's Fenster. Vielleicht wollte er den Raum zwischen sich und der Verführerin absichtlich erweitern. Sie hatte Recht: der Brief konnte den Kritiker der schlimmsten Parteilichkeit verdächtigen, ihn vernichten. Und dort, nicht fünf Schritte entfernt, wartete die Frau auf seine Antwort, der er einmal gestanden hatte, daß er sie liebe, und die nun erkenntlich sein wollte für jede kleine Lüge, die nicht mehr als eine Feder voll Tinte kostete. Wie schön sie war — immer, noch immer! Und vielleicht empfand sie jetzt etwas für ihn, was früher . . . Er wendete den Kopf und begegnete einem lauernden Blick, der zu sagen schien: ich warte schon zu lange. Da war's, als ob Jemand ihm etwas in's Ohr sagte, was ihn erschreckte. Er zuckte zurück und stieß mit der flachen Hand in die Luft. „Die Beweise haben mir so wenig Werth als Ihnen, gnädige Frau," sagte er dann eisig kalt. Die Worte schienen auf seinen Lippen zu gefrieren. „Ich kann keinen Gebrauch von Ihrem Anerbieten machen."

Die Schauspielerin erhob sich rasch, wie von einer Schlange aufgeschreckt. Sie war plötzlich bleich geworden und die großen Augen flammten zornig. „Sie wagen es —," rief sie, „nach diesen Erörterungen . . ."

„Ihnen einen anderen Vorschlag zu machen," fuhr er in seiner gewohnten Weise mit empörendem Sanftmuth fort. „Sie verlassen die Bühne mit Ende dieser Saison für immer, und ich verspreche, bis dahin Ihre Empfindlichkeit gegen kritische Urtheile zu schonen."

„Sie lachte auf. „Und wenn ich's so beschlossen hätte, Ihnen zum Trotz würde ich bleiben!" Sie erhob die Hand mit dem Briefpack. „Sie wollen es also nicht anders?"

Er vertrat ihr den Weg nach der Thür. „Ich kann Sie nicht hindern, sich selbst schwereres und immer schwereres Leid anzuthun," sagte er mit bewegterer Stimme. „Mich aber sollen Sie nicht zwingen, Ihnen dabei zu helfen. Es ist möglich, Sie führen in der Leidenschaft etwas aus, was Sie später bereuen —: in diesem Augenblicke haben Sie meine Schriftstellerehre in der Hand. Aber es sei! Ich handele mit Ihnen nicht darum. Nur anhören sollen Sie mich noch eine kurze Minute, Hermia! Täuschen Sie sich nicht. Alles, was ich Ihnen sagte, ist Wahrheit. Und auch dies ist Wahrheit, daß Sie auf diesem Gange zu mir den ersten Schritt auf abschüssiger Bahn thaten, und tiefer, immer

tiefer hinabmüssen zu den Schatten im Reich der Kunst. Noch können Sie scheiden wie eine Königin, die ihre Krone niederlegt, um ganz Weib sein zu dürfen; und Sie werden scheiden, wie eine Bettlerin, der man die milde Gabe versagt. Die Schauspielerin, die man jetzt auf Händen trägt, wird betteln um die Gunst der Direction, um die Gunst des Publicums, um die Gunst der Kritik. Immer demüthigender wird sie zu erreichen suchen, was sie nicht verdient. Und endlich, wenn der Verdruß sie doch vertreibt, wird sie in ihrem Hause nicht mehr das Haus finden." Er trat zur Seite. „Ihr Weg ist frei."

Hermia hatte seiner sibyllinischen Weisheit Stand halten müssen. Augenscheinlich war sie bemüht gewesen, ihr Gesicht dabei zu einer Maske erstarren zu lassen, aber Zorn und Aerger trieben doch darauf wider ihren Willen ihr Spiel, und zuletzt machte sich in einem schreckhaften Oeffnen des Mundes noch ein anderer Eindruck bemerkbar. So stand sie denn auch, nachdem ihr Gegner geschlossen hatte, noch einen Moment, wie entschlossen, eine Antwort zu geben. Aber das Uebermaß von innerer Erregung machte sie stumm. Mit einem flammenden Blick, der nur die Brusthöhe der langen Gestalt seitwärts der Thür streifte, verließ sie eilig das Zimmer.

Am Wagen gab sie dem Kutscher eine kurze Weisung. Er sollte sie nach dem Redactionslocal der Zeitung fahren, die als die erklärte Widersacherin des Hauptblattes galt, für welches Friedleben arbeitete. Das Päckchen Briefe behielt sie frei in der Hand. Den Kopf gegen das Polster zurückgelehnt und die Augen halb geschlossen, schien sie sich zu dem Vergeltungswerke sammeln zu wollen, mit dem sie gedroht hatte. Aber ihre Gedanken mußten doch wol eine andere Richtung genommen haben. Schon dem bezeichneten Local nahe, richtete sie sich plötzlich auf, klopfte an das Fenster und rief dem Kutscher zu: „Nach Hause!"

Dort angelangt, trat sie, die Begleitung der Jungfer zurückweisend, in das bekannte Wohnzimmer und schloß die Thür nach den Außenräumen der Wohnung hinter sich. Sie warf das Päckchen Briefe so heftig auf die Platte des Schreibtisches, daß das Seidenband sich löste und die Blätter und Blättchen sich über den Tisch hin zerstreuten. Dann nahm sie Hut und Mantel ab, sank in den Lehnsessel, bedeckte die Augen mit den Händen und beugte sich so weit vor, daß sie mit den Armen auf dem Tisch ruhte. So verharrte sie wol eine halbe Stunde ganz regungslos.

So fand sie auch noch Felix, als er durch das Schlafzimmer eintrat. Er bemerkte sogleich die Briefe und erschrak darüber. Es war ihm gewiß, daß sie darin gelesen hatte. Warum in diesen Briefen, die sie nicht verbrannte, wie die andern —? Er näherte sich ihr leise und legte die Hand auf ihre Schulter. „Schläfst Du, Hermia?" fragte er, um sie sanfter zu erwecken.

Sie richtete den Kopf auf und sah ihn, wie geblendet vom Licht, mit wirren Augen an. „Du —?" sagte sie matt. „Was willst Du?"

Er umfaßte sie und zog sie an sich. „Du bist krank, Hermia," antwortete er mitleidig, „wirklich krank . . ."

Eine Weile ließ sie Kopf und Schulter an seiner Brust ruhen; seine Nähe schien ihr wohlzuthun. Dann seufzte sie schwer und erhob sich vom Sessel,

seinen Arm als Stütze nehmend. Dabei fiel ihr Blick auf die Briefe. Der nächste wandte sich Felix zu; sie sah, daß er sie gespannt beobachtete.

Ein ganz eigenes Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel und verflog rasch wieder. Sie überlegte, ließ seinen Arm los und legte langsam Blatt nach Blatt aufeinander. — „Du wunderst Dich, daß ich diese Briefe wieder vorgenommen habe," sagte sie bedächtig. „Ich verdenke Dir's nicht. Ich habe —"

„Sie sind Dein Eigenthum Hermia," fiel er ein, um nicht dem Verdacht Raum zu geben, als wünsche er eine Erörterung; aber seine Stimme hatte einen merklich zitternden Klang.

„Ich habe Dir schon einmal angeboten, sie zu lesen," fuhr sie fort. „Sie stehen auch jetzt zu Deiner Verfügung."

„Sie können mich kaum sonderlich interessiren," wich er aus, ohne bestimmt abzulehnen.

„Vielleicht doch!" meinte sie, und ihr mattes Auge blitzte dabei auf. „Vielleicht doch — wenn Du weißt, wer sie geschrieben hat."

„Und wer hat . . . ?"

„Doctor Hugo Friedleben!"

Er wankte zurück und griff nach der Stuhllehne. „Hugo — Friedleben —?" stieß er schwer athmend vor. Etwas ganz Undenkliches schien plötzlich Gewißheit geworden zu sein und sein Gehirn lähmen zu wollen. „Hugo — Friedleben —" wiederholte er murmelnd zwei, drei Mal, als könnte er's nicht fassen und halten. Dann war's, als ob's in ihm wogte und kochte, daß jeder Muskel sich krampfhaft zusammenzog. Das Blut drang ihm in's Gesicht, bis in das feine Adernetz des Augapfels hinein. Er schlug die Stirn mit der geballten Hand. „Ja nun — nun — nun — verstehe ich Alles!" lallte er.

Als er zur Besinnung kam, sah er sich im Zimmer allein. Die Briefe lagen noch auf dem Tisch. Er ließ sie unberührt. Aber Hermia's Schreibmappe riß er auf, schüttelte das Papier aus, suchte ein einfaches Blatt ohne ihren Namenszug vor und schrieb mit bebender Hand darauf: „Ich hielt Dich für etwas Besseres! Du unterscheidest Dich von den andern jämmerlichen Creaturen, die sich Menschen nennen, nur dadurch, daß Du in größerem Stil an Deiner Herabwürdigung arbeitest. So wurde Freundschaft und Vertrauen noch nie getäuscht. Versuche Dich nicht zu rechtfertigen — ich weiß Alles. Ich wußte Alles, nur Deinen Namen hatte ich noch nicht gehört. Die Briefe — jetzt weiß ich, wer sie geschrieben hat. Und der sie geschrieben hat, ist derselbe, der nun als Freund heranschleicht, an mir und meinem Weibe heimtückische Rache zu nehmen. Das Herz blutet mir, Dich so verlieren zu müssen! Mit einer Lüge auf den Lippen ist unsere Freundschaft gestorben. — Schon zu viel! Diese Zeilen sollten Dir nur sagen, daß Du mir jetzt bist, wie ein Anderer, der mich tödtlich beleidigt. Ich fordere Dich vor die Mündung der Pistole. Erwarte noch vor Abend meinen Secundanten. — Felix."

Er couvertirte den Brief, ohne ihn zu überlesen, und schickte ihn sogleich ab. Dann durchmaß er eine geraume Zeit das Zimmer mit dröhnenden Schritten, sich innerlich mehr und mehr aufregend. Er setzte sich wieder zum Schreiben hin, aber die Feder jagte jetzt nicht so sprunghaft über das Papier. Der Brief

war an einen Officier seiner Bekanntschaft gerichtet, der ihm Beistand leisten sollte. Er war zu fieberhaft erhitzt, um in schicklicher Haltung sein Gesuch vortragen zu können. Er mußte abbrechen.

Nach einer Stunde wurde ihm ein Brief abgegeben. Die Aufschrift war von Friedleben's Hand. Zitternd riß er das Couvert ab und las: „Lieber Felix! Ich schlage mich nicht mit Dir. Was ich Dir auch geworden sein mag, Du bleibst mir, was Du mir warst. Ich kann mich Dir nicht näher erklären, aber warte ab: die Sonne bringt's an den Tag. Uebrigens denke von mir, was Du willst und — was Du kannst, wenn Du zur Vernunft gekommen sein wirst. Du weißt, daß ich nie einem Duell aus dem Wege gegangen bin; mit Dir schlage ich mich nicht. Jeder Versuch, mich von diesem Entschluß abzubringen, würde vergeblich sein. Auch so Dein — Hugo Friedleben."

Felix brach in eine helle Lache aus. „Er schlägt sich nicht — ah! auch noch das!"

Er trat mit dem Briefe in der Hand bei seiner Frau ein. „Lies das da," sagte er, verächtlich auf das Blatt deutend; „ich kann weiter nichts für Dich thun. Für mich selbst ... vielleicht nur scheinbar etwas. Hermia! wir sind in einem traurigen Irrthum befangen gewesen, als wir uns einredeten, mit einander glücklich sein zu können, ohne dem Glück seinen Tribut zahlen zu dürfen. Jede Pflanze braucht ihren Boden; jeder Mensch trägt die Bedingungen seiner Existenz in sich. Ich fühle, daß ich aufhören muß zu sein, was ich bin, wenn ich noch länger zögere zu thun, was am Ende doch unvermeidlich wird. Ich kann nicht leben in einem Hause ohne Häuslichkeit, mit einer Frau, die meine Frau nicht ist und der ich — es muß doch gesagt sein — nur hinderlich bin. Widersprich mir nicht, Hermia — sei ehrlich mit mir und Dir — gestehe offen, daß ich nur Deinem eigenen Gefühl Worte gebe. Ich kann Dir nicht sein, was Dein Beruf gebieterisch von mir fordert; Du kannst mir nicht sein, was ich mir in den seligsten Augenblicken meines Lebens träumte, und mit einem Minderen kann ich mich nicht zufrieden geben, denn ich — liebe Dich, Hermia! Trennung wird uns weniger schmerzlich scheinen, als ein so kümmerliches, unbefriedigendes Zusammensein. Ich will zum Winter nach Rom gehen, um meine Tragödie zu vollenden, die dort in der Zeit der Christenverfolgungen spielt. Das kann durch die öffentlichen Blätter bekannt werden — es wird nicht einmal sonderlich auffallen. Und wenn Du ... wenn Du ganz frei sein willst, Hermia ... wenn vielleicht Dein Herz einen alten Irrthum begreift ..."

Er konnte vor innerer Bewegung nicht weiter sprechen, drückte die Hand auf die Augen und wandte sich ab.

Hermia hatte sich, als er eintrat, auf dem niedrigen Sopha aus der liegenden in eine sitzende Stellung gebracht und saß, gleichsam unter ihm, den Kopf hinabgesenkt und in den Brief vertieft, den er ihr gegeben hatte. Nach der Zeit zu schließen, mußte sie ihn schon zehnmal durchgelesen haben, aber jetzt erst, als er schwieg, richtete sie mit einer sanften Drehung des Nackens das Gesicht auf und lugte von der Seite nach ihm aus. Es war nicht mehr dasselbe Gesicht, in das noch wenige Stunden vorher die Leidenschaft ihre tiefspurige Schrift gegraben hatte, nur etwas überklar sah es aus, wie nach abgestilltem Wetter

etwa eine reizende Landschaft, und die Löckchen über der Stirn ringelten sich etwas lose und unordentlich, als ob noch eben der Sturm darin gezaust hätte. Auf den Augen lag's wie ein feuchter Nebel, der mit der Sonne kämpfte, und nun theilte er sich und ließ den vollen Lichtschein frei durch. „Sieh einmal!" sagte sie freundlich, „Du hast Dich für mich schlagen wollen. Das ist so viel Ritterlichkeit, als einer Dame vom Theater an ihrem Mann gefallen kann. Eine Frau freilich, die ihren Mann liebt, könnte besorgt werden ... Wirklich! ich hätte nicht geglaubt, daß Du ein so gefährlicher Mensch bist."

Er nahm's für Spott. „Ich kam nicht, um mir Deinen Dank abzuholen, Hermia," sagte er unwillig. „Ich liebe sonst nicht diese Bravourstücke von ritterlichen Klopffechtern, an denen freilich wenig gelegen ist, wenn eine ungeschickte Kugel sie aus der Welt schafft; und die Ehre einer Frau, die so gekränkt und reparirt werden kann, ist gewöhnlich keinen Schuß Pulver werth. Was ich that, war mir Bedürfniß zu thun; ich hatte auf Tod und Leben mit dem Manne abzurechnen, der sich an mir, an seinem Freunde, versündigte. Es war ehrlich meine Meinung: nur Einer von uns Beiden dürfe unsere Freundschaft überleben."

„Ich denke, Du sprachst vorhin auch etwas von einem alten Irrthum meines Herzens —" bemerkte sie, nun wirklich ein wenig spöttisch. Sie faßte dabei seine Hand.

„Hermia —!"

„Ein ganz klein Theilchen Eifersucht wird doch also wol dabei gewesen sein, als Du in Gedanken die Pistole ludest. Wirklich nicht?"

Felix klopfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Teppich. „Hermia," sagte er unwirsch, „ich habe geglaubt, Dich anders zu finden. Du probirst, wie es scheint, eine neue Rolle —"

„Du hast Recht," antwortete sie und zog ihn an der Hand zu sich auf's Sopha hinab. „Ich probire die Rolle der guten Frau, für die mir plötzlich ein Verständniß aufgegangen ist. Es kostete schwere Ueberwindung, Felix, in dieses Fach überzutreten. Heute früh hätte ich noch nicht geglaubt, daß ich ihrer fähig wäre. Aber wenn man sich so viel Grobheiten hat sagen lassen müssen, wie ich von Deinem Freunde —"

„Wie —? Er hätte —?"

„Ich kam von ihm, Felix, als Du mich bei den Briefen fandest. Ich hatte sie als Drohmittel benutzt und ihm verkaufen wollen für eine lobende Kritik; aber er blieb hartnäckig bei seiner alten Meinung, daß ich für die Bühne nichts tauge, und nun als Deine Frau am wenigsten. Das ist doch eigentlich, wenn man erst den Aerger überwunden hat, ein hübscher Zug von dem abscheulichen Menschen. Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, wenn ich das anerkenne."

Felix wiegte den schweren Kopf hin und her. „Ich begreife gar nicht," sagte er, „wie das Alles hinter meinem Rücken ..."

„Das war wirklich recht Unrecht von Deiner Frau," schmeichelte sie, indem sie die Schulter an seinen Arm lehnte und mit seiner Hand spielte. „Aber warum mußte Dein Freund sich auch gerade anmelden lassen, als ich Dir eben die Geschichte seiner unverbrannten Briefe erzählt hatte. Aus dem ersten Verschweigen

folgte dann das Andere, und nun bildest Du Dir gar ein, daß der Korb, den ich ihm einmal gegeben habe, mir leid thun könnte. Ach, Lieber, wenn ich seine Frau wäre, würde er mich noch viel garstiger behandeln. Er kann die verheiratheten Schauspielerinnen nicht leiden, und Du sollst sehen: ich werde die Bühne quittiren müssen, um vor ihm Ruhe zu haben."

Er sprang auf und setzte sich gleich wieder, nun aber mit dem ganzen, freudig erregten Gesicht ihr zugekehrt. „Hermia, Du wolltest —" rief er, „Du könntest . . ."

Sie fiel ihm um den Hals. „Wenn Du Deine Frau nach Rom mitnehmen willst, Du — Deserteur! Ich will auch mäuschenstill sein, wenn Du Deine Tragödie schreibst."

„Ein Lustspiel soll's werden!" jauchzte er auf. „Aber erkläre mir nur, wie diese Wandlung . . . ich kann's gar nicht fassen, für möglich halten —! Noch eben schauerlich tiefe Nacht, und jetzt — ich will's nicht verrufen — hellster Sonnenschein —"

Sie lachte. „Kennst Du nicht das alte Sprichwort: gestrenge Herren regieren nicht lange —? Ein solcher allergestrengster Herr ist die Leidenschaft, trotz ihres weiblichen Artikels. Sie ist ganz unvernünftig auf's Zerstören bedacht; wenn ihr das aber nicht im Nu gelingt, versagt ihr plötzlich alle Kraft und sie flattert kopfüber zur Erde, wie ein matter Vogel, der in den Himmel fliegen wollte. Die friedliche Heerdflamme und die glitzernde Quelle unter dem Gletscher, merkt man's denen an, daß sie in feuriger Lohe aus dem Dachstuhl vorbrechen und mit unbändigen Wasserfluthen das Thal erschrecken können? Und wenn sie sich rasch erschöpft haben, wärmt wieder die Hausfrau ihre Suppen an dem stillen Feuer, und glitzert wieder das Wässerchen unschuldig über die Kiesel. Das mag ein dummer Vergleich sein, aber Du weißt doch, was er deuten will. Man ist in Nichts so eifrig, als in dem, was man sich versagen soll, und wer gründlich mit einer Thorheit aufräumen will, der muß erst einmal versucht haben, mit dem Kopf durch die Wand zu brechen. Diese Weisheit, Liebster, ist schwer errungen; freue Dich umsomehr, daß Du eine so verständige Frau hast. Willst Du?"

Er küßte ihr wieder und wieder jeden Finger der kleinen Hand. „Und Du bist wirklich entschlossen — mir zu Liebe . . .?"

„Der Kunst Valet zu sagen, die doch nicht viel von mir hat wissen wollen — der abscheuliche Mensch, Dein Freund, hat Recht. Ich werde alt — ja, ja! und für mein Rollenfach wäre ich bald zu alt; eine Frau taugt überhaupt nicht dazu. Wenn ich jetzt gehe, wird man meinen Abgang bedauern, das erleichtert das Scheiden. Und nun darf ich's ja sagen: in den wonnigen vierzehn Freitagen nach unserer Hochzeit habe ich oft heimlich geseufzt, wieder auf die Bühne zu müssen; ich hätte am liebsten mit Dir durchgehen mögen bis an einen Ort, bis an einen Ort, wo keine Menschenseele von mir etwas wüßte. Rom also — gut! Das gefällt mir. Ich nehme sofort einen längeren Urlaub, und inzwischen kann man ja die nöthigen Schritte wegen meiner Entlassung thun."

Er bedachte. „Vielleicht ist das Durchgehen auch jetzt noch das Gescheutefte," meinte er. „Wird man Dir gutwillig einen Urlaub bewilligen? Auf welchen Grund hin . . .?"

Hermia wurde plötzlich wie mit Purpur übergossen. Sie senkte verschämt die Augen in den Schoß, blickte zu ihm auf, fiel ihm um den Hals und flüsterte ihm ganz leise etwas in's Ohr. Auf seinem Gesicht blitzte die Freude auf; minutenlang hielt er sein schönes Weib umschlungen. — — —

Als am Abend traulich im Kamin das Feuer knisterte, fragte Hermia: „Setzen wir nun das unterbrochene Opferfest fort?" Sie nahm die Briefe, die noch auf dem Schreibtische lagen, und näherte sie der Flamme. Felix trat nicht hindernd dazwischen. „Nein!" berichtigte sie sich, „das wäre kleinlich. Gib mir einmal eine Visitenkarte mit Deinem Namen."

Er suchte sie zögernd aus einem gestickten Täschchen vor. „Was hast Du im Sinne?" fragte er.

„Und hier ist die meinige," fuhr sie fort, eine Feder eintauchend. „Ich schreibe hier unten in die Ecke: p. p. c., und Du schreibst da unten ebenfalls hin: p. p. c. — thu's nur!"

„Um Abschied zu nehmen?" fragte er verwundert. „Von wem?"

„Ich füge auf der Rückseite noch hinzu: bei ihrem Abgang von der Bühne —" bemerkte Hermia. Sie packte die Briefe in einen weißen Bogen Papier, fügte die beiden Karten bei, siegelte und adressirte: An Doctor Hugo Friedleben hier. „Ist Dir's recht, Liebster?" fragte sie.

„Was Du thust, Frau, ist wohlgethan," antwortete er. —

Schon am nächsten Tage um dieselbe Zeit saßen sie im Eisenbahncoupé und warteten, daß der Zug abgehen solle. Schon wurde das Signal gegeben, als vor das offene Fenster eine lange, schwarzbärtige Gestalt trat. Sie streckte einen Arm hinein, der ein Billet fallen ließ. „Seid glücklich!" rief eine sanfte, wohlbekannte Stimme. Felix wollte die Hand haschen, aber er berührte sie kaum, so schnell war sie zurückgezogen. Gleich darauf brauste auch der Zug fort. Hermia lehnte zum Fenster hinaus und nickte.

Felix öffnete den Brief. Es stand darin mit großen, ruhigen Buchstaben geschrieben: „Euer Glück ist meine Freude. Ich liebte Hermia, und Felix war mein Freund. So schwer ich Euch gekränkt habe, es war zu Eurem Heil, und mein Heilmittel — nur Wahrheit!"

Die hundertjährige Jubelfeier der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung.

Von

Friedrich Kapp.

Die Vereinigten Staaten begehen am 4. Juli 1876 die hundertjährige Jubelfeier ihrer politischen Selbständigkeit.

Seit jener berühmten Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 ist aus den schwachen staatlichen Anfängen am Rande des atlantischen Oceans ein mächtiges Reich erwachsen, welches, im Westen bis an's stille Weltmeer reichend, im Norden und Süden aber fast von dem Pol und den Tropen begrenzt, mit seinen vierzig Millionen Einwohnern einen stolzen Platz unter den tonangebenden Völkern der Erde einnimmt. Großes, bis dahin für unmöglich Gehaltenes, ist in der kurzen Spanne Zeit von nur drei Menschenaltern geleistet und erreicht worden. Wie diese, vom bürgerlichen Fleiße getragene und vorzugsweise friedliche Entwicklung das schönste Blatt in dem Ruhmeskranze des jungen Freistaates bildet, so ist sie zugleich lehrreich für den denkenden Beobachter, weil sie ausschließlich auf der selbstbewußten Thatkraft eines freien, in der Entfaltung seiner Kräfte nirgends behinderten Volkes beruht, und weil sie, gleichsam mit der Uhr in der Hand, von ihrer ersten Stunde an bis zum heutigen Augenblick Schritt vor Schritt verfolgt werden kann.

Wohl haben die Amerikaner volle Ursache, am 4. Juli mit Stolz und Dank auf den Tag ihrer nationalen Geburt zurückzublicken, und ebenso hat die übrige gebildete Welt nicht allein das Recht, sondern auch reichliche Veranlassung, in ihren Jubel mit einzustimmen und sich der Erfolge des jüngsten großen Culturvolkes von Herzen zu freuen. Der kleinste Ansiedler der westlichsten Einöde, der ärmste Bergmann des abgelegensten Gebirgsthales, der niedrigste Fischer oder Schiffer eines der zahlreichen Gewässer läßt heute die gewohnte Arbeit ruhen und wetteifert, wenn auch in bescheidener Weise, mit seinen besser gestellten Mitbürgern in der Feier des Tages, welcher das zweite Säculum der amerikanischen Geschichte einläutet. Mögen darum von einem Ocean

zum andern die Freudenfeuer auf Höhen und Bergen emporlodern, mögen Feuerwerke und Raketen nach amerikanischer Sitte die Kunde von der Verherrlichung des Tages bis in die Wolken tragen, mögen Reden und Gedichte der allgemeinen Begeisterung einen würdigen Ausdruck verleihen, und mögen diese vor Allem Alt und Jung darauf hinweisen, daß nur durch uneigennützige und gewissenhafte Arbeit im Dienste des Staates die Unabhängigkeit möglich geworden ist!

An die Nicht-Amerikaner aber tritt mit der hundertjährigen Wiederkehr des 4. Juli die Aufforderung heran, sich über seine Bedeutung in der Geschichte der Vereinigten Staaten sowol, als in der Entwicklung der Menschheit überhaupt klar zu werden. Es ist eine der schönsten Eigenthümlichkeiten solcher großer welthistorischer Gedenktage, daß sie selbst in den Kreisen, welche sich sonst um die Geschichte wenig oder gar nicht kümmern, das Bedürfniß erwecken, sich in den Geist der sie erzeugenden Zeiten zu versetzen. Ich will versuchen, diesem Bedürfniß zu dienen und die treibenden Interessen, Ideen und Ereignisse zu schildern, welche, vielfach entstellt oder mißverstanden, in ihrem Endergebniß zu der Unabhängigkeitserklärung geführt haben.

Die amerikanische Revolution war keine innere Staatsumwälzung in dem Sinne, in welchem wir den gewaltsamen Umschwung in England und Frankreich zu bezeichnen pflegen, sondern eine nationale Erhebung, wie sie ihrer Zeit die Schweiz und die Niederlande durchgefochten hatten. Also weder das Verhältniß der Colonien unter einander, noch die Ordnung innerer staatlicher Angelegenheiten, noch die Erledigung localer Streitfragen, sondern die politischen Beziehungen zum Mutterlande bedingten den sich langsam vorbereitenden, gewaltsamen Bruch und führten schließlich zur Unabhängigkeit. Durch diesen Unterschied und durch diese Beschränkung wird die Stärke der amerikanischen Erhebung und auch ihr endlicher glücklicher Ausgang bedingt.

Wie standen nun von Anfang an Mutterland und Colonien einander gegenüber?

Als England im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in die Reihe der colonisirenden Mächte eintrat, waren Süd- und Mittel-Amerika, ja sogar ein Theil des nördlichen Continents schon von den romanischen Völkern besetzt, so daß es sich mit den mittleren Breitengraden des Nordens begnügen mußte. Nicht freie Wahl wies also die Engländer in diese damals unwirthbaren Gegenden, sondern die Unmöglichkeit, anderswo festen Fuß zu fassen. Ihre Seefahrer und ersten Entdecker hätten grade so gern Gold gesucht wie Spanier und Portugiesen; sie suchten es auch, allein sie fanden keins; das war ihr großes Glück. So wurden sie gezwungen, sich der Bebauung des Bodens zuzuwenden und Ackerbau-Colonien zu gründen. Während aus den romanischen Ländern in erster Linie der verlumpte Hidalgo und der verschuldete Höfling in die überseeischen Besitzungen strömten, wanderte aus England vorzugsweise der sogenannte kleine Mann aus, welchen die Theuerung und das Sinken des Arbeitslohnes, der religiöse oder der politische Druck aus der Heimath trieben. Die englische Revolution und die englische Auswanderung entspringen derselben socialpolitischen Quelle. Der Bauer und Handwerker mit seiner wirthschaftlich selbständigen

und individuell freier ausgeprägten Persönlichkeit, der protestantische Geist nimmt durch diese Auswanderer Besitz von den nördlichen atlantischen Gestaden. Auch der mehr den Süden aufsuchende Strom der englischen Auswanderung, das unzufriedene Adelselement, welches der politischen Entwicklung der Heimath namentlich anfangs feindlich gegenüber stand, trug in seine Pflanzungen den Geist der englischen Selbstregierung und der Unterordnung unter das von allen Parteien hochgehaltene Landesrecht, das common law. Die große Mehrzahl der englischen Ansiedler des siebenzehnten Jahrhunderts aber verließ ihre Heimath zur Zeit der höchsten geistig-politischen Blüthe und des stolzesten nationalen Aufschwunges, nachdem die Reformation das ganze Volk durchdrungen und wiedergeboren hatte, und nachdem schon ein Bacon und Shakespeare den geistigen Gehalt der Nation gehoben und veredelt hatten. Diese Ansiedler standen also höher als die übrigen germanischen Stämme, die Holländer, Schweden und Deutschen, welche sich in den mittleren Staaten zwischen das ursprünglich bäuerliche und adlige Element im Norden und Süden schoben, aber bald dessen größerer geistigen Kraft und politischen Ueberlegenheit unterlagen. So legten denn die Engländer ausschließlich den Grund für die nordamerikanischen Staatenanfänge.

Während der Romane auch in Amerika vom Absolutismus und der Priesterherrschaft des Mutterlandes am Gängelbande geleitet wird, sich an nur wenigen Punkten festsetzt und seine nach Außen abgesperrten Handels- und Bergwerkscolonien gründet, handelt der Germane mit dem ersten Schritt auf amerikanischem Boden auf eigene Verantwortlichkeit, wirft voll Selbstvertrauen alle geistliche oder politische Bevormundung wie ein abgetragenes altes Kleid von sich und dringt auf eigne Faust in's Land vor, wo ihn das Gesetz kaum zu erreichen vermag. Sein individuelles politisches und religiöses Denken prägt sich auch in seiner wirthschaftlichen Unabhängigkeit aus und läßt diese, über's ganze Land zerstreuten Bauern und Pflanzer sich, trotz ihrer gemüthlichen Verehrung Englands, viel mehr als freie Menschen, denn als englische Unterthanen betrachten. Nun aber stimmten Boden und Klima sehr gut mit der Beschäftigung der Ansiedler, welche bei ihrem Fleiße denn auch vortrefflich gediehen. Da Jeder in seinem engen Kreise emsig arbeitete, um sich ein Auskommen zu sichern oder gar Reichthümer zu sammeln, so wuchs naturgemäß auch die Gesammtheit zu schnellem Wohlstand heran. Als der hohe englische Adel diese unerwarteten Erfolge des kleinen Mannes sah, drängte auch er sich heran, um zu ernten, was der Bürger, Bauer und Pflanzer gesät hatten oder noch säen sollten. So erwirkte er großartige, ganze Breitengrade umfassende Landschenkungen von den Stuarts, und so entstanden denn, ohne einheitlichen Plan oder innern Zusammenhang, im Laufe der Jahre verschiedene Colonien, welche sich entweder auf einen königlichen Freibrief stützten und in der Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten ziemlich selbständig waren, wie z. B. Massachusetts, Rhode Island und Connecticut, oder von der Krone direct in's Leben gerufen und übernommen wurden, wie Virginien, New-Hampshire, New-York, New-Jersey, beide Carolinas und Georgia, oder einer Schenkung an einen Eigenthümer ihren Ursprung verdankten, wie Maryland, Pennsylvanien und Delaware. Wenn auch mit manchen fremden Elementen, namentlich deutschen, versetzt, so bleibt

der Grundton der an dem schmalen atlantischen Küstensaum sich hinziehenden dreizehn Colonien doch immer englisch. Dieser ihr englischer Charakter war das einzige Bindeglied zwischen ihnen, denn im Uebrigen wirkten Klima und dadurch hervorgerufene verschiedene Erwerbsbedingungen oder örtliche Unterschiede eher trennend als einigend. Es bedurfte in der Folge noch starker, zwingender Gründe, um die gleichgültig neben einander liegenden Glieder zu einem einheitlichen Körper zusammenzuschweißen und namentlich mit einem einzigen Gesammtwillen dem Mutterland gegenüber zu erfüllen.

So lange dieses mit seinen eigenen Kämpfen vollauf beschäftigt war, erfreuten sich die Colonien, wenige vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, einer ruhigen und ungestörten Entwicklung. Als aber das siegreiche Bürgerthum seinen nationalen Staat ausgebaut hatte, griff es, wenn auch meistens planlos, mit ebenso wenig Bedenken, wie der Stuart'sche Absolutismus, in die Rechte und Interessen der Colonisten ein. Und als endlich in Georg III. ein König den Thron bestieg, welcher alle tyrannischen Gelüste eines deutschen Kleinfürsten jener Zeit mit der beschränktesten Hartnäckigkeit verband, da ging das methodische Streben der englischen Regierung dahin, alle Colonien, gleichviel, ob auf Freibriefen beruhend oder an Eigenthümer verliehen, in Kron-Colonien zu verwandeln, ihnen von London aus Gesetze vorzuschreiben, und die Früchte ihres Fleißes in die eigne Tasche zu stecken.

So theilt sich die Geschichte der englischen Pflanzungen in Amerika in zwei Perioden, deren erste und längere von deren Gründung bis zum Jahre 1760 reicht und etwa hundertundfünfzig Jahre umfaßt, deren zweite kürzere, aber inhaltsreichere, aber nur den zehnten Theil jener Jahre erreicht und von 1760 bis 1775 läuft. Gemeinschaftlich ist beiden Perioden dasselbe System der rücksichtslosen Ausbeutung der Colonien durch das Mutterland, dieselbe gewissenlose Anwendung des Mercantil-Systems in seiner gehässigsten Ausdehnung. Während aber in der ersten Periode die Colonien wirthschaftlich noch unmündig sind und sich wohl oder übel ruhig fügen müssen, erwachen sie in der letztern zum Bewußtsein ihrer Rechte. Daß die beschränkte englische Politik auf die Dauer unmöglich war, und daß ein gewaltsamer Bruch über kurz oder lang erfolgen mußte, diese Einsicht gewannen nüchterne Beobachter und unparteiische Reisende schon gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; daß aber eine so baldige und gründliche Auseinandersetzung stattfand, das ist vorzugsweise die Schuld Georg's III. mit seinen absolutistischen Gelüsten.

Die Häuser Stuart, Oranien und Hannover, Republik und Parlament gingen mit gleich rücksichtsloser Härte gegen die Colonien vor und suchten sie als ein von ihnen völlig abhängiges Wirthschaftsgebiet für sich und den englischen Handel auszunutzen; ja der jedesmalige Nachfolger wußte sogar noch seinen Vorgänger in ökonomischer Bedrückung zu überbieten. Bei allen Ministern und Gouverneuren der Regierung stand stets der unverhüllte, nackte englische Vortheil im Vordergrund. Der Colonist erschien dem Mutterlande als ein niedrigerer Mensch, der nur Pflichten und höchstens die ihm geschenkten Rechte hatte. „Verdammt seien Eure Seelen, aber macht Tabak!" antwortete der englische General-Anwalt Seymour dem Virginier Blair, als dieser um eine kleine Be-

willigung für die armen Kirchen seiner Colonie bat und dabei von der Rettung der Seelen der Ansiedler sprach. Der einzige Nutzen, welchen die amerikanischen Colonien für uns haben, meinte Lord Sheffield noch während des Unabhängigkeitskrieges, „besteht im Monopol der Einfuhr ihrer Bedürfnisse und der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse". Sie sollten eben möglichst viel arbeiten, um England mit Rohstoffen zu versehen, und nur die unentbehrlichsten gewerblichen Unternehmungen gründen, um vom Mutterlande ganz abhängig zu bleiben. So wurde denn von dieser sich für schlau haltenden Krämerpolitik die Schifffahrtsacte bis 1763 um nicht weniger als neunundzwanzig erschwerende und die Colonien beschränkende Bestimmungen vermehrt, so daß man füglich dieses Gesetz und das damalige englische Colonialsystem die Eltern der amerikanischen Unabhängigkeit nennen kann.

Nur englische Schiffe durften mit den Colonien Handel treiben, letztere aber sich bei ihren Fahrten an den Küsten und nach dem Mutterlande keiner fremden Schiffe bedienen. Der Handel der Colonien untereinander war dazu noch mit hohen und lästigen Abgaben erschwert; sie mußten in England einkaufen und konnten nur dort ihre Producte verkaufen. Dabei war es ihnen gradezu verboten, irgend welche Eisenwaaren zu erzeugen, Hammerwerke und Mühlen oder sonstige Maschinen zum Spalten und Walzen von Eisen zu errichten. Ein Hutmacher mußte sieben Jahre lang Lehrling gewesen sein, ehe er Hüte verkaufen konnte, durfte sie aber nicht in eine andere Colonie ausführen und selbst nicht mehr als zwei Lehrlinge halten. Dadurch steigerte sich der Preis eines Hutes auf zehn Thaler, während im Interesse der englischen Hutmacher die guten Pelze und Felle nach England gingen. Die Raffinirung von Zucker war bei den außerordentlich hohen Zöllen thatsächlich unmöglich und damit ein bedeutender Industriezweig der südlichen Colonien lahm gelegt. Selbst den englischen Matrosen wurde nicht gestattet, beim Einlaufen in amerikanische Häfen für ihren eigenen Gebrauch Wollstoffe von mehr als vierzig Schilling Werth zu kaufen. Ueberhaupt sollten die Colonien in ihrem Gewerbfleiß niedergehalten, dagegen zur Gewinnung von Rohstoffen, wie Tabak, Indigo, Zucker, Wolle und Brodfrüchten, ermuntert werden. Nur auf diese Weise hielt sich England in den Stand gesetzt, seine industrielle Thätigkeit zu fördern. Wenn es hie und da eine Ausnahme machte, wie z. B. in den Vorschriften für Bereitung von Theer, Pech und Schiffsbaumaterialien, so geschah es lediglich aus dem politischen Grunde, um sich in diesen Artikeln von Schweden und Rußland unabhängig zu machen. Der leitende Gesichtspunkt war und blieb, daß die Colonien nur so viel produciren sollten, als nöthig war, um zahlungsfähig für das Mutterland zu bleiben. Natürlich arbeiteten sie immer mit einer Unterbilanz, alles baare Geld floß nach England zurück, eine stets schwankende Papierwährung trat an dessen Stelle, und die amerikanischen Kaufleute konnten ihren Verkehr mit fremden Völkern nur durch Bestechung und Schmuggel ermöglichen.

Trotz aller dieser Beschränkungen hob sich das Land sehr schnell durch die immer zahlreicher nachströmende Einwanderung und den Unternehmungsgeist und den Fleiß seiner Bewohner. Die ewigen, theils drohenden, theils verwirklichten Eingriffe der Regierung in ihr wirthschaftliches Gedeihen spornten sogar den

Kaufmann und den Rheder zu verdoppelter Thätigkeit an, so daß sich ihr Handel in dieser Schule der Widerwärtigkeiten zu einer unverhältnißmäßig hohen Blüthe entwickelte. Es kam ihnen bei ihrer Umgehung der englischen Gesetze zu statten, daß bis zur Thronbesteigung Georg's III. das System vielfach von persönlichen Einflüssen bestimmt wurde, und daß keine Folgerichtigkeit in der Behandlung der amerikanischen Ansiedlungen herrschte. Die Persönlichkeit des jeweiligen Colonial-Ministers war meistens maßgebend, und der Nachfolger schlug häufig eine seinem Vorgänger entgegengesetzte Politik ein. Aus diesem Grunde mußten auch die politischen und wirthschaftlichen Beziehungen zum Mutterlande bis zum Ende jener ersten Periode ziemlich unverändert dieselben bleiben. Schon 1728 war der erste Gedanke an eine Stempelsteuer für Amerika aufgetaucht. Im Jahre 1739 erwiderte Walpole auf einen ähnlichen Vorschlag, er wolle diese Maßregel lieber seinen Nachfolgern überlassen, welche mehr Muth als er besäßen und den Handel weniger liebten.

Die ersten, freilich noch unklaren Unabhängigkeitsregungen zeigten sich in den Colonien in und unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege. Dieser war für sie in mehr als einer Beziehung fördernd und entscheidend. Einmal weckte er, in Folge der ihnen obliegenden gemeinschaftlichen Last der Vertheidigung gegen die Einfälle der Franzosen und der Indianer, das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein ihrer Stärke; dann beseitigte er durch die Uebertragung Canada's an England den einzigen ebenbürtigen Feind, welcher den englischen Niederlassungen bisher auf dem Continent entgegengestanden hatte; endlich aber zwang er das Mutterland zum Angriff auf die theoretisch zwar stets behauptete, thatsächlich jedoch nur selten gewagte Besteuerung der Colonien. So glänzend nämlich auch die Erfolge dieses Krieges gewesen, so ruhmvoll und gewinnreich auch die Bedingungen des Pariser Friedens für England waren, so schwer fühlte dieses doch die kostspieligen Lasten seiner Siege. Seine Staatsschuld hatte sich in Folge des Krieges von 74 auf 140 Millionen Pfund Sterling vermehrt; die fast zu verdoppelnden Zinsen mußten also durch neue Steuern gedeckt werden. Wenn diese nun auch vom Mutterlande durch eine starke Erhöhung der Verbrauchs- und anderer Steuern aufgebracht wurden, so sollten jetzt doch die Colonien die gemeinschaftlichen Lasten tragen helfen und namentlich die Kosten für ihren Schutz aus eigenen Mitteln zahlen. Sie zählten damals schon zwischen anderthalb und zwei Millionen Einwohnern. Wie bedeutend aber ihr Handel geworden war, erhellt aus der einen Thatsache, daß sie durchschnittlich im Jahre für drei Millionen Pfund Sterling englischer Waaren einführten, dagegen etwa die Hälfte dieses Betrages ausführten, und daß sie den englischen Kaufleuten im Jahre 1764 vier Millionen Pfund Sterling schuldeten. Der Beitrag, den Amerika zur Zahlung der Zinsen leisten sollte, ward auf jährlich dreihundertfünfzig tausend Pfund berechnet. An sich war diese Forderung durchaus nicht unbillig, England hatte ebensowol für den Schutz der colonialen als seiner eigenen Interessen den Krieg geführt und während desselben jährlich sogar zwei bis drei Millionen für seine amerikanischen Besitzungen verausgabt. Diese hatten auch gegen eine Besteuerung um so weniger etwas einzuwenden, als sie bisher stets freiwillige Zahlungen für gemeinschaft-

liche Zwecke und namentlich für die Vertheidigung gegen äußere Feinde geleistet hatten. Nur wollten sie, vermöge ihrer angeborenen Rechte als englische Unterthanen, um die Steuer gebeten, nicht aber dazu gezwungen sein. Damals und noch später, ja bis kurz vor der Unabhängigkeitserklärung, erkannten sie das Parlament als die höchste gesetzgebende Gewalt für ganz England und seine Colonien an, bestritten auch seine Befugniß nicht, Einfuhrzölle auf alle vom Ausland kommenden Waaren zu legen, widersprachen aber seinem Besteuerungsrechte auf allen Gebieten der innern Verwaltung und wollten das letztere nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Colonisten, beziehungsweise ihrer Vertretung im Parlamente, ausgeübt wissen. Dieses dagegen nahm die unbedingte und unbeschränkte Souveränetät über die Colonien in Anspruch, erklärte die Besteuerung für eines dieser Souveränetätsrechte, verwarf jeden Unterschied zwischen Einfuhrsteuern und inneren Zöllen und erachtete die Vertretung der zu Besteuernden für durchaus unwesentlich, wenn nicht unzulässig.

Beide Theile bedienten sich der rechtlichen Ausführungen zur Beschönigung oder Rechtfertigung ihrer im Laufe des Kampfes angewandten Gewaltmaßregeln. Es läßt sich fast ebenso viel für die eine wie für die andere Seite der Frage sagen; indessen verlohnt es sich heutzutage nicht mehr der Mühe, sie eingehender zu prüfen. Factisch brachte England nur die Interessen der herrschenden Aristokratie, den Mißbrauch der Staatsgewalt zum Ausdruck. Daß sich die Amerikaner mit aller Macht dagegen wehrten, war ganz in der Ordnung; daß sie aber bei der Abwehr und den dadurch bedingten Gegenangriffen stets den Rechtsboden innehielten, wird auch der begeistertste Vertheidiger ihrer Sache nicht zu behaupten wagen. Die Gesetze, auf welche England sich berief, gehörten einer abgethanen Zeit an und waren von der politischen und wirthschaftlichen Entwicklung der Colonien längst überholt; und wenn diese dieselben Rechte und Paragraphen für sich anführten, so bewegten sich beide Theile in einem fehlerhaften Zirkel, den schließlich nur die Gewalt durchbrechen konnte. Gleichwol hätte sich, bei einigem guten Willen in England, eine Form zur Versöhnung der feindlichen Gegensätze wol finden lassen, zumal bei der Schlichtung großer staatsrechtlicher Streitfragen viel weniger die positiven Rechtsbestimmungen in's Gewicht fallen, als die thatsächliche Entwicklung der Dinge. Bei der Nachgiebigkeit der Amerikaner wäre ein Compromiß durchaus nicht schwer geworden; aber dieses sonst in der englischen Politik so erfolgreiche Mittel der Ausgleichung oder Vertuschung, selbst feindlicher Principien, scheiterte dies Mal an der Hartnäckigkeit des Königs, welcher durch Entgegenkommen oder Güte seiner Würde etwas zu vergeben fürchtete. So dauerte das Vorpostengefecht der Rechtsausführungen und Debatten, der Uebergang von der Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit und endlich zur Gewißheit des Kampfes volle zehn Jahre von 1765 bis 1775; die Colonien aber waren in diesem Stadium des Kampfes dem Mutterlande von Anfang an weit überlegen.

Einen ungeschicktern Gegner als die englische Regierung konnte es nämlich kaum geben. Heute hart, morgen mild, dann wieder brutal herausfordernd, schließlich aber kleinlaut und verzagt, horchte sie nach allen Seiten hin und führte doch keine Maßregel energisch durch, handelte ohne Plan und Ueberblick und

zeigte nirgend einen einheitlichen Willen. Im letzten Augenblick hinderte, während dieser ganzen Zeit, das Parlament den König und dieser wieder das Parlament. So wurde denn am 22. März 1765 die Stempelacte erlassen, welche zur ersten Demüthigung Englands führte. Dieses hätte eine für seine Interessen unheilvollere Maßregel gar nicht ergreifen können. Bisher hatten die Wortführer des Widerstandes, die Kaufleute und Rheder der wenig zahlreichen und gering bevölkerten Küstenstädte, ziemlich vereinzelt dagestanden; sie bildeten mit den Handwerkern und Gewerbetreibenden überhaupt kaum den fünfzehnten Theil der Bevölkerung. Es war ihnen also, den zerstreuten Ansiedlungen der Colonisten gegenüber, doppelt schwer, das ganze Land gegen die englische Mercantilpolitik in Bewegung zu setzen. Farmer und Pflanzer litten unter den drückenden Lasten der Schifffahrtsacte auf ihren Höfen und Pflanzungen nicht so unmittelbar, wie die Bewohner der Seestädte, und politisch waren sie so frei, wie die radicalsten Wünsche nur zu gehen wagten, weil ein rein staatlicher Druck, selbst wenn er gewollt hätte, sich bei den centrifugalen Strömungen des amerikanischen Ansiedlerlebens gar nicht geltend machen konnte. Der kleine Mann fühlt überhaupt die indirecten Steuern meistens deshalb nicht, weil sie einen zu langen Weg zu durchlaufen haben, bis sie zu ihm gelangen, und der damaligen ackerbautreibenden Bevölkerung waren sie deshalb ganz besonders gleichgültig, weil sie, bei deren geringen civilisirten Bedürfnissen, nur ausnahmsweise den Weg zu ihnen fanden. Jetzt aber wälzte das englische Parlament die sichtbare finanzielle Last von den Schultern des Großhandels auf das ganze arbeitende Volk und traf sehr empfindlich die einheimische, doppelt verletzend aber die eingewanderte Landbevölkerung. Die Colonisten sollten nämlich weder Eigenthum übertragen, noch Schulden eintreiben, weder Heirathen schließen, noch Testamente errichten dürfen, wenn sie sich nicht die erforderlichen Schriftstücke auf Stempelpapier aufsetzten. Wenn diese in einer andern Sprache als in der englischen abgefaßt waren, so hatten sie einen doppelten Stempel zu tragen. Letztere Bestimmung trieb namentlich die verhältnißmäßig zahlreiche deutsche Bevölkerung von Pennsylvanien, Maryland, dem westlichen Virginien und North-Carolina in die Arme der englisch redenden Colonisten, welchen sie bisher ziemlich gleichgültig, wenn nicht feindlich, gegenüber gestanden hatten. Die Pflanzer endlich, durch ihren Reichthum und ihre Bildung die herrschende Klasse des Südens, hatten sich durch die willkürlichen Beschränkungen der Ausfuhr ihrer Stapelartikel mit jedem Jahr mehr in ihren Interessen gekränkt gesehen und erblickten in der Auferlegung der Stempelsteuer nur den letzten Versuch zur völligen Unterdrückung ihrer Rechte. So stand also die ganze Bevölkerung der Colonien mit nur geringen Ausnahmen in geschlossenen Reihen gegen die Regierung. Wenn diese nun auch die Stempelsteuer, noch ehe sie in Kraft getreten war, zurückzog, so vermochte sie fortan doch die innige Verbrüderung der verschiedenen colonialen Interessen nicht mehr zu lösen. Nachdem nämlich einmal die ersten ökonomischen Angriffe des Mutterlandes von den Amerikanern erfolgreich zurückgeschlagen worden waren, wurde es den durch die neue Zollgesetzgebung (Theezoll) nunmehr in erster Linie getroffenen Kaufleuten und Rhedern leicht, auch ihrerseits die ländliche Bevölkerung in Mitleidenschaft zu ziehen und sie gegen das Vorgehen des Mutterlandes, auch

in der neu drohenden Krise, zum Zusammenhalten zu bestimmen. Den Kaufleuten war es lange schon klar, daß auf die Dauer für den Handel nichts gewonnen wurde, wenn die ihn niederdrückenden Schifffahrtsgesetze in Kraft blieben, während die Farmer gar kein und die Pflanzer nur wenig Interesse an dieser Frage hatten. Jetzt aber war der Augenblick gekommen, den gewonnenen Sieg gehörig auszubeuten und nicht zu ruhen und zu rasten, bis auch die letzten Schranken gefallen waren.

England hatte geglaubt, seine Einlenkungsversuche durch Wiederherstellung der Ruhe in den Colonien anerkannt zu sehen, fand sich aber in dieser Hoffnung arg getäuscht, denn die amerikanischen Kaufleute und Rheder antworteten der neuen Einfuhrsteuer durch Beschlüsse der Nichteinfuhr, der Begünstigung des Gewerbfleißes und der Einschränkung des Gebrauchs fremder Waaren. Sie schädigten durch diese radicale Maßregel allerdings zeitweise ihre eigenen Interessen, allein sie bedienten sich ihrer zugleich als des wirksamsten Agitationsmittels, um die ländliche Bevölkerung ganz zu sich herüber zu ziehen. So konnte die Losung mit Erfolg ausgegeben werden, daß nur die feste Vereinigung aller Colonien den Einzelnen und dem Ganzen Sicherheit zu bieten vermögen, und daß ein Eingriff in die Freiheit einer Colonie zugleich ein Angriff auf die Freiheiten Aller sei. Die nüchtern berechnende, behutsam vordringende und sich nie überstürzende Klugheit, namentlich der neu englischen Führer, brachte auch in diesem Falle wieder die Einigung der großen Mehrzahl sämmtlicher Colonisten gegen die Krone zu Stande.

Jetzt konnte es sich in diesem Schachspiel feindlicher Interessen nur noch fragen, wer der Stärkere war und wer den Gegner matt machen würde, der König und das Parlament mit ihren Zügen, oder der Bauer und Bürger mit ihren Gegenzügen? Auf Seiten der letzteren war die freiheitliche Bewegung die unmittelbare Folge der Verletzung sehr handgreiflicher Interessen, aus welchen die den Verlauf des Kampfes bedingenden Ideen und Ereignisse hervorgingen. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg ist dadurch sehr lehrreich für alle Zeiten, daß er die Beweggründe und Ziele der sich bekämpfenden Parteien so offen aufdeckt, daß er sich, unabhängig von persönlicher Willkür, nach seinen eigenen Gesetzen entwickelt, und daß er uns überhaupt den eigentlichen Ursprung aller derartigen geschichtlichen Umwälzungen klar erkennen läßt.

Bereits im Jahre 1768 verließen beide Parteien den Rechtsboden, obgleich sie noch Jahre lang vorgaben oder sich einbildeten, ihn zu behaupten: die Krone, indem sie einseitig einen General mit dictatorischer Gewalt bekleidete und bei den Bürgern Boston's Soldaten einquartierte; die Colonien, indem letztere Stadt, die Führerin im Streite, zur Wahrung ihrer Rechte einen revolutionären Ausschuß einsetzte, dem sich bald ähnliche, theils schon bestehende, theils später entstehende Organisationen, wie die „Söhne der Freiheit" und „Correspondenz-Comité's", im ganzen Lande anschlossen. Ganz natürlich gesellten sich zu den sachlichen Beschwerden persönliche Reibungen zwischen Bürgern und englischen Soldaten oder Behörden, wie der sogenannte „barbarische, unmenschliche und blutige Mord" in Boston, die gewaltsame Zerstörung der dortigen Theevorräthe und die theilweise Verjagung der englischen Gouverneure, bis der aus eigener

Machtvollkommenheit von den Colonien berufene erste und zweite Continental-Congreß der ganzen Bewegung eine feste Leitung von Oben gab und einer geordneten selbständigen Regierung zusteuerte.

Die Otis, Hancock und Adams in Massachusetts, Dickinson und Franklin in Pennsylvanien, Mason, Lee, Henry und Washington in Virginien und die erlauchte Reihe ihrer Genossen hatten es ganz vortrefflich verstanden, im Volke ein einheitliches Gefühl für die Interessen und Freiheiten der Colonien zu wecken und das Land, trotz aller revolutionären Maßregeln, innerhalb der Grenzen der staatlichen Ordnung zu erhalten. So stellten sie denn auch jetzt die Allen gemeinsame Sache der bedrohten Landesrechte und Freiheiten in den Vordergrund und ließen alle anderen Fragen, wie die Ordnung des Verhältnisses der Colonien untereinander, die Art der Tragung der gemeinsamen Lasten und sonstiger örtlicher Angelegenheiten, vorläufig auf sich beruhen. Während also der ganze gesellschaftliche Bau unerschüttert blieb, konnte mit desto größerer Kraft an dem nächsten Ziel, der Lockerung und endlichen Abschüttlung der englischen Oberherrschaft, gearbeitet werden. Das Programm war ganz genau formulirt, die constitutionelle Rechtsfrage aber in ihrer einfachen Fassung, daß Besteuerung ohne Vertretung Tyrannei sei, also durch ihren Appell an den Geldbeutel, auch dem geringsten Verstande einleuchtend.

Der hohe Muth und die weise Beschränkung der Führer kann nicht genug gerühmt werden. Wir dürfen sie, um ihren großen Verdiensten gerecht zu werden, nicht mit dem Maßstabe der heutigen Machtstellung ihres Landes messen, sondern müssen ihre Vereinsamung, ihre Loslösung von der großen europäischen Culturwelt und ihr persönliches Wagniß stets im Auge behalten, um uns einen nur annähernden Begriff von ihrer Hingebung und Vaterlandsliebe zu machen. Hinter ihnen lagen geordnete Verhältnisse und ein ebener Weg; vor ihnen ein höchst zweifelhafter Erfolg, wenn nicht das Chaos und ein schmachvoller Tod. Denn wenn sie auch ganz genau wußten, wofür sie kämpften, so wußten sie doch nicht, wie der Kampf enden und welche Ergebnisse er selbst im günstigsten Fall zeitigen würde. Diese Männer waren nüchterne und ernste Geschäfts- und Kaufleute, keine unreifen Träumer oder revolutionären Schwärmer, welche etwa ein tausendjähriges Reich oder die allgemeine Verbrüderung der Menschheit angestrebt hätten. Nur zögernd, aber mit dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, traten sie für die großen politischen Grundsätze der Selbstregierung ein, um sich und ihren Nachkommen die stolzen Freiheiten eines englischen Bürgers zu erhalten. Mochte darum auch die Zukunft in nur dunklen Umrissen vor ihnen liegen und die Gegenwart harte Opfer und Entbehrungen fordern, so brachten sie diese doch freudig und im Geiste puritanischer Hingebung an eine große Sache.

Die beiden ersten (Continental-)Congresse vom September 1774 und Mai 1775 waren revolutionäre Körperschaften. Wenn sie sich auch scheuten, die Folgerung aus ihrer Stellung zu ziehen und den letzten entscheidenden Schritt zu thun, so wurden sie durch die Ereignisse doch bald über ihre berathenden Anfänge hinausgedrängt und zur Ausübung der weitgehendsten Regierungsbefugnisse gezwungen. Erst als England im Frühjahr 1775 bei Concord und Lexington

das erste Blut vergossen hatte, gelangten die Colonien und ihre leitenden Männer zu einer klaren Würdigung ihrer Stellung und entschieden sich für die rücksichtslose Aufnahme des Kampfes. Wenn sie es bis dahin meisterhaft verstanden und durchgeführt hatten, das Mutterland der ganzen Welt gegenüber formell in's Unrecht zu setzen, so gingen sie jetzt endlich aus der Vertheidigung zum Angriff über. Ticonderoga und Crownpoint, die Punkte, welche die Verbindung zwischen Canada, Neu-England und New-York beherrschen, wurden besetzt; im Sommer 1775 ward bereits eine Continentalarmee gegründet und Washington zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt; im darauf folgenden Winter aber zog Arnold zur Eroberung nach Canada aus, während die Feindseligkeiten vor Boston ihren Fortgang nahmen.

Der Congreß war sich aber trotzdem noch nicht über die Tragweite des Aufstandes klar, sondern glaubte noch einlenken und den Gegner durch Appellation an seine Einsicht und Interessen überzeugen zu können; er hätte am liebsten die Freiheit der Colonien gesehen, aber zugleich ihre staatliche Verbindung mit England beibehalten. Die entschiedenen Führer dagegen, wie die beiden Adams, Patrick, Henry u. A. erkannten recht gut, daß sich das alte Verhältniß, nachdem einmal die Kanonen als letzte Vernunftsgründe in's Feld geführt waren, nicht wieder herstellen ließ; allein, wenn sie die Leitung nicht aus den Händen verlieren wollten, so durften sie nicht zu drängen wagen. Diese Anhänglichkeit des Volkes der Colonien an das Mutterland, welche nicht eher brechen wollten, als bis sie gar keinen andern Ausweg mehr vor sich sahen, hat fast etwas Kindliches und Rührendes und spricht für das in allen Volksclassen sich instinctiv geltend machende echt englische Rechtsbewußtsein, welches vor jeder willkürlichen Neuerung zurückschreckt und lieber länger den ungerechtfertigsten Druck erträgt, als mit den überlieferten Anschauungen und Einrichtungen bricht.

Von den Colonien hatten sich Massachusetts und Virginien schon im Herbste 1774 offen für den Abfall von England ausgesprochen. Wenn sie in der späteren politischen Entwicklung der Vereinigten Staaten auch als die beiden feindlichen Brüder einander gegenüber standen, deren Anschauungen und Interessen die Geschicke des Landes Jahrzehnte lang bestimmten, so handelten sie beide damals gegen England doch einig, klar und folgerichtig. Massachusetts war die geistig und commerciell entwickeltste Colonie, deren Handels- und Schifffahrtsinteressen auf dem Spiele standen und deren politische Existenz in erster Linie gefährdet war; Virginien aber die reichste und bevölkertste, deren Tabakspflanzer sich durch die englischen Maßnahmen der letzten Jahre in ihrem werthvollsten Eigenthum bedroht, wenn nicht zu Grunde gerichtet sahen, und deren geistige Wortführer aus den früheren kirchlichen Streitigkeiten den eigentlichen Charakter des Mutterlandes gründlich erkannt hatten. In beiden Colonien schürten der Eifer und die Ungeschicklichkeit der englischen Behörden das Feuer zu hellen Flammen an. Die Sperrung des Bostoner Hafens z. B. warf alle Matrosen und zahlreiche Handwerker brodlos auf die Straße und lieferte der Revolution Soldaten. Die Proclamation des Gouverneurs Dunmore dagegen, welche allen Negern Freiheit versprach, also dem Aufstand der Weißen durch einen Aufstand der Schwarzen die Spitze abbrechen wollte, verbreitete Angst und Entsetzen in jedem virginischen

Hause und verwischte alle bisherigen Parteiunterschiede. Die theils ausgeführten, theils angedrohten englischen Gewaltmaßregeln, wie der Angriff auf Charleston und die Erhebung der Tories in North-Carolina, trieben aber selbst die Gemäßigtsten mit jedem Tage mehr in die Arme der Entschiedenen und rüttelten auch die übrigen zögernden Colonien aus ihrer Vertrauungsseligkeit auf.

Gleichwol aber scheute man sich immer noch, das letzte Wort zu sprechen und das Verhältniß zu England durch einen feierlichen Staatsact zu lösen, trotzdem daß die offene Erklärung der Unabhängigkeit den Amerikanern in ihren Beziehungen zu England nicht mehr schaden, dagegen in ihrem Verhältniß zu den fremden Mächten nur nützen konnte. Auch auf dem zweiten Continental-Congreß im Mai 1775 waren die Stimmen über diese Erklärung gleich getheilt, so daß man die Entscheidung der Frage auf spätere Zeiten verschieben mußte. Gleichwol wurde das Verlangen nach Unabhängigkeit in den verschiedensten Theilen des Landes, selbst in den westlichsten Niederlassungen, immer dringender und größer. Diejenigen, welche sie verlangten, wollten damit die letzte Brücke zur Versöhnung abgebrochen wissen, während Diejenigen, welche sich dagegen aussprachen, es entweder aus religiösen Bedenken nicht zum Aeußersten kommen lassen wollten oder aus Verzagtheit diese Brücke im schlimmsten Nothfall noch benützen zu können wähnten.

Den ersten Schritt zur Unabhängigkeit thaten die Bürger von Mecklenburg-County in North-Carolina. Von dem Vordersatz ausgehend, daß Schutz und Unterthanentreue sich einander bedingen, und daß mit dem zurückgezogenen Schutz der Krone diese auch keinen Anspruch mehr auf die Treue der Colonien habe, beschlossen diese Männer: „Wir Bürger des County Mecklenburg lösen hiermit alle staatlichen Bande, welche uns mit dem Mutterland verbunden haben, wir entledigen uns jedes Gehorsams gegen die britische Krone und schwören ab jeder politischen Verbindung, jedem Vertrage, jeder Gemeinschaft mit der Nation, welche so leichtsinniger Weise unsere Rechte und Freiheiten zu Boden getreten und das Blut der amerikanischen Patrioten bei Lexington vergossen hat. Wir erklären uns hiermit für ein freies und unabhängiges Volk, wir sind, wie wir dies von Rechtswegen sein sollten, ein souveränes, sich selbst regierendes Gemeinwesen unter keinerlei Gebot irgend einer Macht, als Gottes und des allgemeinen Congresses. Zur Erhaltung dieser Unabhängigkeit verpflichten wir uns in feierlicher Weise, uns gegenseitig beizustehen mit unserm Leben, mit unserm Besitzthum und unsrer heiligen Ehre: Wer immer, in welcherlei Form oder Weise, die englischen Anmaßungen gegen unsere Rechte und Freiheiten unterstützt, der ist ein Feind dieses Landes, ein Feind Amerika's, ein Feind der angebornen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit.*)

*) Es ist eine zuerst von Herrn Franz Löher, dem Dichter einer „Geschichte der Deutschen in Amerika", in Umlauf gesetzte Mähr, daß diese berühmte Erklärung, die Vorläuferin der spätern Unabhängigkeitserklärung, eine reine deutsche That gewesen und deshalb der deutsch gebornen Bevölkerung der Vereinigten Staaten zur besondern Ehre anzurechnen sei. Er schließt nämlich von dem deutschen Namen des County schlankweg auf die Nationalität und den Geist seiner Bewohner. Das ist grade so richtig oder vielmehr grade so falsch, als wenn er den amerikani-

Diese Mecklenburgischen Beschlüsse, deren durchschossene Worte auch in der spätern Unabhängigkeitserklärung vorkommen, verhallten übrigens damals ungehört im Walde. Sie bewiesen aber, wie nach dem ersten Blutvergießen bei Concord und Lexington sich die Geister mit dem Gedanken der völligen Trennung vertraut zu machen anfingen. Es ist nur zu natürlich, daß die Hinterwäldler an den Grenzen der Civilisation viel weniger Anstand nahmen, die Schlußfolgerungen aus ihrer Stellung zu ziehen, als die Küstenbewohner mit ihren leichter verletzlichen Interessen. Im Laufe des Jahres 1775 mehrten sich aber die öffentlichen Stimmen in amtlichen Beschlüssen und Volksversammlungen, in Zeitungen und Flugschriften, in Prosa und Versen. So bildete sich in jeder Colonie mit jedem Tage eine immer mächtiger werdende Partei, welche der bisherigen Halbheit ein Ende zu machen und endlich die Unabhängigkeit von England auszusprechen drängte.

Den bedeutendsten, den eigentlich Bahn brechenden Einfluß übte in dieser Richtung Thomas Paine (1737—1809) durch seine Schrift: „Der gesunde Menschenverstand" aus. Als Sohn eines armen englischen Quäkers und Schnürbrustmachers gehörte er durch seine Geburt dem Handwerkerstande an,

---

schen General Greene einen Deutschen sein oder von Deutschen abstammen läßt, weil er offenbar ursprünglich Grün geheißen habe, oder als wenn F. A. Wolf in der bekannten Uebergangsformel des Pax, Pex, Pix, Pux, Fuchs, das deutsche Wort Fuchs vom griechischen ἀλώπηξ in geistreicher Verhöhnung derartigen etymologischen Unfugs ableitet. Natürlich haben andre deutsche Schriftsteller, wie z. B. der gesinnungstüchtige Jakob Venedey und der sonst übrigens sehr verdienstliche Kisselbach, jene willkürliche Annahme nachgesprochen, und sogar deutsch-amerikanische Zeitungen berufen sich in ihrer bodenlosen Unkenntniß der amerikanischen Geschichte auf Herrn Löher als Gewährsmann, um für Deutschland die intellectuelle Urheberschaft, den Löwenantheil an der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung zu beanspruchen. Der eigentliche Sachverhalt ist dieser: Das County Mecklenburg war eine Niederlassung von schottisch-irländischen Presbyterianern, Männern, die sich mit ihrer religiösen Ueberzeugung in die Berge von Nord-Carolina geflüchtet und hier — den Besten ihrer Zeit und den Gebildetsten ihres Volkes gleichstehend — ein kleines Gemeinwesen gegründet hatten. Der Name ward dem County der englischen Königin, Georg's III. Gemahlin, einer mecklenburgischen Prinzessin, zu Ehren gegeben, und ebenso war der County-Sitz nach ihrem Vornamen Charlotte genannt worden. Ganz in derselben Weise tauft man noch heutzutage neue Counties und Städte nach wirklichen oder eingebildeten berühmten Local- oder National-Größen, und wie man vor der Revolution Prinz Edward oder Prinz George, so hat man heutzutage Caß- oder Pierce-Counties, oder Franklin- oder Jefferson-City, von der fast tausendfachen Verwendung des Namens von Washington gar nicht zu reden. Im ganzen damaligen Mecklenburg-County gab es, so viel man weiß, keinen einzigen Deutschen; allein selbst wenn es ausschließlich von Deutschen bevölkert gewesen wäre, so würden diese gedrückten, armen und unwissenden Bauern, die froh waren, das nackte Leben über den Ocean gerettet zu haben und die Scholle zu bebauen, wol die Letzten gewesen sein, in untadelhaftem Englisch naturrechtliche Deductionen gegen den König von England zu richten. Herr Löher, ohne sich nur bei den zahlreichen amerikanischen Autoritäten Raths zu erholen, verkündet der Welt seine kühne Hypothese als geschichtliche Thatsache. Und in Deutschland glaubt man ihm auf's Wort. Marschirt doch der deutsche Bauer im Hinterwalde an der Spitze der Civilisation und Freiheit, und ist doch die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 nach einem solchen Vorgänger gar kein großes Kunststück gewesen! Das Betrübende dieser an sich lächerlichen Erscheinung ist aber, daß solcher Unsinn schließlich Cours gewinnt und sich gar als neuere Forschung spreizt. Uns Deutschen thut vor Allem eine größere Dosis nationalen Stolzes und eine geringere Dosis nationaler Eitelkeit Noth!

arbeitete Anfangs im Geschäfte des Vaters, wählte verschiedene Berufe, hatte aber in keinem Erfolg und wurde dann Steuerbeamter, als welcher er sich durch eine Kritik und Vorschläge zur Verbesserung der Stellung der Steuerbeamten und des englischen Steuersystems überhaupt in weiteren Kreisen zuerst vortheilhaft bekannt machte. Der damals in England lebende Franklin erkannte in Paine sofort das große Talent und veranlaßte ihn, nach Amerika überzusiedeln. Hier widmete er, kaum gelandet (1774), der Sache der Revolution seine Feder und kämpfte für die sofortige Lossagung der Colonien von England. Er brachte die revolutionäre Strömung der Volksmassen erst in Fluß und erwarb sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um die Vereinigten Staaten. Die späteren Schicksale dieses Mannes und seine verschiedenen Stellungen während des Krieges interessiren uns hier wenig. Genug, daß er 1787 nach Frankreich ging, wo er gegen Burke eine, „Die Rechte des Menschen" betitelte und die rein demokratische Republik verherrlichende Gegenschrift schrieb, daß er 1792 als Abgeordneter in den französischen Convent eintrat, wo er sich den Girondisten anschloß und nur mit Mühe dem Tode entging, sowie endlich, daß er 1802 nach Amerika zurückkehrte, wo ihn seine rationalistisch-deistischen Schriften in den durchaus nicht verdienten Ruf eines Atheisten (infidel) und um sein früheres Ansehen brachten. Noch heute gilt es in den Vereinigten Staaten als guter Ton, Paine todtzuschweigen oder wenigstens wegwerfend zu behandeln.

Paine ist einer der erfolgreichsten Pamphletisten und Demagogen aller Zeiten. Sein knapper, schneidiger Stil, seine beredte Beweisführung, sein rücksichtsloser Angriff und seine leidenschaftliche Berufung an das Gefühl und das Vorurtheil nehmen von der ersten Zeile an die gespannteste Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch. Dabei versteht er, wo es ihm dient, vortrefflich die Kunst, den eigentlichen Streitpunkt in den Hintergrund zu drängen, wenn nicht gradezu zu verdrehen, und verbindet mit dieser Kunst eine solche Willkür in der Behandlung der Thatsachen und eine solche Meisterschaft in der Folgerung unumstößlich logischer Schlüsse aus oft falschen Vordersätzen, daß das verwirrte, bestochene oder geblendete Urtheil der Massen jeden seiner Sätze für eine unanfechtbare Wahrheit hielt und blind auf jedes seiner Worte schwor. Namentlich wußte er den rechtgläubigen, biedern Farmer zu packen und zur That zu begeistern, indem er ihm im Hintergrunde die Bibel, im Gegensatz dazu aber den Papst und die Jesuiten zeigte. Paine vertheidigt im Wesen dieselbe Sache, wie sein bedeutenderer Vorgänger Junius, allein er reicht nicht entfernt an dessen feine Ironie, classisch schöne Form und tiefe Bildung heran. Er verhält sich zu ihm wie ein Bauer mit groben Sitten zu einem geistig und gesellschaftlich hochstehenden Manne. Er schlägt drein wie mit Dreschflegeln, aber seine wuchtigen Hiebe erhöhen grade die Wirkung auf seine Leser, welche für die eleganten Ausführungen des Junius gar kein Verständniß gehabt haben würden. Sein Erfolg wurde durch die Thatsache erhöht, daß am Tage der Veröffentlichung des „Gesunder Menschenverstand" (8. Januar 1776) der Wortlaut der Parlamentsrede Georg's III. in Philadelphia anlangte, in welcher der König die Amerikaner für Rebellen erklärte. Eine ihm günstigere Stimmung hätte das Pamphlet also in der That kaum treffen können.

Es gibt kaum einen Satz in der kleinen Arbeit, welcher sich nicht bestreiten oder gar widerlegen ließe; aber trotzdem steht sie bedeutend über allen späteren Arbeiten des Verfassers und grade wegen ihrer Einseitigkeit übte sie eine so überwältigende Wirkung auf ihre Zeitgenossen aus.

Paine beschuldigt gleich im Eingange England, den Krieg gegen die natürlichen Rechte der Menschen begonnen zu haben, und erklärt die Ziele Amerika's für die Sache der Menschheit überhaupt, ja eines jeden Wesens, welchem die Natur die Macht des Gefühls verliehen habe. Ganz an Rousseau sich anlehnend, unterscheidet er zwischen Regierung und Gesellschaft und nennt jene im günstigsten Falle ein nothwendiges, im schlimmsten Falle aber ein unerträgliches Uebel, diese dagegen einen großen Segen. Die Regierung ist ihm, gleich der Kleidung, das Zeichen der verlornen Unschuld und wird nur durch die Unfähigkeit zur moralischen Tugend möglich. Die Paläste der Könige sind auf den Ruinen der Hütten des Paradieses erbaut. Der Mensch gibt, von zwei Uebeln das kleinste wählend, einen Theil seines Eigenthums auf, um die Mittel für die Vertheidigung des ihm verbleibenden Restes zu gewinnen. Da nun Sicherheit die eigentliche Absicht und das einzige Ziel jeder Regierung ist, so folgt daraus, daß diejenige Form, welche dem Volke diese Sicherheit mit den geringsten Ausgaben und den größten Wohlthaten schafft, allen anderen vorzuziehen ist. An diese rein mechanische Anschauung, welcher der Staat kein lebensvoller Organismus ist und selbst das oberflächlichste Verständniß für die sittliche Nothwendigkeit des staatlichen Gemeinwesens fern liegt, knüpft nun Paine seine Ansicht von der Entstehung der erblichen Monarchie an: „Die Könige erlangten ihre Gewalt auf Kosten des Volkes; so lange es keine Könige gab, kannte man auch keine Kriege (!!). Die Heiden führten zuerst das Königthum ein; die Bibel erklärt sich dagegen, weil es die Gottesverehrung beeinträchtigt. Ein einziger anständiger Mann ist für die Gesellschaft mehr werth, als alle gekrönten Schurken, welche je gelebt haben."

Diese theoretische, wenn auch vielfach fadenscheinige, aber wirksame Einleitung, welche etwa die Hälfte der Flugschrift füllt, hat den Leser vorbereitet, nunmehr an die eigentliche praktische Seite der Frage heranzutreten. Hier steht Paine auf der vollen Höhe der Situation. Sofortige und völlige Trennung vom englischen Reiche ist ihm das einzige ehrenvolle und wirksame Heilmittel gegen den zwischen Haß und Liebe, Freiheit und Abhängigkeit getheilten Zwitterzustand der Gegenwart. „Am Tage von Lexington," sagt er, „ist man von den Argumenten zu den Waffen übergegangen. England hat uns nie Zuneigung bewiesen, sondern stets nur seine Interessen in Amerika verfolgt, und wenn es uns vertheidigt hat, so that es das aus Rücksicht für sein eigenes Wohl. Unsre Verbindung mit ihm bringt uns keinen einzigen Vortheil, sondern nur Nachtheile; nicht England, nein, Europa ist unser Mutterland; nur zwei Drittel unserer Mitbürger stammen von Engländern ab. Die Redensart vom König als Vater der Colonien ist eine jesuitische Erfindung, welche in der päpstlichen Absicht in Umlauf gesetzt wurde, uns in unsrer gläubigen Schwäche zu bethören. Diese neue Welt ist der Zufluchtsort der verfolgten Freunde politischer und religiöser Freiheit aus allen Theilen Europa's gewesen. Hierher sind sie geflohen, nicht aus den zärtlichen

Umarmungen der Mutter, sondern vor der Grausamkeit des Ungeheuers, und nur das kann ich England zugeben, daß dieselbe Tyrannei, welche die ersten Auswanderer aus der Heimath vertrieben hat, selbst hier noch ihre Nachkommen verfolgt. Europa ist der Absatzmarkt für unsre Erzeugnisse; wir müssen uns von den dortigen Verwickelungen ganz fern halten, wenn wir unsern Handel nicht schädigen wollen. Frankreich und Spanien werden nie unsre Freunde sein, so lange wir Engländer bleiben; sie werden uns aber freudig die Hand reichen, sobald wir erst Amerikaner geworden sind. Wer will denn anders die Versöhnung als eigennützige Menschen, welchen man nicht trauen darf, schwache Menschen, welche nicht sehen können, vorurtheilsvolle Menschen, welche nicht sehen wollen, und eine gewisse Classe Gemäßigter, welche von Europa viel zu gut denken? Diese letztere Classe wird mit ihrer schlecht angebrachten Bedenklichkeit die Ursache von mehr Unheil sein, als die drei erstgenannten. England kann Amerika nie erobern, wenn wir es ihm nicht durch unsre Verzagtheit und Furchtsamkeit erobern. Jeder unsrer Friedensversuche ist vergeblich gewesen, unsre inständigsten Bitten sind mit Verachtung zurückgewiesen worden, und unsre ewigen Petitionen haben die Eitelkeit des Königs nur noch gesteigert. Dreinschlagen kann uns allein noch helfen! Schreiten wir also um Gotteswillen sofort zur Trennung und überlassen wir nicht der nächsten Generation das Halsabschneiden!

„Es ist ein lächerlicher Anspruch, daß ein großer Continent von einer kleinen Insel regiert werden soll. Nirgends hat die Natur den Satelliten größer gemacht als seinen Planeten. Da aber England und Amerika die gewöhnliche Ordnung der Natur umstoßen, so ist es klar, daß sie verschiedenen Systemen angehören, Amerika sich selbst und England Europa. Unsre Unabhängigkeit, ob sie nun früher oder später eintreten mag, ist darum unvermeidlich; ja sie kann bei den riesigen Fortschritten des Continents nicht mehr fern liegen. Auch ich hielt bis zum 19. April 1775 eine Versöhnung noch für möglich, aber seitdem verwarf ich diesen bösartigen, hartgesottenen Pharao von England und ich verachte den Elenden, welcher, als angeblicher Vater seines Volkes, fühllos dessen Niedermetzelei hören und doch, mit dieser Blutschuld auf seiner Seele, ruhig schlafen kann. Der gegenwärtige ungewisse Zustand lähmt Handel und Gewerbe, hält die Einwanderung ab und untergräbt unsern Wohlstand. Ruin und Versöhnung sind zwei gleich bedeutende Begriffe; nur Unabhängigkeit kann den Frieden des Continents erhalten und schützen. Die Colonien haben der Regierung stets einen so aufrichtigen Gehorsam und so viel gesunden Ordnungssinn bewiesen, daß jeder verständige Mensch ihnen unbedingt vertrauen kann. Eine eigene Regierung ist unser natürliches Recht. Es gibt Beleidigungen, welche die Natur nicht vergeben kann, sie müßte denn aufhören, Natur zu sein. Der Gesellschaftsvertrag würde sich auflösen und die Gerechtigkeit auf der Erde vertilgt oder nur geduldet werden, wenn wir jetzt die Liebe zu den Unsrigen hintenan setzen wollten.

„Darüber, daß die Trennung einmal stattfinden muß, sind Alle einig; es fragt sich also nur, wann? Wir haben bisher sehr thöricht gehandelt. Unter allen Mächten der Erde besitzen wir zur Zeit die größte Zahl Bewaffneter und dabei alle Vertheidigungsmittel im Ueberfluß. Unser Charakter ist rasch von Entschluß, und der Muth hat uns bis jetzt noch nicht verlassen. Worauf warten

wir also noch, warum zaudern wir? Von England droht uns nur Verderben. Wenn wir ihm einmal wieder zur Herrschaft über Amerika verholfen haben, so wird es sich nicht mehr verlohnen, auf diesem Continent zu leben. Eifersüchteleien werden stets entstehen, Aufstände selten aufhören, und wer wird sie dann niederwerfen? Vor Schulden brauchen wir uns nicht zu fürchten, England ist noch verschuldeter. Jetzt haben wir noch die endlosen öffentlichen Ländereien, mit deren Verkauf wir alle Schulden bezahlen können. Die tapfersten Thaten sind immer von Völkern in ihrer Kindheit verrichtet worden. Je mehr die Menschen zu verlieren haben, desto weniger sind sie zu Kriegen geneigt. Die Reichen sind meistens die Sklaven der Furcht und fügen sich mit der lauernden Unterwürfigkeit eines Hundes der höfischen Macht.

„Keine Maßregel kann unsre Angelegenheiten so schnell und gründlich ordnen, als eine offene und entschiedene Unabhängigkeitserklärung, denn einmal wird in unserm jetzigen Zustande für uns, die wir uns noch englische Unterthanen nennen, keine europäische Macht im Nothfalle vermittelnd eintreten. Dann werden Frankreich und Spanien uns keinen Beistand leisten, wenn wir sie blos dazu benutzen wollen, um den Bruch zwischen England und uns wieder herzustellen. Ferner sind wir in den Augen der Welt nur Rebellen, so lange wir englische Unterthanen bleiben. Widerstand und Unterwerfung miteinander zu vereinigen, ist ein zu feiner Gedanke für den gewöhnlichen Verstand. Endlich würde uns eine an die fremden Mächte gerichtete Denkschrift, welche unsre Leiden und die Unmöglichkeit der Erlangung von Abhilfe auseinandersetzt, mehr nützen, als ein ganzes Schiff voll Bittschriften an England. Unter unserm gegenwärtigen Namen als englische Unterthanen können wir im Auslande weder auf Gehör noch auf Aufnahme rechnen. Die Sitte aller Höfe ist gegen uns und wird es sein, bis wir durch unsre Unabhängigkeit Stellung zu den übrigen Völkern nehmen. Es handelt sich für uns gar nicht mehr darum, was der König von England sagt oder thut. Er hat schnöder Weise jede menschliche und moralische Verpflichtung gebrochen, ja Natur und Gewissen unter die Füße getreten und sich durch seine steten Anmaßungen und angeborene Grausamkeit den allgemeinen Haß zugezogen. Es ist jetzt die Sache Amerika's, für sich selbst zu sorgen und sich vor der Befleckung durch europäische Verderbniß zu schützen.

„Wer die Natur zum Führer nimmt, kann leicht den Beweis liefern, daß die Unabhängigkeit eine einzige grade Linie ist, deren Betreten ausschließlich von uns abhängt, während die Versöhnung eine sehr verwirrte und verwickelte Frage bildet, in welcher ein verrätherischer und willkürlicher Hof mitsprechen und unzweifelhaft seine Antwort geben wird. In unsrer gegenwärtigen Lage haben wir eine Gesetzgebung ohne Gesetz, Weisheit ohne Plan, eine Verfassung ohne Namen, und, was vorzugsweise befremdend ist, völlige Unabhängigkeit, welche für Abhängigkeit kämpft. Dieses Beispiel steht einzig in seiner Art da, einen solchen Fall hat es nie vorher gegeben, und was wird der Ausgang sein? Die Unabhängigkeit Amerika's hätte von dem Tage an datirt sein müssen, an welchem das erste Gewehr gegen uns abgefeuert wurde. Der Geburtstag einer neuen Welt naht heran und ein Geschlecht von Männern, welches dereinst so

zahlreich wie die ganze Bevölkerung Europa's sein wird, soll seinen Theil Freiheit von den Ereignissen einiger Monate erhalten. Unabhängigkeit ist das einzige Band, welches uns einigen und zusammenhalten kann. Die kaufmännischen und denkenden Kreise Englands werden stets mit uns sein, weil Frieden mit Handel einem Kriege ohne Handel vorzuziehen ist. Wenn sie aber unser Anerbieten nicht annehmen, so können wir uns ebenso gut an andere Höfe wenden.

„Laßt uns also, statt einander mit argwöhnischer oder zweifelhafter Neugier anzugaffen, dem Nachbarn herzlich die Freundeshand reichen und uns vereinigen, indem wir nur eine Linie ziehen, welche alle früheren Zwistigkeiten begräbt und vergißt. Laßt die Namen Whig und Tory fahren und laßt uns keinen andern hören, als den eines guten Bürgers, eines offenen und entschlossenen Freundes, eines tugendhaften Kämpfers für die Rechte der Menschheit und der „freien und unabhängigen Staaten von Amerika!"

Die kleine Schrift war ein Ereigniß von der größten Tragweite. Sie brachte größere Klarheit in die Köpfe und verlegte die Entscheidung aus den geschlossenen Räumen des Congresses auf die offene Gasse, in's Lager, auf die Pflanzungen und in die Bauernhöfe. So sehr hatten noch im Januar 1776 die Führer in ihren ängstlichen Bedenken geschwankt, daß Franklin und Samuel Adams grade damals an dem Zustandekommen eines unabhängigen Bundes sämmtlicher Colonien zweifelten, und daß sie sich in schmerzlicher Entsagung vornahmen, wenigstens die Vereinigung der neu-englischen Colonien zu bewirken. Jetzt aber fanden sie und alle entschiedenen Männer in Paine einen mächtigen Bundesgenossen, mit dessen Hilfe sie die Verzagtheit und Furcht bald zum Schweigen brachten. Sein Büchlein wurde in Hunderttausenden von Exemplaren gelesen und wieder gelesen. Im Lager wanderte es an den Wachtfeuern von einer Hand in die andere. Washington dankte dem Verfasser für den großen Dienst, welchen er der amerikanischen Freiheit geleistet hatte, weil er von der nunmehr unvermeidlichen Erklärung der Unabhängigkeit auch eine stärkere Betheiligung des Volkes am Kriege hoffte. John Adams meinte, die Schrift vertheidige Lehren, welche bestimmt seien, der allgemeine Glaube des Volkes zu werden. Lee schrieb, die Gründe Paine's seien so überzeugend, daß die Trennung von England zur unaufschiebbaren Nothwendigkeit geworden sei. Auch in den Massen wurde die Bewegung von Tag zu Tage mächtiger, in den einzelnen Theilen des Landes bildete sich ein einheitlicher Volkswille; dieser Wille aber war die unentbehrliche Grundlage für die neue Nation. Der Congreß konnte sich der starken Strömung nicht länger entziehen; er mußte, wohl oder übel, ihre Führung übernehmen oder unter der Oberfläche verschwinden. Er hatte aber ein naheliegendes Interesse an der baldigen Erklärung der Unabhängigkeit, da er sich nach den Erfahrungen des letzten Winters und den englischen Vorbereitungen für den Sommer überzeugt hatte, daß er ohne fremde Hilfe dem Kampfe denn doch nicht gewachsen sein würde. Schon waren die Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft; daß dieses aber eine aufständische Colonie nicht unterstützen würde, das fingen jetzt auch die Aengstlichsten einzusehen an.

Ueber diesem Umschwung der Stimmung kam das Frühjahr 1776 heran. Jetzt folgten die Ereignisse einander schnell. Am 10. Mai wurde John Adams' Antrag auf Einsetzung von Staatsregierungen im Congreß angenommen. Fünf Colonien hatten sich damals bereits für die sofortige Unabhängigkeit ausgesprochen. Gegen den 20. desselben Monats trafen die Instructionen für die Abgeordneten von Virginien ein, so daß jetzt die gesetzliche Vertretung der Hälfte der Colonien für die Maßregel war. Die virginischen Politiker hatten von Anfang an zu den klarsten Köpfen des Landes gehört und waren stets für ganze Maßregeln gewesen. Jetzt kam ihrer Einsicht die Furcht vor der Möglichkeit eines Sklavenaufstandes und der Einfall der Engländer zu Hilfe, so daß alle Volksclassen der Colonie in ihrem Rufe nach Unabhängigkeit einig waren. Am 7. Juni 1776 brachte Richard Henry Lee im Namen und Auftrage von Virginien einen, von John Adams unterstützten Beschluß, dahin lautend, ein:

1. daß diese Vereinigten Colonien freie und unabhängige Staaten sind und von Rechtswegen sein sollten;
2. daß sie von jeder Unterthanenpflicht gegen die englische Krone entbunden sind, und
3. daß alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem englischen Reiche vollständig aufgehoben ist und fortan vollständig aufgehoben sein soll.

Dieser Antrag wurde am 10. Juni vom Congreß angenommen, zugleich aber, Tags darauf, um keine Zeit zu verlieren, Thomas Jefferson, John Adams, Benjamin Franklin, Roger Sherman und Robert R. Livingston zu einem Ausschuß ernannt, um im Einklang mit ihm bei den demnächst stattfindenden Berathungen den Entwurf einer Unabhängigkeitserklärung vorzulegen. Auf Wunsch der ängstlicheren Mitglieder des Hauses ward die Debatte bis zum 1. Juli verschoben, damit den einzelnen Colonien Zeit gelassen würde, ihre Vertreter mit Instructionen zu versehen, und damit womöglich ein einheitlicher Beschluß erreicht würde. Der Congreß hatte, als die Unabhängigkeit am 1. Juli auf der Tagesordnung stand, in der That kaum mehr zu thun, als die übereinstimmenden Beschlüsse der Colonien zu vollziehen, denn so rasch war die Stimmung in den ersten sechs Monaten des Jahres umgeschlagen, daß bis Ende Juni sämmtliche Delegaten den Auftrag erhielten, für die Unabhängigkeit zu stimmen. Es ist uns der genaue Wortlaut keiner der Reden erhalten — die Verhandlungen waren nicht öffentlich und Stenographen gab es noch nicht — welche bei jener Gelegenheit gehalten wurden. Wir wissen nur, daß unter den hervorragenderen Männern John Adams feurig und begeistert für die Maßregel als eine sich ganz von selbst verstehende Sache sprach, während John Dickinsen sich dagegen erklärte, weil das Volk für diesen Schritt noch nicht reif sei. Schließlich waren neun Colonien für die Unabhängigkeit, welcher somit die erforderliche Zweidrittelmehrheit gesichert war. New-York konnte aus formellen Gründen noch nicht mitstimmen, Pennsylvanien und Delaware waren in ihren Stimmen getheilt, und wenn auch Süd-Carolina einstimmig für den Beschluß war, so beantragte doch dessen hochangesehener Abgeordneter, E. Rutledge, die formelle Abstimmung auf den nächsten Tag zu verschieben, um womöglich bis dahin zu einem einigen Beschluß zu gelangen. Dieses Resultat wurde denn auch am 2. Juli erreicht, indem sämmtliche zwölf Colonien — New-York konnte erst eine Woche später

beitreten — für die Unabhängigkeit stimmten. Der Rest des Tages und die beiden nächsten waren der Kritik und Verbesserung der, diesen Schritt vor der Welt rechtfertigenden, Erklärung gewidmet, welche am Abend des 4. Juli 1776 angenommen und zunächst vom Sprecher John Hancock und dem Secretär Charles Thompson unterzeichnet wurde. Sämmtliche Mitglieder des Congresses unterschrieben die Unabhängigkeitserklärung in der uns heute vorliegenden Form am 2. August 1776. Sie trägt im Ganzen fünfundfünfzig Unterschriften. Bezeichnend sind die Aeußerungen einzelner hervorragender Männer, als sie ihren Namen unter das Document setzten. „Jetzt müssen wir Alle zusammenhangen," sagte Franklin, „oder wir werden Jeder einzeln gehängt werden." „Ich habe einiges Vermögen, einigen Ruf und eine Familie," meinte der ehrwürdige Witherspoon von New-Jersey, „mein graues Haupt wird bald zu Grabe getragen werden; aber ich will es lieber auf den Block des Scharfrichters legen, als mich weigern, dieses Schriftstück zu unterschreiben." „Wir mögen," äußerte John Adams, „als Colonisten und Sklaven und schimpflich, ja auf dem Schaffot sterben, und wenn es so sein soll, so bin ich bereit; allein laßt mich, während ich lebe, ein Vaterland, oder wenigstens die Hoffnung auf ein freies Vaterland haben." Als einige Mitglieder Charles Carroll dazu Glück wünschten, daß er voraussichtlich der Verantwortlichkeit entgehen würde, da sein Name unter den hervorragenden öffenilichen Charakteren seiner Familie so häufig vorkomme, setzte er sofort seiner Unterschrift die Bezeichnung: von Carrollton hinzu, damit man ihn jedenfalls zu finden wisse. Ganz derselbe Zug wird auch von John Hancock erzählt, der seinen Namen mit festen, schönen Zügen doppelt groß und kräftig schrieb, um nicht den mindesten Zweifel an seiner Identität zu lassen.

Der alleinige Verfasser der Unabhängigkeitserklärung ist Thomas Jefferson, der spätere Präsident der Ver. Staaten, damals noch ein junges, kaum über die engen Grenzen seiner Heimath Virginien hinaus bekanntes Mitglied des Congresses. Nach englisch-amerikanischem parlamentarischen Brauche hätte Richard Henry Lee, weil er den ersten Antrag auf Erklärung der Unabhängigkeit gestellt hatte, zum Vorsitzenden des mit ihrem Entwurf betrauten Ausschusses ernannt werden müssen; allein er war bei der Wahl zufällig in Familienangelegenheit abwesend und zudem als Mitglied eines andern wichtigen Ausschusses in Aussicht genommen worden. So trat Jefferson an seine Stelle. Wenn dieser nun auch nicht zu sprechen pflegte, so hatte er sich doch schon 1774 durch seine „summarische Uebersicht der Rechte von Britisch Amerika" und 1775 durch seine „Erklärung der Ursachen, welche zur bewaffneten Erhebung der Colonien führten", den Ruf eines guten Patrioten, scharfen Denkers und tüchtigen Stilisten erworben. Da er zugleich die einflußreichste Colonie vertrat, so wurde er mit den meisten Stimmen in den Ausschuß gewählt, welcher ihn aus letzterem Grunde mit der Abfassung der Erklärung beauftragte. Adams war von Anfang an der begeistertste Freund der Maßregel gewesen. Franklin trat ebenso entschieden dafür ein, wenn er auch nicht so ungestüm wie jener drängte; von den beiden anderen Mitgliedern hatte sich Livingston noch bis zum letzten Augenblick gegen den Schritt ausgesprochen und Sherman, welcher die „reine Demokratie" ver-

abscheute und mit seinem ganzen Wesen in den Anschauungen des englischen Rechtes wurzelte, verhielt sich ziemlich lau.

Jefferson erstattete dem Hause Bericht über seinen Entwurf schon am 28. Juni, nachdem er die Billigung seiner Collegen dafür erhalten hatte, von welchen ihn übrigens nur Adams und Franklin in einigen höchst unwesentlichen Punkten veränderten. So gern er es vermied, öffentliche Schriftstücke zu entwerfen, so ungern kritisirte oder änderte Franklin die Arbeiten Dritter, da sich die Verfasser meistens Verschlechterungen statt Verbesserungen gefallen lassen müßten. So handelte er auch dem Entwurfe Jefferson's gegenüber und tröstete diesen, als er sich von verschiedenen Einwendungen bei der Congreß-Debatte über den Entwurf unangenehm berührt fühlte, mit einer seiner launigen Anekdoten. John Adams dagegen erzählt, daß er von den beredten und begeisterten Worten des Jefferson'schen Entwurfes ganz entzückt gewesen sei. Die eine oder andere Wendung habe ihm für eine so bedeutende Staatsschrift zu gereizt und leidenschaftlich geschienen, wie z. B. die Stelle, wo der König von England ein Tyrann genannt werde. Der Passus über die Sklaverei sei ihm, Adams, besonders aus der Seele gesprochen gewesen, wenn er sich auch im Voraus habe sagen müssen, daß Jefferson's südliche Brüder ihn nicht stehen lassen würden. Er habe so wenig eine Aenderung an dem Entwurfe vorgenommen, als später Franklin und Sherman; dagegen seien im Congreß einige der besten Stellen gestrichen worden. Im Wesentlichen stütze sich die Unabhängigkeitserklärung auf die Erklärung der Rechte vom 14. October 1774; sie enthalte keinen Gedanken, welcher nicht zwei Jahre vorher im Congreß breitgetreten oder bereits von Otis vor dem Zusammentreten des ersten Congresses in einer kleinen Schrift ausgeführt worden sei.

In ihrem äußeren Bau scheidet sich die berühmte Urkunde in drei Theile, in die Einleitung, welche aus einem idealen Naturrecht den Anspruch der Colonisten auf Freiheit und Unabhängigkeit herleitet; in die Ausführung, welche die einzelnen Beschwerden aufzählt und die eigentliche Anklageacte gegen die englische Regierung enthält; und in die aus diesen Vordersätzen gezogene Schlußfolgerung, welche die Berechtigung der Colonisten zur Bildung eines souveränen und freien Staates erklärt. Die Einleitung beruft sich auf die Abstractionen der englischen und französischen Philosophie, als Sätze von angeblich unumstößlicher Gültigkeit; die eigentliche Ausführung, der Kern des Ganzen, wurzelt in der englischen Rechtsanschauung und knüpft zur Rechtfertigung der von den Colonien angenommenen Stellung an das common law an; der Schluß endlich folgert aus einer Mischung natürlichen und positiven Rechtes die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Der Nachdruck des Ganzen liegt im zweiten Theile, in der englisch-rechtlichen Ausführung. Nun aber hat sich die Mehrzahl der Leser nicht die Mühe gegeben, mehr als die Einleitung zu lesen oder wenigstens zu behalten, so daß sich die landläufigen Ansichten über die Unabhängigkeitserklärung auf die also lautende Einleitung stützen:

„Wenn es im Laufe menschlicher Ereignisse für ein Volk nothwendig wird, die staatlichen Bande, wodurch es mit einem andern verbunden war, aufzulösen und unter den Mächten der Erde einen selbständigen und ebenbürtigen Rang einzunehmen, zu welchem es durch die Gesetze

der Natur berechtigt ist, so erheischt es die dem Urtheile der Welt geziemende Achtung, die Ursachen dieser Trennung öffentlich bekannt zu machen.

Wir halten die nachfolgenden Wahrheiten für durch sich selbst erwiesen, daß alle Menschen einander gleich erschaffen, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen, unveräußerlichen Rechten begabt, und daß unter diesen Rechten Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit die vornehmsten sind; daß zur Sicherstellung dieser Rechte unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, welche ihre rechtmäßige Gewalt von der Zustimmung der Regierten herleiten, und daß, wenn je eine Regierungsform diesen Rechten verderblich zu werden anfängt, das Volk das Recht hat, sie zu ändern oder abzuschaffen und dagegen eine neue einzusetzen, deren Grundlage und Befugnisse von der Art sind, wie sie zur Erlangung seiner Sicherheit und seines Glückes am zuträglichsten erscheinen. Zwar gebietet die Klugheit, schon seit langer Zeit bestehende Regierungen nicht aus geringfügigen und vorübergehenden Ursachen abzuändern; und so hat es auch die Erfahrung bewiesen, daß die Menschen lieber die Uebel dulden, so lange sie noch erträglich sind, als daß sie durch Abschaffung der Regierungen, an die sie gewöhnt sind, sich selbst zum Rechte verhelfen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen, welche allemal ein und dasselbe Ziel verfolgen, die Absicht verräth, das Volk einem unumschränkten Despotismus zu unterwerfen, so haben sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, das Joch einer solchen Regierung abzuschütteln und sich nach anderen Wächtern ihrer künftigen Sicherheit umzusehen. Von dieser Art ist das langmüthige Dulden dieser Pflanzungen bisher gewesen, und von dieser Art ist nunmehr die sie zwingende Nothwendigkeit, ihr ehemaliges Regierungssystem abzuändern.

Die Geschichte des dermaligen Königs von Großbritannien ist eine Geschichte wiederholter Verletzungen und Anmaßungen, die allesammt gradezu auf Gründung einer unbeschränkten Tyrannei über diese Staaten abzielen. Zum Beweise davon wollen wir der unparteiischen Welt folgende Thatsachen vorlegen."

Hier folgt nun die Ausführung mit 27 einzeln aufgeführten Beschwerden gegen Georg III., welcher eine absolute Tyrannei über die Colonien angestrebt und ihren gehorsamsten Bitten um Abhilfe kein Gehör geschenkt habe. Diese Beschwerden bedürfen hier keiner Wiederholung, weil sie den dem Leser bereits bekannt gewordenen Gegenstand des Streites zwischen Amerika und England gebildet hatten. Es sei deshalb hier nur darauf hingewiesen, daß der Congreß bei der endgültigen Feststellung des Entwurfes nur zwei wesentliche Stellen strich, deren erste gegen den König und deren zweite gegen das Volk von England gerichtet war. Jene beschuldigte Georg III., daß er den Sklavenhandel und die Sklaverei begünstigt habe.

„Er hat" — so führte Jefferson aus — „einen grausamen Krieg gegen die menschliche Natur selbst geführt, indem er die heiligsten Rechte des Lebens und der Freiheit in der Person eines fernen Volkes verletzte, welches ihn nie beleidigte, es in die Gefangenschaft in einen anderen Welttheil schleppte oder unterwegs eines elenden Todes sterben ließ. Diese seeräuberische Kriegführung, das Brandmal ungläubiger Mächte, ist die Kriegführung des christlichen Königs von England. Entschlossen, einen Markt offen zu halten, wo Menschen gekauft und verkauft werden, hat er sein Veto dadurch geschändet, daß er jeden gesetzgeberischen Versuch verhinderte, welcher diesen schmachvollen Handel beschränken oder aufgeben wollte. Und damit dieser Vereinigung aller Schrecken keine noch so schwarze Färbung fehle, hetzt er nun dieses selbe Volk auf, sich gegen uns mit den Waffen in der Hand zu erheben und jene Freiheit, die er ihm geraubt hat, durch den Mord des Volkes zu erkaufen, welchem er es aufgedrängt hat. So bezahlt er frühere Verbrechen, welche er gegen die Freiheit des einen Volkes begangen

hat, mit den Verbrechen, welche er jenes gegen das Leben eines andern zu begehen drängt."

Wie Jefferson selbst erzählt, fand diese Stelle besonders heftigen Widerspruch bei den Vertretern von Süd-Carolina und Georgia, welche die Sklaveneinfuhr noch nicht aufgegeben hatten und sogar fortzusetzen wünschten. Virginien war damals gegen die Sklaverei, da es noch nicht zu einem Sklaven züchtenden Staate im großen Maßstabe späterer Jahre geworden war; seine Vertreter standen deshalb unbedenklich auf Seiten ihres engern Landsmannes Jefferson. Der Norden endlich hatte ein böses Gewissen, weil seine Bürger theilweise selbst den inländischen Sklavenhandel betrieben und auch der Sklaveneinfuhr nicht fremd waren. Der Congreß verwarf daher diese Stelle um so lieber, als er sich damit tröstete, daß das Vorhandensein der Sklaverei wahrlich keine Ursache der Unabhängigkeitserklärung bildete, und machte sich wenigstens keiner Heuchelei schuldig. Konnte es aber einen grellern Widerspruch geben, als den zwischen den angeblichen unveräußerlichen Menschenrechten und der nicht allein stillschweigend, sondern ausdrücklich anerkannten Sklaverei?

Da nun, fährt der Text, aus den angeführten Thatsachen das Schlußergebniß ziehend, fort, alle Bitten um Abhilfe vergeblich gewesen, so seien die Colonien gezwungen worden, sich von England loszusagen und sich für souveräne und freie Gemeinwesen zu erklären.

Die Unabhängigkeitserklärung ist von der einen Seite eben so heftig und ungerecht angegriffen, als von der andern überschwänglich gepriesen worden. Während sie nach der Ansicht der Einen blos darauf berechnet war, die Sache der Colonien in Frankreich gesellschafts- und hoffähig zu machen, und deshalb in der Sprache der französischen Philosophie jener Zeit geschrieben sein soll, galt sie in den Augen Anderer als die frohe Botschaft einer gründlichen Umwälzung alles bisherigen Staatsrechts, wenn nicht als der Ausdruck höherer Eingebung, welche der ganzen amerikanischen Revolution erst ihre weltgeschichtliche Bedeutung gegeben habe. Weder die eine noch die andere dieser Anschauungen scheint mir die richtige. Versuchen wir daher, uns über den eigentlichen Sachverhalt klar zu werden.

Zunächst fällt der große Unterschied in die Augen, welchen diese Staatsschrift in Ton und Beweisführung zu ähnlichen früheren Aeußerungen der Colonien bildet. Hatte man sich bisher während des Kampfes auf das positive englische Recht berufen, so tritt jetzt zum ersten Male die Forderung unveräußerlicher Menschenrechte in den Vordergrund und beansprucht sogar deren Anerkennung durch den alten Feudalstaat. Die Colonien haben in ihren Streitigkeiten mit England im Ganzen drei Erklärungen ihrer Rechte erlassen. Die erste derselben fällt in den October 1765. Zwar war damals schon vereinzelt die Frage aufgeworfen, ob man die amerikanische Freiheit auf Freibriefe und Präcedenzfälle oder auf abstracte Wahrheiten und natürliche Gerechtigkeit, auf besondere Privilegien oder die allgemeine Vernunft stützen solle; schließlich einigte man sich aber dahin, daß man nur die Wahrung seiner angestammten und unschätzbaren Rechte als Engländer verlangen und grade so und nicht anders regiert werden wollte, als das Mutterland selbst. Auch die zweite, vom

ersten Continental-Congresse am 14. October 1774 beschlossene Erklärung der Rechte schließt sich unbedingt an diese Auffassung an und stützt sich in vielen Fällen sogar wörtlich auf die englische Declaration of Rights vom 13. Februar 1689, indem sie die Beschwerden des Landes begründet. Die Colonisten klagen hier überall als Engländer, welche nach den von ihnen selbst gegebenen Gesetzen regiert sein und ihre Freiheiten sichern wollen. So stellen sie denn ihre ganz bestimmten Forderungen auf Wiederherstellung ihres verfassungsmäßigen Rechtes, und selbst wo sie „vermöge unabänderlichen Naturgesetzes ihre angestammten, unzweifelhaften Rechte auf Leben, Freiheit und Eigenthum, sowie Vertretung im Parlament" verlangen, weichen sie keinen Zoll breit vom Rechtsboden „der glorreichen Revolution" ab.

Seit dieser Willensäußerung bis zur Unabhängigkeitserklärung waren noch nicht zwei Jahre vergangen; aber zwischen dem 14. October 1774 und dem 4. Juli 1776 lagen das Blutvergießen von Concord und Lexington, die englischen Truppenankäufe in Deutschland und der Paine'sche „gesunde Menschenverstand". Die Logik der Thatsachen und die Logik des Pamphletisten wirkten schließlich zusammen, um der letzten Hoffnung auf friedliche Beilegung des Streites ein Ende zu machen, und das Volk zur Gründung des unabhängigen freien Staates hinzudrängen. Wenn auch mit Widerstreben, so machte man sich doch endlich von der unsinnigen englischen Anschauung einer gesetzlichen Revolution los, welche seit William's und Mary's Thronbesteigung in den englischen und amerikanischen Köpfen spukte, und bekannte sich zum nackten, gewaltsamen Aufstand. Da nun den Colonisten das positive Recht keinen Anhalt bot, so stellten sie sich auf den Boden eines allgemeinen idealen Vernunftsrechts und glaubten damit einen Rechtstitel für ihre Empörung zu gewinnen. Konnten sie auch nicht hoffen, durch ein solches Verfahren auf die Regierung des Mutterlandes Eindruck zu machen, so rechneten sie doch nicht mit Unrecht auf den theilweisen moralischen Beistand des englischen Volkes und den Beifall des gebildeten Europa überhaupt.

Was Jefferson in seiner berühmten Erklärung sagte, war also nicht allein seine Ueberzeugung, sondern der Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung. Es ist sein unsterbliches Verdienst, daß er in einem großen geschichtlichen Augenblick dem höchsten Pathos der Besten seines Volkes den rechten Ausdruck gab und in begeisterten Worten den richtigen Ton traf. Es kann darum auch kaum eine hohlere Anschuldigung geben, als jene, daß Jefferson von Anderen abgeschrieben oder höchstens das Verdienst habe, die landläufigen Anschauungen zusammengestellt zu haben. Grade seine theilweise Uebereinstimmung mit einzelnen Wendungen der mecklenburger Erklärung und Thomas Paine's, mit früheren Beschlüssen des Congresses und älteren Ausführungen von Otis liefert vielmehr den Beweis, daß diese Gedanken so zu sagen in der Luft lagen und vereinzelt in den Anschauungen der verschiedensten Kreise lebten. Dasselbe, was man sich in Boston oder in Philadelphia sagte, dachte man theils ebenso entschieden, theils noch entschiedener in Paris und überhaupt in der damaligen gebildeten europäischen Welt. Jefferson selbst hatte, als noch junger Mann, die Schlagworte und die Beweisführung der französischen Philosophie jener Zeit im Hause

des königlichen Gouverneurs von Virginien und in der Atmosphäre gleichgesinnter Freidenker in sich aufgenommen und starb sogar, wie sein späteres Leben beweist, in der Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit dieser Anschauungen. Im Jahre 1776 war er aber derjenige, welcher die Stimmungen, Ansichten und Ideen der Zeit zuerst unter einem einzigen leitenden Gesichtspunkt zusammenfaßte und durch diese That mächtig in eine große geschichtliche Krisis eingriff. Was Luther 1517 gegen Rom sagte und ausführte, war durchaus nicht neu und vielfach schon vorurtheilsfreier, geistreicher und ungestümer in den Kreisen der deutschen Humanisten aufgestellt und gefordert worden. Allein nichts destoweniger bleibt er doch der große Reformator, weil er zuerst aus den Sälen der Reichen und den Zellen der Gelehrten auf den offenen Markt trat, die vereinzelten Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen in einigen allgemein verständlichen Sätzen formulirte und der damaligen Weltmacht Rom muthig den Fehdehandschuh hinwarf. So wenig stichhaltig nun auch im Lichte der heutigen Wissenschaft und Bildung vielleicht manche lutherische Thesen sein mögen, im Geiste ihrer Zeit waren sie eine Heldenthat und für das deutsche Volk erwiesen sie sich als ein ebenso großer Segen, wie die Acte vom 4. Juli 1776 für die Vereinigten Staaten.

Auch an der Unabhängigkeitserklärung Jefferson's läßt sich vom Standpunkt der heutigen Kritik aus gar Vieles bemängeln und bekritteln; allein wenn vor ihr selbst keiner ihrer Sätze die Probe bestände, so würde sie dadurch nicht im Mindesten an ihrer großen geschichtlichen Bedeutung verlieren. So ließe sich leicht nachweisen, daß die in der Einleitung angeführten Wahrheiten durchaus nicht selbstverständlich und daß sie, ohne Einheit und ohne Ordnung in Plan und Ausdruck, aus einer Reihe ähnlicher und abstracter Sätze willkürlich herausgegriffen sind. Die Menschen mögen immerhin gleich geschaffen sein, allein nicht auf diesen selbstverständlichen Satz, sondern darauf kommt es an, daß sie nicht gleich bleiben können. Die ganze Behauptung hat also nur insofern einen Sinn, als sie vor dem Gesetze gleich sind und als dieses sie in ihrer Freiheit und im Streben nach Glück nicht beeinträchtigen darf. Was ist denn Freiheit? Ist sie das abstracte Vermögen, Alles zu thun, was Anderen nicht schadet, oder ist sie lediglich politische Freiheit? Was heißt Erstrebung von Glück, wer bestimmt das Glück, und ist es für alle Volksclassen dasselbe? Diese Einwendungen bedeuten übrigens wenig gegenüber dem Hauptfehler, welcher sich durch die Unabhängigkeitserklärung zieht. Die amerikanische Erhebung leitete ihre sittliche Berechtigung aus dem, jedem Volke im äußersten Falle zustehenden Rechte der Revolution her; allein dieses Recht läßt sich theoretisch nicht begründen. Der Staat kann es nicht aufstellen, ohne sich selbst zu verneinen; es kann also nur am Erfolge, d. h. an den Machtverhältnissen, gemessen werden. Staaten sind überhaupt stets nur von einer wirklichen Macht gegründet und werden von ihr erhalten. Mißlang die Revolution, so hingen Washington, Jefferson, Adams, Hancock u. A. trotz der Unabhängigkeitserklärung und ihrer angeblichen natürlichen Rechte an einem englischen Galgen. Der Verlauf der Schrift zeigt übrigens, daß diese sogenannten natürlichen Rechte mehr als eine ideale Einleitung im Vordergrunde standen, während der eigentliche Nachdruck auf die Verletzung der bürgerlichen englischen Rechte und Freiheiten gelegt war. Hätte

diese Verletzung nicht stattgefunden, so würde sich schwerlich die Lust und Gelegenheit zu einem Ausflug auf das Gebiet des Naturrechts geboten haben, so wären, mit einem Worte, die natürlichen Rechte für die Colonien ganz gegenstandlos gewesen und auch nicht behauptet worden.

Wie wenig aber auch die an die Abstraction der encyklopädistischen Schule sich anlehnenden Sätze Jefferson's vor der Kritik die Probe aushalten können, ihrer Zeit galten sie, und Vielen gelten sie heute noch als wahr. Als blos blendende Phrase würden sie keine so bedeutende Wirkung, keinen so tief greifenden Einfluß auf die Mit- und Nachwelt ausgeübt haben. Die Unabhängigkeitserklärung ist in ihrem ersten Theile eine politische Dithyrambe, welche im begeisterten Schwung über die zwischen der alten und neuen Zeit gähnende Kluft hinwegfliegen zu können glaubte; jedenfalls aber ist sie keine „glänzende Allgemeinheit, kein Riesen-Humbug", wie sie der moderne Advocaten- und Sophisten-Dünkel eines Calhoun zu bezeichnen wagte, sondern der ehrliche Ausdruck des heiligsten Ernstes und der aufrichtigsten Ueberzeugung von Männern, welche dem edelsten Zeitalter ihres Landes angehören.

Die Unabhängigkeitserklärung galt in der Folge und gilt allgemein heute als der Geburtstag der jungen Republik, wenn gleich als solcher eigentlich der Tag von Lexington hätte gelten sollen. Zur Zeit ihres Erlasses rief sie übrigens keine so große Begeisterung hervor, als man heutzutage anzunehmen pflegt, ja im Sturme und Drange des schon länger als ein Jahr dauernden Krieges ging sie ziemlich unbemerkt vorüber. Dieser Krieg aber entwickelte sich nach seinen eigenen Gesetzen. Ihre philosophischen Abstractionen, welche ihr namentlich in Europa so viel Bewunderer erwarben, übten darum auch keinen unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Ereignisse und die politische Entwicklung aus, dagegen zog sie eine scharfe Scheidungslinie zwischen den Halben, Lauen und Verräthern einerseits und den Patrioten andrerseits, welchen letzteren sie größere Kraft und Stärke verlieh und ein höheres stolzeres Ziel als Preis ihres Ringens stellte. Dringendere Aufgaben standen damals im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Kaum zwei oder drei Monate waren seit dem 4. Juli vergangen, als die Niederlagen im Felde es zweifelhaft machten, ob sich überhaupt die thatsächliche Unabhängigkeit des jungen Staatenbundes bis zum Ende des Jahres 1776 behaupten ließe. Als aber mit dem neuen Jahre die Tage wieder klarer wurden und zur innern Ordnung des neuen Staatenbundes geschritten werden konnte, beeinflußte die Erklärung vom 4. Juli weder die Regierungsform, noch schuf sie neue Einrichtungen. Die thatsächlich geltende staatliche und rechtliche Ordnung blieb unverändert, denn sie wurzelte fest und sicher, nicht in einigen philosophischen Abstractionen, sondern in ihrem geschichtlich gewordenen Rahmen und vor Allem im common law. „Ich würde," sagt einmal John Adams, „nie in die Revolution eingetreten sein, wenn ich nicht von der Voraussetzung ausgegangen wäre, daß auch in dem neuen Staate das common law das Gesetz des Landes sein und bleiben würde." Ueberhaupt lehnten sich die Colonisten nur insofern gegen die Vergangenheit auf, als sie ihre Souveränität an die Stelle des Königs von England setzten. Sonst ließen sie wohlweislich Alles beim Alten; ja sie stützten sich mit fast ängstlicher Sorgfalt auf die englische Ver-

gangenheit. Die Revolution beschränkte sich also auf die Schöpfung einer nationalen Gesammtregierung und hütete sich davor, überkommene Ungleichheiten oder sonstige Schäden zu verbessern. Jede andere gesellschaftliche oder politische Reform wurde absichtlich vermieden, um die Einheit der Bewegung nicht zu gefährden. Sie erklärte sich nicht einmal gegen die Monarchie als solche, noch predigte sie den Haß gegen die Fürsten im Allgemeinen; im Gegentheil schritt sie sogar auch aus dem Grunde zur Erklärung ihrer Unabhängigkeit, um einen absoluten König für ein Bündniß zu gewinnen, und sprach sich nicht einmal ausdrücklich für die Republik aus, da sie weit davon entfernt war, sich im bewußten Gegensatz zum Königthum zu fühlen. Die Republik verstand sich vielmehr deshalb ganz von selbst, weil die amerikanische Gesellschaft gar keine Elemente für eine andere staatliche Form enthielt und weil hier von Anfang an die Selbstregierung auch die Grundlage der politischen Ordnung gebildet hatte.

Bei der geringen Opferfreudigkeit des Volkes schwankte der Krieg für die Unabhängigkeit sieben volle Jahre unentschieden hin und her, bis endlich die siegreichen französisch-amerikanischen Waffen auch England zu ihrer Anerkennung zwangen und bis der Pariser Frieden den Eintritt der Vereinigten Staaten in die Völkerfamilie feststellte. England verlor zwar ein großes und reiches Land, aber die Welt wurde um einen lebensfrischen, mächtig aufstrebenden Culturstaat reicher, der sich sehr bald stolz an die Seite der älteren Genossen stellte. Neue Aufgaben, neue Streitfragen und neue Lösungen traten an die Geschlechter heran, welche nach errungener Unabhängigkeit die nationale Arbeit aufnahmen. Die Leiden und Sorgen der Vergangenheit sind längst vergessen, nur der Ruhm und die Großthaten der Väter leben frisch im Gedächtniß der Gegenwart fort; unter den letzteren aber ragt die Unabhängigkeitserklärung als der bewußte Uebergang von der colonialen Abhängigkeit zur nationalen Selbständigkeit und Größe, als der mächtige Markstein der neuen Zeit hervor.

Für Europa waren die Folgen des amerikanischen Krieges nicht in dem Sinne revolutionirend, als man unter dem Eindruck der bald darauf eintretenden Ereignisse in Frankreich vielfach anzunehmen gewohnt ist. Mit Ausnahme der geistlosen Copie, welche Lafayette in den sogenannten Menschenrechten von verschiedenen Sätzen der Unabhängigkeitserklärung machte, und mit Ausnahme einiger persönlichen Eindrücke und Erlebnisse, welche der eine oder der andere in Amerika kämpfende Franzose von dort mit nach Hause nahm, ging das Beispiel des jenseits des Oceans geführten Kampfes für das französische Volk kaum über eine oberflächliche Anregung hinaus. Auch die gelegentlichen Bilder und Schlagworte, welche sich einzelne Redner und Schriftsteller hier und da aus Amerika holen, täuschen nicht über das mangelnde Verständniß der französischen Revolutionäre über den Charakter des amerikanischen Kampfes. In der That sind auch die geschichtlichen Voraussetzungen und die dadurch bedingten Ausgangspunkte, Ziele und Verlauf der beiden Revolutionen so verschieden, daß von einer Einwirkung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges auf die Entwicklung der Dinge in Frankreich höchstens im Sinne einer Ermuthigung zum Handeln, eines lediglich äußern Anstoßes gesprochen werden kann. Zudem bewegte sich die

amerikanische Revolution stets in derselben, ihr von Anfang an vorgesteckten Bahn; die französische dagegen durchlief verschiedene Phasen. Jenseits des Oceans behielten diejenigen, welche die nationale Bewegung eingeleitet hatten, bis zuletzt die Fäden in der Hand und siegten endlich mit ihrem einfachen Programme über den auswärtigen Feind; in Frankreich aber wuchs der innere Krieg, der Kampf der Bürger untereinander, bald über seine ersten Ziele hinaus, und eine Partei verschlang die andere, bis zuletzt ein ehrgeiziger General sich mit seinem siegreichen Säbel zum Herrn Aller aufwarf.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, diese Gegensätze näher auszuführen; allein auf einem andern ebenso wichtigen, wenn nicht wichtigern Gebiete äußerte sich die Wirkung der amerikanischen Ereignisse auf England und Europa viel nachhaltiger und entscheidender, als in der Politik. Ein bescheidener Gelehrter verwandelte den Fluch und das Verderben, welche England in Folge des unglücklichen Krieges zu drohen schienen, in einen dauernden Segen, denn er bahnte durch seine epochemachenden Untersuchungen über das Wesen des Reichthums das Verständniß auch für eine richtige Colonial- und Handelspolitik an. In demselben Jahre 1776 nämlich, in welchem die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erklärten, veröffentlichte Adam Smith: „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations."

Dieser große Denker hat in der Volkswirthschaft zuerst die Freiheit proclamirt und das Mittelalter mit seinen Privilegien und Beschränkungen gebrochen. Mit ihm erst tritt die von ihren feudalen Fesseln befreite menschliche Arbeit als neue sittliche Kraft, als weltbewegende Macht in die Geschichte ein. Fortan sind der ungehemmten Entwicklung ihrer Kräfte die Wege auf allen Gebieten des Güterlebens geebnet. Seine Lehren eroberten, weil sie ganz im Lebensgrunde ihrer Zeit wurzelten, die der alten Ueberlieferung müde Welt gleichsam im Sturme und bewirkten in deren volkswirthschaftlichen Anschauungen einen Umschwung, mit welchem im Reiche des Geistes nur die durch Kant's „Kritik der reinen Vernunft" hervorgerufene Ideenrevolution verglichen werden kann. In England zunächst, wo damals der amerikanische Krieg zum ernsten Nachdenken aufforderte, bildeten sie den Uebergang zu einer ruhigern Prüfung des Verhältnisses des Mutterlandes zu seinen Tochterstaaten und lieferten die Grundlage für jenen mächtigen Umschwung, welcher dessen heutige Colonialpolitik auszeichnet. England ist seitdem den berechtigten Wünschen seiner Colonien nach eigener Gesetzgebung und localer Selbständigkeit bereitwillig entgegengekommen und dadurch die Mutter überseeischer demokratischer Gemeinwesen geworden, welche es durch die Gemeinsamkeit ihrer Interessen viel mächtiger, als durch Druck und Bevormundung an sich fesselt. Daheim aber sind die Smith'schen Grundsätze zur Praxis des täglichen Lebens und zum Anfange einer früher kaum für möglich gehaltenen industriellen und mercantilen Entwickelung geworden. So ist der Verlust der amerikanischen Colonien doppelt wieder eingebracht, und beide Theile haben gleichmäßig gewonnen. Die französische Revolution aber trug die Ideen Smith's über ganz Europa, welches sie für eine neue Ordnung der wirthschaftlichen Dinge verwerthete.

In den Vereinigten Staaten haben die geschichtlichen Voraussetzungen ihres

Ursprungs und namentlich das Mißverhältniß ihrer großen natürlichen Hilfsmittel zu den spärlichen Arbeitskräften ganz naturgemäß zu denselben Anschauungen geführt, welche Smith wissenschaftlich begründet hat, sie sind — von der früheren Anomalie der jetzt beseitigten Sklaverei abgesehen — der classische Boden für die Entfesselung der Arbeit geworden und dadurch das modernste Land der Gegenwart, daß die wirthschaftliche, geistige und politische Selbstbestimmung des Einzelnen die Blüthe und Freiheit des Ganzen bedingt. Die Größe und Bedeutung eines Landes ist von der innigen Vereinigung dieser drei Momente abhängig; nirgend aber bildete sie bis jetzt eine so unzertrennbare Einheit, als in der Union. Diese wird so lange stolz und gebietend dastehen, als sie, den Bedingungen ihres Ursprungs treu, der Bannerträger dieser wirthschaftlichen, geistigen und politischen Selbstbestimmung bleibt. Der felsenfeste Glaube des Amerikaners an seine Zukunft berechtigt zu der Erwartung, ja der Gewißheit, daß er auch im zweiten Jahrhundert seiner nationalen Unabhängigkeit sich seiner größern, aber auch stolzern Verantwortlichkeit bewußt bleiben wird. Die constitutionelle Republik, welche sich über einen halben Welttheil ausbreitet und lange als zweifelhafter Versuch galt, ist glänzend gelungen. Es gilt also fortan, die äußere Form täglich mehr mit freiem Geist und Inhalt auszufüllen. Der Schwierigkeiten sind große und viele. Aus dem damals kleinen, aber gleichartigen Volk mit denselben religiösen und politischen Anschauungen, mit ziemlich derselben Vergangenheit und gleichen äußern Vermögenslage, ist seitdem ein großes, mächtiges Reich geworden, in welchem die feindlichsten Gegensätze in Politik, Religion und materiellem Gedeihen vielfach unvermittelt neben und gegen einander stehen, und in welchem das Bewußtsein der Rechte des Bürgers viel größer zu werden droht, als das Gefühl seiner Pflichten. Die allgemeine Begeisterung aber, mit welcher das ganze Volk den großen hundertjährigen Jubeltag zu feiern sich anschickt, darf wol als Pfand für die Zukunft gelten, daß die Enkel und Urenkel die Erbschaft der Vorfahren nicht allein ungeschmälert erhalten, sondern auch liebend erweitern wollen. Und in dieser Voraussetzung reichen wir unsern Vettern jenseits des Oceans freudig die Hand. Wir wünschen ihnen von ganzem Herzen Glück, Frieden und Gedeihen; wir wünschen zugleich uns und der ganzen Welt, daß auch die spätesten Geschlechter Ursache haben mögen, den großen hundertjährigen Gedenktag der amerikanischen Unabhängigkeit mit demselben Stolze und derselben Begeisterung zu feiern.

Bemerkungen über Goethe's Stella.*)

Von

Professor **Wilhelm Scherer** in Straßburg.

Die dankenswerthe Betrachtung über Goethe's Stella, welche Herr Hofrath Urlichs in dieser Zeitschrift niedergelegt hat, ist wol nicht so sehr bestimmt, die bisherige Forschung abzuschließen, als neue Forschung anzuregen. Es wird Manches hinzuzufügen, es wird auch wol Einiges abzuziehen sein.

Ich meinerseits habe dem Räthsel lange nachgeforscht und nachgedacht, und eine Mittheilung meines Freundes Professor Ernst Martin aus den Freiburger Briefschätzen hatte mich längst etwas tiefer eingeweiht; meine Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen, aber ich wage eine vorläufige Mittheilung, und ich wage sie hier. Denn zur Ehre des deutschen Publicums machen wir von Jahr zu Jahr mehr die erfreuliche Wahrnehmung, daß die Specialforschung über Goethe in immer weiteren Kreisen Anklang findet. Die berühmte Streitfrage, ob Goethe oder Schiller größer gewesen, wird wol nur noch an den Theetischen kleinster Provinzstädte verhandelt. Und die tiefe Bemerkung, daß der große Goethe nur ein großer Egoist gewesen, vor dem sich jeder ehrliche Christenmensch zu bekreuzigen habe, kann man auch wol nur noch aus dem Munde zurückgebliebener alter Damen als eine höchst wichtige, ihnen eigenthümliche Entdeckung vernehmen.

Goethe überschattet unsere ganze sonstige Literatur. Die verwickeltsten Untersuchungen über die Entstehung seiner Werke können Gemeingut werden; in die intimsten Verhältnisse seines Lebens sucht die Neugierde der ganzen Nation fast indiscret einzudringen; jede Discussion wird mit Spannung verfolgt; Niemand wird müde, fremde Meinungen zu hören und selbst neue aufzustellen. Und sollte hier und da unreine Scandalsucht sich einmischen, so überwiegt doch im Ganzen und Großen die reine, hohe Theilnahme an einer auf Jahrhunderte hin unvergleichlichen Persönlichkeit.

Ich glaube daher auf die Nachsicht unserer Leser rechnen zu dürfen, wenn

*) Mit Bezug auf den Artikel von L. Urlichs „Zu Goethe's Stella", Heft X, S. 78 der Deutschen Rundschau.

ich mir gestatte, auf die von Urlichs angeregten Fragen noch einmal zurückzukommen, um zwar nicht alle Einzelheiten neu zu behandeln, aber doch das ganze Problem von Neuem zu prüfen. Ich will, was ich zu sagen habe, in etwas systematische Form kleiden; denn schwierige Erörterungen werden durch strenge Gliederung immer klarer und weniger ermüdend.

„Nicht zu weit gehen!"

Wenn ich in Gespräch oder Schrift gewagt habe, Untersuchungen, wie die von Urlichs angestellten, ihrem Gang und ihren Ergebnissen nach mitzutheilen — wenn ich es wagte, Beziehungen aufzusuchen zwischen den Werken eines Dichters und seinen Erlebnissen — wenn ich auf die Aehnlichkeiten hinwies, welche zwischen verschiedenen Behandlungen desselben oder eines ähnlichen Stoffes obwalteten — wenn ich auf verwandte und darum vermuthlich entlehnte, durch bewußte oder unbewußte Reminiscenz unzweifelhaft zusammenhängende Charaktere, Situationen, Motive aufmerksam machte — kurz, wenn ich die Quellen eines dichterischen Werkes im umfassendsten Sinne nach Leben und Bildung des Autors zu bestimmen suchte: — so habe ich dabei in der Regel die wunderlichsten Erfahrungen gemacht; ich habe mir von den productiven Geistern ziemlich grob sagen lassen müssen, ich verstünde nichts von der Sache; ich habe aber auch von weniger unmittelbar Betheiligten, von Gelehrten wie von Ungelehrten, von nahen Fachgenossen wie von unbefangenen Damen eine Einwendung regelmäßig gehört: „Solche Untersuchungen seien ganz schön, aber man könne darin auch leicht zu weit gehen, man müsse vorsichtig sich an das streng Beweisbare halten" u. s. w.

Solche Einwendungen sind ebenso wohlfeil wie oberflächlich. Sie werden von Vielen in aller Unschuld und Bescheidenheit, von Andern mit der Miene überlegener Weisheit angebracht. Aber die sogenannte Vorsicht ist eine von den widerlichsten Gelehrten-Untugenden, mit der Feigheit recht innig verwandt. Der mitleidig anerkennende Ton, mit welchem man tieferes Eindringen in das dichterische Geschäft halb zuläßt, halb abweist, ist eine thörichte Anmaßung gedankenloser Menschen, welche nicht wissen oder wissen wollen, daß an solchen Untersuchungen die große Fundamentalfrage hängt: ob die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Natur sich auch auf die poetischen Productionen erstreckt, oder ob für die Willkür der Phantasie eine Ausnahmsstelle im Weltplan offen gehalten ist.

Und das „streng Beweisbare!" Die guten Leute, welche an das streng Beweisbare glauben und ohne Hypothesen auskommen wollen! Streng beweisbar ist in diesen Dingen sehr wenig, sehr viel weniger als sich meist die Gelehrten einbilden. Selbst die eigenen Zeugnisse eines Dichters reichen nicht immer aus. Daß Werther's Lotte auf Lotte Buff zurückgeht, ist nicht zu bezweifeln. Aber geht sie ausschließlich darauf zurück? Darf nicht auch Maxe Brentano gewisse Ansprüche erheben, von denen Goethe selbst nichts meldet? Und wie ist es mit den Gestalten, über welche ein Zeugniß Goethe's überhaupt nicht vorliegt? Ich halte z. B. für sehr wahrscheinlich und stehe mit dieser Meinung nicht allein, daß Orest, den in der milden Nähe seiner Schwester die Furien verlassen, niemand anderer ist, als Goethe selbst, welcher an der Seite der Frau v. Stein

sich von den inneren Qualen eines ruhelosen, stürmischen Herzens befreit, gereinigt und geläutert fühlt. Neuerdings aber will man nicht die Frau v. Stein, sondern Corona Schröter für das Urbild der Iphigenie halten, dieselbe Corona Schröter, in welcher Andere das Original der Philine erblicken.

Wo ist da Sicherheit? Und gleichwol möchte ich behaupten, *man kann in sorgfältiger und besonnener Aufsuchung von Aehnlichkeiten in dem Leben und der Bildung eines Dichters einerseits und in seinen Werken andererseits gar nicht weit genug gehen.* Es handelt sich nur darum, was man mit den gewonnenen Parallelen anfängt. Niemand darf sich einbilden, die Anregungen, welche den Dichter zu seiner Schöpfung trieben, auf diesem Wege vollständig gefunden zu haben. Je specieller die Aehnlichkeiten, desto wahrscheinlicher dieses Verhältniß. Aber auch für die ferneren Beziehungen darf man sagen: sie haben bei der Schöpfung jedenfalls mitgeholfen; sie waren ein Theil der Anregungen, durch welche die dichterische Conception erfolgte.

Ich berufe mich dafür auf die Natur der dichterischen Phantasie und der Phantasie überhaupt. Viele Psychologen sind überzeugt, daß die Kraft der Phantasie nichts Anderes ist, als die Kraft des Gedächtnisses. Sie ruft nicht ihre gaukelnden Bilder aus dem Nichts hervor, sie weckt nur die schlummernden aus dem Dunkel der Erinnerung: sei es, daß Erlebnisse vorschweben oder die Phantasiegebilde früherer Dichter. Die Production der Phantasie ist im Wesentlichen eine Reproduction.

Aber alle ähnlichen Vorstellungen finden sich zusammen in der Seele des Menschen, sie verketten sich unter einander, sie verstärken sich gegenseitig. Die Reproduction bezieht sich nicht auf ein Glied aus der Kette, sie bezieht sich auf die ganze Kette. Wenn ein Dichter eine Begebenheit darstellt, so wirken alle Begebenheiten ähnlicher Art, die er jemals erlebt, von denen er jemals gelesen, dabei mit, gleichviel ob er sich dessen bewußt ist oder nicht. Als Goethe den Harfner im Wilhelm Meister erfand, da mußten alle Gestalten von Harfnern, die ihm jemals begegnet, von denen er jemals gelesen, dabei mitarbeiten, unter andern auch der Harfenspieler, den er am 29. Juni 1776 in sein Tagebuch eintrug und, wie es scheint, am weimarischen Hofe traf. Es ist also immer nützlich, an diesen Harfenspieler zu erinnern, wenn man über die Conception von Goethe's Harfner redet; aber freilich, ob *dieser* irgend mehr darauf einwirkte als andere, ob er irgend einen bedeutsamen Zug lieferte, den andere nicht liefern konnten, ob Goethe etwa besondere Gespräche mit ihm führte, bei denen sich besondere geheimnißvolle Schicksale ergaben: davon wissen wir gar nichts. *Eine* Anregung, vielmehr *eine* Quelle für die Goethe'sche Gestalt kennen wir damit jedenfalls; aber ihre anregende Kraft ist vielleicht nur der hundertste Theil jener anregenden Kraft, welche Goethe zu seiner Schöpfung trieb.

Mit dieser Einschränkung also halte ich jede vergleichende Untersuchung der angedeuteten Art für nützlich, und ich meine namentlich, daß wir überall, wo große Aehnlichkeiten vorhanden sind, auch nach den kleinen spähen dürfen. Ich nehme daher alle Nachweisungen von Urlichs mit Dank an, sowol dort,

wo sie mir neu waren, als dort, wo sie mich in eigenen Beobachtungen bestärkten.

Schade nur, daß für die Stella — wenn Urlichs auf der richtigen Spur ist — der eigenthümliche Fall eintritt, daß wir es nicht mit Erlebnissen Goethe's selbst, sondern mit Erlebnissen Fritz Jacobi's zu thun hätten, welche dem Dichter nur durch Mittheilung zugekommen sein könnten. Daß ihm Fritz Jacobi Vieles aus seinem Leben mitgetheilt hat, dürfen wir zwar vermuthen, wieviel er ihm aber mittheilte, können wir nicht wissen; und die Nachweisung von kleinen Aehnlichkeiten zwischen den Erlebnissen Jacobi's und den Begebenheiten der Stella sinkt dadurch an Werth. Das große Haupterlebniß aber, auf das Alles ankommt, ist eine bloße Hypothese — und keine gute Hypothese, wie wir sehen werden.

Der Stoff.

Woher Goethe den Stoff zur Stella genommen hat, das steht so ziemlich fest. Der Name „Stella" kündigt zu offenbar die Quelle an. Der Name ist nicht von Goethe erfunden, um auf den Sternenglanz einer liebenden Geliebten zu deuten, wie Düntzer*) anzunehmen scheint. Der Name ist von Jonathan Swift zuerst gebraucht, um seine geliebte Esther Johnson poetisch zu bezeichnen. Schon Caro, Hettner — ich weiß nicht, ob Andere — haben daher das Doppelverhältniß Swift's zu Stella und Vanessa herbeigezogen, jenen erschütternden Roman, der in den zugänglichsten Berichten über Swift's Lebensgeschichte im vorigen Jahrhundert erzählt wurde — denselben Stoff, der wahrscheinlich Lessing bei der Miß Sara Sampson vorschwebte und den Goethe ohne allen Zweifel kannte. Die Gestalt Swift's, des Dechanten von St. Patrick, war ihm und seinen Genossen sehr geläufig. Herder hatte eine so große Vorliebe für ihn, daß er selbst den Beinamen „der Dechant" davon trug.

An Swift hatte Stella die älteren Rechte. Aus London schrieb er der fernen Geliebten ausführliche Tagebücher von beispielloser Offenheit, voll von den innigsten Aeußerungen sehnsüchtiger Zärtlichkeit. Plötzlich wird er einsilbig und kalt. Er hat Vanessa kennen gelernt. Er liebt sie, er wird geliebt, ja, sie kommt ihm mit dem Geständniß zuvor. Er ist entschlossen, sie nicht zu heirathen, um Stella's willen. Aber er hat lange nicht die Kraft, sie zu meiden. Endlich verläßt er London, kehrt in Stella's Nähe zurück, bittet Vanessa, ihm nicht zu folgen. Sie thut es doch. Mag er sie rauh behandeln, sie liebt ihn um so glühender, er wird gerührt und neu gewonnen.

Stella litt unter diesem Kampf entsetzlich. Liebe und Eifersucht brachten sie an den Rand des Grabes. Swift will Alles thun, was ihr Ruhe und Trost bringen kann. Sie verlangt, Swift's Frau zu werden. Swift willigt in die Verheirathung unter der Bedingung, daß dieselbe Geheimniß bleibe. Vanessa, die nicht abläßt von dem Geliebten, hört gleichwol davon, schreibt an Stella, um sie selbst zu fragen; diese bejaht und sendet den Brief an Swift. Wuth-

*) Erläuterungen zu den deutschen Classikern, Bd. XIII.

entbrannt eilt er zu Vanessa, wirft den Brief auf den Tisch und entfernt sich sprachlos.

Vanessa fiel in ein hitziges Fieber und starb bald darauf. Swift und Stella versöhnten sich nach einiger Zeit. Aber sie kränkelt dem Tod entgegen. Auch jetzt weigert sich Swift, ihre rechtmäßige Verbindung öffentlich bekannt zu machen. Man weiß bis heute nicht den Grund seiner Weigerung.*)

Lessing sah dem Stoffe das Dramatische an. Er reducirte ihn auf seine wesentlichen Bestandtheile: der Held, welcher eine Frau verläßt, weil es ihn zu einer andern zieht — die beiden Frauen, welche, in irgend einer Weise zusammengebracht, auf einander stoßen — der Conflict, in welchen der treulose Mann dadurch eingeklemmt wird —, sein Schwanken — die Katastrophe.

Auch Lessing's Sara ist bereit, wie es früher Stella war, ihre Ehe geheim zu halten, wenn sich Mellefont dazu entschlösse. „Ich will mit Ihnen nicht um der Welt willen" — sagt sie zu ihm — „ich will mit Ihnen um meiner selbst willen verbunden sein. Sie sollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie sollen mich erklären können, für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie sollen unsere Verbindung so geheim halten, als Sie es für gut befinden; und ich will derselben ewig unwerth sein, wenn ich mir in den Sinn kommen lasse, einen andern Vortheil als die Beruhigung meines Gewissens daraus zu ziehen." Daß Mellefont selbst diese Bitte nicht erfüllt, wird aus seinem flatterhaften, feste Pflichten scheuenden Charakter erklärt.

Auch Goethe's Stella ist „so krank, so liebeskrank" wie Swift's Stella; und der Name ihrer Freundin Sara, die um sie weint, klingt eigenthümlich aus Lessing nach. Auch Goethe's Stella fragt sich vergeblich, warum sie nicht in bürgerlicher Ehrbarkeit dem unwiderstehlichen Verführer angehören konnte. Aber die Frage taucht nur auf, sie fügt sich in Alles, was der Geliebte will, und wenn es auch eine Grille wäre. Das Benehmen Fernando's aber ist durch seine frühere Ehe zwingend begründet.

Aus der Geschichte Swift's, wie aus Lessing's Miß Sara hat doch Goethe wesentlich nichts als den äußeren Umriß entnommen. Aber er schafft ein reines Gegenbild zur Sara. Bei Lessing überbietet sich Alles in heftigem Begehren; bei Goethe überbietet sich Alles in großmüthigem Verzichten.

Goethe wollte einen versöhnenden Abschluß, wie in der mittelalterlichen Sage vom Grafen von Gleichen. Er wollte eine Liebe darstellen, welche Alles überwindet, welche zu der Eifersucht sagt: „Furie, wo ist Deine Geißel?" Er konnte daher keine heftige, leidenschaftliche Vanessa, er konnte keine buhlerische, dämonische, zum Verbrechen bereite Marwood, er konnte nur eine sanft duldende, hochherzig verzeihende Cäcilie brauchen. Sie durfte den geliebten Mann nicht verfolgen, sie durfte Stella nicht zum Opfer der Rachsucht ausersehen: der Zufall mußte sie mit ihr und Fernando zusammenbringen, eine Reihe von

*) Ich habe nach Hettner, Literaturgesch. I, 324—327 erzählt. Denn weder das Leben Swift's von Walter Scott noch Chaufepié's Ergänzung zu Bayle's Dictionnaire ist mir jetzt zugänglich.

Zufällen zur Lösung mitwirken, deren bleibender Erfolg gleichwol ganz auf Cäciliens Charakter gestellt ist.

Traut man in Wahrheit Goethe eine so rohe Erfindung zu, daß Fernando sich bei einer Art Harem beruhigt, genau nach der Sage vom Grafen von Gleichen: Eine Wohnung, Ein Bett und Ein Grab?

Die Sage im Munde Cäciliens bedeutet nur: „Wir wollen beisammen bleiben." Ihre Gesinnung dabei ist keine andere, als die sie unmittelbar vorher mit den Worten ausspricht: „Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein! Ich will entfernt von Dir leben und ein Zeuge Deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein, Du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben sein, und die meinen sollen Dir als ein lieber Besuch erscheinen — und so bleibst Du mein." Das ist in Wahrheit ihr inneres Verhältniß zu Fernando. Sie muß daran fest halten, nur die örtliche Trennung kann sie fallen lassen.

Wenn Goethe roher gewesen wäre oder dem Publicum die Rohheit eines Mißverständnisses zugetraut hätte, so konnte er seine Meinung leicht deutlicher aussprechen; aber vielleicht ließ er gern das Publicum im Zweifel: mochte Jeder nach eigenem Gefühl sich das Zusammenleben ausmalen, die edleren Seelen konnten ihn nicht mißverstehen.

Für jeden zum Begreifen willigen Sinn hat Goethe die Lösung von Anfang an vorbereitet. Ein so durch und durch enthusiastisches Stück mußte enthusiastisch schließen, mit einem großartigen Aufschwung aller hochherzigen Gefühle. Will man es in die Prosa des bürgerlichen Lebens zurückversetzen, so wird man annehmen, daß die Handlung sich vollziehe in einem Lande, dessen Gesetze die Ehescheidung nach beiderseitigem Einverständniß gestatten, — daß Cäcilie von Fernando geschieden wird, Fernando und Stella sich heirathen, und Cäcilie ihnen in der Nähe oder in der Ferne, wenn man das vorzieht, als Freundin zur Seite steht.

Der Sache nach kommt es auf dasselbe hinaus. Es ist nur kein gewöhnlicher Vorgang. Aber man hat den Dichtern sonst gestattet, das Ungewöhnliche darzustellen; ja, man hat gemeint, es sei recht eigentlich die Aufgabe der Poesie, das Seltene in den menschlichen Begebenheiten zu entdecken und für die Phantasie glaublich zu vergegenwärtigen.

Gegen die Stella aber war die öffentliche Meinung mehr und mehr unversöhnlich; man sah darin einen Angriff auf die Monogamie; und Goethe selbst, der gegen diese einst so geliebte Tochter später gleichgültig wurde, hat sie verstoßen und durch die nachträgliche Aenderung mit dem tragischen Schlusse fast der öffentlichen Meinung Recht gegeben.

Die ganze Lösung in der ursprünglichen Fassung ist, wie ich schon sagte, auf den Charakter Cäciliens gebaut. „Leidend lernt' ich viel," sagt sie von sich selbst. Sie lernte fremdes Leid, fremde Liebe verstehen. Sie lernte verzeihen. Sie lernte auch entsagen. Sie ist ein kummervolles, klagendes Weib; aber sie klagt wie Jemand, der in seinem Leiden vollkommen heimisch geworden ist und vom Leben nur noch wenig verlangt. Wenn sie den einstigen Geliebten, den einst angebeteten Gatten als Freund wieder erhält, so ist das mehr, als worauf

sie noch rechnete. Das Leid, ihn verloren zu haben, ist für sie irreparabel: mit neuer Jugend kann sie nicht geschmückt werden, die verlorenen Jahre sind nicht einzubringen, neues Glück mit alter Lebensfreudigkeit zu erfassen, ist sie nicht fähig. Ihre Stille in sich, ihre reife Entbehrungskraft macht sie gelassen in allen Entschlüssen und Handlungen und feind der Gewaltsamkeit. Sie ist überschauend, leitend, sorgt für die Anderen, führt Alles zum Guten.

Wenn Cäcilie nicht reich ausgestattet ist, wenn ihre ganze Erscheinung etwas Nüchternes und Aermliches hat, dessen sie sich wohl bewußt ist, das namentlich in der Erzählung von ihrem verlorenen Glücke hervortritt: so geschieht dies zum Theil um Fernando's willen, damit er nicht ganz als Ungeheuer dastehe, damit man seine Untreue begreife. Und ein weiterer Grund wird sich unten noch zeigen.

Diesen einen Zug weggedacht, ist ihr Wesen auf stillleidende, gefaßte Schwermuth und durch Leiden errungenen Lebensverstand gebaut. Die leichte und frohe Jugend, die glückliche Zeit der rosenfarbenen Zerstreuungen, wo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet, liegt lange hinter ihr.

Ich will gleich hier nicht verhehlen, daß ich mit Urlichs glaube: Goethe hatte für diese Gestalt ein Modell in der „lieben, liebevollen, schwermüthigen Seele" von Johanna Fahlmer.

Auch Johanna hatte eine glückliche, lichte Jugend. Auch sie war jeder Aufopferung fähig. Auch sie lebte zu Frankfurt in der resignirten Sehnsucht nach einem fernen geliebten Freunde und stand ihm und seiner Frau als die treueste Freundin zur Seite.

War dieser Freund jemals ihrem Herzen so schicksalsvoll nahe getreten, wie Fernando dem Herzen Cäciliens? Hatte sie ihn leidenschaftlich geliebt?

Urlichs bejaht die Frage. Ich glaube sie verneinen zu müssen, will aber vorerst unsere Berechtigung prüfen, in der Stella überhaupt etwas Anderes zu sehen, als eine poetische Ausgestaltung der Liebesschicksale von Jonathan Swift.

Der Anlaß.

„Meine Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind," schrieb Goethe an Gräfin Stolberg um die Zeit, als Stella bis zum fünften Act hin gedieh. Sollte das gerade für die Stella nicht wahr sein? Sollten ihn hier nur die Verworrenheiten eines fremden Menschen gereizt haben, der längst todt war und ihn nichts anging?

Wenigstens legten die moralischen Neigungen der siebziger Jahre die Wahl des Stoffes nahe. Man war mehr geneigt, Empfindungen zu hegen als zu unterdrücken, mehr geneigt, zu verzeihen als zu verdammen. Wir befinden uns in der Epoche der Humanität. „Er fühlte Menschheit! Er glaubte an Menschheit!" sagt Cäcilie von dem Grafen von Gleichen, als er die schöne Heidin mit sich nimmt. Es war kein Zufall, daß Goethe unbewußt darstellte, was sich in einem norddeutschen Amtshause wirklich vollzog. Mit welcher Empfindung mußte Bürger die Stella lesen! Und Sprickmann schreibt, im Gefühl eigener Lebenswirren: „Stella's sind keine Träume; aber weiß Gott, auch Fernando's nicht!"

Daß Fernando kein Traum ist, empfand Goethe selbst. Das Motiv des

unstäten Mannes, der das Lebensglück eines Weibes auf dem Gewissen hat, kehrt in seiner Dichtung unmittelbar nach Straßburg und Sesenheim fort und fort wieder, und Goethe spricht ausdrücklich von reuigen Bekenntnissen beim Weislingen und Clavigo. Aber Faust und Fernando und „Es war ein Buhle frech genug" gehören in dieselbe Reihe.

Es kommt aber noch ein anderes Motiv hinzu, das eigentlich charakteristische für das Stück: ein erreglicher Mann im Verhältniß zu zweien Frauen, sein Herz schwankend in Doppelliebe oder in dem Conflicte zwischen Pflicht und Liebe. Hat Goethe auch das einmal erlebt?

Zunächst darf an die Tanzmeisterstöchter zu Straßburg erinnert werden, zwischen denen sich der junge Goethe nach seinem eigenen Ausdruck „in der Klemme befand".

Dann erzählt er, wie er von Wetzlar weggeht und nach Ehrenbreitstein zu Laroches kommt und Maximiliane ihn bald besonders anzog. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung," — fährt er fort — „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter." Goethe hat das Aufgehen des Mondes hier vielleicht etwas zu früh angesetzt. Aber seit Mitte Januar 1774, wo Maximiliane nach Frankfurt zog, während er schon am Werther arbeitete, standen die Gestirne Lotte und Maxe jedenfalls gleichzeitig an seinem Himmel, so daß sich ihr Licht vermischte.

Aber was drängt sich nicht sonst Alles an Frauengestalten in den Jahren 1773—75 um Goethe. Im Januar 1773 steht ihm Susanna Magdalena Münch zu Frankfurt sehr nahe. Im Frühling und Sommer 1774 fällt die Beziehung zu Anna Sibylla Münch, für die er den Clavigo schrieb. Während seine Leidenschaft zu Lili in der Blüthe steht, wandelt ihn manchmal die Vorstellung an, als ob die Gräfin Stolberg ihn retten könnte. In jenen Jahren macht er das Gedicht „an Christel" für eine Christiane R., die wir nicht kennen. Und von der ganzen Zeit in Frankfurt nach seiner Rückkehr aus Straßburg gilt, was er im zwölften Buche der Selbstbiographie berichtet: „Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich aber deswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime, himmlische Lieben, auf eine Weise, die mich erschüttern mußte." Wir glauben gern, daß er schuldlos war und das schuldlose Wesen rein und redlich betrauern konnte: unwillkürlich denken wir an Mignon und ihr Verhältniß zu Wilhelm, der auch nicht zu wissen scheint, daß ihn „ein liebevoller Genius heimlich umschwebe".

Aber für Außenstehende erschien er vielleicht nicht so schuldlos. Ein ruhiger Beobachter sieht oft mehr in solchen Dingen, als ein Mann, der selbst unbefangen und kein Geck ist. Jacobi gibt seinem Helden Allwill-Goethe eine Lucie an die Seite, welche mit jenem Genius vielleicht nahe verwandt ist. Sylli, das Abbild von Johanna Fahlmer, warnt die fernen Freunde so vor Allwill, wie Johanna vor Goethe gewarnt haben könnte: man solle die Mädchen vor ihm

hüten. Er sei ein herzguter Junge, auch wol grundbrav, und möge es mit Anderen gewöhnlich besser meinen, als mit sich selbst: aber das mache ihn nur gefährlicher, das gebe ihm die offene, unschuldige Miene, wogegen kein Rath sei. Ein Mädchen abzuweisen, das seines Weges käme, wie wär' es möglich? „So ward unsere Lucie hingewagt, so ging uns das süße Geschöpf verloren; denn sie stirbt, Kinder, und ihr Tod ist dieser Allwill! Nie war der Holden ein Jüngling erschienen wie Allwill — so sinnend, so bescheiden und zugleich so voll Geist und edlen Eifers... Unserer Lucie dies Alles vor Augen! O, ich seh den Engel — still, unsichtbar in der Ferne schweben — beten für den seltnen Jüngling — entzündet nur in Freude, in reiner Engelsfreude über den Edeln! . . . Und dennoch war's Gift!"

Da sich Jacobi's „Allwill" nicht eben durch große Erfindungskraft auszeichnet, so darf man nach dem Original dieser Lucie forschen. Ich weiß Niemand als Luischen, Antoinette oder Nette Gerock: unter allen drei Namen kommt sie vor. Goethe schrieb ihr, auch wenn er nur kurz von Frankfurt weg blieb.*) Er stand mit ihr brüderlich unbefangen. Und sie ist die einzige von seinen Frankfurter Freundinnen, welche nachweislich auch mit Jacobi's in Verbindung trat.

Ich vermuthe, daß Goethe den Ruf eines gefährlichen Menschen damals verdiente. Er unterlag, glaub' ich, dem unwiderstehlichen Trieb einer reichen, weichen, zärtlichen, enthusiastischen, phantastischen, anschmiegsamen Natur, sich nach vielen Seiten hin mitzutheilen, mit vielen und verschiedenartigen Frauen in ein jedesmal ganz eigenthümliches, aber jedesmal reich geschmücktes, vertieftes, mit scheinbarer Ausschließlichkeit erfaßtes Verhältniß zu kommen. Das ist auch gewiß der größte Reiz in allem menschlichen Verkehr, daß zwei Individuen all' das zu erschöpfen suchen, was gerade sie und nur sie einander bieten können. Das Ineinanderaufgehen ist in der That kein Privilegium der Ehe. Und der Begriff ewiger Dauer braucht sich nicht nothwendig damit zu verbinden. Es gibt einen Reiz persönlicher Gegenwart, der alles Beste in zwei Menschen emporlockt; eine enthusiastische, gänzliche Hingebung des Geistes und Gemüthes, in welcher die Seelen sich unauflöslich zu verschlingen scheinen — aber auch nur scheinen, denn in Wahrheit ist es eine Hingebung auf Wochen, auf Tage, auf Minuten, auf Augenblicke; ein großer unwiderstehlicher Reiz — aber ein Reiz, der sich erschöpft; ein benebelnder, betäubender Rausch — aber ein Rausch, dem die Nüchternheit folgt. Es ist ein Verhältniß, das nicht den ganzen Menschen fordert oder den ganzen Menschen nur auf einige Zeit, so daß für andere Verhältnisse ähnlicher Art daneben genügend Raum bleibt. Und handelt es sich um zwei Naturen von gleicher Vielseitigkeit, von gleicher Elasticität, von gleich allseitiger Hingebungsbedürftigkeit: so ist keine Gefahr dabei. Aber unter tausend Fällen wird sich das kaum einmal treffen, es sei denn, daß die Menschen —

*) Goethe's Schwester an Kestner, 25. November 1772. Welche Briefstellen sonst hierher gehören, weiß jeder Kenner. Die Behauptung, bei Mignon habe dem Dichter Antoinette Gerock vorgeschwebt, erklärt Düntzer, Frauenbilder S. 140, für „ganz unbegründet". Wenn ich sie hier nicht als „Behauptung", sondern als Vermuthung wiederhole, so hoffe ich, wenigstens die mir unbekannten Gegengründe zu hören. Daß die ganze Gestalt der Mignon damit nicht erschöpft sein kann, versteht sich von selbst. Vergl. Lappenberg, Klettenberg S. 171 f.

von gleicher Oberflächlichkeit und gleichem Leichtsinn wären. In der Regel wird ein ungleicher Aufwand an Kraft des Gemüthes stattfinden. Der Eine wird mehr hinein legen, der Andere weniger. Der eine wird sich noch gefesselt fühlen, der Andere sich mit leichtem Herzen loslösen. Der Eine hat sein ganzes Leben hingegeben, der Andere nur ein Lebensfragment. Dort ist es ein Schicksal, hier war es eine Episode.

Ich darf wol annehmen: der junge Goethe durchlebte solche Episoden. Manche Frauen glaubten ihn ganz zu besitzen, und besaßen ihn ganz, aber nur den gegenwärtigen, und nur auf einige Zeit. Und wenn auch Goethe an der Liebe jenes liebevollen Genius blind vorüber ging: es konnte nicht fehlen, daß er sich in anderen Fällen mit Bewußtsein gleichgültig losriß, wo ihm noch warme Neigung entgegengebracht wurde. Wir wissen ja so wenig über sein Frankfurter Liebeleben. Wenigstens Anna Sibylla Münch und Lili müssen in seinem Herzen nah an einander vorbeigestreift sein.

Jeder Erfolg schmeichelt. Und Goethe genoß seine Triumphe. Auch die Macht, die er über Frauenherzen ausübte, muß ihn beseligt haben, wenigstens auf Momente. Aber er war auch innig gut. Und wenn er irgendwo fühlte, daß eine Frau um ihn litt, während er sich einer anderen zuwendete, ja wenn er gar vielleicht sich hinreißen ließ, theils aus Mitleid, theils aus Ritterlichkeit, theils aus rückkehrender echter Empfindung, dort sich noch zärtlicher zu zeigen, als er seiner veränderten Gesinnung nach durfte — und wenn ihm das plötzlich brennend, anklagend vor die Seele trat: — er muß vor sich selbst erschrocken sein; — *in solchen Augenblicken fühlte er sich als Fernando.*

Wenn man zugibt, daß der durch vielfältige Anziehungskraft ausgezeichnete, durch vielfältige Liebesbegegnisse verstrickte, verwirrte, eingeengte, schließlich zwischen Therese und Natalie in der sonderbarsten Zwiespältigkeit schwebende Wilhelm Meister ein Abbild Goethe's selbst sei: so wird man auch den persönlichen Gehalt seines Fernando leicht erkennen. —

Auch die Liebe zu Lili hat ohne Zweifel auf die „Stella" eingewirkt. Liest man im vierten Bande von „Dichtung und Wahrheit" die Beschreibung des Musikabends, an welchem Goethe die niedliche Blondine kennen lernte, und vergleicht damit das Concert bei Stella's Onkel, so wird man einige Züge in freier Umgestaltung übertragen finden, und es fragt sich noch, welcher Bericht der treuere ist. Die gleich darauf folgende Begegnung Stella's und Fernando's im Bosket, Freundin Sara als die dritte dabei, könnte eine Reminiscenz aus Rousseau's „Nouvelle Héloïse" sein.*) Aber so wie sich Stella im Theater beobachtet weiß, wie sie sicher ist, daß Fernando jede ihrer Bewegungen bemerkt und liebt, wie sie fühlt, daß das Schütteln ihres Federbusches ihn mehr anzieht, als all' die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens ist: „Stella! Stella! wie lieb Du mir bist!" — so hat Goethe im Theater nach Lili ausgeschaut, so sie mit Blicken verfolgt, so um ihretwillen die ganze Welt umher vergessen.

Blauäugig und blond ist Stella wie Lili. Es währte nicht lange, so er-

*) Partie I, Lettre XIV de Saint-Preux à Julie.

zählte Lili die Geschichte ihrer Jugend, ihres ganzen früheren Lebens, und sie konnte einige Koketterie nicht leugnen. „Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor," — bemerkt Goethe — „daß sie mich dadurch auf's allerstrengste sich zu eigen machte." Auch Stella erinnert den Geliebten: „Gestand ich Dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir alle kleine Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? und ward ich Dir darum nicht lieber?"

Aus der Hauptliebesscene zwischen Fernando und Stella kann man eine Anzahl von Ausdrücken und Wendungen zusammentragen, welche sich in den beiden ersten Lili-Liedern „Neue Liebe, Neues Leben" und „An Belinden" wiederfinden. „Neue Liebe, neue Lebenswonne" erwartet der rückkehrende Fernando von der Geliebten. Stella ist sein „Engel", sie ist die „unendliche Lieb' und Güte". „Rose! meine süße Blume!" nennt er sie. Wie das Lied von Lili sagt: „die Jugendblüthe" und: „Reizender ist mir des Frühlings Blüthe nun nicht auf der Flur; wo Du Engel bist, ist Lieb und Güte, wo Du bist, Natur." Taumelnden Rausch der Liebeswonne athmet das Stück wie die Lieder.

Und wenn schon in den Liedern der Dichter sich wider Willen festgehalten fühlt mit unendlicher Gewalt: so hat auch Fernando die unwiderstehliche Anziehungskraft Stella's, in weiter Ferne, auf der Flucht vor ihr empfunden. Ja, mit sonderbarem, nachträglichem Einklang von Leben und Dichtung: auch Goethe ist wirklich entflohen und vergebens entflohen: die Schweizerreise heilte ihn nicht von seiner Leidenschaft. Mit vollem Rechte schrieb er in ein für Lili bestimmtes Exemplar der Stella:

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen,
War stets dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Selbst Stella's Charakter mag aus Lili geschöpft sein. Sie soll sich später bereit erklärt haben, alle dermaligen Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Goethe glaubte in ihr an eine Kraft, welche alles Widerstrebende überwältigt hätte. Aber die widerstrebenden Verhältnisse waren stärker als sie und er, und „das Mädchen beschied sich früher als der Jüngling". Jene Kraft ausschließlicher Hingebung wurde jedoch Stella im reichsten Maße zu Theil: sie ist dadurch, obgleich Abbild, fast ein Gegenbild zu Lili geworden. —

Sind aber nun mit allen diesen persönlichen Elementen die Motive der Stella erschöpft? Wissen wir jetzt, welcher Anlaß den Dichter zu dem Stoffe führte oder verführte?

Wenn Fernando nur Goethe selbst ist: — Goethe war sonst nicht so nachsichtig gegen sich selbst, Weislingen geht zu Grunde, Clavigo geht zu Grunde. Woher in der Stella der versöhnliche Schluß? Woher diese Anlage des Stückes, die von vornherein auf den guten Ausgang berechnet ist? Woher endlich dieser Ausgang selbst, woher das wunderliche Resultat einer, formell doch so erscheinenden, Doppelehe?

Die Berufung auf die allgemeine milde Menschlichkeit der Epoche reicht nicht aus. Aber wenn die Humanitätsideen hier auf Goethe einwirkten, so liegt darin schon, daß er nicht blos in sich schaute, sondern auch um sich schaute, daß er außer sich fand, was ihn bewegte. Wo fand er es?

Wir sahen, daß der versöhnende Schluß auf den Charakter Cäciliens gebaut ist. Wir glaubten in Johanna Fahlmer das Urbild von Cäcilie zu erkennen. Das ist die Spur, die uns weiter führt, ebendahin, wohin Urlichs voran ging, wohin früher schon Karl Goedeke gedeutet hatte.

„Wenn Du wüßtest, wie ich sie liebe, und um Deinetwillen liebe!" so hatte Goethe an Fritz Jacobi geschrieben, als dieser an Stella — an dem Schlusse des Stückes jedenfalls — Anstoß nahm.

Wie kann Einer seine eigene Arbeit um eines Anderen willen lieben? Doch nur, weil er sich von diesem Anderen besonders verstanden glaubt, weil er diesem Anderen etwas besonders Liebes damit erzeigt zu haben glaubt — mit einem Worte: weil für diesen Anderen eine specielle persönliche Beziehung in der Arbeit verborgen liegen sollte.

Es kommt aber hinzu, daß Goethe die Stella schrieb, unmittelbar nachdem Fritz Jacobi bei ihm gewesen war und ihm sein ganzes Innere aufgeschlossen hatte. Denn wir dürfen annehmen, daß er seinen Vorsatz ausführte und ihm seine Lebensgeschichte von Kindheit an erzählte, wie man ihn von außen fesselte, verwirrte, zerstreute und wie er doch den Glauben an sich selbst nicht eingebüßt, seine innere Freiheit bewahrt habe.

Es kommt ferner hinzu, daß eine Aeußerung von Jacobi's Frau unzweifelhaft belegt: Goethe beschäftigte sich erwägend und fragend mit Jacobi's Verhältniß zu ihr und zu Johanna Fahlmer. „Daß die Tante (Johanna) und ich" — schreibt sie am 6. November 1773 an Goethe — „unseren ebenen und geraden Weg neben einander ohne Stumpen und Stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wol immer ein Räthsel für den Herrn Doctor Goethe lobesan."

Das war in der That ein merkwürdiges, zum Nachdenken reizendes Verhältniß, was diese drei Menschen zusammenhielt: Fritz Jacobi, seine Frau Betty geb. von Clermont, und die nahverwandte Johanna Fahlmer, die Tante, das Täntchen, oder Adelaide, wie sie auch genannt wurde.

Jacobi selbst hat dieses Verhältniß zum Gegenstand einer romanhaften Darstellung gemacht in seinem „Woldemar," der sich wesentlich um die Beziehung zwischen Woldemar und Henriette, d. h. zwischen Fritz Jacobi und Johanna Fahlmer, dreht.

Henriette hat Woldemar's Ehe gestiftet. Aber sie bleibt, so zu sagen, die dritte im Bunde. Sie steht den beiden so zur Seite, wie es Cäcilie gegenüber Fernando und Stella beabsichtigt. Unschuldige geschwisterliche Zärtlichkeiten werden ausgetauscht, an denen Niemand ein Arg findet, am wenigsten Woldemar's Frau, die keine dringendere Sorge kennt, als jene beiden in gutem Vernehmen zu wissen. Ist die Frau abwesend, so besorgt Henriette das Haus, sie leistet Woldemar Gesellschaft, sie geht bei ihm aus und ein, völlig dazu gehörig, selbst ohne daß ein nahes Verwandtschaftsverhältniß sie dazu äußerlich autorisirte.

Fast Zug um Zug nach dem Leben. So hatten Fritz, Adelaide und Betty

in Düsseldorf eng zusammengehalten. So blieb das Verhältniß, auch nachdem Adelaide äußerlich geschieden war. Und die Besuchende fand stets unverändert wieder alle Liebe und alles Glück, die sie einst genossen, die sie jetzt verlassen.

Henriettens und Woldemar's Verwandte hatten einst eine Heirath zwischen ihnen geplant. Die Sache kommt offen zur Sprache. Die beiden guten Kameraden äußern sich darüber wie zwei Geschwister, denen man Blutschande zumuthet. Woldemar ist gewohnt, Henrietten Bruder Heinrich zu nennen. Wie konnte er nun plötzlich daran denken, sie zu heirathen? Sie soll meine Gefährtin bleiben, aber nie meine Gattin werden — sagt er, — „ich zittere vor dem bloßen Gedanken, ein so herrliches Verhältniß der Gefahr einer Verwandlung auszusetzen, wär' es auch nur der unbedeutendsten." Henriette ihrerseits versichert: „Nach der innigen Freundschaft, die unter uns entstanden ist, kann ich mir Woldemar gar nicht mehr als Liebhaber nur gedenken. Ich bin gewiß, daß ihm in Absicht meiner nicht anders zu Muthe ist. Aber den Fall gesetzt, es wäre möglich, daß Woldemar nun auf einmal in Liebe gegen mich entflammte — sieh! es würde dies eine Wirkung auf mich machen, wovor meine Einbildung sich entsetzt — es wäre das Unglücklichste, das Abscheulichste, was mir begegnen könnte. Gut, daß ich ehender des Himmels Einsturz zu befahren habe."

Soll hier der Roman vom Leben abweichen? Soll es zwischen den Urbildern anders gewesen sein, als zwischen den Abbildern? Soll Johanna-Adelaide, wie Urlichs vermuthet, einmal plötzlich von leidenschaftlicher Liebe zu Fritz Jacobi ergriffen worden sein, gleich Stella liebeskrank nach ihm geschmachtet haben?

Eine solche heftige Leidenschaft Johanna's, vollends etwa ein Fernando-artiges Schwanken Jacobi's zwischen den beiden Frauen, kann durchaus nicht nachgewiesen werden und ist nach den vorhandenen Documenten höchst unwahrscheinlich. Der Weggang Johanna's von Düsseldorf, welchen Urlichs damit in Verbindung bringt, erklärt sich ganz anders.*)

Fritz und Adelaide.

In Düsseldorf lebte zu Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein edler Kreis weichfühlender, zärtlich gestimmter, höchst geistvoller Menschen, die sich um Fritz Jacobi gruppirten und deren gemeinsame Existenz Jacobi selbst in seinen beiden Romanen „Allwill" und „Woldemar" verewigt hat. Da war Frau Betty, die wir schon kennen, da war Adelaide, da war „Bobo" Adelaidens frühere Erzieherin Fräulein Bogner, da war Philaide (Gräfin Hatzfeld), da

*) Schon daß Urlichs überhaupt Züge von Adelaiden bald in Stella, bald in Cäcilie wiederfinden will, ist bedenklich. Aber daß die Freundin Stella's, welche Fernando vor Stella kennen lernte, Betty und Stella in diesem Falle Adelaide sein soll, ist ganz unmöglich, denn Adelaide-Johanna selbst schreibt am 10. März 1819 in ihr Tagebuch, wie Urlichs in Goethe's Briefen an sie S. 14 mittheilte: „Heute starb mein brüderlicher, schon bei meiner Geburt, in meiner Wiege mich begrüßender Gespiele und Freund durch's ganze Leben, Friedrich Heinrich Jacobi, in seinem 77., meinem 75. Jahre." Fritz Jacobi hat also Adelaide viel früher gekannt, als seine nachherige Frau.

waren Lotte und Lene, Fritzens junge Schwestern, die Eichhörnchen oder auf gut rheinisch die Einhörncher genannt, — da waren noch verschiedene Männer, theils Kaufleute, theils Adelige der Umgebung — in der Ferne, als zugehörig stets betrachtet, Johann Georg Jacobi, Fritzens Bruder, der bekannte Lyriker.

In diesen Kreis kommt gegen 1770 plötzlich eine arge Verstimmung, welche einzelne Glieder schließlich von der Gemeinschaft abtrennt.

Adelaide, kränklich, geht in Bäder, zuletzt erkrankt sie ernstlich zu Aachen, wird von der Bogner Tag und Nacht gepflegt und schreibt genesend und rückblickend in ihr Tagebuch: „eine große Krisenzeit meines Lebens, auch anderer als physischer Leiden." Sie kehrt dann zwar nach Düsseldorf zurück, aber im Jahre 1772 siedelt sie mit ihrer Mutter nach Frankfurt über.

Was waren das für Leiden? Keine Liebesleiden, ich wiederhole es. Auskunft geben die Familienbriefe an Johann Georg Jacobi, welche auf der Universitätsbibliothek zu Freiburg liegen.*)

Jene Störung in dem Düsseldorfer Kreise ging von Fritzens Vater aus.

Der alte Jacobi, ein unterrichteter, wohlhabender, thätiger und sehr angesehener Kaufmann, war von hartem und unbeugsamem Charakter; eigensinnig, argwöhnisch und ohne Liebe für seinen zweiten Sohn Fritz. Er hielt ihn für unbegabt. Er setzte ihn in jeder Weise hinter den ältern Bruder zurück. Er bestimmte ihn gegen seine Neigung zum Kaufmannsstande. Das Mißverhältniß, das so zwischen Vater und Sohn kam, wurde nie wieder ganz ausgeglichen. Im Frühjahr 1770 führte es beinahe zu einem völligen Bruch.

Fritz war erst als Compagnon in das Geschäft des Vaters getreten, machte sich aber dann, wol Anfang 1768, selbständig. Schon damals war der Unwille des Alten auf das Höchste erregt. Im nächsten Jahre hatte Fritz ein Zerwürfniß mit einem Comptoirgehilfen, entließ ihn und zog seine Frau zur Thätigkeit im Geschäfte heran. Deshalb sollte Fräulein Bogner zu ihnen ziehen, um Betty die Haushaltungssorgen abzunehmen. Aber jener Gehilfe, vielleicht ein Verwandter, rächte sich an Fritz, indem er Briefe, worin sich dieser über seinen Vater nicht vortheilhaft aussprach, dem Alten nach Pempelfort, wo er wohnte, hinausbrachte.

„Der arme Mann" — schreibt Betty am 24. December 1769 — „hat sich entsetzlich darüber gegrämt, denn ob das Geschriebene gleich wahr und bei Fremden sehr wohl zu entschuldigen war, so ist es sehr traurig für einen Vater, zu wissen, daß sein Sohn keine vortheilhaftere Meinung von ihm heget, und niemahlen kann er ihm sein Zutrauen wieder schenken."

Böse Zwischenträgereien, Klatschereien und Verleumdungen machten die Sache immer ärger. Eine Jugendsünde Fritz Jacobi's wurde durch einen unglücklichen Zufall in Düsseldorf bekannt und untergrub seinen Ruf. Man behauptete, er gebe sich den ärgsten Ausschweifungen hin, gehe mit schlechten

*) S. Ernst Martin, Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. Straßburg, 1874. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. II.) Besonders S. 25, Anm. 14.

Frauenzimmern um, unterhalte Maitressen, dadurch ruinire er sich, sein Geschäft sei im Verfall, der Bankrott stehe bevor. Auch Fräulein Bogner stehe in sträflichem Verhältniß zu ihm, nur deshalb wolle er sie in's Haus nehmen. Betty wurde als das arme getäuschte Opfer einer Untreue und Zügellosigkeit ohne Gleichen auf das Tiefste bedauert.

Alle diese Gerüchte trug man dem alten Jacobi zu, und alle glaubte er oder schien er zu glauben. Seinen Töchtern verbot er jeden Umgang mit ihrem Bruder, damit ihr Ruf nicht leide. Aller Verkehr zwischen den verwandten Häusern zu Düsseldorf und Pempelfort hörte auf. Vergebens suchte Adelaide zu vermitteln. Am 23. Februar 1770 schrieb daher sie, einen Monat später schrieb Betty im dringendsten Ton an Georg Jacobi, er möge ihnen zu Hilfe kommen und die Aussöhnung zwischen Vater und Bruder versuchen. Die Bogner ging, um alles Gerede abzuschneiden, nach Vaals bei Aachen zu Betty's Verwandten.

Wie die Sache sich weiter entwickelte, ob Georg kam und was er ausrichtete, weiß ich nicht. Aber wie der Zwist auf Adelaiden wirkte, das läßt sich wenigstens vermuthen.

Der Alte hatte in ziemlich brutaler Weise angedeutet, daß auch ihr Ruf unter dem Verkehr mit Fritz leiden müsse. Hatte er Recht? Blieb die üble Nachrede nicht bei der Bogner stehen? Wurde auch Adelaide davon berührt? Entsprang hieraus der Entschluß, sich von dem geliebten Freunde zu trennen?

Zum mindesten erklärt sich der Entschluß genügend aus dem, was wir wissen. Es war nicht blos für sie selbst gut, es war für Fritz und für Betty das Beste, wenn durch ihre Entfernung jeder thatsächliche Anhalt für böse Gerüchte verschwand. Solche Verleumdungen wirkten vielleicht noch lange nach, vielleicht auch noch, wenn vier Jahre später Jacobi sie der Laroche gegenüber vertheidigen muß.

Daß aber Schwermuth sie erfaßte in der Ferne, daß sie in Sehnsucht lebte nach dem brüderlichen Freunde, daß der Entschluß, sich von ihm zu trennen, sie furchtbare Kämpfe kostete, daß sie den Frühling und Sommer 1770 eine Krisenzeit voll seelischer Leiden nannte: dies Alles ist nur zu begreiflich.

Ja vielleicht ging die Verwirrung noch weiter.

Auch in Jacobis „Woldemar" klingen die erzählten Begebenheiten nach. In ein schönes Zusammenleben engverbundener Menschen kommt plötzlich ein Mißton. Die Quelle ist einerseits das Gerede der Menschen, welches an dem Doppelverhältniß Woldemar's zu Henrietten und seiner Frau Anstoß nimmt und Henriettens reine Seele besudelt; andererseits der alte Hornich, in dem man einige Züge des alten Jacobi nicht verkennen kann.

Der alte Hornich „war darauf geübt, der Großmuth und allen nachtheiligen Tugenden dieser Art mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes auszuweichen. Nicht einmal von Billigkeit mochte er gerne hören; er traute ihrem schlüpfrigen Wesen nicht. Nahm man sein Gefühl in Anspruch, so schüttelte er lächelnd den Kopf, als Einer, der sich nicht zum Besten haben ließe. Sein Stolz war kalte Ueberlegung, mit dem Bewußtsein, daß so leicht ihm Niemand einen Vortheil abgewinnen würde. Sich überall in Vortheil zu setzen und den

erlangten Vortheil zu behaupten, war ihm höchster Grundsatz. Den Erwerb angehend, hielt er sich streng und ehrbar in den Schranken einer nur erlaubten gesetz- und polizeimäßigen Gewinnsucht. Das Nichts der Ehre und alles brodlose Wesen verachtete er aus dem innersten Grunde seiner Seele. Hingegen liebte er beinah uneigennützig — so sehr gefielen sie ihm! — alle Tugenden der Kargheit: er betete sie an. Nach und nach verlor er sich so weit in dieser Andacht, daß man ihn für geizig halten konnte, welches er im eigentlichsten Verstande doch nicht war. Ihn beherrschte keine bestimmte Leidenschaft, seine Meinung allein beherrschte ihn: Eberhard-Hornich'sche Vernunft. Irgend einen Grund wider seine Meinung gelten zu lassen, hielt er unter seiner Würde, und er genoß ein eigenes Wohlgefallen an sich, wenn er seinen Willen als etwas, das Allem gewachsen sei, beweisen konnte."

Auf jede unschuldige Lustbarkeit, auch wenn er sie zugab, glaubte er schmälen zu müssen. Jede Freude schien ihm verdächtig, wie jeder Nothleidende — und wie alles Schöne.

Gegen Woldemar hatte er einen unversöhnlichen Haß, bis zum Abscheu, gefaßt. Nicht den Aerger, den ihm Woldemar einigemal unbesonnener Weise zugefügt, wollte er als Ursache gelten lassen, sondern die Ansicht, die er sich von seinem Wesen gebildet: er glaube weder recht an Gott noch an Menschen; er sei durchaus ein desperater Charakter, hitzig, ausschweifend, unbesonnen.

Auf seinem Todtenbette verlangt er von Henrietten, sie solle Woldemar, der noch nicht verheirathet ist, feierlich entsagen. Alle ihre Vorstellungen, wie unnöthig seine Furcht, wie unwahrscheinlich, ja unmöglich für sie eine Ehe mit Woldemar — Alles ist vergeblich, er verlangt ein ausdrückliches Gelübde; sie läßt sich, bestürmt, überwältigt, dazu hinreißen. Es erscheint ihr als ein Verrath an Woldemar. Sie hat ein Geheimniß vor ihm. Sie hat gleichsam theilgenommen an einer Verschwörung gegen ihn. Das Unglück will, daß er die Sache durch Andere, durch seine Schwägerin, erfährt; daß er sich vergeblich sträubt gegen den Gedanken, er habe sich in Henrietten getäuscht, sie sei doch nicht im Stande, jenes Ideal der Freundschaft zu erfüllen, das er geträumt, das er in dem Verhältniß zu ihr verwirklicht glaubte. Er sucht die Zweifel seines Inneren durch Zärtlichkeiten gegen Henrietten zu übertäuben. Dadurch wird sie ihrerseits ängstlich und verzagt, sie fürchtet, Woldemar's Empfindung für sie verwandle sich in Liebe: eine Befürchtung, welche Woldemar's Bruder und andere Familienglieder schon längst gehegt.

So werden diese beiden Menschen auf einen Punkt getrieben, wo sie fürchten müssen, einander gänzlich zu verlieren. Und nur allmälig lösen sich die Mißverständnisse, welche — die Wahrheit zu sagen — von dem Dichter etwas unwahrscheinlich angezettelt und aufrecht erhalten sind.

Ich glaube nun gar nicht, daß Jacobi hierin ein treues Bild seines Verhältnisses zu Adelaiden entwirft. Der alte Jacobi hatte sich niemals eine solche Macht über Johanna Fahlmer angemaßt, wie sie im Roman der alte Hornich über Henrietten ausübt. Auch hat niemals die letzte Bitte eines Sterbenden Adelaidens Herz bestürmt, um sie dem geliebten Freunde zu entreißen.

Aber der alte Hornich ist Henriettens Vater. Sollte er vielleicht Züge

von Johannens Mutter in sich aufgenommen haben? Johanna scheint mit dieser Mutter nicht harmonirt zu haben. Niemals erwähnt sie sie mit einem herzlichen Wort, eher macht sie bittere Anspielungen auf den unerquicklichen Geist ihres Hauses,*) und wenn Goethe einmal ein garstiges Verhältniß Johannens erwähnt, so könnte er sehr wohl das zu ihrer Mutter im Auge haben. Vielleicht war es mütterlicher Wille und Beschluß, was Johannen von Düsseldorf nach Frankfurt zwang.

Und noch Eins ist vielleicht aus der Wirklichkeit geschöpft: daß die Mißhelligkeit zwischen Düsseldorf und Pempelfort, daß das bösartige Gerede der Menschen auch innere Verwirrung zwischen Fritz und Adelaide brachte. Es ist immer ein Uebel, sich im Gegensatz zur öffentlichen Meinung zu befinden und einen Theil seines besten Glücks auf ein extraordinäres Verhältniß zu gründen. Man kann nie ahnen, wie weit der Tadel der Welt seinen Schatten herein wirft in's eigene Gemüth und Gewissen: Zweifel stellen sich ein, Befürchtungen werden wach, sie bleiben unausgesprochen, Jeder sucht sie für sich zu bekämpfen, Jeder hat daher ein Geheimniß vor dem Andern, das Geheimniß ist ein Verstoß gegen die Freundespflicht: plötzlich schwankt das ganze Gebäude des Glücks.

Vielleicht empfand es Jacobi als einen Verrath an der Freundschaft, daß sich Adelaide durch ihre Mutter bewegen ließ, Düsseldorf zu verlassen, ihm zu entsagen. Oder vielleicht war der gefaßte Entschluß ihm zuerst geheim gehalten worden und dieses Verschweigen kränkte ihn.... Aber genug der Vielleichts. Es kommt auf die einzelnen Vorgänge nicht an. Die Hauptsache ist klar, und wir wissen nun, weshalb Johanna so schwermüthig war, als sie nach Frankfurt kam.

Fernando.

Ich habe bereits angedeutet, daß eine Jugendsünde Fritz Jacobi's, als sie zufällig bekannt wurde, auf verhängnißvolle Weise dazu beitrug, seinen Ruf zu untergraben. An einem unbekannten Ort in Holland lebte eine gewisse Anna Katharina mit ihrem Kinde; das Kind war wohlgehalten; ihre kleine Einrichtung setzte sie in den Stand, ihren ärmeren Nachbarn zu helfen: — die Frau hatte im Jacobi'schen Hause gedient; das Kind — um es kurz zu sagen — war Fritz Jacobi's Kind.

---

*) An Georg 16. April 1768, sie schreibt in Fritzens Hause: „Dans ce moment il tonne, il grêle, il pleut, le vent hurle. Il n'y a pas une demie heure qu'il faisoit le plus beau tems du monde. Cela me fait réfléchir sur la différence subite qu'il y a souvent d'ici à chez moi. Dans ce bon endroit règne un éternel printems; et à cent pas de là est le séjour des tempêtes et des frimas; on n'y voit que rochers et glaces, et au lieu de rossignols et de bocage le corbeau" — das Weitere fehlt, das Wort ist so unterstrichen. War die Frau geizig, wie der alte Hornich? War dies der Grund, weshalb sie die Bogner nicht im Hause behielt? Ueber ihre Vermögensverhältnisse s. Urlichs, Goethe's Briefe an Joh. Fahlmer, S. 125. — Vielleicht sind in der Henriette des Romans Johanna und die Bogner verschmolzen. Wie intim Fritz mit der letzteren stand, darüber vergl. Auserl. Briefw. I, 148. Eine falsche Deutung Henriettens auf Frau von Laroche bei Zirngiebl, Jacobi S. 25 Anm. 31. Ueber böse Erfahrungen und Irrungen des falschen Scheins Johanna an Georg 21. December 1773.

Der erste Theil des Woldemar schloß in der frühesten Fassung mit den Worten: „Wahrscheinlich wäre Alles gut geblieben und immer besser geworden, wenn nicht aus dem Vergangenen ein fremdes Ereigniß sich unversehens entwickelt hätte, welches für Woldemar und Henrietten und Alle, die sie liebten, von den schrecklichsten Folgen war."

Es ist möglich, aber auch nur möglich, daß diese Worte auf eine Enthüllung der obigen Art vorbereiten sollten, und vielleicht war die Figur des Oberamtmanns, welche jetzt ganz zwecklos im Hintergrunde steht, nach dem ursprünglichen Plane dazu bestimmt, die Entdeckung herbeizuführen.

Es ist ferner möglich, daß Fritz Jacobi, als er in Frankfurt 1775 vor Goethe seine ganze Geschichte enthüllte, auch diese Schuld, die er auf sich geladen, nicht verschwieg. Leichtsinnig hat er gewiß nicht davon gesprochen, und leichtsinnig konnte auch Goethe nicht über solche Dinge wegkommen. Seine Schuld gegen Friederike bedrückte ihn Jahre lang; das Schicksal Gretchens im Faust scheint ein Bild zu sein, wie es ihm seine Phantasie quälend vorgaukelte: was aus Friederike hätte werden können, wenn er sich dem leidenschaftlichen Zuge seines Herzens überlassen hätte.*) Diese Analogie zwischen dem wirklichen Schicksal eines Freundes und dem möglichen eigenen Schicksale, die Vorstellung, daß ein solches Mädchen doch wie eine Frau anzusehen sei, welche wiederkommen und Ansprüche erheben könne — dies war es vielleicht, was den stärksten Eindruck auf ihn machte, was den stärksten Impuls zur „Stella" gab. Deshalb vielleicht trat Cäcilie in eine etwas tiefere Sphäre und sollte sich ihre Tochter in eine dienende Stellung begeben.

Ich sage: vielleicht. Denn wissen werden wir's nie. Ich suche jetzt auch nicht festzustellen, wie viele Gewichtstheile Jacobi und wie viele Gewichtstheile Goethe dieser Fernando sonst in sich enthält. Die besten Parallelstellen findet man in zwei mit der „Stella" gleichzeitigen Documenten, in Goethe's Briefen an Auguste Stolberg und in Jacobi's „Allwill". Man muß dabei auch nicht vergessen, daß Goethe und Jacobi in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft hauptsächlich das in einander beobachteten und liebend umfaßten, was ihnen gemeinsam war. Insbesondere Jacobi glaubte in Goethe sein eigenstes bestes Selbst gefunden zu haben. Jacobi's Allwill ist weit davon entfernt — wie schon gelegentlich Düntzer hervorhob — ein bloßes Abbild Goethe's zu sein. Er soll es nicht einmal nach der Absicht des Autors durchweg sein. Jacobi hat vielmehr in seinen beiden Idealgestalten Allwill und Woldemar eigene und Goethe'sche Züge verbunden: eigene Briefstellen legt er Allwill in den Mund; über Woldemar drückt er sich so aus, wie früher brieflich über Goethe.

Aehnlich mögen in Fernando Goethe und Jacobi zusammengeflossen sein. Allwill und Fernando sind Zwillingsbrüder.

Die deutschen Kunstrichter können sich darüber nicht beruhigen, daß dieser Don Juan Fernando nicht pünktlich, wie es sich für einen Don Juan schickt, vom Teufel geholt wird.

*) Die Erzählung Lothario's (Buch VII, Cap. 7 des Wilhelm Meister) von seinem Wiedersehen mit der einst geliebten Pächterstochter ist ziemlich genau dem Wiedersehen Goethe's und Friederike's im J. 1779 nachgebildet. Diese Pächterstochter heißt Margarethe.

Ich finde ihn nicht so schlimm, daß die Hölle nothwendig incommodirt werden müßte. Freilich, er empfindet wie Lessing's Melleson die Ehe als eine lästige Fessel — aber sie war es thatsächlich für ihn geworden, wie wir aus Cäciliens Erzählung nur zu deutlich entnehmen. Daß er diese Fessel ohne Bedenken bricht, daß er Weib und Kind einfach verläßt, ist eine Schuld, die Niemand beschönigen wird. Er häuft Sünde auf Sünde: er entführt Stella; er ist in der That — um das Wort aus dem „Allwill" zu entlehnen — ruchlos. Aber nach drei Jahren erwacht sein Pflichtgefühl, um ihn nicht wieder zu verlassen. Vergeblich sucht er seine Frau. Vergeblich sucht er den Tod .... Sein Herz ist dann allerdings nicht verhärtet; der Empfindung gegen Stella bleibt er treu; aber nicht zu ihr will er zurück, nur den Ort will er wiedersehen, die Stätte solch' unerschöpfter Seligkeit. Der Zufall und die Uebermacht der Liebe führt ihn weiter: „vergebens Liebe vor Liebe flieht".

So lernen wir ihn kennen. Alles eigentlich Böse liegt hinter ihm. Cäcilie ist für ihn verschollen, er hält sie für todt. Er überläßt sich der Wonne des Wiedersehens mit Stella. Aber es bedarf nur des Anblickes seiner Frau, und das Recht hat von Neuem die Oberhand. Die Nothwendigkeit bürgerlicher Pflichterfüllung bleibt die Macht, die ihn treibt; er setzt den Entschluß der Abreise durch gegen den Willen Cäciliens. Verlangt man nachher, daß er mitleidslos der zum zweiten Male geopferten Stella mit kalter Grausamkeit begegne — er thut es ja beinahe; verlangt man, daß er die Ohnmächtige ruhig liegen lasse und diesen günstigen Moment ergreife, um sich aus dem Staube zu machen?

Und wenn Cäcilie selbst ihm so groß und rein seine Freiheit anbietet und wenn er dieses Geschenk endlich annimmt: was geht es die bürgerliche Gesellschaft an?

Ich weiß, was man mir einwenden kann. Ich habe auch nicht die Absicht, sittliche Grundsätze aufzustellen, nach denen neue Fernando's als Tugendengel betrachtet werden müßten. Ich wünsche aber überhaupt nicht, hier persönliche Meinungen auszusprechen. Ich will nur anführen, was ein Mensch des vorigen Jahrhunderts, der sich dem Dichter folgsam hingab, anführen konnte.

Den Gedichten längstvergangener Zeiten haben wir solche Folgsamkeit wol schon entgegengebracht. Wir suchen Gottfried's „Tristan" womöglich so zu lesen, wie ihn ein Ritter des dreizehnten Jahrhunderts gelesen haben wird. Warum sollen wir nicht die Stella in dem Sinne lesen, wie sie Goethe verfaßte? Warum soll sie durchaus eine unbegreifliche Verirrung gewesen sein?

„Der einzigen Stimme meines Herzens horch' ich," schrieb Jacobi. Goethe hat gezeigt, welche Sirenenlaute dieser Stimme des Herzens entquellen und wohin sie verlocken, zu welchen Verbrechen und zu welchen schrecklichen Conflicten ganz unlösbarer Natur, wenn nicht selbstlose, milde, geklärte Lebensweisheit Alles zum Guten lenkt.

Goethe ist eben schon hier der Dichter der Versöhnung, der keine Schuld beschönigt, dem aber auch keine für unsühnbar gilt. Seine Götter sind milde Götter: Faust wird gerettet, Orest wird der Furien ledig: denn „es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch".

Goethe sieht Menschen um sich, welche Sclaven ihres Herzens sind: er selbst

fühlt diesen Tyrann in seiner Brust, er selbst hat sich seiner Macht nicht stets entzogen, er selbst hat die Wonne der Ruchlosigkeit gekostet. Diesen Menschen sagt er zum Trost, und er tröstet sich selbst damit: „Euer Gebieter ist ein schlimmer Feind, ich sehe, wie ihr gepeinigt seid; aber Eins gibt es, was euch heilen wird: allgegenwärtiger Balsam allversöhnender Liebe."

Oder ich lasse ihn lieber selbst reden: „Ich bin müde, über das Schicksal unsres Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, womöglich wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein." Was braucht es mehr des Commentars?

Schluß.

Im Herbste 1772 lernte Goethe Adelaiden kennen, im Frühling 1773 stand er ihr schon näher. Da kam Lotte Jacobi, die er in dem Lied „an Lottchen" besang; da kam Betty, welche ihm vielleicht später als Modell zur Therese im Wilhelm Meister diente — und der Gehalt und die Personen des Jacobi'schen Kreises fingen an ihn zu interessiren. Er grübelte über das eigenthümliche Verhältniß Fritzens zu Adelaide und Betty und er grübelte darüber, ehe er Jacobi kannte und als er ihn noch nicht mochte. Er sah das liebenswürdige Täntchen schwermüthig und sehnsüchtig; er war vielleicht geneigt, an eine Schuld Fritzens zu glauben. Er mußte ihn, nach den Schilderungen, die er empfing, sich selber ähnlich denken; er traute ihm verwegenes Spielen mit Frauenherzen zu — daraus nothwendig folgend Schwanken, Bedrängniß, Zwiespalt: eine Situation wie die Swift's zwischen Stella und Vanessa, wie Mellefont's zwischen Sara und Marwood. Diese Vergleichung kann sich ihm längst aufgedrängt haben, ehe er Fritz kannte. Er lernte ihn kennen und lieben. Nun wurde er ihm erst recht interessant, nun wurde ihm seine Geschichte erst recht ein Problem. Und wenn vollends Fritz ihm vielleicht seine Schuld gegen Anna Katharina erzählte und er sich an Friederike erinnert fühlte und ihm die Gestalten der Weislingen, Clavigo, Faust, seine eigenen Beichten, wieder nahe traten, die Aehnlichkeit zwischen ihm und Fritz sich neu zu bewähren schien, während sein stürmisches Herz von einer neuen Leidenschaft entflammt war und er doch, dem Freunde hierin überlegen, auf die Rechte dieses Herzens nicht mehr trotzte: so stand das Gerüst des Stückes in seiner Phantasie fertig. Cäcilie sank etwas, insofern sich Anna Katharina und Adelaide verschmolzen. Dadurch hob sich Fernando ein wenig. Für Stella gewährte Lili die äußere Erscheinung. Aber er legt in sie hinein alle Gewalt der Sehnsucht, alle Wonne des Wiedersehens, die er selbst je erfahren. Er stattet sie aus mit der Gluth seiner eigenen Empfindung. Er gibt ihr die hohe Glaubenskraft der Liebe, die den Entführer nicht fragt: „Warum soll ich folgen?" die dem Entflohenen nicht grollt: „Wie kannst Du mich verlassen?" die den Rückkehrenden nicht fragt: „Wo bist Du gewesen?" Er gibt ihr den ausschließlichen Liebessinn, der Alles für den Geliebten im Stich läßt, weil er vielleicht fühlte, daß ähnliche Anwandlungen in seiner geliebten Lili nur — Anwandlungen waren.

Man merkt dem Stücke an, daß es in fliegender Hast geschrieben wurde. Manchmal ist die Behandlung oberflächlich, die Voraussetzungen werden nicht

immer klar, und Unwahrscheinliches wird nicht vermieden. Aber es kommt sehr rasch in Gang und eilt bald unaufhaltsam vorwärts. Einige schwere technische Aufgaben sind mit spielender Hand gelöst. Die Hauptpersonen werden schnell zusammengeführt, zwischen die Trauernden und Leidenschaftlichen ist die contrastirende Lucie glücklich hineingestellt, das Trotzköpfchen, die gute freie Seele: sie ist ein bischen oben aus, schnippisch, befehlerisch, freigebig über ihre Kräfte, voll Muth, Offenheit und Zutrauen; sie lebt gern und vergnügt; sie findet Kinder beschwerlich und begreift noch nichts von der Macht des Herzens, welche aller conventionellen Schicklichkeit spottet: „Kann man denn einander so lieb haben?" Aber sie begreift schon ihren Vater: „Was geht dem Menschen über seine Freiheit."

Ein Meisterzug ist die Verwendung des Gemäldes im zweiten Act und die Art, wie es im fünften wieder kommt. Die Liebesscene, die Feier der neuen Vereinigung, bis Fernando Stella's blonde Locken löst und seine Arme darein wickelt — „Rinaldo wieder in den alten Ketten" — ist unbeschreiblich schön.

Die tragische Krisis fällt gegen das Ende des dritten Actes. Fernando und Cäcilie stürzen sich in die Arme. Das „Mein!" Cäciliens und nach augenblicklichem Besinnen „Nicht mein!" bezeichnet ganz scharf den Höhepunkt und die Wendung.

Gleich darauf der wunderbar ergreifende Contrast zwischen dem Schluß des dritten Actes und dem Anfang des vierten. Die arme Stella in Phantasien des Glücks versenkt, im ruhigsten träumerischen Anschauen schöner Vergangenheit, während der Beschluß schon gefaßt ist, der ihr das kaum Gewonnene wieder entreißen soll. Ein Moment idyllischen Genießens — plötzlich Alles verwandelt, die entsetzliche Wahrheit medusenhaft versteinernd über sie hereinbrechend, aufgewühlt das tiefste Sein, die Wurzeln erschüttert — ein furchtbares Schicksal scheint diese Menschen unbarmherzig dem Untergang zu überliefern — die Angst, die Sorge, die Verzweiflung ist auf die höchste Staffel gestiegen: — — da setzt Cäciliens Erzählung von dem Grafen von Gleichen ein — der Sturm legt sich, die Wolken verschwinden, das Dunkel erhellt sich, die ewigen Sterne lächeln den pfadlos Verirrten tröstende Hoffnung in's Herz. —

Die Stella ist kein Schauspiel für gereifte Männer, welche in der Poesie vor allem männliche Gesinnung suchen. Goethe selbst wandte sich von ihr ab, seit er den Ehrgeiz hatte, „nichts mehr zu schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten".

Man mag also immer über unreife Lebensanschauung in der Stella wie im Werther klagen. Aber glücklicherweise wird die unreife Jugend nie aussterben, welche eine nähere innere Verwandtschaft zu Poesie und Liebe und darum ein näheres Recht auf Poesie und Liebe hat. Und vielleicht wird es auch stets alternde oder gealterte Männer geben, welche aus dem feurigen jungen Weine gährender überwältigender Empfindung „Muth des reinen Lebens" trinken wollen.

Möchten diese Alle sich durch Rohheit, Philisterei und Tugendboldigkeit die Freude nicht verderben lassen an dem „Schauspiel für Liebende".

Das constitutionelle Dänemark.

Von

H. J. A. Raaslöff,

Königlich dänischem Conferenzrath und Staatsminister a. D.

II.*)

Unter den obigen Auspicien fanden (im Spätherbst 1873) die neuen Wahlen zum Volksthing statt. Es gab dabei nur zwei Parteien: Anhänger der „Vereinigten Linken" und Regierungsfreundliche. Unter den Letzteren führten die Nationalliberalen den Reigen, und die Wahlreden ihrer Führer strotzten förmlich von Loyalität. Mit Emphase ward von dieser Seite geltend gemacht, daß Friedrich der Siebente das Grundgesetz aus freier königlicher Machtvollkommenheit erlassen; daß es dabei durchaus nicht in seiner Absicht gelegen, die königliche Gewalt auf das Volk zu übertragen, sondern nur dieselbe mit dem Volke zu theilen; daß selbst dies nur in Betreff der gesetzgebenden Gewalt geschehen sei, während er die richterliche den Gerichten übertragen und die ausübende sich selbst vorbehalten habe; daß daher das Königthum nach wie vor der eigentliche Schwerpunkt des Grundgesetzes sei, und daß jedes Bestreben, denselben in die Volksvertretung zu verlegen, entschieden, wo nicht gegen den Wortlaut, so doch gegen den ursprünglichen Geist und Gedanken der Verfassung streite. Kurz, es thaten sich hier Ansichten auf, welche gewiß vollkommen correct, zur Zeit der nationalliberalen Alleinherrschaft aber noch nie gehört worden waren und daher ganz neu schienen.

Die „Linke" agirte mit gewohnter Einigkeit und Disciplin, getragen von der überwiegenden Mehrzahl des Bauernstandes, dabei unterstützt sowol von den Grundtvigianern, als auch (allerdings ohne directes eigenes Zuthun) von den mehr oder weniger socialistisch gefärbten Radicalen. Andererseits rafften sich alle conservativen Elemente zu einer ungewöhnlichen Anstrengung auf, und hieraus, sowie aus der Rührigkeit der Nationalliberalen entstand zu Gunsten der Regierung eine Agitation, welche hauptsächlich in den Städten (namentlich in der Hauptstadt) einen so guten Boden fand, daß die Zahl sämmtlicher im Lande abgegebener Stimmen sogar einen kleinen Ueberschuß für diese Seite aufwies. Zwar siegte dennoch die „Linke", insofern es ihr gelang, abermals die Mehrzahl der Sitze im Volksthing zu gewinnen; allein sie büßte doch ein paar Plätze ein, und der unerwartete energische Widerstand von der anderen Seite machte sie stutzig. Die Führer schienen einzusehen, daß die Budgetverweigerung denn doch ein zu gewagter Schritt gewesen, und Hr. J. A. Hansen gab bei der Wahl die

*) Man vergl. Heft III, S. 387 ff. der „Deutschen Rundschau".

Erklärung ab, daß jenes „Experiment" (wie er es unüberlegt nannte) nicht wiederholt werden würde.

Am 11. December war das (früher abgelehnte) Budget für das Finanzjahr 1874/75 zur ersten Behandlung in dem neugewählten Volksthing. Die „Linke" betheiligte sich nicht an der Discussion; dahingegen verlas J. A. Hansen in ihrem Namen eine Erklärung des Inhalts: daß man nicht wieder gegen die weitere Verhandlung über das Finanzgesetz stimmen, sondern vorläufig in anderer Weise ein Ministerium bekämpfen werde, mit dem das Thing unmöglich arbeiten könne, da es sich über alle constitutionelle Praxis hinweggesetzt und nun schließlich (durch sein Verbleiben nämlich) auch noch dem von den Wählern gefällten Urtheile getrotzt habe. Der „Uebergang zur zweiten Behandlung" ward hierauf einstimmig genehmigt und die Sache, wie gewöhnlich, vorerst einem dazu gewählten Finanzausschusse übergeben. Sofort begann aber auch die „Linke" ihren oben angekündigten neuen Feldzug. Sie setzte im Volksthing eine Adresse an den König durch, worin ausgesprochen war, daß der Mangel an gedeihlichem Zusammenwirken zwischen dem Thing und dem Ministerium eine beklagenswerthe, die Gährung im Lande fördernde Stagnation in den dringendsten Gesetzgebungsarbeiten veranlaßt habe und man daher „der Weisheit Sr. Maj. anheimgeben zu müssen glaube, die Bedingungen für ein fruchtbareres Zusammengehen der verschiedenen Glieder der gesetzgebenden Gewalt zuwege zu bringen und dadurch das Band der Liebe zwischen König und Volk zu befestigen".

In seiner Antwort gab der König die stattfindende Gährung zu; meinte aber, daß gerade diese eine Regierung erfordere, „welche mit Festigkeit die durch das Grundgesetz gestiftete verfassungsmäßige Ordnung bewahre, während sie gleichzeitig auf eine ruhig fortschreitende Entwickelung hinarbeite, unter gerechter und billiger Rücksichtnahme auf das Wohl aller Classen. Dies sei denn auch, in voller Uebereinstimmung mit seinem königlichen Willen, der leitende Gedanke gewesen, welcher die Thätigkeit des Ministeriums beseelt habe. Eben deshalb aber habe er auch, als ihm die Minister, in Veranlassung der Adresse, ihre Portefeuilles zur Verfügung gestellt, damit die Bildung eines neuen Ministeriums versucht werden könne, diesem Ansinnen keine Folge geben können, indem er es vielmehr dem Wohle des Landes für entsprechend habe erachten müssen, daß die Minister in ihrer Stellung verblieben."

Nachdem solchergestalt auch dieser gegen das Ministerium gerichtete Angriff abgeschlagen war, verlegte sich die Partei einstweilen auf's Schweigen, indem sie an der Discussion im Volksthing keinen Antheil nahm und sich darauf beschränkte, bei den Abstimmungen nach einem vorher verabredeten Plane den Ausschlag zu geben — ein Verfahren, welches von gegnerischer Seite als ein „parlamentarischer Strike" bezeichnet ward, dabei aber auf die anderen Mitglieder des Thing, namentlich auf die Nationalliberalen, denen eine solche oratorische Abstinenz übermenschlich vorkommen mochte, einen unheimlichen Eindruck zu machen schien.

Ueber die eigentliche Absicht jenes Schweig-Systems brachte das specielle Organ J. A. Hansen's (der „Volksfreund") einen Aufsatz, worin der genannte Führer der „Linken" erklärte: die Partei müsse nunmehr eine „negative" Haltung

beobachten, d. h. sich dem Ministerium gegenüber „abwehrend" und „ablehnend" verhalten. Auf diese Weise werde man die gegenwärtige Regierung „aushungern" und zum Rücktritte zwingen können. Freilich dürfe man nicht die zum Gange der Staatsmaschine durchaus erforderlichen Mittel verweigern; man müsse aber Alles refüsiren, was nicht in diese Kategorie gehöre, und im Uebrigen nur solchen Gesetzvorlagen zustimmen, welche man selbst als unzweifelhafte Verbesserungen anerkenne. Er glaube nicht, daß auf dem früher befolgten „aggressiven" Wege für den Augenblick etwas zu erreichen sei; halte sich jedoch überzeugt, daß der oben anempfohlene passive Widerstand für die nächste Zukunft das kräftigste und wirksamste Mittel sei, die verfassungsmäßige Gewalt des Volksthings zu wahren.

In Uebereinstimmung hiermit verlief die Session in ihrem noch übrigen Theile, wenn auch keineswegs friedlich, so doch ohne ernste Conflicte. Die „Linke" schien sich für dies Mal damit begnügen zu wollen, dem Ministerium durch einzelne willkürliche Beschlüsse gezeigt zu haben, daß es ihr jederzeit frei stehe, demselben unübersteigliche Hindernisse zu bereiten. Die Partei schien sogar in sich zu gehen; sie brach ihr Schweigen, wenn auch zunächst nur, um den Ministern ein Tadelsvotum anzuhängen, und die von Herrn Hansen ausgesprochene Drohung, das Ministerium so zu sagen auf Wasser und Brot zu setzen, bis es nachgäbe, ward nur in sehr verkleinertem Maßstabe — zunächst in Bezug auf die für das Vertheidigungswesen gestellten Forderungen — zur Ausführung gebracht. Auch ward das von der „Linken" Namens des Volksthings schließlich angebotene Budget im Landsthing als vollkommen annehmbar bezeichnet und war, selbst nach Ansicht der Regierung, wenngleich zu wünschen übrig lassend, doch der Art, daß eine ernstliche Schädigung der Staatsinteressen nicht zu befürchten stand. Offenbar wünschte die Partei vorläufig Alles zu vermeiden, was ihren Gegnern zum Vorwande für außerordentliche Maßregeln hätte dienen können.

Als der Reichstag (am 1. April 1874) geschlossen war, schrieben sich beide Parteien, die „Rechte" wie die „Linke", den Sieg zu. J. A. Hansen versicherte, die „Vereinigte" könne mit dem Resultate der Session vollkommen zufrieden sein, indem es sich gezeigt habe, daß die Uebereinstimmung mit der Mehrheit des Volksthings der Regierung unentbehrlich sei. Auch der Umstand, daß ein Theil der dem Ministerium bis dahin treu gebliebenen Volksthings-Minorität demselben am Schlusse der Session die Freundschaft kündigte, ward von den Linkenmännern als eine Errungenschaft gefeiert und war es auch, obschon nicht gewonnen durch die gute Taktik jener Partei, sondern durch die Haltung der Regierung, namentlich des Ministers Krieger, in den Budgetverhandlungen, welche, ganz abgesehen von dem Verhältnisse zur „Linken", selbst bei entschieden ministeriell gesinnten Reichstagsmännern großen Anstoß und lebhaftes Mißvergnügen erregte. Seitens der „Rechten" ward dahingegen in obiger Beziehung geltend gemacht, daß die ursprüngliche Forderung der „Linken" — „parlamentarische" Regierung mittelst Unterordnung von König und Landsthing unter jede, noch so geringe Mehrzahl des Volksthings, oder, wie Krieger treffend sagte, „ein regierendes Volksthing statt einer Regierung mit Reichstag" — sich als

unausführbar erwiesen habe, und daß ihr Versuch, durch Gewaltmittel in den Besitz der Macht zu gelangen, vollständig gescheitert sei.

In der That schien die „Vereinigte", von dem Augenblicke der Budgetverweigerung, moralisch genommen, im Niedergange zu sein; jenes „Experiment" war selbst den Volksnerven zu stark gewesen.

Mittlerweile hielt die Partei, wie sowol ihre Preßorgane als die von den Führern in öffentlichen Versammlungen abgegebenen Erklärungen bezeugten, unverändert fest an dem Verlangen einer auf die Mehrzahl des Volksthings gestützten „volksthümlichen Selbstregierung", und obgleich man auf der „Rechten" diesem Postulate ebenso entschieden opponirte, wie früher, auch das Auftreten des Ministeriums Holstein im Ganzen billigte, machte sich doch auch in diesen Kreisen mehr und mehr die Ueberzeugung geltend, daß ein Regierungswechsel wünschenswerth sei, um aus der durch die Vorgänge im Reichstage, insbesondere durch das bereits erwähnte Zerwürfniß zwischen dem Ministerium und der regierungsfreundlichen Minorität des Volksthings, erzeugten schiefen Position herauszukommen. Das Hauptorgan der Nationalliberalen („Dagbladet") forderte sogar das Ministerium gradezu auf, den mit Reichstagsschluß eingetretenen, verhältnißmäßig günstigen Moment zum freiwilligen Rücktritt zu benutzen. Als selbiges daher im Juni seine Entlassung einreichte, kam dies Ereigniß Niemandem unerwartet. Unterm 14. Juli erfolgte die Ernennung seines Nachfolgers, des Ministeriums Fonnesbech.

Ueber die Stellung der „Linken" zu diesem gab alsbald ein Aufsatz in der von dem Grundtvigianer und Führer der Partei, Högsbro, redigirten „Dänischen Volkszeitung" näheren Aufschluß. „Die Angriffe," hieß es hier, „welche von Seiten des vorigen Ministeriums auf den dem Volksthing grundgesetzlich competirenden Einfluß unternommen worden, und die Schritte, welche es gethan, um den König in den Parteienstreit hineinzuziehen, haben die Mitglieder der „Linken" in einem Grade geeinigt, wie nie zuvor. Nicht die Personen, sondern die Grundsätze des früheren Ministeriums waren es, welche die „Linke" bekämpfte und das Grundgesetzwidrige, welches sie in denselben fand, wird natürlich nicht wegfällig, weil ein neues Ministerium kommt, zumal wenn dieses nicht einmal neu, sondern nur das alte unter neuem Namen ist (es waren nämlich mehrere Mitglieder des vorigen Cabinets, unter denen der nationalliberale Vertrauensmann Klein der hervorragendste war, in das neue eingetreten); zum Herbst wird es sich zeigen, daß die Stellung im Wesentlichen ganz unverändert ist."

Die sonstige Haltung der Partei während des Sommers 1874 betreffend verdient bemerkt zu werden, daß in ihren politischen Versammlungen wiederholt Stimmen laut wurden, welche der Republik das Wort redeten, behauptend, daß im dänischen Volke ein republikanischer „Unterstrom" gehe und daß der Einführung des „Freistaats" in Dänemark grundgesetzlich Nichts im Wege stehe. So sagte u. A. der Linkenführer Berg bei einer solchen Gelegenheit: „Es ist weder strafbar noch unehrenhaft, republikanisch gesinnt zu sein. Wenn Jemand in dieser Versammlung das Bedürfniß fühlte, es in ernste Erwägung zu ziehen, welche Regierungsform, Freistaat oder constitutionelles Königthum, für unser kleines Land die glücklichste sein würde, und dabei zu dem Schluß gelangte, daß

es der Freistaat sei, kann er diese seine Ansicht in gesetzlicher Weise zu fördern suchen. Wäre nämlich die Mehrzahl der Wähler in diesem Kreise derselben Ansicht, so würden sie auch berechtigt sein, einen Mann in den Reichstag zu schicken, der, in Uebereinstimmung mit dem das Verfahren bei Verfassungsveränderungen regulirenden § 95 des Grundgesetzes, einen Antrag auf Einführung der republikanischen Regierungsform stellte, und wenn demnächst dieselbe Ansicht die herrschende im Reichstage wäre, würde dieser berechtigt sein, einen derartigen Vorschlag anzunehmen. Allerdings würde alsdann auch noch die freiwillige Zustimmung des Königs erforderlich sein; diese ist aber auch, wenn gleich unwahrscheinlich, doch nicht unmöglich, denn es könnte recht wohl einmal ein König kommen, welcher sich entschlösse, dem Freistaate nicht hinderlich sein zu wollen, wenn das Volk in letzterem sein Glück sähe."

So weit Herr Berg. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die ganze Frage, trotz des anscheinend dabei aufgewandten Ernstes, zur Zeit ohne alle praktische Bedeutung war. Im Gegentheil darf die während der letzten Jahre im steten Wachsen begriffene, einer richtigeren Auffassung des wahren Staatsinteresses entsprungene Anhänglichkeit an den Thron und die Dynastie als das erfreulichste unter den wenigen erfreulichen Symptomen des heutigen politischen Lebens in Dänemark bezeichnet werden.

Immerhin nahm die während des Sommers 1874 von der „Linken" auf dem Lande betriebene Agitation großartige Dimensionen an; die ländlichen Wahlkreise glichen gestörten Ameisenhaufen, während die Städte verhältnißmäßig ruhig waren. Die Meetings folgten einander Schlag auf Schlag, und es wurden dabei um so mehr extravagante Reden geführt, als fast jede derartige Zusammenkunft zugleich ein Gelage war, oder doch mit einem solchen endigte. Ein Provinzialblatt schrieb hierüber: „Das dänische Volk läuft große Gefahr, seine Kraft und Einheit in Festlichkeiten und den damit verbundenen Vergnügungen, sowie in politischen Versammlungen und Agitationen zu ertränken; und sind erst einmal die moralische Kraft, die Achtung vor dem Gesetze und dessen Trägern dahin und der Zusammenhalt verloren, so ist der Untergang gewiß. In keinem Lande der Welt finden verhältnißmäßig so viele Volksfeste, Volksversammlungen und politische Zusammenkünfte statt, wie in Dänemark, und bei jeder dieser Versammlungen, wie unschuldig sie scheinen mag, büßt das Volk etwas von seinem Ernste und seiner Lebenskraft ein. Die überhandnehmende Vergnügungssucht zieht nämlich aus allen diesen Festen mehr oder weniger Nahrung; der Parteihaß wird gesteigert, indem fast immer hämische oder verläumderische Aeußerungen laut werden; die Mittelmäßigkeit stachelt, um sich besser breit machen zu können, die bösen Leidenschaften auf und zerstört sowol die geistige, wie auch die vom Staate eingesetzte Autorität."

Diese Vorbereitungen ließen für die folgende Reichstagssession nichts Gutes erwarten. Der König eröffnete dieselbe in Person mit einer Thronrede, worin es hieß: „Wenn Wir heute Selbst die Versammlung des Reichstages haben eröffnen wollen, geschieht dies im Bewußtsein der Uns obliegenden Königlichen Pflicht, dem Reichstage Unser Begehren auszusprechen, daß die Zwietracht, welche während der letzten Jahre ihre dunklen Schatten über die Freude am Grund-

gesetze geworfen, dem Geiste der Einigung weichen möge, welcher die Vorbedingung jeder fruchtbaren Arbeit zum Wohle des Landes ist. Wir haben in dieser Richtung gethan, was Uns dienlich schien, und geben uns der Hoffnung hin, daß der Reichstag seine Bestrebungen mit denen Unseres neuen Ministeriums vereinen werde, um die das Wohl und die Entwickelung des Gemeinwesens bezweckenden Reformen zu fördern, zu denen Wir Vorschläge vorlegen lassen, und daß der Reichstag nicht seine Einwilligung versagen werde zu den Ausgaben, welche Wir für nothwendig halten, um eine gute Ausführung des Staatsdienstes zu sichern, die Wohlstandsquellen des Landes reichlicher fließen zu machen und die Vertheidigung des Reiches zu stärken."

Leider gingen diese Erwartungen keineswegs in Erfüllung. Es dauerte nicht lange, bis die „Vereinigte Linke" das neue Ministerium geradeso unbrauchbar fand, wie das alte, und demselben daher auch offene Fehde ankündigte. Nachdem die ersten Monate der Session äußerlich ruhig verlaufen waren, gab eine an sich unbedeutende Sache — der einem Schullehrer wegen unpassender, bei einem Festmahle vorgebrachter, Aeußerungen über den König vom Cultusminister ertheilte Verweis — dem Linkenführer Berg (damals noch selbst Schullehrer) die erwünschte Gelegenheit, das Ministerium zu interpelliren und ein Tadelsvotum gegen dasselbe zu beantragen. Als aber die Regierung erklärte, daß sie sich eine solche Rüge nicht bieten lasse, und für den Fall, daß dieselbe dennoch beschlossen werde, mit Auflösung des Volksthings drohte, zog Herr Berg, im Einvernehmen mit seiner Partei, den Antrag zurück. In Anbetracht der tagelangen Debatten und des parlamentarischen Aufwandes, womit diese Bagatelle in Scene gesetzt worden, erlitt die „Linke" durch jenen Abschluß abermals eine empfindliche moralische Niederlage.

Abgesehen von der obigen Episode schleppten sich die Verhandlungen im Volksthing einförmig und geisttödtend hin. Es war dies nun die dritte Session, in der das eigentliche Gesetzgebungswerk fast gänzlich stockte, indem die „Linke" — von ihrem Standpunkte aus gewiß mit voller constitutioneller Ueberzeugung — hauptsächlich bestrebt war, den Beweis zu führen, daß man ohne eine „parlamentarische" Regierung, d. h. eine solche, welche den Willen der Mehrzahl des Volksthings zu ihrem eigenen mache, nicht aus der Stelle kommen könne. Freilich erklärte sich die Partei gleichzeitig bereit, auch ohne Ministerwechsel, gleichsam auf Abschlag und im Interesse der guten Sache, über die seit Jahren angeregten Reformen im Kirchen-, Schul-, Steuer- und Vertheidigungswesen zu verhandeln; allein wenn (was regelmäßig geschah) die desfälligen Gesetzentwürfe ihr vorgelegt wurden, fand sie dieselben doch nicht ihrem Sinne gemäß, vermißte vielmehr darin den echten fortschrittlichen, volksthümlichen Geist und war überall geneigt, das Entgegenkommen der Regierung für nicht aufrichtig gemeint zu halten. Das tief eingewurzelte Mißtrauen gegen die noch immer sehr einflußreichen Nationalliberalen trug auch hier seine herben Früchte.

Die Tendenz der „Linken" blieb mithin dieselbe, aber ihr Verfahren war verschieden. In der vorigen Session hatte sie die Gesetzesvorschläge der Regierung massenweise durch sogenannte „motivirte Tagesordnungen" beseitigt, deren Begründung jedoch meistens nur im Hinweis auf die Unmöglichkeit bestand,

sich mit einer Regierung zu verständigen, welche dem Volke und seinen Wünschen fremd sei. In der gegenwärtigen Session befolgte die Partei eine andere Tactik, welche der Conseilspräsident Fonnesbech (in der Sitzung des Volksthings vom 10. December) mit scharfen Worten charakterisirte. „Das System," sagte er, „welches die Basis zu sein scheine, auf der die Regierungsvorlagen behandelt werden sollten, bestehe darin, daß einige begraben, andere lahm gelegt, auf die übrigen aber solche Bestimmungen gepfropft würden, daß die Regierung sie unmöglich annehmen könne; er müsse es ferner als rücksichtslos bezeichnen, wenn, wie solches wiederholt geschehen, die Gesetzvorschläge der Regierung von Privatvorschlägen begleitet (resp. durch dieselben ersetzt) würden; er bestreite nicht das Recht des Things zur Initiative, allein die Art, wie diese benutzt worden, untergrabe die Stellung der Regierung als Trägerin der natürlichen Initiative in größeren Gesetzgebungsarbeiten, und wenn man so fortfahre, werde diese Session eben so unfruchtbar bleiben, wie die früheren."

Das Landsthing verlieh seinerseits dieser Beschwerdeführung des Conseilspräsidenten Nachdruck, indem es die von der „Linken" im Wege der privaten Initiative an die Stelle der Regierungsvorlagen geschobenen Vorschläge einfach ablehnte und die im Volksthing an den Vorlagen der Regierung vorgenommenen, von dieser mißbilligten, Aenderungen beseitigte. Ueberhaupt — und dies ward das eigentliche Unterscheidungszeichen der Session — trat jetzt die erste Kammer, dem desfälligen Wunsche des Ministeriums, sowie den dringenden Aufforderungen der „Rechten" entsprechend, mehr und mehr aus ihrer bisherigen Reserve heraus und schickte sich an, ihre verfassungsmäßige Unabhängigkeit und legislative Selbständigkeit dem Volksthing gegenüber in entschiedener Weise geltend zu machen. Der bereits jahrelange Kampf zwischen Regierung und Volksthing ward von nun an zugleich zum Kampfe zwischen Volksthing und Landsthing.

Wie gewöhnlich fand der Conflict schließlich seinen prägnanten Ausdruck in den Verhandlungen über das Finanzgesetz. Es waren der Controversen auf diesem Gebiete mehrere; hauptsächlich betrafen sie die von der Regierung geforderten, von der „Linken" direct oder indirect (letzteres durch unannehmbar befundene Gegenanerbietungen) verweigerten Bewilligungen für das Vertheidigungswesen, die Universität und die Aufbesserung der Beamtengehälter. Das Detail dieser Angelegenheiten dürfte indeß für fremde Leser ermüdend sein, und wenn wir dennoch die Aufmerksamkeit derselben für den letzten der oben erwähnten Gegenstände für einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen uns erlauben, geschieht dies nur in Betracht der sich an denselben knüpfenden, ebenso wichtigen wie unerwarteten Folgen.

Die Regierung hatte, wie bereits bemerkt, eine Löhnungszulage für die Beamten verlangt und dem Volksthing einen darauf bezüglichen Gesetzentwurf vorgelegt. Hier nahm die „Linke" mit demselben, außer Beschränkung der Zulage auf die niedern Gagen, formell die Aenderung vor, daß sie, um für die Zukunft freiere Hand zu behalten, die fraglichen Bewilligungen, mit Uebergehung des vorgelegten Entwurfs, im Budget postirte. Diesem Verfahren widersetzten sich sowol Ministerium wie Landsthing auf das bestimmteste. Letzteres befürchtete namentlich, den ihm auf die Ordnung jener wichtigen Angelegenheit zu-

stehenden Einfluß zum großen Theil factisch einzubüßen, wenn die betreffende Ausgabe im Finanzgesetze aufgeführt würde, für dessen Behandlung dem Thing überall nur eine kurze Frist gelassen zu werden pflegte, wohingegen selbiges jenen Einfluß besser und sicherer wahren konnte, wenn die Zulagen durch ein besonderes, selbständig zu verhandelndes Gesetz festgestellt wurden, was auch dem Wunsche entsprach, der, nicht in blos vorübergehenden Zeitverhältnissen begründeten, Zulage einen dauernden Charakter zu verleihen.

Der Conseilspräsident hatte bei Verhandlung obiger Fragen wiederholt mit Auflösung des Volksthings gedroht, jedoch ohne Erfolg. Als nun das Budget, in der von der „Linken" votirten Fassung, zur weiteren Behandlung in das Landsthing gelangte, appellirte der Chef des Cabinets dringend an den Beistand der Kammer. „Es handle sich," sagte er zur Begründung solcher Aufforderung, „nicht sowol um die Finanz- als um die Machtfrage. Die Regierung sei bis zuletzt von dem Wunsche beseelt gewesen, den Kampf zu vermeiden, habe es aber nicht können. So lange man fortfahre, zu verlangen, daß die Volkskammer, insonderheit ihr Finanzausschuß, oder vielmehr die (der „Linken" angehörigen) leitenden Mitglieder desselben, in Dänemark regieren sollten, so lange befinde man sich auch noch auf dem Wege, der zum Verderben des Landes führen müsse. Deshalb sei der Kampf nothwendig, deshalb sei er angenommen und deshalb solle er durchgeführt werden."

Das Landsthing stellte sich denn auch entschieden auf die Seite der Regierung. Das Finanzgesetz wurde in allen denjenigen Punkten, über welche das Ministerium Beschwerde geführt, amendirt und so dem Volksthing zurückgeschickt. Doch fand — und hier sind wir beim Steine des Anstoßes angelangt — eine Ausnahme statt rücksichtlich der Löhnungsfrage. In dieser war nämlich dem Conseilspräsidenten, in seiner Eigenschaft als Finanzminister, über Nacht der Gedanke an einen Ausweg gekommen, durch welchen es gelingen könne, die Gehaltszulagen in das Finanzgesetz aufzunehmen und so dem desfälligen Verlangen der Volksthings-Majorität Genüge zu thun, ohne doch dem Princip etwas zu vergeben, und der darin bestand, daß auf ein älteres, seiner Zeit im Reichstage verhandeltes und von demselben genehmigtes Zulagegesetz zurückgegriffen wurde. Der Finanzausschuß des Landsthings, wie auch dieses selbst, gingen, obschon ungern, auf jenen Vorschlag ein; aber im Volksthing bewirkte derselbe, dem Minister offenbar vollkommen unerwartet, eine wahre Revolution. Die „Mittelpartei" — sogenannt, weil zwischen der „Rechten" (den Nationalliberalen) und der „Linken" eine Sonderstellung im Volksthing behauptend — fand sich durch das Vorgehen des Conseilspräsidenten, in welchem sie nicht nur das Aufgeben eines bisher gemeinsam und mit Anstrengung behaupteten Grundsatzes, sondern auch, weil ohne ihr Wissen in's Werk gesetzt, eine verletzende Rücksichtslosigkeit erblicken mochte, so mißgestimmt, daß fünfundzwanzig ihrer Mitglieder mit der „Vereinigten Linken" in Unterhandlung traten und mit dieser eine Uebereinkunft schlossen, zu dem Zwecke, eine directe Verständigung zwischen Volksthing und Landsthing anzubahnen.

Hierdurch ward die Stellung des Ministeriums von Grund aus erschüttert, indem nicht nur sein versöhnlich gemeinter Schritt in der Löhnungsfrage ihm neue

Feinde gemacht, sondern auch die Waffe, welche es bisher in der Drohung mit Auflösung des Volksthings besessen, ihm in der Hand zerbrochen war, weil es, nach der stattgehabten Coalition, ganz hoffnungslos und, constitutionell genommen, nicht einmal thunlich war, Neuwahlen für eine Kammer zu versuchen, von der nunmehr vier Fünftel zur Opposition gehörten.

Freilich bewahrte der Chef des Cabinets, jener drohenden Constellation ungeachtet, seine äußere Haltung. Er ging sogar bei der gleich auf die obigen Vorgänge folgenden abermaligen Behandlung des Finanzgesetzes im Volksthing einen Schritt weiter; er stellte ein provisorisches Budget in Aussicht, sich darauf berufend, daß die Regierung sich noch ferner im vollen Einverständnisse mit dem Landsthing befinde, und daß es, wenn durch Mangel an Einigung das Zustandekommen eines regelmäßigen Finanzgesetzes auf Hindernisse stoße, Pflicht der Regierung sein werde, in anderer Weise dafür zu sorgen, daß die Staatsmaschine nicht in's Stocken gerathe. Auch hatte sich der Minister insofern nicht geirrt, als das Landsthing dem Volksthing gegenüber seine früheren Entschließungen zum zweiten Male aufrecht erhielt. Als aber die Sache an den von beiden Thingen erwählten gemeinsamen Ausschuß kam, welchen das Grundgesetz für derartige Fälle als letztes Auskunftsmittel zur Schlichtung der zwischen beiden Kammern obwaltenden Differenzen vorschreibt, trat alsbald eine Veränderung ein. Die Delegirten der „Vereinigten Linken" und der „Mittelpartei" forderten, als absolute Vorbedingung jedes Vergleichs, den Rücktritt des Ministeriums. Nachdem letzteres hiervon Kunde erhalten, richtete der Conseilspräsident ein Schreiben an den Ausschuß, des Inhalts, daß die Regierung, wie sie bisher im Einvernehmen mit dem Landsthing gewesen, so auch voraussichtlich Dem werde beitreten können, worüber sich letzteres mit dem Volksthing einigen möge; daß aber, wenn die so überaus wünschenswerthe Verständigung zwischen beiden Kammern durch den Abgang des Ministeriums gefördert werden könne, sämmtliche Mitglieder desselben bereit seien, ihre Demission einzureichen, sobald ein von beiden Thingen angenommenes Finanzgesetz dem Könige zur Bestätigung vorgelegt worden. Unter stillschweigender Acceptirung dieses Anerbietens einigte sich demnächst der gemeinsame Ausschuß über ein Compromiß. Beide Theile machten Concessionen, ohne doch den bisher behaupteten Standpunkt ganz aufzugeben. Man begegnete sich so ziemlich in der zwischen den Extremen liegenden Mitte. Die Ausschußanträge wurden von beiden Thingen mit überwiegender Stimmenmehrheit gebilligt und unmittelbar darauf das Finanzgesetz vom Könige sanctionirt.

Der drohende Verfassungsconflict war mithin auch für diesmal noch abgewendet. Es lag ein regelmäßiges Budget vor; allein die Unterlage desselben war, was den Stand der Parteien betraf, eine vollständige Zerfahrenheit. Alle Theile hatten entweder nur verloren, oder doch mehr verloren als gewonnen. Dem gestern noch so gebietend dastehenden Ministerium blieb heute nichts Anderes übrig, als, der dem Ausschusse gemachten Offerte gemäß, seine Entlassung einzureichen, was es denn auch sofort that. Der eben vorher noch so fest gegliederten „Vereinigten Linken" war der momentane Machtzuwachs zum Unheile ausgeschlagen. Im gemeinsamen Ausschusse schloß sich nämlich, nebst der

„Mittelpartei", auch ein Theil der „Linken" den dort vorgebrachten Vermittelungsvorschlägen an, während J. A. Hansen und Berg jeden Vergleich zurückwiesen, indem sie den bisher von der Mehrzahl im Volksthing eingenommenen Standpunkt unverändert festgehalten wissen wollten; und diese Spaltung setzte sich in der Schlußverhandlung des Things über die Ausschußanträge dergestalt fort, daß jene beiden Führer bei der Abstimmung nur noch über 22 Stimmen verfügten, während die anderen Häupter der Partei, Högsbro, Bojsen und Th. Nielsen, deren 30 nach sich zogen. — Ob, wie und wann die disjecta membra der Partei sich nach diesem Bruche wieder sammeln würden, blieb einstweilen dahingestellt; ein anerkanntes Factum war es aber, daß eine „Vereinigte Linke" für den Augenblick nicht länger existirte.

Die „Mittelpartei" sagte sich sofort nach Eingang des obenerwähnten, vom Conseilspräsidenten an den gemeinsamen Ausschuß gerichteten, Schreibens von der Allianz mit der „Linken" los. Sie hatte, durch den Rücktritt des Ministeriums, einen unzweifelhaften Sieg errungen; allein im Uebrigen war ihre Lage nicht günstiger, und von der „Linken" ward sie, wenn auch mit Unrecht, des Treubruchs beschuldigt.

Das Landsthing endlich hatte, in seiner Eigenschaft als Vertreter der conservativen Interessen, eine moralische Schlappe erlitten, indem es das Ministerium fallen lassen, dem Parlamentarismus indirect ein Opfer gebracht und von Positionen zurückgetreten war, welche unbedingt halten zu wollen es wiederholt erklärt hatte. — Andererseits hatte sich das Thing unleugbar dem Volksthing gegenüber als eine Macht erwiesen, mit der letzteres zu rechnen habe, und die, nicht nur den Kern, sondern auch die überwiegende Mehrheit des Landsthings bildende conservative Partei stand, wenigstens äußerlich, unversehrt, während die das Volksthing bisher beherrschende „Linke" zersplittert war.

Wie vielfach daher auch die — zunächst auf ein aus Vertretern der verschiedenen Richtungen combinirtes, zur Vermittlerrolle geeignetes „Fusions"-Ministerium gespannten — Erwartungen des politisirenden Publicums getäuscht wurden, als der König dem Landsthingsmanne Großgrundbesitzer Estrup die Bildung des neuen Cabinets übertrug, und derselbe solches ausschließlich mit conservativen, größtentheils ebenfalls dem Großgrundbesitze angehörigen Landsthingsmitgliedern besetzte: ward doch dieser Ausweg, nach einigem Besinnen, als der Lage entsprechend anerkannt.

Aber auch sonst trat das Ministerium Estrup unter verhältnißmäßig günstigen Umständen an. — Es befand sich allerdings, seiner Natur nach, im schroffen Gegensatze zur „Linken"; allein diese erkannte selbst, daß sie in ihrer damaligen Auflösung nicht regierungstüchtig sei, und sie fand einen nicht geringen Trost in dem Umstande, daß die, den vorigen Cabineten anklebende, nationalliberale Beimischung aus dem jetzigen verschwunden war. Das Volk in seiner Gesammtheit war des sterilen Parteitreibens und des ewigen Strohdreschens in den endlosen Reichstagssitzungen müde; es sehnte sich nach einer stetigen, ruhig und besonnen fortschreitenden Entwickelung, und begrüßte daher den Antritt einer moderat-conservativen, aus homogenen Bestandtheilen zusammengesetzten, in sich fest geschlossenen Regierung als den Beginn einer neuen staatlichen Aera. Der

Conseilspräsident Estrup hatte im Ministerium Frijs das Departement des Innern verwaltet und auf diesem Posten sowol Neigung wie Geschick für zeitgemäße Reformen bekundet; fester Charakter, praktischer Scharfblick, parlamentarische Uebung und Erfahrung, gehoben durch eine angesehene sociale Stellung und durch das große Vertrauen, dessen er in weiten Kreisen genoß, ließen ihn vorzugsweise geeignet erscheinen, die Leitung des Staats unter schwierigen Verhältnissen zu übernehmen, und auch die Wahl seiner Collegen fand allgemeine Billigung.

Trotzdem konnte man sich nicht verhehlen, daß, positiv genommen, für ein normales constitutionelles Leben in Dänemark noch wenig oder nichts gewonnen war. Die für den Augenblick gespaltene Mehrzahl des Volksthings mochte sich früher oder später wieder vereinigen und hatte es alsdann, wie vorhin, stündlich in ihrer Gewalt, gerade diejenigen Interessen, auf denen die Lösung der culturhistorischen Aufgaben, sowie die Fortführung eines den Zeitverhältnissen nach Außen und Innen entsprechenden Staatslebens beruhen, verkümmern zu lassen, ohne doch dem Buchstaben der Verfassung zu nahe zu treten, oder Schritte zu thun, welche die Regierung in den Stand anerkannter Nothwehr versetzen. Der Behelf eines finanziellen Provisoriums gewährt, seine praktische Anwendbarkeit vorausgesetzt, keine genügende Aushilfe für den kleinen Krieg des täglichen Lebens. Auf den Beistand des Reichsgerichts ist hier nicht länger zu rechnen; denn gesetzt auch, daß die Verfassung, in ihren Bestimmungen über die Befugniß des Königs zur Erlassung provisorischer Gesetze in Fällen dringender Noth, einen legalen Anhalt für den Gebrauch jenes heroischen Mittels gewähre, welchen man das „provisorische Budget" nennt, so folgt selbstverständlich daraus noch nicht, daß diese Auskunft auch in kleineren, nur die Einzelnheiten des Staatswesens berührenden Fragen brauchbar befunden werden würde.

Um also wirklich vorwärts zu kommen, bedurfte es eines Ausgleichs durch Beseitigung des zwischen den beiden Kammern des Reichstages stattfindenden Antagonismus, und da der obwaltende Streit in seinem Kerne nicht länger ein constitutioneller, sondern ein socialer war, mußte auch die Schlichtung eine sociale sein. In der That scheint nun das Mittel zu einer solchen nahe zu liegen, insofern man dabei eine Allianz zwischen dem größeren und kleineren Landbesitze vor Augen hat. Es leuchtet ein, daß der angesessene, in seinen Reihen so viele verständige und praktische Männer zählende Bauernstand, wenn auch zeitweilig durch Oppositionsgeist, falschen Ehrgeiz und Machtgelüste, vornehmlich aber durch Antipathie und Mißtrauen gegen die noch immer einflußreichen Nationalliberalen in eine extreme Richtung getrieben, doch auf die Dauer nicht füglich mit dem Radicalismus Hand in Hand gehen kann. Andererseits hat der kleinere Grundbesitz, nachdem alle Vorrechte des größeren abgeschafft worden, seine wesentlichsten Interessen mit diesem gemein. Es käme also vernünftigerweise zunächst darauf an, dem an sich keineswegs unberechtigten, jedenfalls erklärlichen Verlangen des Bauernstandes nach erhöhtem politischem Einflusse Rechnung zu tragen, ohne doch die Anforderungen eines den Culturzuständen der Gegenwart entsprechenden Staatslebens hintanzusetzen; und dies scheint am leichtesten erreichbar, wenn — wie es gerade jetzt versucht worden — die Aus-

übung der höchsten Functionen, nebst der damit verbundenen Repräsentation nach Außen und Innen, vorerst dem — selbstverständlich durch dazu geeignete intelligente Kräfte aus anderen conservativen Kreisen zu ergänzenden — Großgrundbesitze zugetheilt wird, mit der Aufgabe, in offener und ehrlicher Weise die Wünsche und Bedürfnisse der Demokratie und des Fortschritts überhaupt zu berücksichtigen, so weit solches mit dem Gemeinwohle nur irgend vereinbar ist. Letzteres um so mehr, als Niemand, der die Augen offen hat, sich der Erkenntniß verschließen kann, daß Dänemarks innere Entwickelung naturgemäß eine wesentlich demokratische ist, und es sich nur darum handeln kann, dieselbe in die rechte Bahn zu lenken. — Es wäre hier, wie gesagt, ein Ausweg, und es ist demnach erklärlich, wenn man in dänischen conservativen Kreisen immer wieder auf eine Resurrection des „October-Vereins" als auf das beste und vielleicht einzige Mittel zurückkommt, der Verfassungs-Misère ein Ende zu machen. Bei näherer Betrachtung dürfte sich jedoch diese Hoffnung, zur Zeit wenigstens, illusorisch erweisen. Allerdings setzt es eine politische Verblendung bei den Bauern voraus, wenn sie ihren Führern auf einem Wege folgen, der sie nur immer weiter von ihren natürlichen Bundesgenossen, den großen Grundbesitzern, entfernt und sie ihren geborenen Feinden, den Radicalen und Socialisten, in die Arme treibt. Allein die Fähigkeit, sich trügerischen, die Phantasie bestrickenden Vorstellungen hinzugeben, ist mehr oder weniger allen Ständen eigen. Wie groß immerhin die Blindheit der Bauern sein mag, ist sie doch keinenfalls größer, als es die der Nationalliberalen früher gewesen. — Wenn diese in der constitutionellen Theorie als solcher und in dem vermeintlichen moralischen Uebergewichte der bloßen Intelligenz den Talisman gefunden zu haben glaubten, um damit allen Gefahren der Massenherrschaft die Stirn zu bieten, so setzen nunmehr die Bauern dasselbe Vertrauen in den Talisman der „Volksthümlichkeit" und getrösten sich, es leicht mit dem Radicalismus aufnehmen zu können, sobald nur erst der Zauber hinreichende Gelegenheit gehabt haben wird, seinen läuternden und veredelnden Einfluß auf den dänischen Volksgeist zu üben. Man darf nicht vergessen, daß auch die Bauern (die dänischen wenigstens) in ihrer Weise Sanguiniker oder gar Idealisten sind. Die Gefahr, welche denselben von Seiten der unteren Demokratie droht, ist augenscheinlich; aber nicht augenscheinlicher als die, welcher das von den Nationalliberalen gegründete Staatswesen durch das allgemeine Stimmrecht ausgesetzt war, und doch hatten die letzteren nichts Eiligeres zu thun, als jene furchtbare Waffe in die Hand der besitzlosen, ungebildeten Menge zu legen. Sie thaten es, ihrer eigenen Aussage nach, in der Voraussetzung, daß der dänische Volksgeist nicht irren könne, wenn ihm nur Gelegenheit gegeben werde, sich frei zu äußern. Später mußten sie selbst den Versuch als mißlungen anerkennen, die Bauern aber sind der Meinung, daß die Schuld nicht am Volke, sondern an den Nationalliberalen gelegen habe; sie bestehen darauf, den Versuch zu erneuern, und wahrscheinlich wird nur dieselbe Erfahrung, welche ihre Vorgänger bereits gemacht, daß nämlich der Abgott nicht seine Schuldigkeit thut, im Stande sein, sie auf andere, ihren wahren Interessen entsprechendere Gedanken zu bringen.

Bis dahin ist an eine gedeihliche Entwickelung schwerlich zu denken, und

selbst eine so gut ausgerüstete Regierung, wie die jetzige, kann vollauf zu thun bekommen, um nur die nothdürftige Fortsetzung des Staatslebens zu sichern. Eine letzte Beruhigung gewährt indeß die dem Volkscharakter tief innewohnende Scheu, nicht blos vor den Extremen, sondern auch vor jeder ernstlichen Störung. — Hier liegt denn auch der wahre Grund zu dem oben referirten Austrage der letzten Reichstagssession, durch welchen die, anscheinend bis auf den Punkt des Zerspringens getriebene, Spannung zwischen den Staatsgewalten plötzlich wie durch einen Zauber gelöst ward. Denn wenn auch ein ministerielles Manöver den entscheidenden Anstoß gab, war selbiges doch in Wirklichkeit nur das Signal, auf welches die bei allen Betheiligten im Stillen angesammelte Besorgniß vor den Gefahren oder Unzuträglichkeiten eines offenen Conflicts zwischen den gesetzgebenden Kammern zum Durchbruche kam. Das dänische Parteiwesen gefällt sich überhaupt mehr in Anläufen, als in Entscheidungen. Es ist den agitirenden Politikern dieses Landes selten oder nie rechter Ernst mit der Durchführung ihrer Programme, wie denn auch das Publicum von den politischen Demonstrationen in der Regel nicht mehr verlangt, als vom Theater. Während der Herrschaft der Nationalliberalen kam diese Eigenthümlichkeit meistens in der Weise zur Geltung, daß ihre Führer, wenn sie die Partei zu irgend einer bedenklichen, gegen das Ausland gerichteten Kundgebung getrieben, sich beeilten, dieselbe unter der Hand zu desavouiren und so der Sache die Spitze abzubrechen. Gegenwärtig aber, wo jener doppelte Boden fehlt und alle Hin- und Herzüge nur auf heimischem Terrain vor Aller Augen auszuführen sind, bethätigt sich die Abneigung gegen Entscheidungen nothgedrungen dadurch, daß man an Ort und Stelle „kehrt" macht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt doch nicht nur darin, daß der in Dänemark zu colossalen Dimensionen angewachsene Redeaufwand die Thatkraft verzehrt, und daß es den leitenden Persönlichkeiten an Voraussicht fehlt; sondern auch, und zwar hauptsächlich, in dem Umstande, daß nur extreme Anschauungen sich agitatorisch verwerthen lassen, während doch kein Bedürfniß radicaler Umgestaltung vorhanden ist.

Was also schlimmsten Falls für die fernere innere politische Entwickelung Dänemarks zu befürchten scheint, sind nicht Katastrophen, sondern Quälereien, an denen man nicht stirbt, bei denen man aber auch seines Lebens nicht froh wird.

Das Dänenthum ist glücklicherweise unverwüstlich gesund in seinem Kerne, das Land gesegnet, das Volk ausgestattet mit allen Eigenschaften, deren es bedarf, um unter den Culturvölkern Europa's einen ehrenvollen Platz zu behaupten. Möge es denn auch in seinem Verfassungsleben durch die jetzigen Wirren den Weg zur Klarheit finden — und es wird ihn finden, wenn es vor Allem fest und treu zu seinem Könige hält. Das Königthum ist und bleibt Dänemarks Palladium.

Frederiksberg, bei Copenhagen, September 1875.

Ueber die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung.

Von

Prof. **W. Preyer** in Jena.

Erkenne Dich selbst! lautete die Inschrift in der Vorhalle des Delphischen Tempels am Parnaß, wo kluge Priester in vieldeutigen Orakelsprüchen über kommende Ereignisse Auskunft gaben. Eben dieser Spruch des weisen Chilon war es, den Sokrates als höchste Aufgabe der Philosophie vermachte. Aber auch die Naturwissenschaft hat ein Anrecht an das Problem der Probleme, und die Glanzepochen ihrer eigenen Geschichte bezeichnen zugleich die Meilensteine auf der fortschreitenden Bahn der Selbsterkenntniß.

Denn nicht die bloße Vermehrung des Wissens durch viele und große Entdeckungen, nicht das Anwachsen empirischen Materials ist es, was jene Epochen charakterisirt, sondern der neu gewonnene Einblick in die Natur des Menschengeistes, die neue Methode der Forschung und die Selbstvertiefung.

Darum steht Copernicus einzig da, weil er nur durch die logische Kraft des Verstandes die Welt gewissermaßen aus den Fugen hob, indem er der Menschheit zeigte, daß sie nicht der Natur gegenübersteht als Zuschauer, sondern eine sie bestimmende Rückwirkung ausübt. Und das größte Verdienst Galilei's besteht nicht darin, daß er das Gesetz in dem fallenden Stein und den Schwingungen des Pendels ebenso sicher auffand, wie unter den Sternen des Toscanischen Himmels, so groß auch diese Leistung ist, und nicht in dem heroischen Eppur, sondern in der Methode. Er war es, der zuerst mit der vollen Ursprünglichkeit des gesunden Menschenverstandes die Aristotelische Scholastik mannhaft abschüttelnd auf die Erscheinungen selbst direct einging, indem er experimentirte und so die Wissenschaft der Mechanik schuf.

Nicht weniger selbständig trat Descartes auf, als Philosoph den Bruch mit der Vergangenheit vollendend, indem er das Selbstdenken wieder in seine Rechte einsetzte, als Mathematiker ganz neue Operationen des Verstandes begründend.

Den letzten entscheidenden Schritt vorwärts auf dem mühseligen Pfade der Selbsterkenntniß that Kant, der mit echt Copernicanischer Autonomie, statt wie die Früheren den menschlichen Geist von den Erscheinungen abhängen zu lassen,

vielmehr umgekehrt die Erscheinungswelt in ihrem ganzen Umfange sich um „die Sonne der Vernunft" bewegen ließ.

So haben im Laufe der Jahrhunderte die verschiedensten Disciplinen, Astronomie und Mechanik, Philosophie und Mathematik, denen in der Gegenwart die morphologischen Naturwissenschaften sich anreihen, sofern sie den Menschen als Theil eines Theiles, als ein auf natürliche Weise entwickeltes Wesen erkennen lassen, die bedeutendsten Beiträge zur Selbstkenntniß geliefert. Nur diejenige Lehre, welche sich die Erklärung der Lebenserscheinungen zur Aufgabe macht, also auch die organischen Bedingungen für den Erkenntnißproceß selbst ausfindig zu machen sucht, die Physiologie, insonderheit die Lehre von der sinnlichen Wahrnehmung, blieb zurück, weil erst viele andere Wissenschaften da sein mußten, ehe sie sich ausbilden konnte. Gerade sie hat aber eine gewichtige Stimme in dieser Untersuchung, welche auch in weiteren Kreisen wol gehört zu werden verdient.

Einer der größten Fortschritte der Physiologie des 19. Jahrhunderts besteht in der Erkenntniß, daß alle Eigenschaften der Dinge in der ganzen Welt Zustände der sie wahrnehmenden Beobachter sind, also von der Beschaffenheit der Sinne abhängen.

In der That: wem beide Sehnerven, beide Hörnerven, beide Riechnerven durchschnitten, desgleichen die Geschmacksnerven durchtrennt und die Endigungen sämmtlicher Tastnerven unempfindlich gemacht werden, dem wird kein Körper mehr erscheinen können. Es ist undenkbar, daß für einen solchen die Welt noch existirte, auch wenn das Gehirn noch in Thätigkeit bliebe. Sie *hat* nur existirt, so lange die Sinne gesund waren. Nun ist neben dem Ohrenbrausen und den Lichtblitzen von den Schnittwunden nur noch ein Erinnerungsbild, ein Welt*traum* geblieben, wenn nicht sogleich nach dem Aufhören aller gewohnten peripheren Nervenerregungen traumloser Schlaf eintritt oder das Leben erlischt. Auch dem Schlafenden, dessen Sinne ruhen, verschwindet allnächtlich die gegenständliche Welt. Sie wird jeden Morgen von dem Erwachenden auf's Neue entdeckt.

Aber man braucht sich die Sinnesempfindungen nicht ganz oder theilweise wegzudenken, um ihren die Welt bestimmenden Einfluß zu würdigen; auch wenn sie sich nur wenig verändern, verändert sich mit ihnen zugleich die Natur. Einem grünblinden Auge werden die Wälder und Wiesen im Frühling roth statt grün. Der Fiebernde findet die umgebende Luft kalt, auch wenn sie wärmer als gewöhnlich ist. Und wenn man nur wenig in die Thierreiche hinabsteigt, ändert sich das Weltbild durchaus. Anders ist es den tauben und blinden Bewohnern der dunkeln Meerestiefe, die aber trefflich tasten, anders den im heiteren Sonnenschein lebenden Wesen mit hundertfältigen Augen. Schon die eine Thatsache, daß völlig blindgeborene Kinder vom Lichte nichts ahnen, auch im Traume niemals sehen, sondern erst nach glücklichen Operationen, nachdem sie sehen gelernt haben, anfangen mit den Worten Licht und Farbe einen Sinn zu verbinden, beweist, daß Nichts von der sichtbaren Welt, ja nicht einmal Geträumtes, ohne die Vermittlung des Sehorgans da ist. Ebenso gibt es nichts Lautes, ohne Ohren es zu hören, und keine Wärme und Kälte, ohne Haut sie zu fühlen. Je vielseitiger dagegen und je feiner abgestuft die Wahrnehmung ist, um so

mehr Verschiedenheiten sind vorhanden, um so vollständiger wird die Weltkenntniß, um so breiter die Grundlage alles Wissens. In erster Linie kommt Alles auf die Sinneswahrnehmung an. Ohne sie zerfließt die laute, bunte, warme Welt in Nichts. Darum ist es von weittragender Bedeutung, zu ergründen, wie weit das Wahrnehmungsvermögen überhaupt reicht.

Menschliches Wissen ist Stückwerk, und Stückwerk wird es bleiben, ist ein großes und wahres Wort. Auch die begabtesten Geister sind endliche Wesen, in ihrem Thun und Denken beschränkt. Abhängig und begrenzt ist der ihnen zukommende Spielraum. Dieses bezweifelt Niemand. Aber die Frage ist: Wo sind die Grenzen? Welcher Art sind die ursprünglichen, schon beim lernenden Kinde vorhandenen Schranken der Wahrnehmung, über welche auch der geübteste Forscher mit allen Instrumenten nicht hinaus kommt, weil die Organisation ihre Dienste versagt?

So schwierig diese Aufgabe wird, wenn Alles, was dazu gehört, vorgenommen werden soll, so einfach gestaltet sie sich, wenn nur das allen sinnlichen Wahrnehmungen gemeinschaftliche, allen unerläßliche und zugleich ihnen allein Zukommende betrachtet wird. Die unbefangene Selbstbeobachtung zeigt nämlich leicht, daß allem Wahrgenommenen etwas Empfundenes zu Grunde liegt, und daß dem Empfundenen ausnahmslos irgend eine Stelle im Raum und irgend ein Augenblick in der Zeit entspricht. Das Licht, welches ein Auge empfindet, ist in jedem Falle irgendwo und irgendwann. Diese drei Elemente, Empfindung, Zeit und Raum sind in jeder Wahrnehmung enthalten, als drei nothwendige Factoren aller Erkenntniß. Sie reichen für sich nicht aus, aber sie sind unersetzlich und der Wahrnehmung allein eigen. Wenn nur einer fortfällt, ist kein Wahrnehmen mehr möglich und alles Erkennen hört auf.

Die Empfindung kommt zuerst in Betracht. Es ist bekannt, daß nur das Sichtbare, Hörbare, Tastbare nebst dem Riechbaren und Schmeckbaren die ganze sinnlich wahrnehmbare, d. h. die Erscheinungs-Welt zusammensetzt, also das gesammte Material der eigentlichen Naturforschung in sich schließt. Sehr wenig und doch Alles! Denn was überhaupt gewußt wird, muß auf die eine oder andere Art vor kürzerer oder längerer Zeit in der Empfindung gewesen sein, d. h. schließlich muß Alles, worauf das Wissen beruht, das Thor der Sinne passirt haben. Der ganze Inhalt aller Wissenschaft ist in letzter Instanz auf dem sinnlich Empfundenen aufgebaut, und zwar durch die von Alters her bekannten fünf Sinne vermittelt, welche dem Lichte, dem Schall, der Schwere und Wärme und der chemischen Affinität entsprechen. Für die Elektricität und den Magnetismus ist bis jetzt kein besonderer Sinn entdeckt worden. Wohl ist es wahr, daß eine Reihe von Empfindungen außer den genannten existirt, wie die Müdigkeit, der Hunger, die Gleichgewichtsempfindung, aber diese Empfindungen sind nicht Werkzeuge des Wissens, wie die des Sehens und Hörens, vielmehr selbst erst noch aufzuklärende Gegenstände der Untersuchung. Diese Gemeingefühle sind nicht Zustände, deren Ursachen in eine Außenwelt verlegt werden, sondern Zustände, deren Ursachen der sie empfindende Beobachter in den eigenen Körper verlegt.

Zu den fünf Classen sinnlicher Empfindung, welche das ursprünglich Gegebene sind, tritt dann die Einordnung in Zeit und Raum, die sich gleich bleiben

für alle Sinne, hinzu. Um aber zu erfahren, wie viel sich in jedem Gebiete unterscheiden läßt, ist es nothwendig, den Inhalt der reinen Empfindung möglichst von allem Räumlichen und Zeitlichen zu befreien. Wird ihr in Gedanken Alles genommen, was ihr genommen werden kann, ohne daß sie selbst verschwindet, so bleibt schließlich nur zweierlei übrig: die Empfindungsstärke und die Empfindungsart. Jedes Sinnesgebiet hat eine ihm eigene Stärke oder Intensität und Art oder Qualität, über welche man wol allerlei Speculationen aufgestellt hat, welche aber beide an sich in ihrem Wesen undefinirbar sind. Man kann sie nicht beschreiben, man muß sie eben empfinden, um zu wissen, was sie sind. Dann erst haben die Bezeichnungen der Sprache einen Sinn. Diese Bezeichnungen sind zwar bekannt genug, werden aber oft nicht in die richtige Beziehung zu einander gesetzt. Beim Sehsinn heißt die Intensität Helligkeit, die Qualität Farbe, beim Hörsinn die Intensität Schallstärke, die Qualität Tonhöhe; beim Tastsinn ist man noch nicht einig über das, was Stärke und das, was Art der Empfindung ist. Ich finde, daß man sich von den Thatsachen die befriedigendste Rechenschaft geben kann, wenn hier repräsentirt wird die Intensität durch den Druck, die Qualität durch die Wärme. Beim Geschmack und Geruch, deren Nerven wahrscheinlich beim Menschen noch auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe sich befinden, ist keine besondere sprachliche Bezeichnung für Stärke und Art der Empfindung im Allgemeinen vorhanden. Aber auch hier, wie bei den anderen Sinnen, gibt es zahlreiche Ausdrücke für die Grade der Stärke sowol, als der Art. Beide bilden hier, wie in jedem anderen Gebiete, Reihen oder Empfindungslinien. Man hat für das Auge in verschiedenen Abstufungen hell und dunkel als Grade der Stärke der Lichtempfindung, und unterscheidet in der natürlichen Farbenreihe als Grade der Qualität die warmen Farben die dem Braun, Roth und Gelb verwandten auf der einen Seite, von den kalten grünblauen und blauen Farben auf der anderen. Reines Grün steht in der Mitte. Aehnlich beim Ohr, wo laut und leise auf die Stärke der Empfindung sich beziehen. Die Töne sind aber zugleich entweder hoch oder tief und schreiten in der natürlichen Tonlinie von den tiefsten auf der einen Seite in Perioden regelmäßig vor zu den höchsten auf der anderen. Beim Tastsinn bezeichnet einerseits hart und weich, andererseits schwer und leicht die Grade der Empfindungsintensität, warm und kalt die der Qualität. In Betreff der ersteren ist jedoch zu bedenken, daß die Empfindung der Härte und Schwere nicht ohne Muskelbewegungen aufzutreten pflegen und wahre Widerstandsempfindungen sind, daher es vorzuziehen ist, den beiden gemeinschaftlichen Begriff der Berührungsempfindung für die Intensität zu wählen und deren Grade als Druck zu bezeichnen, welcher auch ohne Muskelbewegungen stattfinden kann, wie die Licht- und Schall-Empfindung ohne Bewegungen des Kopfes. Die Geruchs- und Geschmacks-Empfindungen hat bis jetzt noch Niemand in eine den Thatsachen gerecht werdende Reihe gebracht. Die Reihe laugenhaft, bitter, metallisch, salzig, süß, sauer scheint noch am ehesten haltbar. Freilich über die Geschmacksempfindung ist es mißlich, Bestimmtes zu sagen, aber noch schwieriger scheint es, eine Uebereinstimmung in Betreff der Geruchsempfindungen zu erzielen. Die Reihe der Qualitätsgrade brenzlich, (faulig), mo-

drig, würzig, geistig, ranzig (oder sauer) enthält noch mehr Willkür als die Geschmackslinie. Für solche Empfindungen reicht die Sprache der Wörter nicht aus und Zeichen, wie etwa die Noten, wurden dafür noch nicht erfunden. Aber selbst für die Reihe der Farben ist noch keine Einstimmigkeit herbeigeführt worden, und die der Temperaturen entbehrt sogar der sprachlichen Bezeichnung, wenn es sich um die Stufen zwischen heiß, warm, lau, kühl, kalt handelt. Da müssen schon die Thermometergrade eintreten. Nur die Tonreihe ist vollständig in der Empfindung und Sprache zugleich geordnet.

Solche Mängel hindern jedoch keineswegs die Begründung des Satzes, daß alle Empfindungen im gewöhnlichen Sinne, die in den Wahrnehmungen enthalten sind und das Material für die Denkarbeit, wie für alle Vorstellungen und Handlungen des täglichen Lebens abgeben, sich zusammensetzen aus den reinen Empfindungen, welche nur ihrer Qualität und Intensität nach unterschieden und in ungleicher Weise in die Zeit und den Raum eingeordnet sind.

Alle Farben der Natur sind Mischfarben und Weiß kommt nur zu Stande, wenn mindestens zwei einfache Farbenempfindungen gleichzeitig da sind. Schwarz erhält man, wenn die Helligkeit irgend einer Farbe oder Mischfarbe so abnimmt, daß letztere nicht mehr erkannt werden können, und Grau ist ein Weiß von geringer Helligkeit. So ergibt sich auch die Empfindung der Sättigung oder Reinheit einer Farbe aus dem Zusammensein von wenigstens zwei einfachen Farbenempfindungen, indem das Gemisch beider um so weniger rein, um so weißlicher, d. h. ungesättigter wird, jemehr ihr Abstand auf der Farbenlinie einem gewissen Werthe (nämlich dem Abstand der complementären Farbenpunkte) sich nähert. Es steht fest, daß die ganze sichtbare Welt aus einfachen Farbenempfindungen und Helligkeitsgraden zusammengesetzt ist; Alles, was man sehen kann, kommt schließlich durch deren Combinationen zu Stande.

Für die gesammte hörbare Welt gilt Aehnliches. Hier ist das Element der einfache Ton. Alle Geräusche und Klänge, auch die gesprochenen Worte, welche ein Gemisch beider sind, beruhen auf mannigfaltigem Zugleichsein und Wechseln einfacher Tonempfindungen. Denn in jedem Geräusche, wie in jedem Klanggemisch, kann man die einzelnen sie zusammensetzenden elementaren Töne heraushören. Schon ist es geglückt, auch umgekehrt manche der verwickelten Erzeugnisse des Kehlkopfs und Mundes aus ihren einfachen Bestandtheilen künstlich zusammenzusetzen. Es gibt schlechterdings nichts Hörbares, was nicht schließlich sich zurückführen läßt auf die ungleich starken und ungleich hohen, einfachen Töne, die allein in der Empfindung ursprünglich gegeben sind. Namentlich die Empfindungen der Klangfarbe und der Consonanzen und Dissonanzen sind nur möglich — hierin mit allen Geräuschen übereinstimmend — wenn zum wenigsten zwei einfache Tonempfindungen schon da sind, ähnlich wie die Mischfarbe oder das Weißliche der Farbe oder Weiß, gleichsam ein Farbengeräusch, nur entsteht, wo mehr als eine einfache Farbe ist.

Auch für die drei anderen Sinne gilt durchweg, daß alles durch sie Empfundene aus einigen wenigen einfachen oder reinen Empfindungen sich zusammensetzt, so alles Tastbare aus einfachen, ungleich starken Berührungs- und Temperaturempfindungen. Was zu diesen in den Wahrnehmungen mittels des Tast-

sinns hinzukommt, ist durch complicirte Besonderheiten, namentlich Bewegungen und Verschiedenheiten der Haut bedingt, ist nicht mehr einfach, wie beispielsweise die Empfindung des Nassen. Naß ist diejenige Flüssigkeit, welche die Haut so vollständig berührt, daß die Luft aus den kleinen Vertiefungen der Hautoberfläche verdrängt wird, trocken dagegen sind diejenigen Körper, welche bei der Hautberührung die Luft nicht verdrängen. Eine trockene Flüssigkeit ist z. B. Quecksilber. Auch die Empfindungen des Rauhen, Klebrigen u. a. sind complicirte Berührungsempfindungen. Werden also die Grenzen für die fünf ursprünglichen Intensitäts- und Qualitätsreihen bestimmt, so ist damit zugleich eine Grenze aller Wahrnehmung bestimmt.

Zuvörderst die Stärke. Hier ist die untere Grenze immer dann erreicht, wenn das Sinnesorgan ruht. In ganz finsterer Nacht, in lichtleeren Höhlen oder in den Tiefen der Erde ist die geringste Helligkeit ebenso vorhanden wie in dem Auge, das im hellsten Tageslicht durch lichtdichte Tücher verdeckt wird, also ruht. Niemand ist im dunkeln Schacht im Stande, das Schwarze der Finsterniß zu unterscheiden von dem Schwarz im Gesichtsfeld des verschlossenen Auges. Also auch, ohne daß man irgend einen Gegenstand sieht, ist im wachen Zustande stets eine Lichtempfindung vorhanden, nämlich die Empfindung des Augenschwarz, d. h. der geringsten Helligkeit. *Man sieht die Finsterniß.* Diese Empfindung, welche übrigens keineswegs immer dieselbe ist — hellgrau, dunkelgrau, tiefschwarz — rührt her von den Erregungen des Sehnerven aus inneren Gründen. Im Auge fließt warmes Blut, ein nicht unbedeutender Druck herrscht im Inneren des Augapfels, die Nervenenden der Netzhaut werden schon hierdurch afficirt und diese Erregung, welche so schwach ist, daß sie beim gewöhnlichen Sehen garnicht gemerkt wird, ist immer da. Es ist klar, daß Alles, was weniger hell leuchtet, als dieses Schwarz, unmöglich direct gesehen werden kann. Es muß, um sichtbar zu werden, zuvor nothwendig stärker leuchtend gemacht sein. Wenn in einem dunkeln Zimmer ein Eisendraht ausgespannt ist, durch welchen ein elektrischer Strom geht, so wird, falls die Stärke desselben zunimmt, der Draht nach und nach warm. Ein Mensch sieht aber den warmen Draht ebensowenig wie den kalten. Nimmt nun die Stärke des electrischen Stromes immer mehr zu, so wird der Draht heiß und fängt schließlich bei etwa 300° an zu glühen. Dann sieht man ihn, sieht ihn glühen. Es läßt sich wol denken, daß andere Augen schon bei 20° im Dunkeln das Metall am Leuchten erkennen. Ein solches Auge würde die Sommernächte prachtvoll erhellt und in den Tiefen der Erde die Gesteine wie junge Lava feurig erglänzen sehen; menschliche Augen können das nicht; sie unterscheiden Kaltes und Warmes im Dunkeln nicht, bis die Bewegung so stark wird, daß die Körper heller erscheinen, als das Schwarze des Auges. Dagegen ist es möglich, daß Nachtfalter und andere Dämmerungsthiere allerdings den Draht schon früher leuchten sehen. Nur wird es nicht leicht festzustellen sein.

Für das Ohr gilt eine ähnliche Einschränkung wie für das Auge, obwol sie noch nicht allgemein anerkannt wird. In lautloser Ruhe, im vollen Genusse desjenigen Zustandes, welchen man die Stille nennt, hat man doch immer

eine Gehörsempfindung, und zwar die schwächste, welche im wachen Leben vorkommen kann. Die zarten Enden der Hörnerven liegen in einer Flüssigkeit in nächster Nähe von warmem, strömendem Blute, wodurch sie in fortdauernder schwacher Erregung erhalten werden. Diese Erregung eben ist es, welche die Empfindung der Stille gibt. Alles was gehört wird, wird dadurch gehört, daß es lauter ist, als dieses im Innersten des Ohres stets vorhandene, d. h. entotische Geräusch. Man wird leicht, weil diese Erregung immer da ist, verleitet zu meinen, sie sei nicht da und die Stille sei keine Empfindung, vielmehr das Fehlen jeder Empfindung, denn es ist eine allgemeine Regel, daß nicht beachtet wird, was immer da ist, oder woran man sich gewöhnt hat, sondern nur die Veränderung. Aber schon die eine Thatsache, daß die Empfindung der lautlosen Ruhe durchaus nicht immer sich selbst gleich ist, wie man bei gespanntester Aufmerksamkeit bald heraus findet, beweist unwiderleglich, daß sie eine wahre Empfindung ist. Man hört die Stille. Manchmal scheint es, als ob sehr leise, ganz gleichmäßig anhaltende hohe Töne im Ohr erklingen, wenn es vollkommen still ist, andere Male ist ein daneben hörbares, gleichmäßig anhaltendes, sehr leises Geräusch deutlicher. Hält man die Ohren mit den Handflächen zu, so wird der Pulsschlag sogar in seinen einzelnen Phasen, sowie die Muskelzusammenziehung als ein sehr tiefer Ton wahrgenommen. Aber auch ohne daß man die Ohren verschließt, gibt angestrengte Selbstbeobachtung Kunde von anderen Schallerscheinungen im Ohre, welche in Krankheiten leicht zunehmen. Diese sind jedoch zu trennen von der eigentlichen Empfindung der Stille. Sie entsprechen den entoptischen Funken, dem Lichtnebel, den Phosphenen im geschlossenen Auge, das gedrückt wird, während die reine Empfindung der Stille der völligen Finsterniß oder dem reinen Augenschwarz correspondirt. Wie dieses erhalten wird durch Abnahme der Helligkeit irgend einer Farbe oder des Weiß, so wird die Stille erhalten durch Abnahme der Schallstärke irgend eines Tones oder Geräusches. Soll also der leiseste noch hörbare Schall bestimmt werden, so wird er immer lauter als das ununterbrochene entotische Geräusch sein. Daher haben die Versuche, bei denen man Korkkügelchen aus geringer Höhe, nahe am Ohr, auf Glasplatten fallen ließ und das Geräusch zu hören sich bemühte, wenig Werth. Und wer in einer Entfernung von zehn Meter das Tiktak einer Taschenuhr, oder auf dem Meere eine zwei geographische Meilen entfernte menschliche Stimme (Th. Young) oder zwanzig Meilen entfernten Kanonendonner gerade noch hört, weiß darum keineswegs, wie leise das leiseste eben noch hörbare Geräusch im Ohre selbst ist. Um dieses zu finden, müßte man viel genauer vorgehen und das wahrzunehmende Geräusch erst dem entotischen Geräusch ähnlich machen.

Auch der Tastsinn ist, wie das Gesicht und Gehör, immer in Thätigkeit, obwol nicht immer Tastempfindungen gemerkt werden. Nicht nur ist die Berührung der Haut mit der Luft und dem Gewande ein dauernder Anlaß, die Enden der Tastnerven zu erregen, die Haut hat selbst eine namentlich von der Menge und Temperatur des sie ernährenden Blutes abhängige Spannung. Hierdurch allein schon muß eine gewisse Druck- oder Spannungs-Empfindung zu Stande kommen, welche so lange nicht beachtet wird, als sie nahezu unverändert

bleibt. Sowie sie durch Berührung mit oder ohne Abkühlung oder Erwärmung sich verändert, ist die Empfindung da. Demnach leuchtet ein, daß alle Versuche, die Stärke der leisesten Berührung zu bestimmen, darauf hinauslaufen, zu finden, wieviel stärker als die gewöhnliche Empfindung der gesunden Haut die schwächste Berührungsempfindung sein muß. Man hat gefunden, daß kleine, aus Hollundermark geschnitzte Stäbchen auf die Stirn gelegt, eine eben merkliche Berührungsempfindung geben, wenn sie zwei Milligramm wiegen; am Arme wird erst bei fünf die Berührung gemerkt, und für die meisten anderen Theile der Hautoberfläche nehmen die eben spürbaren Gewichte bedeutend zu, so daß tausend Milligramm auf den Fingernagel gebracht werden müssen, um eine Berührungsempfindung herbeizuführen (Aubert). Fällt z. B. bei geschlossenem Auge ein Papierstückchen von weniger als fünf Milligramm auf den Handteller, so wird es nicht gemerkt. Man fühlt auch den gewöhnlichen Staub in der ruhigen Luft nicht, weil die stets vorhandene Empfindung der Hautspannung zu stark dagegen ist.

Für den Geschmack und Geruch gilt Entsprechendes. Immer ist durch das Salz in der Mundflüssigkeit eine schwache Geschmacksempfindung da, und bei Prüfungen der Feinheit des Schmeckens und Riechens wohl zu erwägen, daß schon vor der Prüfung die Schmeck- und Riech-Nerven warm und allein schon durch die Bewegung des sie ernährenden Blutes afficirt sind. An die hierdurch bedingte Empfindung hat man sich aber gewöhnt; sie wird als uninteressant vernachlässigt, weil sie immer da ist, und Körper, welche keine stärkere Empfindung als diese geben, heißen eben geschmacklos und geruchlos.

So können also diejenigen Dinge durch das Auge nicht direct wahrgenommen werden, welche dunkler als das Schwarze im Auge sind; durch das Ohr läßt sich der Schall nicht erkennen, welcher leiser als der entotische Schall ist; mittels der Haut sind die Körper nicht zu fühlen, welche weniger als die Haut selbst drücken, und was die Riech- und Schmecknervenenden nicht stärker erregt, als ihre gewöhnliche Umgebung, wird durch diese Nerven nicht erkannt.

Hiermit ist eine sehr bestimmte unübersteigliche, weil in der Organisation selbst begründete Grenze der directen sinnlichen Wahrnehmung, nämlich die untere Grenze für die Stärke aller Empfindung gegeben. Ueberall ist auch eine obere leicht im Allgemeinen zu finden, freilich in Zahlen auch noch nicht genau angebbar. Wenn das Licht der unbewölkten Mittagssonne im Hochsommer direct nur kurze Zeit in das Auge gelangt, so wird die Endausbreitung des Sehnerven schnell zerstört, und Galilei soll sogar das Augenlicht verloren haben, weil er zu eifrig die Sonnenflecken betrachtete. Schon das blendende elektrische Licht ist ungeschwächt in der Nähe zu hell für menschliche Augen. Ferner ist bekannt, daß ein einziger starker Knall völlige Taubheit herbeiführen kann, daß ein Stoß oder eine Quetschung, die Haut zerstörend, die Tastempfindung unmöglich macht. Wer endlich Vitriolöl schmecken oder ganz concentrirte, ätzende Gase riechen wollte, würde bald durch die Abstumpfung oder Vernichtung der betreffenden Nerven auch diese Sinnesthätigkeiten aufheben. Ueberall ist schnell eine Höhe der Nervenerregung erreicht, wo Schmerz, Abstumpfung, Zerstörung des Organes eintreten. Denn wer von hellem Licht geblendet oder von dem schrillen Pfiff der Maschine in

nächster Nähe überrascht wird, empfindet ebensogut Schmerz, wie der durch einen Stich Verwundete. Immer ist es eine zu starke Nervenerregung, welcher die Zerstörung vorangeht. Also alle Sinnesempfindung hat in Betreff der Grade ihrer Stärke neben der unteren auch eine obere Grenze. Und wenn auch durch Vorsichtsmaßregeln und Instrumente die Annäherung an dieselbe gefahrlos bewerkstelligt wird, so ist es doch schlechthin unmöglich, sie zu beseitigen, da jede Art Empfindung über eine gewisse Stärke hinaus nicht ohne Schädigung der Nerven gesteigert werden kann.

Nun ließe sich aber denken, daß vielleicht innerhalb dieser Schranken die Wahrnehmbarkeit von Unterschieden keine bestimmte Grenze habe. Aber die Erfahrung lehrt, daß Solches durchaus nicht der Fall ist. Vielmehr tritt hier eine Eigenthümlichkeit der Wahrnehmung zu Tage, welche, so nützlich sie auch für das Leben ist, als eine Einschränkung oder Fehlerquelle beim Erforschen der Naturvorgänge nicht selten sich geltend macht. Durch viele Experimente hat sich zunächst für das Licht herausgestellt, daß die geübtesten und schärfsten Augen unter den allergünstigsten Umständen nicht im Stande sind, zu unterscheiden, ob von zwei Lichtern das eine $^1/_{300}$ heller oder dunkler als das andere ist. Erst bei $^1/_{286}$ wird ein Unterschied der Helligkeit erkennbar (Lamansky für gelbes Licht), unter gewöhnlichen Umständen im Tageslicht meistens erst bei $^1/_{100}$ oder $^1/_{60}$. Dabei besteht die Eigenthümlichkeit des Wahrnehmungsvermögens darin, daß es ziemlich gleichgültig ist, ob die beiden verglichenen Lichteindrücke an sich sehr hell oder nur mäßig hell sind, ob man also zwei Sterne oder zwei Lampen, zwei weiße Wolken oder zwei graue Papiere vergleicht; immer kommt nahezu derselbe Bruchtheil der Lichtstärke als eben erkennbar beim Experimente zum Vorschein, bis das Licht so hell wird, daß es blendet, oder so dunkel, daß es nicht mehr genügend vom Augenschwarz unterschieden werden kann. Man empfindet also in keinem Falle den wahren Unterschied, sondern das Verhältniß der Lichtstärken. Wenn also eine Flamme die Lichtstärke 100, eine andere 101 hat, so daß die letztere eben noch heller erscheint, so wird man zwei Flammen, von denen die eine die Lichtstärke 1000, die andere die Lichtstärke 1001 hat, nicht im Geringsten verschieden hell finden, sondern erst wenn das Verhältniß 1000 : 1010 erreicht ist. Im ersteren Falle beträgt der wahre Unterschied 1, im letzteren 10 und doch sind beide in der Empfindung ganz gleich, nämlich beide eben merkbar, indem das Verhältniß 1000 : 1010 = 100 : 101. Diese Regel wurde von Prof. Fechner, dem Begründer der Psychophysik, in eine mathematische Form gebracht, welche es ermöglicht, geradezu die Stärke der Empfindung selbst zu messen. Die Thatsache ist aber auch ohne diese wichtige Folgerung schon darum von großer Bedeutung, weil sie lehrt, daß, wo die Unterscheidungsgrenze der Wahrnehmung erreicht wurde, keineswegs in Wirklichkeit die für gleich gehaltenen kleinsten Unterschiede gleich sind, was man also das Kleinste nennt, kann von verschiedener Kleinheit, kann auch sehr groß sein. Die psychophysische Regel gewinnt noch dadurch an Interesse, daß sie auch für andere Wahrnehmungsgebiete gilt. So ist es bekannt, wie schwer das Hören in geräuschvoller Umgebung wird. Bei gleichzeitigem lautem Sprechen vieler Personen in einer lebhaften Gesellschaft, z. B. einer Versammlung von mehreren hundert

Börsenmännern, von denen die Hälfte spricht, während die andere Hälfte im Zwiegespräch zuhört, macht es keinen merklichen Unterschied, ob zehn oder zwanzig Stimmen mehr oder weniger schweigen, die man in kleinerer Gesellschaft sehr laut finden würde. In der Börse bleibt das Geräusch der vereinigten Stimmen, trotz des Wechsels der Personen, der Bewegungen, der gesprochenen Laute nahezu dasselbe, wenn man von oben, etwa von der Galerie aus, zuhört. Die Experimente, bei denen die Schallstärke gemessen wurde, haben denn auch gezeigt, daß in dieser Beziehung das Ohr durchaus nicht fein unterscheidet. Man erkennt zwei gleichartige Schalle erst dann jedesmal sicher als verschieden, wenn der eine um wenigstens ein Viertel lauter als der andere ist, wobei aber nicht viel darauf ankommt, ob beide Geräusche sehr laut oder ziemlich leise sind. So merkt auch das geübte Ohr erst dann, ob die Taschenuhr, welche es in 23 Fuß Entfernung deutlich ticken hört, ihm genähert wird, wenn die Annäherung wenigstens 3 Fuß beträgt. Statt des Tiktak der Uhr hat man auch das Aufschlagen von Kugeln auf Metallplatten zu diesen Versuchen benutzt (Volkmann) und gleichfalls gefunden, daß der eine Schall sicher nur dann von dem anderen unterschieden wird, wenn das Verhältniß der Intensitäten zum wenigsten wie 3 : 4 ist. Auch hier wird nie der wahre Unterschied, sondern das Verhältniß wahrgenommen. — Genauer ist nach dieser Richtung untersucht der Drucksinn und zwar zuerst von dem Nestor der deutschen Physiologen E. H. Weber, dann von Fechner, welcher, um die von ihm gefundene Gesetzmäßigkeit zu prüfen, über 25,000 Versuche über Hebung von Gewichten ausgeführt und berechnet hat. Es ergab sich mit aller nur wünschenswerthen Genauigkeit, daß auch der Drucksinn sehr wohl das Verhältniß zweier Gewichte, nicht aber den wirklichen Unterschied derselben sicher erkennt. Wenn Jemand eine große Last in der Hand hält, so merkt er es nicht, ob man eine kleine hinzufügt oder wegnimmt, welche deutlich die Empfindung der Schwere ändert, wenn die anfängliche Last klein war. Hier zeigt sich der Grenzwerth für eben erkennbare Unterschiede, die Unterschiedsconstante, sehr ungleich, je nach der Art, wie man prüft. Werden auf dem Handrücken zehn einzelne Dreier übereinander gelegt, so können drei fortgenommen werden, ohne daß die Druckempfindung abnimmt, ruht die kleine Säule aber auf der Stirn, so folgt auf die Wegnahme von einer Münze schon Erleichterung. Anders die Empfindlichkeiten anderer Hautstellen. Sie sind sehr gering im Vergleiche zu den für gehobene Gewichte erhaltenen. Für das Heben kann man bei Geübten etwa $^1/_{24}$ als Grenze setzen. Wer 24 Loth in der Hand hält, wird eben einen Unterschied merken, wenn 1 Loth hinzukommt. Wer aber 24 Pfund in der Hand hält, merkt ein Loth mehr oder weniger nicht, sondern hat eine Unterschiedsempfindung erst bei Fortnahme von etwa 1 Pfund, bei 24 Kilo erst bei Fortnahme von 1 Kilo. Immer ist die Grenze des Unterscheidbaren überschritten, wenn das Verhältniß des hinzutretenden Empfindungseindrucks zum gerade vorhandenen eine gewisse Größe nicht erreicht. Diese Größe heißt, wenn noch keine andere Empfindung als die des ruhenden Sinneswerkzeugs da ist, die Schwelle der Empfindung, wenn es sich dagegen um den eben vernehmbaren Unterschied der Stärke zweier Empfindungen handelt, die Unterschiedsschwelle.

Es leuchtet ein, daß beide Schwellen durch noch soweit getriebene Uebung nur etwas verkleinert, aber niemals beseitigt werden können, so daß man unendlich kleine Gewichtsunterschiede wahrnehmen könnte mit den Sinnen. Diese sind nur dem geistigen Auge zugänglich. Sie sind gedacht und schon wegen der zwar zum Theil sehr feinen, aber nie unbegrenzt empfindlichen Organe des Körpers schlechterdings unwahrnehmbar. Das liegt in ihrem Wesen. Denn die unendlich kleinen Unterschiede sind solche, welche zwar nicht gleich der Null sind, aber im Begriff stehen gleich der Null zu werden. Man darf nur nicht etwa der Hoffnung sich hingeben, als wenn es jemals möglich sein würde durch Vervollkommnung der Instrumente, der Wagen z. B., eine solche Größe sinnlich zu erfassen. Denn sie existirt überhaupt gar nicht in dem ganzen Gebiete des Wahrnehmbaren. Das unendliche Kleine ist ein Erzeugniß des denkenden Verstandes und wird erst auf die Natur und die Empfindung angewendet, nicht in ihr gefunden. Alle Helligkeiten und Gewichte, alle Geräusche, kurz alle Empfindungen sind von endlicher Stärke. Mit den unendlich kleinen Unterschieden der Empfindungsstärken kann man wohl rechnen, man kann sie sich denken, aber sie kommen in der fertigen Wirklichkeit nicht vor.

Nun könnte man aber meinen, daß die andere Seite des Empfundenen, die Qualität, Art, Beschaffenheit, Energie, oder wie man sonst dieses unbeschreibliche nur empfindbare Etwas nennen will, nicht wie die Intensität begrenzt, sondern unendlich feiner Abstufung fähig wäre, wenn nur die günstigsten Umstände sich ermitteln ließen. Angesichts der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Natur könnte in der That der Glaube aufkommen, es entspreche ihr eine Unendlichkeit von Empfindungsarten und damit von Wahrnehmungen, indem zwar die Grade der Stärke begrenzt aber die der Arten des Eindruckes unbegrenzt seien. Der wahre Thatbestand widerspricht einer solchen Meinung. Auch die Grade der Qualität aller Sinne sind keiner in das Unmeßbare und Unzählbare gehenden Vervielfältigung fähig. In allen Gebieten ist auch hier eine untere, eine obere und eine Unterscheidungs-Grenze nachweisbar, die bei Farben, Tönen und Temperaturen bereits ziemlich genau bestimmt sind.

Die wenigen einfachen Farben, aus welchen alle Lichtempfindung sich zusammensetzen läßt, unterscheiden sich bei gleicher Helligkeit physisch nur durch eine ungleiche Schwingungsgeschwindigkeit. Die mit kleiner Schwingungszahl stehen dem Roth, die mit großer dem Blau, die mit mittlerer dem Grün nahe. Sind nun alle einfachen Farben mit ihren Uebergängen im künstlichen Regenbogen oder Spectrum nebeneinander ausgebreitet, so ist nicht ohne nähere Prüfung zu erkennen, wo der leuchtende farbige Streifen begrenzt ist. Man kann durch geeignete Vorrichtungen in dem dunkeln Licht an den beiden Enden, wo die Schwingungen am langsamsten und wo sie am schnellsten sind, noch etwas sichtbar machen. Wenn an dem unteren Ende nach Abblendung aller Farben eine Sammlung der dunkeln Strahlen auf Kohle im luftleeren Raum vorgenommen wird, wie Tyndall es that, so glüht die Kohle und jetzt sieht man das vorher zu langsam schwingende, darum unsichtbare überrothe Licht, weil es nun schneller schwingt, durch Calorescenz. Und wenn an dem oberen Ende des Farbenspectrum die zu schnell schwingenden dunkeln übervioletten Strahlen durch gewisse Mittel,

z. B. eine Chininlösung, gehen, bevor sie in das Auge treten, so leuchten sie durch Fluorescenz, wie Stokes fand, indem sie nun langsamer schwingen. Aber in beiden Fällen kommt man sehr bald an eine Grenze, wo kein Mittel mehr ausreicht und alles dunkel bleibt, wie im geschlossenen Auge. Dies liegt daran, daß die durchsichtigen Theile des Auges, selbst wenn es an empfindenden Elementen nicht fehlen sollte, nicht genügend durchgängig sind für die Lichtstrahlen, welche am langsamsten und für die, welche am schnellsten schwingen. — Der Weg, welchen die schwingende Bewegung während der Dauer einer Schwingung zurücklegt, d. h. die Wellenlänge, gibt, da sie genau gemessen wurde, ein bequemes Mittel ab, die einzelnen Farben in Bruchtheilen des Millimeters, statt in Wörtern, und die genannten Grenzpunkte in Zahlen auszudrücken. Werden diese Grenzen möglichst weit genommen, so ergibt sich, daß alles Sichtbare in der ganzen Welt eingeschlossen ist zwischen den Wellenlängen 0,0003 und 0,0009 Millimeter. Was also Lichtstrahlen in das Auge sendet von weniger als drei und mehr als neun Zehntausendstel Millimeter Wellenlänge, wird nicht gesehen, sondern erscheint so dunkel wie das Schwarze im lichtdicht verschlossenen Auge. Außerdem ist aber auch innerhalb dieses Intervalles das Unterscheidungsvermögen für die Uebergänge der Farben ineinander begrenzt. Am besten werden die gelben und grüngelben Nüancen unterschieden. Hier ist die äußerste bisher erreichte Grenze 1000:1001, d. h. zwei Farben werden noch eben als verschieden empfunden, bei gleicher Helligkeit und Reinheit, wenn die eine $549\frac{1}{2}$, die andere $550\frac{1}{3}$ Billionen Schwingungen in einer Secunde macht, was jenem Verhältniß entspricht. Diese Bestimmung gilt aber nur für Gelb. Für alle anderen Farben ist die Unterschiedsempfindlichkeit viel geringer, am geringsten für Roth. Auch die Mischung der Farben untereinander und mit Weiß führt überall schnell an einen Punkt, wo der eine Bestandtheil nicht mehr gesehen werden kann. Wird ein Theil einer reinen Farbe mit 120—180 Theilen Weiß gemischt, so kann sie nicht mehr erkannt werden. Da also alle Lichtempfindung nach allen Seiten begrenzt ist, so folgt nothwendig, daß die Art-Zahl der Farbenempfindungen nicht unendlich groß, sondern nur sehr groß ist. Denn ihre Elemente lassen sich zählen. Dasselbe gilt für den Schall.

Die Elemente aller Geräusche und Klänge, die einfachen Tonempfindungen, sind zählbar. Die tiefsten Töne geben noch 16 bis 24 Schwingungen der Luft in einer Secunde. Man hört unterhalb 15 nichts mehr, muß sich aber zu solchen Grenzbestimmungen nur einfacher pendelartiger und sehr starker Schwingungen bedienen. Bei noch langsameren Schwingungen, 8 bis 15 in einer Secunde, wird, wenn sie sehr stark sind, nie ein einfacher (reiner) Ton gehört, sondern ein hauchendes Reibungsgeräusch, welches aus kurz dauernden, sich regelmäßig wiederholenden einfachen Tönen zusammengesetzt ist. Diese unterbrochenen leisen Geräusche sind für das Ohr, was die intermittirenden Lichteindrücke, etwa der rhythmisch flackernden Gasflamme, für das Auge sind, und können die untere Grenze aller Tonempfindung nicht hinausschieben. Auch nach oben versagt das Gehör, wenn der einfache Ton mehr als 41,000 Doppelschwingungen in einer Secunde macht, vollständig bei vielen, bei einigen, namentlich älteren, schon bei 16,000. Dieser Ton ist den meisten, die ihn deutlich hören können, schmerzhaft;

die sieben und achtgestrichenen Töne von 20,000 an sind gleichfalls höchst unangenehm und greifen das empfindliche Ohr stark an. Es ist bis jetzt nicht geglückt, die kleinste Stimmgabel noch mehr zu kürzen, so daß sie noch mehr als 40,960 Schwingungen, die dem achtgestrichenen *e* entsprechen, ausführte,*) und es ist fraglich, ob dann noch etwas gehört werden würde, weil die Theile des Ohres vielleicht nicht beweglich genug sind, darauf anzusprechen, da für viele gute Ohren die factische Grenze tiefer liegt. — Im Unterscheiden ungleich hoher Töne haben sich gleichfalls Musiker und Physiologen geübt. Für die meisten liegt die Grenze bei 1000 : 1001, d. h. zwei Töne, von denen der eine 1000, der andere 1001 ganze Schwingungen in der Secunde macht, werden beim Nacheinandererklingen eben noch vom Gleichklang sicher unterschieden. Einige Bestimmungen reichen aber weiter. So fand A. Seebeck, daß er noch sicher zwei Stimmgabeln unterschied, von denen die eine 440, die andere $439^2/_3$ Schwingungen machte. Dies entspricht dem Verhältniß 1209 : 1210. Ich habe den Versuch wiederholt und dasselbe gefunden. Ein geübtes und empfindliches Ohr unterscheidet aber, wie ich fand, jedes Mal richtig zwei gleich laute Töne, von denen der eine 1000 und der andere $1000^1/_2$ Schwingungen in der Secunde ausführt. Dieses entspricht dem Verhältniß 2000 : 2001. Damit ist aber auch die äußerste Unterscheidungsgrenze nicht erreicht. Denn wenn nicht so hohe Töne verwendet werden, lassen sich noch etwas feinere Unterschiede wahrnehmen. In den tiefen und hohen Lagen wird nicht so genau unterschieden, wie in den mittleren, und es ist die Unterschiedsempfindlichkeit am größten in dem Bereich der wenigen Töne, welche allen menschlichen Singstimmen gemeinschaftlich zukommen. Die vom Alt und Tenor leicht, vom Baß einerseits und Sopran andererseits schwerer erreichbaren Töne der eingestrichenen Octave sind hier die bevorzugten. Entsprechendes fand sich bei den Farben; denn die grünen und gelben Nüancen liegen gerade in der Mitte der natürlichen Farbenreihe des gewöhnlichen Augengebrauches, und gerade sie geben die größte Empfindlichkeit für Unterschiede.

Noch deutlicher tritt dieselbe Beziehung zu Tage bei Schätzungen von Temperaturdifferenzen. In der Region der gewöhnlichen Hautwärme, die weder warm noch kalt genannt wird, und etwas darüber läßt sich $^1/_{10}$ Grad des Thermometers deutlich fühlen, unterhalb und weiter oberhalb aber wird die Wahrnehmung sehr schnell ganz unsicher. Wasser von 5° erscheint ebenso kalt wie solches von 6°, solches von 49° ebenso heiß wie solches von 50°, beide erregen schon Schmerz. Noch weniger unterscheidet das Gefühl ein Eisstück von —10° von einem solchen von —15°, oder 90° warmes Wasser von 95° warmen.

Außerdem ist die Temperaturunterscheidung höchst ungleich entwickelt an verschiedenen Hautstellen. Wenn der Arm schon $^1/_5$° merkt, erkennt die Rückenhaut erst $1^1/_5$° Unterschied (Nothnagel). Am genauesten fallen die Bestimmungen aus, wenn man einen oder zwei Finger in ungleich warmes Wasser taucht.

Für den Geschmack- und Geruchsinn liegt die erforderliche Anzahl von Experimenten nicht vor. Jedoch läßt sich bereits mit Wahrscheinlichkeit behaupten,

*) Vergl. meine Schrift über die Grenzen der Tonwahrnehmung in: Sammlung physiologischer Abhandlungen, herausgeg. v. Preyer. 1. Heft. Jena, Hermann Dufft. 1876.

daß die kleinsten Unterschiede beim Schmecken des Salzigen, dann des Sauren und Süßen gefunden werden, zuletzt kommt der Geschmack des Bittern. Handelt es sich aber nicht um Unterschiede verschieden starker und verschiedenartig schmeckender Lösungen, sondern um die kleinsten überhaupt zur Erregung einer Geschmacksempfindung nöthigen Mengen, so nimmt das Saure und Bittere die erste, das Süße die letzte Stelle ein. Denn Strychnin schmeckt bitter in mehr als millionenfacher Verdünnung, Schwefelsäure noch in hunderttausendfacher sauer, wogegen Salz in der fünfhundertfachen Wassermenge nicht mehr und Zucker in der fünfzigfachen kaum geschmeckt werden kann, auch wenn beliebig viel der so verdünnten Flüssigkeiten gekostet wird. So bestimmt sind für den Begleiter des Geschmacks, den oft mit ihm verwechselten Geruchsinn, die äußersten Grenzwerthe nicht angebbar. Schmecken lassen sich ausschließlich nur flüssige, riechen nur gasförmige Körper. Die kleinsten Mengen der letzteren, welche gerade erkannt werden können, sind aber so klein, daß im Ernste behauptet worden ist, sie seien unendlich klein, oder wenigstens es sei unmöglich, die kleinsten Mengen riechbarer Körper anzugeben, weil sie eben zu klein seien. Allerdings wenn man erwägt, daß nur an dem Dufte einzelne Jahrgänge alter Rheinweine augenblicklich erkannt, daß die Spielarten der Rose nur durch den Wohlgeruch sofort unterschieden werden können, so könnte die Meinung aufkommen, hier lasse alle Zahlenbestimmung im Stich. Indessen für einige Fälle ist schon die Grenze ermittelt und die Erfahrung verbietet die Annahme, daß auch nur in einem einzigen Falle die Grenze schlechterdings unbestimmbar sei.

Faßt man alle derartige Bestimmungen wie die bisher betrachteten, für alle Sinne zusammen, so folgt unabweisbar, daß die eine Seite jeder Wahrnehmung, nämlich die reine Empfindung, überall von angeborenen Schranken eingeschlossen ist. Die Stärke und Art der reinen Empfindung sind nicht unendlich feiner Abstufung fähig, soviel läßt sich beweisen. Es fragt sich, ob die andere Seite jeder Wahrnehmung, Raum und Zeit, sich anders verhalten.

Da die möglichen Arten aller Empfindung und die Abstufungen ihrer Stärke beschränkt sind, so kann die thatsächliche Mannigfaltigkeit alles Erlebten, so kann die verwirrende Fülle aller Erscheinungen der wahrgenommenen Welt nur durch ungleich sich wiederholende Anordnung des Materials der Empfindung in der Zeit und im Raume bedingt sein, und daß die ganze große wechselvolle Wirklichkeit, und mit ihr das Interesse jedes Einzelnen am Leben, schließlich auf der Wiederholung einfacher Empfindungen in immer anderer Reihenfolge d. h. in immer anderer räumlicher und zeitlicher Vertheilung beruht, kann nicht bezweifelt werden. Aber mit der Anerkennung dieser Unbestimmtheit in der räumlichen und zeitlichen Anordnung ist nichts ausgesagt über die Wahrnehmung von Zeit und Raum selbst. Der Gedanke reicht wol unermeßlich weit, aber die gewöhnliche Erfahrung und die wissenschaftliche Beobachtung lehren, daß die Sinne überall weit hinter ihm zurückbleiben. Ueberall und immer sind die einzelnen Dinge begrenzt in der Erfahrung in der wirklichen Welt, und doch drängt sich unwiderstehlich der Begriff des Unendlichen und Ewigen ein, sowie die Zeiten und Räume sehr groß oder sehr klein werden. Wie klein und wie groß sind nun die kleinsten

und größten Zeiten und Entfernungen, welche überhaupt noch wahrgenommen werden können?

Man ist, um die Zeit zu messen, glücklicherweise nicht mehr auf die ganz trügerische, subjective Schätzung oder die Zählung der Herzschläge und Athemzüge angewiesen, vielmehr dient vorzugsweise das Pendel und die Bewegung der Erde zur Eintheilung der Zeit. Aber auch die allerbesten Instrumente geben immer nur eine Annäherung und keine vollkommene Genauigkeit. Zur Messung der Zeit, welche die Granate im Geschützrohre braucht, um von der Ladestelle bis zur Mündung des Laufes zu eilen, sind Uhren construirt worden, die bis zu ein Milliontel Secunde angeben. Schon vor 30 Jahren hat Wheatstone mit seinem elektromagnetischen Chronoskop die Zeit direct bestimmt, welche für eine Kugel erforderlich ist, um nur 1 Zoll hoch herabzufallen, ja man kennt sogar die Dauer des elektrischen Funkens, welche je nach der Stärke zwischen 7 und 29 Milliontel Secunde beträgt (mit einem Fehler von weniger als 1 Milliontel Secunde nach Lucas und Cazin 1869), und auch die Dauer des Gedankens ist bestimmt worden, aber alle diese Messungen sind nur angenähert richtig, wie alle Messungen, welche wirklich ausgeführt werden. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß es gelingen werde, später immer kleinere Zeittheilchen genau zu messen, ohne daß ein Ende absehbar sei. Aus zwei Gründen ist eine solche Meinung unhaltbar. Erstlich kann es niemals gelingen, vollkommen fehlerfreie, d. h. mathematisch genaue Instrumente herzustellen, weil durch die Bedingungen der Construction jeder Uhr nothwendig Fehler eingeführt werden, die der Natur der Sache nach nicht vollständig, sondern nur annähernd corrigirt werden können. Der Einfluß der Temperatur, Feuchtigkeit, der Reibung, Erschütterung lassen sich zwar zum größten Theil unschädlich machen, aber nicht ganz, selbst wenn eine Garantie dafür gefunden werden könnte, daß alle Fehlerquellen bekannt sind. Eine solche fehlerfreie Uhr existirt nur in der Idee. Aber angenommen selbst, es gebe ein Chronoskop, das mit absoluter Genauigkeit die Zeit bis auf eine Trilliontel-Secunde genau eintheilte, so würde doch eine solche Anzeige unzuverlässig sein, weil — und dies ist der zweite Grund — immer Menschen dazu gehören, um das Instrument zu handhaben. Auch bei der denkbar größten Geschicklichkeit ist aber Niemand im Stande, die Muskeln des Armes und Auges so vollkommen zu beherrschen, wie es ein solcher Apparat verlangen würde. Auge, Ohr und Hand sind, so Erstaunliches sie auch leisten, keineswegs fehlerfrei. Schon die Ablesung der Zeit, vor allem die Einstellung der Uhr, wird durch den Beobachter selbst fehlerhaft, und die Fehler betragen mehr, als der zu messende Bruchtheil, wenn dieser sehr klein wird. Sollen zwei Zeiten mit einander genau verglichen werden, so muß für beide die Uhr und der Beobachter durch die Arbeit selbst nicht verändert werden, sonst können sie nicht gleichmäßig correct arbeiten. Bliebe nun auch der Apparat nach der ersten Messung unverändert, so würde doch der Beobachter sich verändern und zwar um so viel, daß so kleine Zeiten, wie etwa die Dauer einer Lichtschwingung, schlechterdings nicht direct wahrgenommen werden können. Man kann sie mit großer Annäherung berechnen, mit ihnen rechnen, aber nicht sie unmittelbar wahrnehmen wie die Schwingung des Secundenpendels. Ohne Instrumente kann durch das specifische Organ des

Zeitsinns, das den Tact und Rhythmus in bewundernswerther Weise markirende Ohr, die Erkennung kleiner Zeittheile auch nicht soweit getrieben werden, da das Unterscheidungsvermögen, wie vorhin dargethan wurde, eine bestimmte Grenze hat. Dasselbe gilt für das Auge, welches nicht einmal zwei Blitze zwiefach wahrnimmt, wenn auch der eine $^1/_{50}$ Secunde später als der andere erscheint.

Für die Unsicherheit im Messen kleinster Zeittheile entschädigt nicht eine größere Sicherheit im Großen. Denn wenn auch in der That die astronomischen Zeitbestimmungen höchst genau und zuverlässig sind, man z. B. weiß, daß ganz gewiß alle künftigen Venusdurchgänge bis in das fünfte Jahrtausend nur in den Monaten Juni und December stattfinden werden, so können derartige Berechnungen doch nicht auf Millionen von Jahren mit gleicher Zuverlässigkeit ausgedehnt werden, weil keine Bürgschaft existirt, daß in so langer Zeit nicht unbekannte Störungen auftreten, die entweder neu entstehen, oder, schon vorhanden, erst in vielen Jahrtausenden merkbar werden könnten. Die Geschichte der Astronomie gibt genug Zeugnisse dafür, daß diese Garantie fehlt. Daher sind auch die Prophezeihungen über das Schicksal der Welt oder auch nur der Erde, obgleich sehr berühmte Namen sich neuerdings an sie knüpfen, durchaus in die Luft gebaut. Es gibt Infusionsthierchen, welche in einem Nachmittage sich um das Hunderttausendfache vervielfältigen können. Wäre ein in der Dämmerung geborenes Wesen der Art mit menschlicher Intelligenz begabt, so würde es aus der zunehmenden Dunkelheit während der halbstündigen Dauer seines Lebens schließen können: da ich und alle meine Zeitgenossen und meine Vorfahren bemerkt haben, daß es während unseres Daseins immer dunkler wird, so muß in einer gewissen Zukunft die ganze Welt in ewige Nacht gehüllt sein. Ein solcher Fehlschluß, der den Sonnenaufgang vergißt, ist ziemlich ähnlich der Folgerung: daß in einer gewissen Zukunft alle Körper der Welt dieselbe Temperatur haben werden, was einem allgemeinen Welttode gleich käme. Man darf aus den paar Dutzend Jahrhunderten, in denen beobachtet worden ist, nicht auf Millionen Jahrhunderte hinaus schließen und von dem winzig kleinen Raum, in dem beobachtet wird, nicht auf das unermeßliche Weltganze.

Denn Entsprechendes wie von der Zeit, gilt vom Raum im Kleinsten und Größten. Sehr scharfsinnige Männer haben sich dem Gedanken hingegeben, daß eine immer weiter gehende Vervollkommnung der Vergrößerungsgläser auch eine unabsehbar weitgehende Wahrnehmung des Kleinsten herbeiführen werde. Und in der That, die großartigen Leistungen der Riesenteleskope und der Mikroskope in den jüngst vergangenen Decennien schienen eine solche Hoffnung zu nähren. Aber die gleichfalls bedeutend fortgeschrittene Theorie der optischen Instrumente hat neuerlichst mit Bestimmtheit erwiesen, nicht nur daß, sondern auch welche Grenzen der Vergrößerung gesetzt sind. Professor Abbe in Jena hat festgestellt, daß die überhaupt brauchbare Vergrößerung bereits in vielen Fällen thatsächlich überschritten wurde, indem er darthat, daß, was man bei 2000facher Vergrößerung sicher sieht, auch bei 800facher gesehen wird, was man aber mehr zu erkennen glaubt, nicht mehr Abbild des vergrößerten Gegenstandes ist, sondern durch die Beugung des Lichtes zu Stande kommt. Diese Entdeckung ist um so sicherer, als Professor Helmholtz zu demselben Resultate gelangte. Auch er spricht

es mit Entschiedenheit aus, daß die mit zunehmender Vergrößerung wachsende Dunkelheit und Beugung des Lichtes aller mikroskopischen Wahrnehmung eine unübersteigliche Schranke setzt. Die Theorie ergab beiden Forschern, daß man nicht weiter kommen kann, als bis zur Unterscheidung zweier Punkte, deren Abstand gleich ist der Wellenlänge des Lichts bei gerader, und der Hälfte derselben bei schräger Beleuchtung. Also kleinere Entfernungen als ein zwei- bis viertausendstel Millimeter darf man, wenn nicht die ganze Optik umgeworfen wird, mit dem Mikroskop zu sehen nicht hoffen. Alle Angaben, welche weiter reichen, beruhen auf Täuschungen. Diese Thatsache ist von immenser Tragweite. Denn es ist klar, daß nun alle Messungen der Schwere, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität oder was sonst man messen mag, wobei das Auge schließlich die Messung vornimmt oder vollendet, nur bis zu einem gewissen bestimmbaren Grade verfeinert werden können. Die alte traumhafte Hoffnung, dermaleinst nicht mehr theilbare, einfache oder Urkörperchen zu sehen, zerfließt vollends in Nichts, da sogar die Theilmaschinen ebensoweit, wenn nicht schon weiter als die Wahrnehmbarkeit reichen. Denn Nobert konnte bereits 10,000 Striche innerhalb einer Pariser Linie mit Diamant auf Glas schneiden.

Besonderes Interesse erhält diese Grenzbestimmung, wenn man sie vergleicht mit der Messung der kleinsten Gegenstände, die durch das unbewaffnete Auge eben noch erkannt werden können. Zuverlässigen Berichten zufolge sind in klaren Nächten des sibirischen Nordens die Trabanten des Jupiter mit bloßem Auge gesehen worden (Wrangell). Solche Beobachtungen und viele Hundert physiologische Experimente konnten früher mit den anatomischen Messungen der Augentheile nicht in Einklang gebracht werden. Jetzt ist aber die Uebereinstimmung vollkommen, seitdem Max Schultze die Größe der kleinen Mosaikfelder der Netzhaut, d. h. der äußersten Endflächen derjenigen zapfenförmigen Sehnervenenden, welche an der Stelle des deutlichsten Sehens liegen, genauer ermittelt hat. Er fand den Durchmesser der kleinsten Felder gleich 0,0005 bis 0,0007 Millimeter, also beiläufig gleich der Wellenlänge des Lichtes. Nun lehrt die Physiologie des Sehens, daß von einem solchen Element stets nur ein Eindruck wahrgenommen werden kann, auch daß zwei Nachbarelemente von je einem Lichtpunkte getroffen nur einen einfachen Eindruck geben, welcher gleich ist dem Eindruck durch Erregung der Grenze zwischen beiden durch einen Lichtpunkt. Folglich müssen auch die allerkleinsten eben noch sichtbaren Abstände gesehener Dinge, mögen sie nahe oder fern sein, zwei Sterne oder zwei Spinngewebsfäden, zwei Punkte oder zwei Linien trennen, im Bilde auf der Netzhaut zum Mindesten ein Element umspannen, d. h. also mindestens doppelt so groß sein, als die Wellenlänge des Lichts. In der That entsprechen alle Bestimmungen, welche besonders zahlreich von Volkmann ausgeführt wurden, dieser Anforderung, wie eine kritische Zusammenstellung mir gezeigt hat. Denn auch die allerkleinsten erkannten Abstände der Punktbilder auf der Netzhaut sind, selbst nach Abrechnung der Zerstreuungskreise größer, als 0,0011 Millimeter. Nur durch anhaltende Uebung werden diese äußersten Grenzen erreicht. Kinder, bei denen die Netzhautelemente etwas kleiner als bei Erwachsenen sind, scheinen sie jedoch ohne besondere Uebung leichter als diese wahrnehmen zu können.

Alle anderen Sinne stehen hinter dem Sehsinn in Bezug auf räumliche Wahrnehmung zurück. Bemerkenswerth ist indessen, wie außerordentlich geringe Unterschiede in der Dicke von Drähten, Fasern, Glasplatten, sogar Coconfäden, mittels des tastenden Fingers erkannt werden können. Hierüber muß noch viel experimentirt werden, desgleichen über die eben unterscheidbaren Winkelgrößen, Krümmungen von Linien und Flächen. Auch die langsamste und die schnellste eben wahrnehmbare Bewegung ist noch genauer festzustellen und die Zahl der Punkte, die in einem Blick, oder in der kürzesten zum Sehen eben erforderlichen Zeit, oder bei instantaner Beleuchtung durch den elektrischen Funken gezählt werden können. In Betreff der Bewegung ist bekannt, daß man den Minutenzeiger einer Taschenuhr gerade noch direct sich bewegen sehen kann, den Stundenzeiger nicht. Die abgeschossene Pistolenkugel kann Niemand direct durch die Luft fliegen sehen, ebenso Niemand das Wachsen des Grashalms unmittelbar wahrnehmen. Die eine Bewegung ist zu schnell, die andere zu langsam. In Betreff der in einem Momente zählbaren Punkte ist der Einfluß der Anordnung beachtenswerth. Sind sie unregelmäßig vertheilt, so wird es, wie ich fand, auch nach anhaltender Uebung und bei der höchsten Anspannung der Aufmerksamkeit sehr schwer 25 bis 30 Punkte annähernd richtig zu zählen. Nur der bekannte Rechenkünstler Dahse traf jedesmal richtig in einem einzigen Augenblicke bis zu 33. Sind aber die nur für den einen Blick momentan beleuchteten Punkte symmetrisch geordnet, so lernt man ohne besondere Anstrengung fehlerfrei noch mehr auszufassen, wie geübte Domino- und Kartenspieler. Derartige Messungen des Anschauungsvermögens lassen sich auch auf das Große übertragen.

Schon Mancher versuchte vergebens die Sterne am Himmel zu zählen. Aber selbst wenn die Annahme Argelanders eine richtige Annäherung gäbe, daß man mit dem unbewaffneten Auge 4 bis 5 tausend Sterne sieht und, wie Heis meint, mit Fernröhren alles in allem anderthalb Milliarde gesehen werden, so wäre begreiflicher Weise damit nichts anderes ausgesagt über die wirkliche Zahl der im Weltraume schwebenden Körper, als daß sie größer ist. Schon die Thatsache, daß nur Körper von einer gewissen Lichtstärke, die größer als die Lichtstärke des Augenschwarz sein muß, überhaupt Lichtempfindung erregen, macht es klar, daß die in unmeßbarer Ferne befindlichen schwach leuchtenden Sterne nicht gesehen werden können. Aus diesem Grunde erscheinen die Zwischenräume zwischen den Sternen dunkel. Daher ist die Meinung unzulässig, daß die Zahl der Himmelskörper eine begrenzte sei, weil sonst das Firmament überall von ihrem Lichte erglänzen müßte. Sir John Herschel ermittelte auf Grund seiner photometrischen Untersuchungen, daß eben noch sichtbare Sterne der Milchstraße 2000 Jahre gebrauchen, um den ersten Lichtstrahl, das Zeichen ihres Daseins, den Erdbewohnern zuzusenden. Legt das Licht 42000 Meilen in der Secunde zurück, so ergibt sich hieraus eine Entfernung von weit über $2^1/_2$ tausend Billionen Meilen. Für einige deutlich zu sehende Nebelsterne sind seitdem noch viel größere Entfernungen berechnet worden, nämlich bis gegen $13^1/_2$ Trillionen Meilen oder 300000 Sternweiten, so daß man schließlich an Sterne kommt, deren Lichtstrahl soviel Zeit braucht zur Erde zu reisen, daß sie selbst längst nicht mehr sind, wenn sie gesehen werden. Und Niemand kann die Möglichkeit

leugnen, daß es dunkle Weltkörper, erloschene Himmelslichter in ungemessener Ferne und in unzählbarer Menge gibt.

Sowie man ernstlich versucht für das Ganze Grenzen zu finden, so findet man keine. Aber der schon von Aristoteles gehegte Gedanke, daß die wirkliche Welt nicht unendlich groß sei, läßt sich dennoch schlechterdings nicht beseitigen. Ganz sicher ist nur, daß die Welt für menschliche Wahrnehmung unbestimmt groß, ist. Der Seemann auf hohem Meere, wenn er in der nebligen Ferne die ersehnte Küste nicht erkennen kann, sagt darum nicht, das Meer sei unendlich groß und wenn er bei klarer Luft am Horizonte den Saum des Wassers gewahr wird, behauptet er nicht, jene Linie sei das Ende des Meeres. So auch der Forscher auf dem Ocean des Wissens, wenn er sich umsieht und sucht, wo er beginnt und endet. Den entferntesten gesehenen Stern wird Niemand für das Ende der Welt erklären und doch darf sie nicht als unendlich groß bezeichnet werden. Das wäre zu viel gesagt. Denn das Unendliche widerstreitet der vollendeten Wirklichkeit im Großen wie im Kleinen. Es findet sich nirgends in der wahrnehmbaren Welt, ist immer nur ein Werdendes, also ein Erzeugniß des Denkens, denn nur das Gewordene ist wahrnehmbar.

Gerade diese Producte des reinen Verstandes aber, die höheren Begriffe, zu denen vor Allem der Unendlichkeitsbegriff gehört, sind es, welche aller durch die Begrenztheit der sinnlichen Wahrnehmung bedingten Unbestimmtheit gegenüber bleiben. Als unzerreißbare Richtschnur, als entscheidende Instanz, gegen die kein Appell ist, steht fest, in allem Wandel die unbestechliche logische Kraft des Verstandes, das selbständige Denken. Wol ändern sich die Theorien, sie schmelzen dahin vor der fortschreitenden Aufklärung wie der Schnee den stärkeren Strahlen der Frühlingssonne weicht, die Urtheile wechseln im Laufe der Jahrhunderte, wie im Leben des Einzelnen, aber das Urtheilen selbst ist immer dasselbe gewesen. Verdunkelt, von den Wolken des Irrthums umhüllt, kann zeitweilig die Vernunft sein, aber wenn sie sich in dem Gewitter einer großen Entdeckung blitzgleich durch das Gewölk Bahn bricht, ist es immer dieselbe erhabene Klarheit, durch die sie sich kennzeichnet. Es gibt eben nur Ein logisches Denken. Und hierin liegt der Schwerpunkt aller wissenschaftlichen Thätigkeit. Mögen die Schranken der Sinnlichkeit noch so eng gezogen sein, sich mit der Umbildung der Organismen im Laufe der Generationen erweitern oder nicht, weit über sie erhebt sich der Gedanke, und fern davon durch die Erkenntniß seiner selbst entmuthigt zu werden, empfindet der strebende Geist nur um so größere Genugthuung, je genauer er selbst die Leistungsfähigkeit seiner ererbten organischen Instrumente bestimmt. Ein Nachlaß der Spannkraft des ernsten Forscherthums kann aus dem Grunde schon nicht eintreten, weil der Umfang des Wahrgenommenen niemals so groß wird, wie der des wahrnehmbaren Unbekannten. Denn mit der Zunahme des Wissens wächst auch die Fragethätigkeit, und es scheint in der Natur des Menschengeistes tief begründet zu sein, daß er viel mehr Probleme zu stellen, als zu lösen vermag. Das Erwachen des Intellectes beim Kinde äußert sich mehr im Fragen als im Finden, und seine Unermüdlichkeit nach Allem und Jedem neugierig zu forschen, hört nicht auf, wenn es auch später die Fragen für sich behält. Die Dinge, nach denen gefragt wird, sind

nur für den Erwachsenen andere, und während der Knabe sich abfertigen läßt mit den ausweichenden Antworten der Mutter, behauptet der entwickelte Verstand, daß es gar nichts gibt, was ihn nicht anginge. Hieraus entspringen dann die Wissenschaften, deren Fortbau schon darum durch alle Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung nicht aufgehalten werden kann, weil dieser selbst es ist, der immer neue Räthsel, neue Wahrheiten und neue Zweifel zu Tage fördert, indem er alte Räthsel löst, alte Wahrheiten erweitert und alte Zweifel ausmerzt.

Wer aber trotz dieser Fortentwickelung nur klagend an die Thatsache der eigenen Endlichkeit sich gewöhnen mag, der findet Trost in der schrankenlos schaltenden Phantasie. Alle Grenzen durchfliegend, die Schwere der Erde nicht achtend, Welten schaffend und vernichtend führt sie empor in das Reich der Dichtung. Eben darum ist ihre Domäne nicht mehr die Wissenschaft, sondern die Kunst.

Ueber die Bedeutung der zoologischen Station in Neapel für die Lösung zoologischer Probleme.

Von

Dr. **Anton Dohrn.***)

Der Darwin'schen Lehre ist es gelungen, die ganze intellectuelle Welt in Aufregung zu versetzen und in die Anschauungsweise fast aller Denkenden entscheidend einzugreifen. Es darf also wol Niemand Wunder nehmen, daß zunächst und am stärksten diejenige Wissenschaft von der Bewegung betroffen worden ist, auf deren eigenstem Gebiet diese große Gedankenwelt ihren Ursprung und ihre Reife gefunden hat: die Zoologie.

Noch vor zwanzig Jahren war die Zoologie eine wissenschaftliche Macht zweiten, ja vielleicht dritten Ranges, und die Beschäftigung mit ihr erschien den Meisten wie ein Idyll. Der stete Umgang mit der belebten Natur, die glänzenden Farben der Vögel und Insecten, die in den Museen und Sammlungen paradirten, auch wol jenes schleierhafte Dunkel, das über dem Leben der kleinsten Organismen lag und sich nur durch das Mikroskop dem stillen Beschauer offenbarte — Alles das wirkte zusammen, der Zoologie als Wissenschaft in der öffentlichen Meinung nur einen untergeordneten Rang einzuräumen. Besondere Großthaten erwartete Niemand von ihr, man erkannte aber ihr fleißiges Arbeiten an, und hin und wieder freute man sich, den Reichthum und die Wunder der Organismenwelt anzustaunen, denen begegnete, wer in die großen Museen, oder in die zoologischen Gärten ging.

Das ist mit einem Schlage anders geworden, seit dem denkwürdigen Jahre 1859, da zuerst Darwin's Buch vom Ursprung der Arten erschien. Man kann heute keine Zeitschrift politischen oder theologischen Inhalts, kein philosophisches oder historisches Compendium mehr aufschlagen, ohne überall den Ideen der Darwin'schen Theorie zu begegnen. Ist doch der „Kampf um's Dasein" gar schon auf die Sternenwelt übertragen worden, die „natürliche Auslese" spielt eine wichtige Rolle in der Sprachwissenschaft, die „prähistorische" Geschichtsforschung ist geradezu ein Kind der Darwin'schen Theorie, und von der Chemie behauptet man oft genug, sie erwarte erst „ihren Darwin".

---

*) Wir reproduciren hier, in seinen Hauptzügen, den Vortrag, welchen Herr Dr. Anton Dohrn, der Begründer und Leiter der zoologischen Station in Neapel, am 6. November 1875 vor der geographischen Gesellschaft in Berlin gehalten hat.

Die Redaction der „D. R."

So ist denn auch das frühere Stillleben der Zoologie geschwunden und an seine Stelle ist ein fast fieberhaftes Wesen getreten. Das sichere Aussehen der Systematik, die scheinbar für immer gewonnenen Basen der Classification, die sich auf die Combination faunistischer, anatomischer und embryologischer Elemente stützte, die unentwegt fortschreitenden Studien der vergleichenden Anatomie, — all' das ist plötzlich in gewaltige Bewegung gerathen. Der wissenschaftlichen Behandlung der neu aufgeworfenen Probleme ein Hilfsmittel von bisher unerreichter Vollständigkeit und den darauf gerichteten Studien ein Beobachtungs- und Versuchsfeld zu bieten, welches durch die Gunst der Umstände ganz besonders bevorzugt: das war der leitende Gedanke, welcher zu der Errichtung der zoologischen Station führte.

Das Gebäude der zoologischen Station ist mitten in der Villa Reale von Neapel errichtet, in allernächster Nähe des Meeres. Eine Röhrenleitung verbindet die großen im Souterrain befindlichen Reservoire mit dem Meere, und mittelst einer Anzahl von Pumpen, die von Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, circulirt das Seewasser durch das ganze Gebäude. Die Höhe desselben über dem Erdboden beträgt 50 Fuß, seine Front gegen Osten und Westen 70 Fuß, die Front nach Norden und Süden 100 Fuß. Da es ganz frei gelegen ist, so empfängt es Licht und Luft von allen Seiten, in der Mitte befindet sich zudem noch ein Lichthof, der von einem Glasdach bedeckt ist. Mächtige, über 30 Fuß hohe Loggien umgeben die obere Etage von Westen, Süden und Osten, während auf der Nordseite, die der Sonne nicht ausgesetzt ist, der ganze verfügbare Raum eingeschlossen und zu Laboratorien umgewandelt ist.

Die untere Etage bildet das große Aquarium der Anstalt, das dem Publicum geöffnet ist, zugleich aber den Naturforschern als ein hochwichtiges Beobachtungsfeld der Lebensweise vieler Seethiere dient. Seitdem das Aquarium des Hamburger zoologischen Gartens unter der Leitung von A. W. Lloyd Epoche machte, sind Aquarien wie zoologische Gärten eine Art von Bedürfniß für das öffentliche Leben großer Städte geworden. Ganz besonders ist das der Fall in England, wo fast alle bedeutenderen Städte und Seebäder Aquarien in allergrößtem Stile angelegt haben. Da ist zunächst das Crystall-Palast-Aquarium, wiederum errichtet und geleitet durch Mr. Lloyd, das auch hier durch seine glänzenden finanziellen Erfolge zur Nachfolge anspornte, dem aber jetzt in London selbst ein gewaltiger Concurrent in dem Royal-Aquarium in Westminster erwächst. Manchester, Liverpool, Brighton vor Allen, Margate, Southport, Yarmouth, Scarborough, Rothesay — alle besitzen Aquarien, zum Theil in riesigen Dimensionen. Auch der Continent ist nicht zurückgeblieben. In Arcâchon und Hâvre, in Brüssel, im Haag sind Aquarien theils im Betrieb, theils im Bau begriffen; in Cöln, Hamburg und Berlin besitzt Deutschland in Größe und Ausstattung sehr verschiedene Anstalten der Art, Frankfurt a. M. trägt sich mit dem Plane, eine vierte zu bauen. Ein Aquarium in Kopenhagen hat sich leider nicht halten können, das große Wiener Institut im Prater soll auch bedeutenden Schwierigkeiten begegnen, und verschiedene Versuche, in Rußland Aquarien anzulegen, sind immer noch mißlungen.

Dem gegenüber ist das Aquarium der zoologischen Station in Neapel nicht nur durch seinen Charakter als Glied einer wissenschaftlichen Anstalt ausgezeichnet, es übertrifft auch alle übrigen weit an Reichthum und Schönheit der in seinen zahlreichen Bassins befindlichen Seethiere. Ist das mittelländische Meer schon an Mannichfaltigkeit und Farbenpracht der in ihm enthaltenen Seegeschöpfe das reichste der europäischen Meere, so ist der Golf von Neapel besonders günstig für die Anlage eines Aquariums, da in ihm die Fischerei eine sehr hohe Ausbildung gewonnen hat und die Configuration der Küsten und die Beschaffenheit des Meeresgrundes eine Abwechslung besitzt, wie sie wenig andere Küstenstrecken Italiens aufzuweisen haben.

So gewähren denn auch die Bassins des Aquariums ein Abbild des Thierlebens im Meere, wie es in gleicher Vollendung kein anderes continentales oder britisches Aquarium geben kann. Große und kleine Fische in den bizarrsten Formen und von

der höchsten Farbenpracht schwimmen zu Tausenden darin umher, die merkwürdigen elektrischen Rochen und die gefräßigen Muränen, die jener alte Römer in seinen Fischteichen mit Sklavenfleisch fütterte, der ungefüge Sonnenfisch und das Seepferdchen — sie sind alle, wenn die Jahreszeit sie in den Golf bringt, auch im Aquarium der zoologischen Station vertreten. Seeschildkröten und gewaltige Hummer, die großen Tritonshörner und farbenprächtige Nacktschnecken, Seeigel und Seesterne, die über einen Fuß im Durchmesser halten, kriechen zu Dutzenden an den Felswänden der Bassins umher, und schmücken die grauen, dunklen Flächen und Zacken mit glühendem Roth oder mit dem Glanz ihrer violetten und rosenrothen Stacheln. Sepien halten sich in dunklen Winkeln verborgen und stoßen ihre schwarzen Tintenwolken aus, wenn ihnen ein Feind zu nahe kommt, Schwärme von Calmaren schwimmen wie ein Flug von Vögeln in ihrem Behälter auf und ab, und die mächtigen Kraken, deren wunderbare Bewegungen die Aufmerksamkeit der Zuschauer am meisten fesseln, treiben ihr sonderbares Wesen in einem großen Bassin, in dem sie außer ein paar Fischen keinen andern Bewohner dulden. Die Edelkoralle und zehn andere nicht weniger schöne Korallenarten führen die Laien immer und immer wieder in Versuchung, sie für Meerespflanzen zu halten; ein Bassin voll Röhrenwürmer entlockt den Beschauern den Ruf: ein Palmenwald im Kleinen! und die zarten, durchsichtigen Medusen, die schillernden Rippenquallen und Venusgürtel, die merkwürdigen transparenten Mollusken — sie alle machen, daß das Aquarium der zoologischen Station die Märchenwelt von Tausend und Eine Nacht emporsteigen läßt, und die Sagen von verzauberten Königskindern, von paradiesischen Gärten und entzückenden Grotten auf tiefem Meeresgrunde wieder belebt, die, von den Märchenbüchern aller Völker erzählt und — ach, nur von den Kindern noch geglaubt werden.

Wir haben nicht mehr darnach zu fragen, ob Wissen glücklich macht oder nicht; wir müssen uns dabei beruhigen, daß es nothwendig, daß es unvermeidlich ist, und daß wir unbegreiflichen Gesetzen gehorchen, wenn wir es fort und fort ausdehnen. Ob der Entwicklungsproceß des menschlichen Geistes jemals zum Stillstand kommt, ob die fortgesetzte Offenbarung, die uns aus der Wissenschaft und Kunst tagtäglich zu Theil wird, je ein Ziel erreicht, und welches dieses Ziel ist: das wird uns unerkennbar bleiben, wie alle letzten Fragen. Aber zwischen Anfang und Ende, zwischen prima causa und causa finalis liegt ein unendliches Gebiet von erkennbarer Wahrheit mitten inne, und ihrer Erforschung weiht sich der wissenschaftliche Sinn, ihre Verkündigung unternimmt der ahnende Geist des Philosophen und Dichters.

Ein schwerwiegender Antheil an dieser Arbeit ist der Zoologie zugefallen. Seitdem die Descendenztheorie ihr die neue Gestalt gegeben hat, in der sie jetzt erscheint, soll sie uns nicht nur, wie früher, die unzählbaren Gestalten der Geschöpfe nach Gestalt und Farbe kennen lehren, soll uns nicht allein ihre Unterschiede in Worte fassen, sondern sie soll uns darüber aufklären, wie es gekommen ist, daß so unzählbare Gestalten überhaupt existiren, und warum sie von einander unterschieden sind. Wir verlangen von ihr, daß sie uns das ungeheure Drama des Lebendigen, das die dichtende Natur täglich vor unsern Augen aufführt, begreiflich mache; daß sie uns die Leidenschaften, die Motive, die Situationen enthülle, welche hier hoffnungsvolles Gelingen, dort tragischen Untergang bewirken. Wir wollen mit faustischem Drange den Schleier lüften, der sie verhüllt, und wir hoffen, daß das Begreifen der Vergangenheit und die Erkenntniß der Gesetze, denen alles Leben gehorcht, uns dazu befähigen soll, wenigstens in den rohesten Umrissen ein Schattenbild der Zukunft zu gewahren.

Das klingt ungemessen, ja vermessen. Und doch kann nichts Andres der Inhalt, nichts Andres das Resultat des Forschens nach den Gesetzen des Lebens sein. Sind doch Forschen und Dichten nichts weniger als einander ausschließende Gegensätze! Gehört doch zu vollem Gelingen in Kunst wie in Wissenschaft gleiche Kraft der Phantasie wie der Kritik, schöpferischer Intuition wie feinfühlender Beobachtung. Der Dichter, der sich nicht Rechenschaft zu geben weiß, von jeder Wendung der

Sprache, von jeder Situation, die er einführt, von der Tragweite jedes Charakterzuges, die er seinen erdichteten Gestalten verleiht, mag Talent haben, und vielleicht Erfolge unter seinen Mitlebenden erringen, aber die Zukunft wird ihn nicht anerkennen, und zu den großen Offenbarern der Welt und des Herzens wird er nicht gehören. Ebensowenig aber der Forscher, der sich darauf beschränkt, Thatsachen festzustellen, ohne zu wissen und darnach zu fragen, welchen Werth sie für die Erkenntniß jenes großen Zusammenhanges haben, den wir vorher als ein Drama der Natur bezeichneten. So gut wie dem Dichter muß dem Forscher eine Ahnung, ein Abbild dessen, was er sucht, vorschweben, das ihn in seiner Forschung leitet, das ihm sagt: hier liegt die Entscheidung, das ist der Wendepunkt! Die Ahnung mag trügen, das Abbild sich als Chimäre ergeben, — der Kritik wird zustehen, darüber zu urtheilen. Aber trifft es die Wirklichkeit, wenn auch nur in den größten Zügen, so wird es sich unter den Händen des Forschenden wie ein Poëm ausgestalten. Im Sprunge wird er viele Resultate erhaschen, die so lange verborgen und begraben lagen unter einem Wust falscher Auffassungen, herrschender Vorurtheile. Fortgesetzt wird er den intuitiven Proceß durch Kritik, das kritische Suchen durch Intuition zu erweitern streben, das Resultat anticipirend wird er beobachten, und die Beobachtung wird ihm neue Vermuthungen gewähren. So aber arbeitet auch der Dichter. Welcher dramatische Charakter wäre geschaffen, ohne daß der Dichter von der Situation auf die psychologische Motivirung, und von dieser auf jene verwiesen worden wäre? Und wie der Dichter uns den Nachweis der psychologischen Nothwendigkeit schuldet, so schuldet uns der Forscher, und in unserm Falle der Zoolog, der es unternimmt, uns die Vorwelt auf die Bühne zu führen, um uns aus ihr die gegenwärtige Welt begreifen zu lehren, die physiologische Motivirung der Gestalten, ihrer Rückwirkung auf einander und ihrer Bedingtheit durch die Situationen, unter denen sie erscheinen, in denen allein sie aber auch so erscheinen können, wie wir sie sehen.

Es ist uns nicht genug, zu wissen, daß Käfer und Schmetterlinge fliegen können, Krebse aber nicht, — wir wollen auch wissen, warum es so ist. Wir wollen hören, daß die Entwicklung von Flugorganen bei den letzteren unmöglich ward, weil irgend ein andres Ereigniß eintrat, das damit nicht bestehen konnte. Andrerseits wollen wir aber auch zu begreifen suchen, wie die Situation beschaffen war, welche den Insecten Flügel gab, und welche sonstigen Veränderungen in ihnen durch dies Geschenk der Natur herbeigeführt wurden. Wie aber schlechte oder mittelmäßige Dichter Gestalten schaffen, die Alles eher sind als psychologisch-wahre oder mögliche Charaktere, wie unzählige Romane nur darauf ausgehen, die allererstaunlichsten Ereignisse ohne alle Rücksicht auf innere Wahrheit an einander zu reihen, so ist es auch eine naheliegende Gefahr, daß bei den Constructionen vergangener Lebensepochen die physiologische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit gröblich verletzt wird.

Und doch kommt auf die physiologische Wahrheit so sehr viel an. Wir können unzählige Vermuthungen über die Beschaffenheit ausgestorbener Geschöpfe haben, können jede beliebige genealogische Linie ziehen, wenn wir nicht daran gebunden wären, Anfangs- und Endpunkt dieser Linien durch physiologisch mögliche, physiologisch motivirte Gestalten zu verknüpfen. Diese Gestalten sind freilich selbst dann noch nicht bestimmt, wenn sie überhaupt physiologisch möglich sind: sie müssen noch einer andern Anforderung genügen. Wir besitzen nämlich von fast allen Geschöpfen unsrer Erde ganz kurze, oft bis zum Unkenntlichen verdorbene genealogische Urkunden, die jedem Geschöpf bei seiner Erzeugung mit auf die Welt gegeben werden. Diese Urkunden oder Inschriften sind enthalten in der embryonalen Entwicklungsgeschichte jedes Thieres, die, wie bekannt, eine äußerst zusammengedrängte, sehr lückenhafte Wiederholung der Stammesgeschichte ist. Das Entziffern dieser Urkunden ist eminent schwierig, die Kunst der Philologen, Conjecturen zu machen, wird dabei in gesteigertem Maße erfordert; und was das Schlimmste ist: in sehr vielen Fällen haben wir es mit Palimpsesten zu thun, und keine chemischen oder andern Mittel gestatten uns, die ursprünglichen Texte einigermaßen sicher wiederherzustellen. Dennoch müssen unsre Reconstructionen

der Stammbäume durchaus auf diese Urkunden basirt werden, und wir müssen Auskunft zu geben bereit sein, durch welche physiologischen Motive und durch welche Situationen die ausgestorbenen Organismen dazu gelangten, diese Urkunden von ihrer Existenz zu hinterlassen; oder aber, wir müssen den Beweis versuchen, daß, wenn unsre Constructionen im Widerspruch mit den Urkunden stehen, diese letzteren eben Palimpseste seien und nicht als ursprünglich gelten dürfen.

Woher sind aber diese Beweise zu nehmen? Durch welche Chiffrir-Schlüssel können wir überhaupt die in unbekannten Sprachen und Mundarten geschriebenen Urkunden entziffern? Und woher nehmen wir die Kriterien, ob unsere construirten Organismenreihen physiologisch möglich und richtig motivirt sind oder nicht?

Zunächst klärt uns darüber die Embryologie selber auf. Indem wir beobachten, wie aus unscheinbaren Anfängen die complicirtesten Organe hervorgehen, lernen wir solche Anfänge überhaupt besser zu beurtheilen, auch da, wo sie vielleicht frühzeitig wieder zu Grunde gehen, und wir dürfen uns die Vermuthung erlauben, daß ehemals ein solcher Anfang zu einem ähnlich complicirten Organ geführt hat, das für den gegenwärtigen Haushalt des Thieres entbehrlich geworden ist. Dann aber lehrt uns die vergleichende Anatomie, daß, was bei dem einen Thiere verschwunden ist, noch bei einem andern in voller Ausbildung besteht, und wir dürfen auch daraus den Schluß ziehen, daß der gemeinsame Vorfahr beider Organismen die Grundlage zu der Structur besessen hat, die eine so verschiedene Entwicklung bei seinen Nachkommen erreicht hat. Einen ähnlichen Dienst leistet uns die vergleichende Embryologie, indem sie uns in der Entwicklung des einen Geschöpfes nur noch die leiseste Andeutung des ehemals vorhanden gewesenen Organs giebt, während sie es bei einem andern bis so weit fortführt, daß wir, ehe es zu Grunde geht, zur Noth und mit Beihilfe unsrer sonstigen Kenntnisse erkennen können, welches Organ hier eigentlich hergestellt werden sollte.

Aber daraus allein können wir die Vergangenheit noch nicht erschließen, können keinenfalls sie uns in so vollkommener lebendiger Gestalt vorstellen, wie es nöthig ist, wenn sie uns dazu helfen soll, die Verlängerung des Entwicklungsganges der Geschöpfe aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft zu berechnen. Dazu bedürfen wir, vor allen Dingen, der Beherrschung des Gebietes der physiologischen Motive. Und da erneut sich die Frage: woher diese Herrschaft gewinnen?

Wollten wir den Dichter fragen, woher ihm die Einsicht und das Verständniß der psychologischen Motive käme, so würde er antworten: „aus dem Bewußtsein meiner eignen Motive und Handlungen und aus der Beobachtung meiner Mitmenschen, zu denen jedes Kind, jeder Bettler wie jeder Kaiser und König gehört. Weil ich gelernt habe, das Kaleidoskop meiner eignen seelischen Zustände zu betrachten, so vermag ich auch aus den Handlungen, Worten und Stimmungen meiner Umgebung zu berechnen, wie ihre seelischen Zustände beschaffen sind, und jeder Tag vermehrt mir meine Einsicht, denn ich mag wollen oder nicht, ich *muß* sehen."

Sollte es dem Erforscher physiologischer Zustände nicht ebenso gehen? Kann er darauf rechnen, auf anderm Wege, als durch das tägliche Studium der Lebensweise der Thiere zu einem Verständniß ihrer Organisation, der allmäligen Umwandlungen, der Vervollkommnungen und des Verfalls zu gelangen? Ihm, dem Naturforscher, ist ja noch weniger gestattet, sich Vermuthungen zu überlassen, wo er beobachten kann; und wenn es auch dabei bleiben wird, was vorher besprochen ward, daß in diesen Forschungsgebieten ohne Intuition und dichterisch-plastische Gestaltungskraft schwerlich große Schritte gemacht werden können, so setzt sich doch der Fortschritt des Wissens und der Wissenschaften zumeist durch unzählige kleine Schritte zusammen, und diese Schritte bestehen in treuen, sorgfältig angestellten Beobachtungen.

Aber wir Zoologen, wo sollen wir solche Beobachtungen anstellen? In unsern Studirzimmern stecken die Thiere in Alkohol oder sind gar nur ausgestopft, und wenn wir Experimente an lebendigen Geschöpfen anstellen, so müssen wir uns auf Frösche, Kaninchen, Katzen und Hunde beschränken.

Darwin freilich war nicht in Verlegenheit, als er die gewaltige Conception faßte, die seinen Namen trägt. Er zögerte keinen Augenblick, die allerumfassendsten Ermittlungen über die Resultate von Züchtungen und Bastardirungen von Hausthieren und Culturpflanzen anzustellen. Die wichtigsten Principienfragen entschieden sich für ihn durch die Ergebnisse der Taubenzucht, und sehr bekannt ist das Beispiel von dem Einfluß der Katzen auf das fruchtbare Wachsthum des rothen Klee's. In seinen eignen Treibhäusern experimentirte er an Orchideen; an seinem Reitpferde, seinen Hunden und Katzen studirte er die Bewegungen, welche die wechselnden Gemüthsaffecte dieser Thiere begleiteten, und als er in der Eisenbahn saß, schloß er aus der zuckenden Bewegung des Mundwinkels einer ihm gegenübersitzenden Dame, daß sie traurige Gedanken habe, was auch wirklich der Fall war. Aus solcher Beobachtung erwuchsen ihm weittragende Argumente; es ging ihm also, wie dem Dichter, jeder Tag vermehrte seine Einsicht, er mochte wollen oder nicht, er *mußte* sehen.

Nun ist allerdings nicht jeder Forscher ein Darwin; aber auch nicht jeder Dichter ist ein Shakespeare. Goethe verlangte vielmehr:

„Willst Du Dich als Dichter beweisen,
„Mußt Du nicht Helden noch Hirten preisen;
„Hic est Rhodus! Tanze, Du Wicht!
„Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!"

Und diese Gelegenheit bietet sich auch dem Naturforscher, dem Zoologen dar, — er muß nur darauf bedacht sein, sie wahrzunehmen.

Darwin selber würde indeß schwerlich vermocht haben, wäre es im Verlauf seiner Speculationen und Untersuchungen nöthig geworden, sich wesentliche Beobachtungen über die Existenz der Thiere im Meere, sei es an der Küste, sei es auf dem Meeresgrunde oder auf offner See, zu verschaffen. Dazu hätte es völlig an der Möglichkeit gebrochen. Erst die Aquarien haben uns dies neue und hochwichtige Beobachtungsfeld aufgeschlossen. Aber all' die Aquarien, die heutzutage existiren, sorgen nur gelegentlich, wenn überhaupt für wissenschaftliche Interessen, und erst das Aquarium der zoologischen Station hat sich voll und ganz zur Disposition der Wissenschaft gestellt.

Nun ist aber bekannt, daß das Thierleben im Meere nicht nur außerordentlich reich ist, sondern daß es auch allem Leben auf der Erde und in der Luft zu Grunde gelegen hat; daß, genealogisch gesprochen, alle Geschöpfe des festen Landes, alle Vögel und Insecten, ihre Vorfahren im Meere besaßen. Wollen wir also in der oben besprochenen Weise Ermittlungen über diese Vorfahren anstellen, so giebt es dafür nur den *einen* Weg: wir müssen die Lebensweise und die Existenzbedingungen der Seethiere studiren. Zugleich aber müssen wir auch die Entwicklungsgeschichte dieser Thiere immer eingehender kennen lernen, müssen zu dem Behufe also die äußeren Schwierigkeiten dieses Studiums durch solche Vorrichtungen zu überwinden suchen, wie sie eben nur in großen Laboratorien Allen zugänglich werden. Wir müssen die vergleichende Anatomie derselben auf eine so hohe Stufe als nur irgend möglich erheben, um unsern Ueberblick über die gesammten Gestalten immer umfangreicher zu gestalten. Wir müssen ferner die Errungenschaften der Experimental-Physiologie auf die Ermittlung der Functionen der Seethiere überleiten, sollen nicht wichtigste Einsichten uns verschlossen, unentbehrliche Hilfsmittel unbenutzt bleiben.

Alles dies kann zu gleicher Zeit in bisher nicht erreichten Proportionen die zoologische Station in Neapel leisten. Der Reichthum, die Gesundheit des Thierlebens in ihrem großen Aquarium gewährleistet eine Fülle der wichtigsten Aufschlüsse über die Lebensweise der Seethiere, und eröffnet uns die Aussicht, sogar experimentell und durch Züchtungsversuche direct wichtige Fragen zu beantworten. Die großen Laboratorien der oberen Etagen, in denen mit Ablauf dieses Winters vierundzwanzig Forscher zu gleicher Zeit Aufnahme finden können, erleichtern die embryologischen Untersuchungen durch ihre fortgesetzt zunehmende Ausstattung an nützlichen Ein-

richtungen; für ein später einzurichtendes physiologisches Laboratorium ist Raum da, und durch bedeutende Ausdehnung der Fischerei, durch Verbesserung der Conservationsmethoden und Vergrößerung der Sammlungen wird die zoologische Station in den Stand gesetzt werden, nach und nach alle Museen und Laboratorien Europa's mit höchst brauchbarem Untersuchungs-Materiale zu versehen, ein Vortheil, der nicht hoch genug geschätzt werden kann von allen Denjenigen, die durch Beruf und Verhältnisse gezwungen sind, im Binnenlande zu arbeiten, wo es ihnen an frischem oder gut conservirtem Materiale nur allzu oft gebricht.

Ich habe an andrer Stelle*) über die einzelnen Theile der Organisation, die ich der zoologischen Station gegeben habe, mich ausführlicher ausgesprochen. Es kann das nur Zoologen näher interessiren, und es ist hier nicht der Ort, in eine weitläufige Beschreibung des Thatbestandes einzugehen. Ebensowenig möchte ich an dieser Stelle all' der Schwierigkeiten und Unfälle gedenken, welche sich mir, dem in praktischen Dingen gänzlich Unerfahrenen, entgegenstellten, als ich den gewagten Sprung aus der vergleichsweise harmlosen Carrière eines deutschen Privatdocenten an die Spitze eines Unternehmens machte, das im fremden Lande, ohne Muster und Vorbild, mit unzureichenden Mitteln und im Kampfe mit localen und technischen Schwierigkeiten aller Art durchzuführen war. Wenn ich in diesem Kampfe nicht unterlegen bin, so habe ich das zunächst meinem Vater, dem Dr. C. A. Dohrn in Stettin, zu danken, der mit großmüthiger Freigebigkeit ein Vermögen in meine ungeübten Hände legte, damit ich daraus wissenschaftlichen Nutzen gewönne. Das deutsche Reich hat dann mit großer Liberalität 20,000 Thaler zu meiner Disposition gestellt und dadurch die Vollendung des großen und hoch-complicirten Gebäudes der zoologischen Station gesichert. Und als sich dann im ersten Betriebsjahre ein Mangel an verfügbaren Mitteln einstellte, der die Existenz des jungen Institutes ernstlich gefährdete, da schenkten die englischen Naturforscher, Darwin an der Spitze, tausend Pfund Sterling, und brachten dadurch Ordnung und Regelmäßigkeit in den Betrieb. Durch contractliche Betheiligung der meisten deutschen und europäischen Regierungen ist es dann möglich geworden, die beträchtlichen jährlichen Kosten zu decken, die dem Institute durch die Vielfältigkeit seiner Pflichten und die wider alles Erwarten gesteigerten Anforderungen und Leistungen erwachsen und von den Einkünften des Aquariums nicht zur Hälfte gedeckt werden. Und zur Bewältigung vieler weiterer Schwierigkeiten haben Freunde und Gönner des Unternehmens mit solcher Bereitwilligkeit die Hände geboten, daß es mir schwer fällt, den Allen zukommenden Dank an dieser Stelle in gebührender Weise auszusprechen. Dennoch blieben noch wesentliche Bedürfnisse unbefriedigt, wichtige Hilfsmittel zu erwerben.

In erster Linie steht die Nothwendigkeit, die Fischerei in größeren Dimensionen zu organisiren, und das Institut aus der Abhängigkeit von der Existenz eines oder zweier Fischer zu erlösen. Der einzige, aber durchgreifende Weg dazu besteht in der Beschaffung eines kleinen Dampfers. Auch die Anlage einer der Station unentbehrlichen Lokalsammlung von Pflanzen und Thieren des Golfes ebenso, wie die Ausrüstung des physiologischen Laboratoriums, sollen demnächst in Angriff genommen werden. Um die Mittel für Beides zu gewinnen, habe ich mich an die Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewandt, habe auch das Interesse des deutschen Fischereivereines an einer seinen Zielen doch einigermaßen verwandten Unternehmung zu erwecken gesucht, und zu begründen unternommen, weshalb ich auch die geographische Gesellschaft gebeten habe, mir mit ihrem Einfluß und ihrer Autorität zu helfen. In diesem Betracht ist es ein Punkt, den ich mir erlauben möchte, noch besonders hervorzuheben. Erst kürzlich haben wir gelernt, daß die lang umworbenen Probleme des Nordpols auf dem bisher betretenen Wege der Expeditionen, wenn sie auch noch so verschwenderisch ausgerüstet und muthig geführt werden, doch nicht vollkommen gelöst

*) „Aus und über die zoologische Station." Offenes Sendschreiben an Prof. Dr. C. Th. v. Siebold. Zeitschrift f. wiss. Zoologie. XXX. p. 457—480.

werden können. Nicht Expeditionen allein, sondern auch Stationen seien erforderlich, welche langsam und consequent Beobachtungen anhäuften, in denen die Energie der Naturforscher nicht von den Anstrengungen und Aufregungen der Reise aufgezehrt würde, welche für eine, wenn auch bescheidene, doch menschenwürdige Existenz der Ueberwinternden sorgten.

Mir war es schon seit Jahren zur lebendigen Wahrheit geworden, daß ein unentbehrliches Correlat der wissenschaftlichen Expeditionen die Anlage wissenschaftlicher Stationen wäre, die, mit den erforderlichen Einrichtungen und Instrumenten versehen, unablässig Schätze des Wissens heben und zugleich Stütze und Rückhalt für reisende Forscher sein würden. Habe ich doch schon vor längerer Zeit, als ich zum ersten Male öffentlich von der zoologischen Station sprach, die Hoffnung ausgedrückt, im Laufe der Jahrzehnte würde ein Netz zoologischer Stationen die Erde umspannen. War nicht die Anlage der Station an der Loangoküste, was auch immer ihr Schicksal gewesen ist, der Ausdruck desselben Bedürfnisses?

In der zoologischen Station von Neapel ist eine große Anstalt geschaffen, in der Naturforscher fast aller Nationen Aufnahme und Unterstützung finden, die zugleich aber auch durch ihren eignen wissenschaftlichen Stab unablässig daran arbeitet, die Räthsel des Lebens im Meere aufzuschließen. Bleibt auch noch Vieles zu thun, manchen Uebelständen abzuhelfen, bleiben mehrere nothwendige Theile des Unternehmens noch erst zu schaffen, so hat sich doch das Institut die Theilnahme der gesammten wissenschaftlichen und eines großen Theils der staatlichen Autoritäten bereits errungen. Schon hat die österreichische Regierung eine kleinere zoologische Station in Triest eingerichtet, unter der Leitung von Lacaze-Duthiers arbeiten französische Zoologen im Laboratorium von Roscoff an der Küste der Normandie, und in Petersburg hörte ich davon, daß eine zoologische Station am schwarzen Meere in Sebastopol im Entstehen sei. Auch Amerika hatte einen glänzenden Anlauf zur Begründung eines solchen Instituts gemacht und die „Anderson School for Natural History", welche der verstorbene Louis Agassiz mit den ihm von einem reichen New-Yorker Bürger zur Disposition gestellten Mitteln errichtet und geleitet hatte, erweckte die Hoffnung, die zoologische Station in Neapel sollte es mit einem kräftigen Rivalen zu thun haben. Leider hat sich Professor Alexander Agassiz, der Nachfolger seines Vaters, genöthigt gesehen, wegen mangelnder Betriebsmittel die Anstalt wieder eingehen zu lassen. Das ist um so mehr zu bedauern, als tüchtigere Hände sich wol schwerlich jenseits des Oceans finden, denen mit aller Aussicht auf Erfolg eine solche Anstalt anvertraut werden könnte, und als der Mangel an Mitteln doch sonst nicht gerade der Grund zu sein pflegt, an dem in Amerika derlei Unternehmungen scheitern.

Die zoologische Station in Neapel wird, denke ich, vor solchem Schicksal bewahrt bleiben, und von Jahr zu Jahr wachsend durch ihre Thätigkeit beweisen, daß sie nicht nur lebensfähig, sondern nothwendig und unentbehrlich ist.

Literarische Rundschau.

1. Benvenuto. Ein Roman aus der Künstlerwelt. Von Fanny Lewald. 2 Bde. Berlin, Otto Janke. 1876.

Die Verfasserin versucht sich hier in einer neuen und eigenthümlichen Form. Es sieht kaum wie bloßer Zufall aus, daß dieser Künstlerroman den Namen „Benvenuto" an der Stirn trägt; er macht nach Sprache, künstlerischer Anlage und Durchführung beinahe den Eindruck einer Studie nach Benvenuto Cellini's Denkwürdigkeiten; eines Ausfluges der norddeutschen Sittenmalerin in das sonnige Gebiet der italienischen erzählenden Dichtung. Eine Menge bekannter Züge treten uns entgegen: die Einfachheit der Motive, die Naivität und elementare Gewalt der Leidenschaft, der frische, kräftige, aber auch wol gelegentlich harte, wenig innerliche Zug der Handlung und Charakteristik. Auch die Sprache hallt von bekannten Anklängen wieder: „Ich dachte „mit Wohlgefallen an die Ehe und den eigenen Heerd. Sie erschienen mir als etwas „Wünschenswerthes, wenn die Liebe das Haus errichtet, die Familie begründet, und „wenn Zutrauen und Verständniß an dem Heerde wohnen." „Ich sah die Handwerker inne halten und bedächtig, trotz der Eile, noch ein Stück Käse oder „ein paar Früchte auswählen, um sie als erwünschte Zugabe nach Hause tragen „zu können." Ist das nicht der richtige, mit kühler, bedächtiger Gelassenheit über den Massen schwebende Geheimrathsstyl? Aber auch dessen vortreffliche Eigenschaften, die Klarheit, Correctheit, die richtige Vertheilung von Licht und Schatten hat sich die Verfasserin zu eigen gemacht. Wenigstens meistens; denn gelegentlich findet sich auch wol eine Wendung, die beinahe an das „italienische Manuscript" erinnert, von dem die Einleitung spricht. „Es ist von deiner Gattin, von der wir sprechen!" Doch lassen wir das. Nicht lange hat man in der That zu lesen nöthig, um sich in der, anfangs etwas exotisch anmuthenden Atmosphäre der Dichtung heimisch zu fühlen, mit steigender Theilnahme den wunderlichen Begegnissen zu folgen. Es handelt sich zunächst um eine einfache Lebens- und Bildungsgeschichte, um die Leiden und Freuden eines jungen Aristokraten, dem die Muse bei der Geburt den Liebeskuß gab und dessen Leben dann später die Kunst und — die Kirche sich streitig machen. Damit schlingt sich denn auch der dramatische Knoten der Handlung. Der junge Marchese Armero wird durch einen wohlwollenden Oheim, einen Kirchenfürsten von der guten, alten, classisch-heitern Färbung, den Jesuiten entrissen. Er entwickelt sich glänzend als Bildhauer, durchkostet als verzogener Liebling der römischen „Gesellschaft" die gefährlichsten Genüsse und fällt dann in leidenschaftliche Liebe zu einem römischen Naturkinde aus Trastevere, einem prächtigen Charakterkopfe aus dem Volksleben des romanischen Südens. Da aber ergreift ihn das Verhängniß in Gestalt der frommen Väter, die ihre einmal bezeichnete Beute nicht loslassen, und — ehe wir uns dessen versehen, sind wir auch hier wieder mitten im Culturkampfe. Den Jesuiten ist es natürlich noch weit mehr um Benvenuto's Güter, als um seine Seele zu thun. Sie umgarnen mit ihren bekannten Mitteln zuerst Benvenuto's Mutter, treiben dann seine Geliebte in Tod und Verzweiflung, säen Unfrieden zwischen Vater und Sohn, bis ihnen die Beute sicher scheint. Dann aber siegen plötzlich die guten Gewalten. Die Künste der schwarzen Väter scheitern im letzten Augenblicke an dem Familiensinn der Armeri, Benvenuto kehrt triumphirend zu den heimischen Penaten zurück und —

eine glückliche, durch keine geringere als Fanny Lewald in Person vermittelte Verbindung mit einer norddeutschen, protestantischen Dame bildet den einigermaßen symbolischen Ausgang aller Wirren und Kämpfe. — Nach Angabe der Einleitung stehen uns noch mehr solche Künstlergeschichten aus Fanny Lewald's Feder in Aussicht, denn eine ganze Gesellschaft, mit der sie im Jahre 1855 die schönen Herbsttage genoß, hat ihr die Manuscripte der resp. Biographien nicht nur versprochen, sondern auch schon geschickt. Wenn auch Andere von ihnen so naiv und pikant zu plaudern wissen und so hübsche Herzensgeschichten überstanden haben wie Benvenuto, so wollen wir uns mit den ihnen etwa nachstellenden Jesuiten und sonstigen Reichsfeinden schon abzufinden suchen. Wir haben von der Dichtung den Eindruck einer warmen, farbensatten, nicht ohne Geschick novellistisch eingekleideten Reiseerinnerung empfangen, und wenn die tendenziösen Zusätze den Kunstgenuß nicht gerade erhöhen, so sind sie doch fein und verständig genug gemischt, um ihn nicht zu stören. Fanny Lewald's eigenstes Gebiet bleibt ja natürlich der deutsche Sittenroman. Wenn aber ein guter, verehrter Freund ein fremdes Gewand mit so gutem Anstande trägt, so werden die Bekannten sich die heitere Verkleidung gern gefallen lassen und die alten, lieb gewordenen Züge in der fremden Umrahmung gern wiedererkennen.

2. Silvia. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1875.

Mit Vergnügen begrüßen wir in „Silvia" einen unzweifelhaften Fortschritt in der Kraft- und Kunstentwicklung des Dichters. Der Grundgedanke ist tief und sicher gefaßt, die psychologischen Probleme sind scharfsinnig gestellt und mit Feinheit und Tact behandelt, die Formgebung verdient alles Lob in Bezug auf sichere Führung der spannenden Handlung, wie in der Gestaltung des, wenn nicht immer glänzenden, doch nie unbedeutenden Dialogs. Die Sprache ist durchweg gediegen, correct, oft edel. Man folgt der Entwickelung mit, anfänglich vielleicht hier und da zögernder und spröder, dann aber von Capitel zu Capitel sich steigernder Theilnahme und legt das Buch aus der Hand, nicht ohne nachhaltige und förderliche Anregung zum Nachdenken über Conflicte, die in den Formen ganz bestimmt ausgeprägter Zeitphänomene doch sich als ächt menschliche und allgemein verständliche erweisen.

Frenzel versetzt uns in den Anfang der großen Umwandlung, die sich seit einem Jahrzehnt um uns und an uns vollzieht, in das Herz der neudeutschen, aus allen altgewohnten Formen unaufhaltsam herauswachsenden Welt. Wir sind in Berlin, der jungen Hauptstadt des soeben entstandenen norddeutschen Bundes. Noch zittern die Donner des „siebentägigen Krieges" nach in den persönlichen Schicksalen und Erinnerungen des Helden und seiner Umgebung. Was aber um uns und vor unsern Augen sich vollzieht, die ganze Handlung und das leitende Interesse des Romans, gehört nicht den großen, leitenden Gewalten der Zeit an, sondern der Sphäre des vielgestaltigen, unruhig gährenden und arbeitenden Einzellebens, das in den neugeschaffenen Formen sich einzurichten bereit ist. Der Schwerpunkt des Interesses liegt nicht auf der politisch-socialen, sondern auf der rein menschlich-psychologischen Seite, die sich aber in bestimmten, zeitlich und national bedingten Formen entfaltet. Wol sind deren Typen reichhaltig vertreten: der Adel im Großgrundbesitzer, den bereits die Börse gefaßt hat; im freien, ächten Gentleman-Cavalier; endlich im verwegenen, amerikanisch angehauchten Glücksritter, um nicht Industrieritter zu sagen; der höhere Bürgerstand in den Industriellen erster und zweiter Generation, erwerbenden und erbenden Millionären; das Volk in der Gestalt des talentvollen Arbeiters, der die gute Erziehung, die er empfing, mit doppelt übermüthigem Trotze vergilt. Fast Alle unterliegen in gleicher Weise dem dämonischen Zeiteinflusse. Mehr genießen als verdienen, mehr scheinen als sein, ist die Losung. Der hocharistokratische Herrenhäusler gründet, sucht durch Zauberfeste seinen wankenden Credit zu fristen, speculirt mit seinem Namen und dem Herzen seiner schönen Tochter, wie mit seinen Steinkohlen-

gruben und Actien. Der Arbeiter versagt sich in wirrem Trotz der Hilfe seines Herrn, fällt aber dem ersten berückenden Lächeln von aristokratischen Lippen zur Beute; der Sohn und Erbe des „selbstgemachten Mannes" trägt schwer an den Pflichten und Gefahren des Reichthums, ist im Begriffe, Herzensruhe, höhere Mannesehre und Lebensglück dabei zu verlieren, und wird nur an einem Haare gerettet. Frei und sicher schreiten durch die Wirbel der Zeit nur die ächten Geistesaristokraten, die mit gediegener Bildung und mäßigen Glücksumständen die Kunst heiterer Entsagung verbinden: heiter, weil sie das Opfer auf dem Altare der Freiheit bringt. Der Dichter nimmt weder in der politischen noch in der socialen Zeitfrage Partei; kein Zwang, keine Tendenz lastet auf seiner Erzählung. Er läßt Jedem seine Religion: den Abenteurern die des brutalen Gewinnes, den „Aristokraten" die des Scheines, den durchgebildeten Menschen die der Schönheit und Güte. Er predigt durchaus nicht, er schildert. Die Wucht der Theilnahme aber gewinnt er, mit seiner psychologischer Kunst, uns für eine dämonische Frauennatur ab, in der alle widerstreitenden Elemente der gährenden Zeit sich gewissermaßen ein Stelldichein geben. Silvia, die Heldin, ist ganz das Gemisch aus Willenskraft und Schmiegsamkeit, Selbstsucht und Güte, Seelenschwung und Sinnlichkeit, Verstand und Schwärmerei, aus welchem der Teufel seine gefährlichsten Netze bereitet, wenn er dabei ein hübsches Weibergesicht als Aushängeschild hat. Sie hat einst in einer Gemeinde von „Erweckten" im fernen Nevada mit Glanz debutirt, hat dann mit einem kalifornischen Millionär gründlich ihre „große Tour" gemacht, ist wieder heilig geworden, von der Gnade ergriffen, und waltet nun in Berlin gleich siegreich unter den Kindern Gottes und den Kindern der Welt. Es käme nur auf sie an, zweite Gemahlin des alten Millionärs Martin Greif zu werden. Sie aber ist nicht von der gemeinen Sorte, keine gewöhnliche Lady Tartuffe. Die Eroberung des alten, reichen Mannes kann sie nicht reizen; aber dessen Sohn zu gewinnen, der ihr mißtraut und sie haßt, ihn erst seiner Jugendgeliebten zu entfremden, dann der glänzenden Gräfin, die ihn geködert, und das Alles ohne Sünde, ohne eigentliche Ränke, ohne Verleumdung, in fortwährendem Wohlthun, in gesteigerter Engelhaftigkeit: das wäre ein anderer Triumph. Unter steigender Spannung läßt uns der Dichter den Peripetien dieser Seelenkämpfe folgen. Schon streckt Silvia die Hand aus, den Siegespreis zu ergreifen; da zerreißt die Gewalt der Natur und des Herzens alle ihre künstlichen Netze: und nun zahlt sie selbst, in heroischem Trotze, ganz und voll den verlorenen Einsatz. So wirkt der Schluß versöhnend nach allen Seiten hin. Alle Kräfte kommen in ehrlichem Kampfe zur Geltung und werden nach ihrem Werthe geschätzt. Selbst der Besitz- und Erfolgcultus des abenteuernden, amerikanisirten Junkers verliert durch Offenheit und tollen Humor das Verletzende. Die volle Schale seines Zornes gießt der Verf. nur über das schleichende, feige Muckerthum der gewöhnlichen, landesüblichen Observanz aus. Zwischen dieser Race und gesunder deutscher Lebensauffassung gibt es eben keine Vermittelung. Alles in Allem ist die „Silvia", nach unserm Urtheile, eine tüchtige, gut durchgeführte Studie modernster deutscher Charaktertypen, die sich unter den hervorragenden Erscheinungen der Gegenwart behaupten wird.

3. Im Banne des schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in vier Büchern von Rudolph Gottschall. 3 Bände. Breslau, Eduard Trewendt. 1876.

Wir waren angenehm überrascht durch das Geschick und Glück, mit welchem Gottschall hier (soviel wir wissen, zum ersten Male) den an Gefahren so reichen Boden des geschichtlichen Romans betritt. Mit richtigem Tact hat er eine Epoche gewählt, aus der tausend Erinnerungen und zum Theil noch ganz lebendige Vorstellungen in weitesten, namentlich norddeutschen Leserkreisen ihm entgegen kommen, mit deren Kostüm wir vertraut sind, so daß der Erzähler, um anschaulich und gegenständlich zu werden, nicht zu minutiöser, antiquarischer Stilllebenmalerei genöthigt ist, und deren streitende und entscheidende Gewalten für uns noch keineswegs todt

sind. Wir sind in Schlesien. Karls VI. Sonne neigt sich zur Rüste (im Frühling 1739). Unruhig wartet man überall der kommenden Dinge, und längst wenden sich die Augen der schärfer Sehenden, die einen mit Hoffnung, die andern mit Furcht, dem Thronerben des jungen Preußenreiches zu, um dessen jugendliche Gestalt schon damals eine Mythologie ihre Kränze wob. Die ganze Reihe der bekannten Typen der Zeit und des Landes rückt heran: hier ist es das bunte, lustige Schlesien mit seinen jovialen und tollen Junkern, seinen sich fühlenden Bürgern, seinen leichtlebigen Schöngeistern, seinen Pfaffen und Sectirern. Dort sehen wir den poetischen Hofhalt von Rheinsberg, die Bayardritter, Keyserling, Fouqué, Jordan, die geheimnißvolle Gestalt des künftigen Königs und im Hintergrunde dessen furchtbare Waffe, jene eisernen, altpreußischen Regimenter, in ihrer ganzen zopfigen Steifheit und Rauhheit, aber auch in ihrer gewaltigen, zuverlässigen Kraft. Daß die Jesuiten ihr Theil abbekommen, daß der Culturkampf hohe Wellen schlägt, versteht sich „unter dem Banne des schwarzen Adlers" von selbst. Sie treiben alle ihre bewußten Künste, schleichen um Erbschaften, fälschen Zeugnisse, verführen fromme Töchter, entzweien unbequeme Liebespaare, machen mit Ketzern kurzen Proceß. Aber es geht ihnen nicht besser, als dem dummen Teufel im Volksmärchen; schließlich werden sie auf der ganzen Linie geprellt und müssen dem „schwarzen Adler" die Klaue küssen. Utinam! Der Held des Romans, Arthur von Seidlitz, ein protestantischer schlesischer Landjunker, der sich in Friedrich verliebt, verkörpert sehr geschickt und wirksam den geschichtlichen Zug des Landes und der Zeit und besteht Abenteuer genug, um die Spannung zu erhalten. Wenn die letztere dennoch kaum zu leidenschaftlich-dramatischer Kraft sich erhebt, sondern durchweg in den Grenzen angenehm erregter neugieriger Theilnahme sich hält, so liegt der Grund wol in der genrehaften Anlage der Charaktere und der Handlung. Es geht ein gewisser leichter, lebenslustiger Zug durch das Ganze, ein ächt schlesischer Zug, möchten wir sagen. Die Liebe hat einen Zug von Galanterie, (oft sogar einen recht starken), die Feindschaft einen Zug der Neckerei; die Situationen spitzen sich nicht leicht zu tragischem Ernst, oder schlagen doch bald wieder um. So sind denn auch die specifisch schlesischen Gestalten am besten gelungen: der schöngeistige Rathssyndicus Sigismund von Reideburg, der sich von seinen tragischen Liebesschicksalen ganz harmlos in einem (köstlich durchgeführten) poetischen Turnier mit seinen Freundinnen vom Theater erholt; der biedere, immer durstige Hans Leopold von Schweinichen, der zum Jesuitenschüler avancirte Wasserpolack Anastasius mit seinen „unverbrennlichen" Stiefeln, vor allen endlich der Held, Arthur von Seidlitz, der lustige Reitersmann, in seiner prächtigen Mischung von elastischer Frische, auch wol ein bischen Leichtsinn und goldächter Tüchtigkeit und Treue. Mit sehr vielem Geschick sind manche historische Züge in das Bild hinein gearbeitet, so die Schlacht bei Mollwitz. Wenn wir noch die Feinheit anerkennen, in welcher die Schilderung des Preußenkönigs die liebenswürdigen und dämonischen Züge zu mischen versteht, ohne schmeichlerisch oder tendenziös zu werden; wenn wir der vielfach ganz vorzüglichen, stimmungsvollen Landschaftsbilder gedenken; wenn wir endlich die lichte, anmuthig und frisch, in sauberster, correctester Form dahin fließende Erzählung hervorheben, so lassen wir der wackern Leistung nur Gerechtigkeit widerfahren. Gottschall gibt uns, mit einem Worte, nicht gerade ein dichterisches Geschichtsgemälde in großem Styl und von dramatisch-epischer Vollgewalt; wol aber ein reich ausgestattetes, trefflich gruppirtes und geistreich durchgeführtes historisches Genrebild, das Niemanden langweilen und durch Gegenstand und Behandlung patriotische Gemüther noch ganz besonders befriedigen wird.

4. Neue Novellen von Marie von Olfers. Berlin. Wilh. Hertz. 1876.

Mit wirklicher, rechter Herzensfreude haben wir diese vier Erzählungen gelesen, in jener glücklichen Stimmung das Buch geschlossen, die man nur aus guter und bester Gesellschaft mit nach Hause nimmt. Die Verfasserin zeigt sich in jedem Zuge ganz und voll weiblich; sie kokettirt nicht im geringsten mit männlichem Ge-

bahren, läßt Abstraction Abstraction sein und schöpft dafür tief und voll aus dem reinen Quell der Empfindung! Und welcher Empfindung! Ein wohlthuenderes Bild des Liebesinstincts in seiner schönsten Form, der der interessenlosen Hingabe des Alters an die Jugend, als „Jungfer Modeste“ hier vorführt, ist uns kaum irgendwo begegnet. Jungfer Modeste hat, als ältestes Kind, erst alle ihre Geschwister gepflegt, ohne daß es je einem einfiel, das anders als selbstverständlich zu finden. Dann, als Alles ausgeflogen ist, tritt ein wildfremdes Mädchen die Erbschaft an; ein wilder Junge, mit dem keine Wärterin auskommen kann, wird gelegentlich dazu genommen, und in den beiden heranwachsenden Kindern kommen dann die Typen, dort der selbstlosen Hingabe, hier des ungestümen, „poetischen“, naiv selbstsüchtigen Glücksdranges in wirksamster Art zur Erscheinung. Die Katastrophe läßt durch schweres Leid den Bann sich lösen, der auf dem glückgehärteten Herzen lastete. Dabei in dem Allen, wie gesagt, nichts Docirendes, nichts Gemachtes! Alles wahr, frisch, einfach, wirklich geschaut, wirklich empfunden. — Nicht minder geschickt wird in der Novelle „Ob er Fiekchen wol heirathen kann?“ das uralte Motiv des Conflicts zwischen Liebe und Standesvorurtheil verwerthet. Der „Er“ ist ein munterer, braver Junker und Majoratsherr von so und so viel Ahnen. Fiekchen aber, von der man gern wissen möchte, „ob er sie heirathen kann,“ ist Fiekchen Fips, Tochter der Krämerswittwe Seraphine Fips, geborenen von Lilienstern. Das will sagen, des Junkers Sippschaft hat ihre Mutter einst erbarmungslos verstoßen, als sie einen braven, guten, lebendigen Krämer dem todten adligen Familienanstand vorzog. Es kommt denn auch richtig zur Verlobung, und Fiekchen ist ganz weg in den schönen Junker, der ihre bürgerlichen Freier gründlichst ausstickt: aber nur so lange, bis er ihr die Verleugnung ihrer Familie zumuthet. Da erhebt sich in der Kleinen der Stolz der Fipse gegen den Hochmuth der Liniensterne, und der treuherzige, derbe Vetter Jan Fips trägt über den adligen Freier den Sieg davon. Ueber die ganze Erzählung ergießt es sich wie ein funkelnder Lichtstrom besten Humors, der dann auch eine Gestalt ästhetisch erträglich machen mag, wie die allerdings nicht ganz neue des täppischen, durch alle Wetter getreuen und mit Allem zufriedenen Reserveliebhabers, des bekannten Erbstücks aus G. Sand's Garderobe. Die Schlußwendung, welche den überstolzen Plebejer auf die Großmuth des verschmähten Aristokraten anweist, hätten wir bei alledem uns gern erspart gesehen. Sie trübt doch einigermaßen den harmonischen Gesammteindruck der so wunderhübsch angelegten Novelle. — Auch in der Novelle „Frost in Blüthen“ geht es ohne einige ästhetische Dissonanzen nicht ab. Sie bringt den Gegensatz des pflichtgetreuen, aber bis zur Härte und Engherzigkeit sittlich regelrechten Weibes und des sanguinischen, vollkräftigen, großmüthigen, lebensgewaltigen und denn auch — lebenslustigen Mannes zur Anschauung, vielfach mit erschütternder Wahrheit, aber doch nicht immer in den Grenzen des bescheidenen, richtigen Maßes. Ein so tüchtiger, ja ausgezeichneter Landwirth, wie Andreas es sein soll, ist nicht gleichgültig gegen Unordnung und Wüstheit im Hause, noch weniger nachsichtig gegen Strolche und Diebesgesindel. Man muß eben nicht zu viel beweisen wollen. — Auch die letzte Novelle, „Eigenthum,“ eine poetische Durchführung des Gedankens „Beherrsche die Materie, sonst beherrscht sie Dich“, kommt in gleichmäßig reiner Durchführung und Gesammtwirkung der „Jungfer Modeste“ nicht gleich, ohne daß jedoch das treffliche Talent der Verfasserin sich verleugnet. Was hier die volle Wirkung einigermaßen beeinträchtigt, ist ein, auch sonst wol hervortretender Mangel an Klarheit, Vollständigkeit in Zeichnung der Situation, der räumlichen Umgebung, des Hintergrundes. Die Hauptgestalten treten, wie in einer Farbenskizze, aus nebelhaft angedeuteten Verhältnissen hervor; es fehlt für die Beigaben, namentlich die Ortsschilderungen, die volle, satte Farbe, die bestimmte, kräftige Zeichnung. Freilich darf die Novelle in diesen Dingen mit dem Roman nicht wetteifern wollen; doch wenn sie nicht in Oel malt, kann sie immerhin saubere Aquarellbilder liefern. — Daß diese Bemerkungen unserm Gesammturtheil keinen Eintrag thun sollen, dürfen wir kaum ausdrücklich hervorheben. Wo die menschliche Grundstimmung so frisch und

rein, die Empfindung so warm, die Charakteristik in allen Hauptzügen so wahr, das Darstellungstalent so zweifellos ist, wie bei Marie v. Olfers, muß der Ausdruck des Dankes mit doppeltem Recht der der vollen Wahrheit und Aufrichtigkeit sein.

Fr. Kreyßig.

Pohl's Haydn-Biographie.

C. F. Pohl, Joseph Haydn. Erster Halbband. Berlin, A. Sacco Nachfolger. XX u. 422 S.

Der Verfasser vorliegenden Buches hat sich durch eine Studie „Mozart und Haydn in London" vortheilhaft bekannt gemacht. Die von ihm lange erwartete Biographie Haydn's ist den „Manen Otto Jahn's" gewidmet, dem Manne, der für diese Gattung von Monographien die Methode erfunden hat. Das Buch, mit der größten Schlichtheit und Bescheidenheit geschrieben, enthält eine sehr umfangreiche Vergrößerung des musikhistorischen Materials aus dem vorigen Jahrhundert. Man hat es in ihm wesentlich mit der Klarlegung von Thatsachen zu thun: von ästhetisirender oder polemischer Hypothese findet sich kaum eine Spur darin. Ueber Haydn's dunkle Jugend ist soviel Licht gebracht, als das Dunkel der Bibliotheken gewähren wollte, und es ist nicht die Schuld des Biographen, wenn wir von dem „Sängerknaben" im „Capellhaus" zu Wien wenig mehr erfahren, als eine Chronik der damaligen Wiener Zustände. Der Anfang bedeutender Menschen ist meist mythisch, und wo man ihn schildern will, bleibt wenig mehr übrig als die Geschichte ihres Hintergrundes. Die Gründlichkeit, mit welcher das weitschichtige Material, der Zustand der damaligen Capellen und Theater bis herab zu den Marionettenspielen, Tanzbelustigungen und Nachtmusiken behandelt wird, wäre noch dankenswerther, wenn manches gar zu weit Abliegende zurückgehalten worden wäre. Archivalische Naturen verwechseln leicht die Mühe eines Erwerbs mit seinem Werth. Was hat eine Geschichte der Possenreißer Wien's mit Haydn zu thun? Was die Beschreibung eines Priesterjubiläums, außer daß Haydn zum letzten Mal als Sänger bei ihm mitgewirkt „haben dürfte"? Man kann sich zur Noth für jede Weste interessiren, die ein großer Mann getragen, und wenn es sein muß, auch noch für den Schneider, der sie verfertigt: die Toilette einer katholischen Procession, an der er vielleicht Theil genommen haben könnte, ist uns aber absolut gleichgültig. Wenn tüchtige Bücher durch solche Anhäufungen abschreckend werden und wenig Auflagen erleben, so ist es nicht die Schuld der Leser. In einem großen Theil des Publicums lebt der unverkennbare Trieb nach guter Lectüre und Bereicherung seiner Kenntnisse. Aber es verlangt Concentration und Geschmack. Ohne diesen wird auch ein Schatzgräber für seine Funde, und wären sie die unermeßlichsten, kaum Aufmerksamkeit erregen. Wenn die Wirkung des Pohl'schen Buches schwerlich über den engsten Kreis historisch gebildeter und interessirter Leser hinausreichen wird, so liegt dies, abgesehen von dem Mangel an rechter Oeconomie in der Benutzung des Materials, noch an etwas Anderem, wofür der Verfasser freilich nichts kann, am Stoff selber. Weder die Kunst Haydn's, noch viel weniger seine Person interessiren uns mehr in solchem Grade, wie es der so viel ältere Bach thut. Seine Mission, so groß sie war und so wenig sie unterschätzt sein soll, reizt unsere Neugierde nur noch gering. Bach'sche Musik ist ein ewiger Bronnen, aus dem noch unzählige Geschlechter schöpfen werden. Wenn Pohl selbst von den Jugendwerken Haydn's sagt, daß wir nicht mehr die rechte „Einfalt" für ihren Genuß besäßen, so kann dies Urtheil auch auf viele seiner späteren Werke ausgedehnt werden, mit Ausnahme der „Schöpfung", der „Jahreszeiten" und der Quartette so ziemlich auf alle. Wir haben nicht mehr die rechte Einfalt für sie, und es stände schlimm mit unserer Entwickelung, wenn wir sie noch hätten. Es liegt zwischen dem herzlich guten und aller Verehrung werthen Capellmeister des Fürsten Esterházi und uns eine Kluft, an der wir keine Schuld haben. Wir können uns in die ununterbrochene Heiterkeit seines Naturels nur noch vorübergehend versetzen; wir stehen einem Gemüth, dem im Laufe eines

halben Säculums Nichts rechten Grund zur nachhaltigen Trauer gibt, fremd gegenüber. Nicht als ob so Etwas nicht sein, und in allen Ehren sein könnte. R. Wagner hat darin aber gewiß Recht, daß es sich schlecht mit wahrem Künstlerthum verträgt, Zeitlebens im Dienste eines allergnädigsten Herrn zu stehen. Ein solches Verhältniß führt zu einer verzweifelten Glätte und Unterthänigkeit und kann der freien Gestaltung einer Persönlichkeit unmöglich günstig sein. Kein Zweifel, daß in Haydn ein Quell echter Heiterkeit und derber Lebensluft sprudelte, wie vielleicht in keinem Anderen; kein Zweifel auch, daß es das schönste Vorrecht der Kunst ist, heiter zu stimmen — nur müssen wir die Freude als Sieg über einen Schmerz erkennen, sonst ist sie trivial. Das Lachen von ernsten Lippen hat etwas Bezauberndes; lacht Jemand aber ohne Unterlaß durch hundert Sinfonien, so wird es am Ende verdrießlich und fade. Schon die Zeitgenossen Haydn's rügten den Mangel an Ernst in seiner Kirchenmusik. Er erwiderte darauf: „Ich weiß es nicht anders zu machen. Wenn ich an Gott denke, so ist mein Herz so voll Freude, daß mir die Noten wie von der Spule laufen." Dagegen ist nun freilich Nichts zu sagen. Wie ein Baum gewachsen ist, so breitet er sich aus. Wir aber — den Plural im Straußischen Sinne genommen — haben mit solcher Stimmung allen Zusammenhang verloren.

Haydn bleibt darum, der er war, und wir verfolgen im Pohl'schen Buche mit Antheil die Entstehung der ersten Oper, des ersten Quartetts und der ersten Sinfonie, wenn wir auch der Chronologie all' seiner „Divertimenti", „Cassationen", „Terzetten" u. s. w. kein Interesse mehr abgewinnen können. Vieles ist ungemein ergötzlich, z. B. wenn Maria Theresia dem armen Jungen wegen unbefugter Kletterkünste, die er an einem Baugerüst in Schönbrunn verübt, einen „recenten Schilling aufmessen" läßt. Weniger ergötzlich ist das Hungern, Frieren und die Obdachlosigkeit des unglücklichen Jünglings. Es geht über die übliche Noth großer Menschen hinaus, und schneidet in die Seele. — Von Berührungen mit bedeutenden Männern in dieser seiner Jugendzeit sind der berühmte Gesangsmeister Porpora und Metastasio, der Hofpoet, zu nennen. Von Beiden erhält man anschauliche Bilder. Leider wird auch eine unglückliche Ehe mit einer Friseurstochter geschlossen. Haydn selbst bezeichnet seine Frau einmal in einem Kreise mit: „Mia moglie quella bestia infernale". Nach dreißigjähriger Quälerei mit einer ungebildeten, verschwenderischen Person, die seine Partituren gelegentlich zu Papillotten verbrauchte, trennte er sich endlich von ihr. Pohl legt ihm passend die Worte aus Lessing's „jungem Gelehrten" in den Mund: „Man wird es zugestehen müssen, daß ich keine andere Absicht gehabt habe, als die, mich in den Tugenden zu üben, die bei Erduldung eines solchen Weibes nöthig sind."

Wie rein der Mann noch in einem Alter von 28 Jahren gewesen, davon gibt folgende Geschichte Kunde. Er begleitete einst eine schöne Gräfin zum Gesange. Um besser die Noten lesen zu können, beugte sie sich über ihn, wobei ihr das Busentuch auseinander fiel. „Es war das erste Mal, daß mir ein solcher Anblick ward; er verwirrte mich, mein Spiel stockte, und die Finger blieben auf den Tasten ruhen." „„Was ist das, Haydn?"" rief die Gräfin, „„was treibt Er da?"" Voll Ehrfurcht entgegnete Haydn: „Aber Gräfl. Gnaden, wer sollte auch hier nicht aus der Fassung kommen?"

Die noch zu erwartenden drei Halbbände werden des Positiven über Haydn's Leben und Wirken natürlich mehr bringen. Wenn es dem Verfasser gelingt, alles zeitgeschichtliche Beiwerk auf das äußerste Maß zu beschränken, so wird sein sonst so vortreffliches Buch des Beifalls aller Gebildeten sicher sein. Kürze ist die Höflichkeit der Schriftsteller. Louis Ehlert.

Eines Spaniers Studien über die geistige Bewegung in Deutschland.*)

Ist es unter allen Umständen von Interesse, ein fremdes Urtheil über einheimische Zustände zu vernehmen, so gilt dies in noch höherem Grade, wenn es sich um die geistige Bewegung in Deutschland handelt und der fremde Beurtheiler ein — Spanier ist. Man muß es Herrn del Perojo lassen, daß er sich in Deutschland und der deutschen Literatur tüchtig umgesehen hat, was zugleich auch eine gründliche Kenntniß unserer Muttersprache voraussetzt. In dem vorliegenden Buch hat Hr. Perojo Aufsätze vereinigt, die wir uns zwar schon zum Theile in der zu Madrid erscheinenden „Revista Europea" gelesen zu haben erinnern, deren Zusammenstellung in dem sehr bequemen, handlichen Buche jedoch immerhin dankenswerth ist und zu erneuter Lectüre auffordert. Mit Vorliebe folgt der spanische Beobachter den Wandlungen und Phasen der deutschen philosophischen Schulen, wobei er eine merkwürdige Kenntniß der neuesten literarischen Erscheinungen verräth. Perojo beginnt mit einer Studie über Kant und zeigt, daß mehr oder minder von ihm die drei großen Schulen der Neuzeit ausgegangen sind, nämlich: die idealistische, die pessimistische und die Herbart'sche Schule. Abseits steht nur die wissenschaftliche Naturphilosophie der Gegenwart. Für den Pessimismus führt der Verfasser diesen Gedanken weiter aus in der Studie über Arthur Schopenhauer, welche zugleich eine sehr klare, übersichtliche und leichtverständliche Darstellung der in den Hauptwerken dieses Philosophen niedergelegten Ideen enthält. Das vornehmlichste Interesse concentrirt sich aber auf den vierten Abschnitt, welcher „die Anthropologie und die Naturphilosophie" behandelt. In hohem Maße erfreulich ist es, daß der spanische Autor mit ziemlicher Vorurtheilslosigkeit an die Prüfung dieser modernen und in Deutschland immer mehr Boden gewinnenden Ideenrichtung herantritt und ihr, obgleich er sich nicht selbst dazu bekennt, doch im Allgemeinen viel mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als dies gemeiniglich in dem Deutschland der Albert Wigand und Fr. Michelis zu geschehen pflegt. Wol ließe sich kritisirend hervorheben, daß Hr. Perojo hauptsächlich die Gedanken von Fechner und Gerland analysirt, und ihnen, wie es scheint, eine hervorragende Bedeutung beimißt, während sie gerade, so viel wir wissen, den Beifall der Fachgenossen nur wenig oder gar nicht gefunden haben. Der viel weiter reichende Einfluß Haeckel's empfängt dagegen nicht die richtige Würdigung, wie denn auch die Darwin'sche Transmutationstheorie, welche doch als das Agens des modernen Naturalismus gelten muß, nur nebenbei und keineswegs mit jener Gründlichkeit betrachtet wird, welche zum Verständniß der durch sie erweckten Aufregung der Geister nothwendig ist. Der Verfasser ist offenbar kein Naturforscher, sondern nur Philosoph; deshalb hielt er sich mehr an Fechner und Gerland, weil diese die Frage gleichfalls vorwiegend von der philosophischen Seite fassen, während Haeckel, Oscar Schmidt, Gustav Jäger ungleich mehr naturwissenschaftliche Kenntnisse voraussetzen. Ueber Bedeutung und Stellung des leider jüngst verstorbenen Peschel, des Begründers der vergleichenden Völkerkunde, scheint Hr. del Perojo sich nicht klar geworden zu sein; wenigstens erfahren wir nichts darüber in seinem Buche.

Die weiteren Abschnitte behandeln Wilhelm Wundt, die Geschichtsschreibung in Deutschland, und Bluntschli's „Charakter und Geist der politischen Parteien". Das zweite Capitel befaßt sich mit den von Prof. Hüffer in der „Deutschen Rundschau" herausgegebenen Briefen H. Heine's. Wie man sieht, ist mit diesen Skizzen die geistige Bewegung in Deutschland noch lange nicht erschöpft, doch berechtigen sie uns immerhin, einer Fortsetzung der im Allgemeinen geistvollen Abhandlungen mit Spannung entgegenzusehen. Friedrich von Hellwald.

*) José del Perojo. Ensayos sobre el movimiento intelectual en Alemania. Primera serie. Madrid. Medina y Navarro. 1875.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Mitte December 1875.

Wieder verlorene vier Wochen und diesmal ohne Einrede durch die Dichter verloren. Redet mir nicht von dem Verfall des deutschen Theaters, ruft entrüstet Karl Fiedler in seinem Buche über das deutsche Theater, lest lieber sämmtliche Stücke, welche die Genossenschaft deutscher Autoren alljährlich versendet. Ich fürchte nur, damit würden sich die verlorenen Abende in's Unendliche spinnen, und statt wie Titus betrübt in die Schreibtafel das diem perdidi einzutragen, könnte Jeder von uns gleich schreiben annum perdidi. Die Arbeit der Dichter ist dabei immer noch die angenehmere; der dramatische Poet hält sein Werk für die Unsterblichkeit geboren, er ist der Messias der Dichtkunst, leider vergißt er stets bei der Arbeit, daß Christus eine Dornenkrone trug. Umgekehrt ist der Kritiker der grämliche oder boshafte Mann, der Pharisäer, der den neuen Propheten aus dem Reiche Apollo's anklagt, oder noch ärger der Henkersknecht, der den Armen blutig geißelt. Meinetwegen, aber wer tröstet uns denn über die Langeweile, die wir erduldeten; wer bezahlt uns die Stunden, die wir, nutzlos für uns und ihn, im Dienste des Dichters vergeudeten; wer heilt uns den Schnupfen und die Grippe, die wir uns im Wintersturm bei dem Besuch der kalten und „fürchterlich öden" Theater holten? Wer — ja da wartet ein Narr auf Antwort.

Um den Mangel an wahrhaft wirksamen theatralischen Neuigkeiten weniger fühlbar zu machen oder ihn ganz zu beseitigen, haben das Residenztheater und das Nationaltheater, die beiden rührigsten und thätigsten Bühnen der Stadt, zu den Gastspielen bekannter Künstler gegriffen. Im Residenztheater gastirt Frl. Friederike Bognar, die lange Zeit am Burgtheater in Wien eine geachtete Stellung, in zweiter Linie, inne hatte und dem Berliner Publicum von verschiedenen Gastspielen her werth und willkommen ist. Aus dem Fach der sentimentalen Liebhaberinnen ist die Künstlerin in das der tragischen Heldinnen und der Weltdamen der modernen französischen Bühne mit Glück übergegangen. Ihre Judith und ihre Sappho, ihre Clotilde in der „Fernande" und ihre Adrienne Lecouvreur sind Leistungen, die auf zweiten Bühnen Anerkennung finden und verdienen: Sterne, die zur Hälfte von wahrem, zur Hälfte von erborgtem Theaterfeuer schimmern. Fräulein Bognar, eine stattliche Erscheinung, verfügt über bedeutende Mittel und besitzt eine große Bühnengewandtheit; sie ist nicht ohne Leidenschaft und hat, wenn auch keinen dämonischen, doch einen stark sinnlichen und theatralischen Zug, der aus einer gewissen Entfernung leicht für etwas Dämonisches gehalten werden kann. Diesmal hat uns Fräulein Bognar weder deutsche noch französische Neuigkeiten von irgend welchem Werthe vorgeführt. Auch jenseits der Vogesen scheint dies Jahr keine dramatischen Früchte gereift zu haben. Die „Rose Michel", die sie am 4. December zum ersten Male darstellte, ist ein

Boulevardstück der traurigsten Art: Verbrechen und moralische Folterqualen, die sich gegenseitig übertyrannen. Das Stück ist durch Heinrich Laube bekannt geworden, der es zuerst im Wiener Stadttheater spielen ließ: wir beziehen die französische Waare über Wien, so daß ich nicht sicher bin, ob wir nicht doch, trotz alledem, noch „Die beiden Waisen" demnächst sehen werden — ein Schauspiel von d'Ennery und Cormon, in dem eine Kutsche mit zwei durchgehenden Pferden die Hauptrolle spielt. Unsern Nachbarn ist eben auch mit dem zweiten Kaiserreich der dramatische Athem ausgegangen und sie müssen sich gerade wie wir mit Alltagstrauben begnügen. Gute Weinjahre sind selten, wie gute Theaterjahre.

Gegenüber dem Residenztheater wechselt das Wallnertheater mit Moser's „Veilchenfresser", Schweitzer's „Großstädtisch", Wilken's „Ehrliche Arbeit" behaglich ab. Otto Girndt's historische Komödie „Drei Buchstaben" fuhr wie eine Sternschnuppe auf drei Abende dazwischen. Sternschnuppen haben nun einmal ein kurzes Leben. Im Grunde liebe ich die historische Komödie und halte sie in der Gegenwart für theaterfähiger als das historische Drama. Was in der Malerei das historische Genrebild ist — es reicht von Meissonnier's kleinen Meisterstücken, fechtenden Cavalieren in der Tracht der Renaissance und schachspielenden Rococo-Marquis, bis zu Adolf Menzel's Friedrichsbildern — das sollte auf der Bühne das historische Lustspiel sein. Haben wir doch Meisterstücke darin, neben Lessing's „Minna von Barnhelm", Gutzkow's „Zopf und Schwert". Das Schlimme ist nur, daß die dramatischen Meissonniers noch seltener sind als die malerischen. Otto Girndt's Komödie spielt um die Erhebung des Kurfürstenthums Brandenburg zum Königreich Preußen, eine lustige Arabeske für ein bedeutsames Ereigniß. Die Scene ist in Wien; in einer chiffrirten Depesche aus Berlin liest der Gesandtschaftssecretär „verwendet den Pater Wolf", statt „vermeidet". Mir erscheint die Anekdote nicht halb so drollig, als eine andere aus derselben Geschichte. Es ist bei der feierlichen Krönung Friedrich's und seiner Gemahlin Sophie Charlotte in Königsberg — und nun mag Thomas Carlyle fortfahren: „Bei einer Wendung der Feierlichkeit in der Kirche, vor dem Altar, während der Bischof und der Kanzler in leerem solennem Vortrag ein Langes und Breites so daher dröhnten, hat man augenscheinlich bemerkt, wie Sophie Charlotte ihre Tabatière — denn sie huldigte diesem modischen Laster — verstohlen aus der Tasche zog und sich mit einer delicaten Prise Schnupftaback erquickte, geriebenen Taback, tabac rapé, von Sterblichen schlechthin rapé genannt. Es erleidet keinen Zweifel, und der neue König selber hatte sie beobachtet und schleuderte ihr unmittelbar einen recht fulminanten Seitenblick zu, der die Sache nicht zu ändern vermochte und sich in Luft verlor. Eine denkwürdige kleine Handlung und beinahe symbolisch bei der ersten preußischen Krönung." Mindestens ist diese historische Prise feiner und gefälliger als das brandenburgische Sauerkraut, dem nach Girndt der Kurfürst schließlich seine Königskrone zu verdanken hat. Otto Girndt hat den Zug des dramatischen Dichters, aber viel stärker nach der Seite der Posse, als nach der des Rococo-Lustspiels hin. Er ist derb, wo er geistreich, burlesk, wo er übermüthig sein sollte; er hat den gutmüthigen Humor der Philister, nicht die Ironie der Hofleute. Das Hindernniß, worüber die meisten historischen Dramen stolpern, hat auch seine Komödie zu [illegible]digem Fall gebracht: die schwierige Verbindung der erfundenen Liebesgeschichte mit der geschichtlichen Anekdote, die den Kern des Ganzen bildet. Scribe hat im „Glas Wasser" diese Aufgabe auf das glücklichste gelöst, indem er die historischen Persönlichkeiten, von denen er weislich nur die großen Umrißlinien beibehielt, selbst in die Liebesintrigue zog; Gutzkow ergriff in „Zopf und Schwert" einen Stoff, in welchem die Schwierigkeit schon aufgehoben war, da es sich eben in der Komödie wie in der Historie um die Vermählung der Prinzeß Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth handelte. Girndt's Liebesgeschichte steht dagegen außerhalb des geschichtlichen Kreises und ist, bei Licht besehen, nur eine Theaterliebschaft. Ueber diese Kluft vermögen keine lustigen Scenen, keine komischen Figuren eine Brücke zu schlagen; die Komödie bedarf zuerst und zuletzt einer einheitlichen, festgeschlossenen Handlung.

Das Nationaltheater hat das Steuerruder seines Glücksschiffes seit einigen Wochen dem Münchener Hofschauspieler Ernst Possart vertraut. Der Künstler gehört zu den berufenen Charakterspielern und gilt für eine Stütze des Münchener Hoftheaters. Um ein endgültiges Urtheil über seine künstlerische Befähigung, die Eigenart und die Grenze seines Talents zu gewinnen, ist ein Gastspiel auf dem Nationaltheater nicht der geeignete Platz. Wie eifrig die ständigen Mitglieder dieser Bühne auch in der Erlernung der verschiedenartigsten Rollen sind, mit welchem Geschick sie ihre Stelle auszufüllen wissen: sie bleiben doch immer nur, wie es bei der Ungunst der Verhältnisse nicht anders sein kann, Mittelmäßigkeiten. Weit aus dem Rahmen des Ganzen tritt da der Gastspieler heraus. Er will sein Bestes geben und wird durch die Unzulänglichkeit der Andern dazu verleitet, die stärksten Lichter aufzutragen; wo so tiefe Schatten sind, sagt er sich unwillkürlich, da braucht es greller Lichteffecte, schon um des Gleichgewichts willen. Die Gefahren des Virtuosenthums erscheinen auf der Bühne des Nationaltheaters unverhüllt. Auf der Bühne des Hoftheaters herrscht zwischen dem Gast und den ständigen Mitgliedern ein Gleichmaß, und wenn es aufgehoben wird, so geschieht es in den meisten Fällen zu Ungunsten des Fremden. In den zweiten Theatern ist umgekehrt der Virtuose Alles. Die Darstellungen der Meininger haben wol die Vorzüglichkeit eines gut einstudirten Ensemblespiels bewiesen, aber sie haben dem Princip nicht überall den Sieg verschaffen können. Und doch wäre es so leicht, daß sich eine Schaar von etwa zehn oder zwölf Künstlern vereinigte, eine Anzahl klassischer Dramen einübte und dieselben, in wirklichen Mustervorstellungen, auf den Bühnen zweiten Ranges in den großen Städten der Masse des Volkes vorführte. Die Verwirklichung eines solchen Vorschlags setzt freilich Eins voraus, was den Schauspielern trotz ihrer Genossenschaft schwer fällt, die Selbstentäußerung. Eine von den entscheidenden Reformen des deutschen Theaterwesens suche ich hier, in der Organisation der sogenannten Gesammtgastspiele, da es mit jedem Jahre auch den größeren Bühnen immer schwieriger fällt, die nöthigen schauspielerischen Kräfte zu gewinnen und festzuhalten. Herrn Possart's Gastspiel rief diesen Gedanken wieder lebhafter in mir hervor. Er hat den Nathan, den Richard III., den Advocaten Berent in dem Schauspiel des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson „Ein Fallissement" gespielt. Ueberall zeigt er sich als einen gewandten und gebildeten Schauspieler; im Ganzen arbeitet er mit dem Kopf und nach theatralischer Klugheit, die genialische Kraft und die leidenschaftliche Bewegung des Herzens scheinen ihm ferner zu liegen. Als Neuigkeit hat er uns das Drama „Ein Fallissement" gebracht. Der deutschen Lesewelt hat sich Björnson durch seine Bauernnovellen „Arne" und „Schön Synnöv" empfohlen, unvergleichliche Meisterstücke der Kleinkunst. Nicht nur die norwegische Landschaft und der norwegische Mensch treten uns in ihnen mit wundersamer, greifbarer Deutlichkeit entgegen: der Dichter weiß uns auch in die Stimmung jener eigenthümlich großartigen Fels- und Meereinsamkeit zu versetzen und mit einem halb idyllischen, halb märchenhaften Zauber zu umspinnen. Zugleich rührt er unser Herz und bemächtigt sich unserer Phantasie. Von Björnson's Dramen hat das eine „Zwischen den Schlachten", das die Meininger Hofschauspieler im Frühling 1873 auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne aufführten, in der norwegischen Heldenzeit spielend, ganz den ergreifenden Zug und die starke und frische Originalität seiner Novellen. Die beiden andern, die ich kenne: „Die Vermählten" und „Ein Fallissement", bleiben hinter den Erwartungen zurück, die man unwillkürlich an den Dichter Arne's stellt. Björnson gelingt die Schilderung des modernen städtischen Lebens, das in Christiania und Bergen eben nicht anders ist als in Kopenhagen oder Berlin, nicht in gleicher Vollkommenheit wie die der Bauern auf der einsamen Halde, der Jäger und Holzfäller hoch oben im Fichtenwalde. Der Culturwelt, die Allen ein gleiches Gewand anzieht und sie in dieselben Lebensformen bannt, weiß Björnson auch nur Alltagsfiguren abzulauschen. Sein Schauspiel „Ein Fallissement" stellt das Wesen und Treiben eines „großartig" speculirenden Kaufmanns, der zugleich Fabrikherr, Großhändler und Banquier ist

weder so drastisch noch so lebenswahr dar, als Balzac's „Mercadet". Zwei Formen der Börse, der reich gewordene „Parvenu" und der „schwindelhafte Gründer", sind von den Franzosen mit unvergleichlicher Schärfe und Naturtreue geschildert worden, Turcaret und Mercadet. Meiner Meinung nach hat das Stück Björnson's, weil es aus der Fremde zu uns gekommen, in Wien wie in Berlin eine Anerkennung von Seiten der Kritik gefunden, die es nicht verdient. Es ist ein Volksstück, mit isländischer Sentimentalität, in Holzschnittmanier. Gleich von vorn herein ist die Figur des Großhändlers Tjälde vergriffen. Ein Mann, der drei Jahre an Schlaflosigkeit wegen eines „heimlichen" Bankruts leidet, hat von einem modernen waghalsigen Kaufmann gar nichts, er speculirt nicht auf unsre Börse, sondern auf unsre Thränendrüsen. In der ersten Scene wissen wir den Verlauf des ganzen Stücks: dies ist gewiß kein Fehler, vorausgesetzt daß dieser Inhalt bedeutend genug ist, uns anzuziehen und unser Gemüth zu bewegen. Aber der Jammer und die Noth, die einer Bankrutserklärung vorangehen, die sie begleiten, die ihr folgen, der Abfall der Diener, der Eintritt der Gerichtsbeamten in die bisher so friedlichen und freundlichen Gemächer, die Versiegelung der Kisten und Kasten, der treue Procurist, der sein „Erspartes" dem Principal in die Hände drückt, die Umkehr zum Bessern auf Grundlage dieser 7000 Speciesthaler des wackern Sannäs mit den rothen erfrorenen Händen — das Alles ist wahr, aber leider auch alltäglich. Um diesen Vorfällen Relief zu geben, um sie aus der dunstigen Sphäre der gemeinen Wirklichkeit zu befreien — dazu bedarf es einer größeren dichterischen Kraft, als sie Björnson hier eingesetzt hat. Man vergleiche die farbenreichen Gemälde Le Sage's und Balzac's mit dieser Skizze grau in grau. Das „Gründerthum" ist meinem Gefühl nach nur tragisch oder komisch darzustellen; das Schauspiel mit der allseitigen Befriedigung, mit dem gebesserten Kaufmann des letzten Acts, der sich mit mäßigem, redlichem Gewinn begnügt, verläuft in Langeweile und Rührseligkeit. Wenn der Dichter die sociale Frage, die er sich gestellt hat, nicht anders zu lösen weiß, als daß er aus dem Großhändler einen Krämer macht, dann hat er das gesellschaftliche und psychologische Problem, um das es sich handelt, nicht in seiner Tiefe ergriffen. Setzt man indessen die Ansprüche, die man an einen Poeten wie Björnson mit Recht stellen zu können glaubt, auf das bescheidene Maß hinunter, mit dem das Publicum und die nachsichtige Kritik die meisten Bühnenwerke messen — messen müssen, weil sie sonst gar nichts zu messen hätten — so kann man dem „Fallissement" eine Reihe wirksamer Scenen, eine Steigerung der Spannung und Theilnahme bis zum Schluß des zweiten Actes, zwei gut durchgeführte Charaktere des Kaufmanns und des Advocaten nachrühmen. Die große Unterredung, in welcher Berent, der Advocat — er hat sich freilich in nicht ganz ehrenhafter Weise in das Vertrauen Tjälde's eingeschlichen — den Großhändler dahin bringt, seine Insolvenzerklärung zu unterschreiben, ist an sich ein Nonsens, aber sie hat Zug und Kraft, der stärkere Charakter beugt den schwächeren; schade nur, daß der Dichter darin mit den schlimmsten melodramatischen Mitteln, mit Revolvern, mit Schüssen, die nicht losgehen, mit Selbstmordsphrasen, die verpuffen, arbeitet. Ein echter Speculant, dessen Activa sein erbittertster Feind auf mehr als 400,000 Species gegen 750,000 Species Passiva anschlägt, wird sich hüten, vier, sechs Wochen vor der Zeit seinen Bankrut zu erklären, eine einzige Welle kann sein Fahrzeug wieder flott machen. Wenn alle „Gründer" ihren Gläubigern 60 Procent bezahlen könnten, wie glücklich wäre die Gegenwart! Das ganze Stück schielt in seiner Tendenz, es hat nicht den Muth, die ökonomische Frage rein und klar zu lösen und eben so wenig bringt es den sittlichen Conflict zwischen Tjälde und seiner ältesten Tochter Walburg, die Jeden für einen Verbrecher erklärt, der reich und verschwenderisch lebt, ohne reich zu sein, der seine Familie an Ueberfluß gewöhnt und seine Kinder in Ueberfluß erzieht, ohne ihnen dieses behagliche Dasein sichern zu können. Als die Katastrophe hereinbricht, ist Walburg natürlich trotz aller Härte und Herzenskälte die gute Tochter, an der sich Tjälde wieder aufrichtet. Ein Bild aus dem Leben — gewiß, aber mir fehlt der Geschmack für solche

Milchsuppen. Herrn Possart's Berent war ein sorgfältig ausgeführtes Bild, mit feinem und spitzem Pinsel, nur setzte es sich aus einer solchen Fülle von Einzelheiten zusammen, daß sich der Gesammteindruck darüber verwischte. Wie viel Zeit der Mann dazu verbrauchte, ehe er nur zum Sitzen und zum Sprechen kam! Lieber Herr Berent, würde ich als Tjälde zu ihm gesagt haben, Zeit ist Geld; ist mir sehr angenehm zu sehen, wie Sie Ihren Ueberrock ablegen, wie Sie Ihre Tabaksdose hinstellen, Ihre Brillengläser putzen — aber das sind alte Scherze, kommen wir zur Sache! Herr Buchholz als Tjälde hielt sich brav neben dem Gaste, und das Ganze spielte sich ohne Anstoß geschickt und lebendig ab.

Die Neuigkeit des Schauspielhauses war ebenfalls ein Schauspiel aus dem modernen Leben: „Die Frau für die Welt" von Ernst Wichert, das am 4. December zum ersten Male auf der Bühne erschien. Des Dichters löbliche Absicht, im Gegensatz zu dem leeren, öden Gesellschaftstreiben die Häuslichkeit als Ideal hinzustellen, läßt sich kaum in einer Bühnendichtung wirksam ausführen, am wenigsten mit einem Talente, das so stark ausgeprägt wie das Wichert's den epischen Stempel trägt. „Die Frau für die Welt" ist eine psychologische Novelle in dramatischer Form, deren Handlung und Bewegung hinter den Coulissen, in den langen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Acten liegt: was zur Erscheinung auf der Bühne kommt, sind immer nur die Schlußmomente. Das Fehlen der Uebergänge gibt dem Ganzen, trotz mancher Feinheit in den Einzelheiten und der durchweg gebildeten Sprache, eine gewisse Unklarheit und Wunderlichkeit, welche die Theilnahme des Publicums hierhin und dorthin auf die zum Theil recht wohl gelungenen Nebenfiguren zerstreut, statt sie für die beiden Hauptpersonen Elma und Lothar zu sammeln. — So bleibt denn als wichtigste That einer vierwöchentlichen Thätigkeit der Hofbühne die Neueinstudirung des „Macbeth". Selbstverständlich wieder in der Bearbeitung des Herrn W. Oechelhäuser. Wie die erste Bühne des deutschen Reiches dazu kommt, einem Manne, der den besten Willen, unermüdlichen Fleiß und zähe Ausdauer, aber nicht das geringste literarische Verdienst besitzt, die Bearbeitung Shakespeare's gleichsam in Pacht zu geben, weiß ich nicht. Wenn Dingelstedt, wenn Laube ein Shakespeare'sches Stück einrichtet, so wird man über die Arbeit streiten können, man hat eben einen Dichter, einen vielerfahrenen Dramaturgen vor sich, aber Herrn Oechelhäuser gegenüber, der aus den drei Theilen des sechsten Heinrich ein Stück macht, der aus Hamlet die Eröffnungsscene und den Fortinbras streicht, der in „Was ihr wollt" nach Belieben Verse einlegt — risum teneatis, amici! Die Bearbeitung und die Inscenirung des „Macbeth" bewegen sich in demselben Dilettantenthum, wie die früheren glorreichen Kürzungen. In willkürlicher Weise wird eine der wichtigsten Scenen der Tragödie, die Ermordung Banquo's und die Rettung Fleance's, fortgelassen und die schon von Schiller mit Recht gestrichene Scene der Ermordung der Lady Macduff und ihres Sohnes wieder eingefügt. Der Versuch, das vielfach zerstreute Schlachtbild um die Burg Dunsinan nach dem Erforderniß der modernen Bühne zu verdichten, ist nicht gemacht worden. Ein beständiger Decorationswechsel zerreißt den ersten, vierten und fünften Act. Die Freiheiten, die sich der Bearbeiter im Einzelnen gegen den Shakespeare'schen Text erlaubt, die fortwährende Abschwächung des dichterischen Ausdrucks zeugen von der ganzen Pietätlosigkeit, die in den Kreisen der Männer herrscht, welche nach ihrer Meinung allein etwas von Shakespeare's Kunst verstehen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Ja wohl, an Gisbert Vincke's „Maß für Maß", an Leo's „Antonius und Cleopatra", an Oechelhäuser's „Macbeth". Die Inscenirung hält sich eben so wenig an die Dichtung, sie ist glänzend und reich, aber charakterlos. Wo beginnt Shakespeare's Stück? Auf der schottischen Haide. Was eine Haide ist, weiß man doch „so obenhin" — sicherlich wird Niemand die kahle, graue Felswildniß, die uns auf der Bühne des Schauspielhauses aufgebaut wird, eine Haide nennen. „Unholdinnen Hand in Hand," singen die Hexen bei Shakespeare, „Eilende durch Meer und Land, gehn wir so herum, herum. Drei Runden dein, drei Runden mein, und drei dazu, so sind es neun; halt! Der Bann

ist aufgewunden." Deutlicher vermag es doch der Dichter nicht zu sagen, daß die drei Hexen sich an den Händen haltend, singend und tanzend den Zauberkreis ziehen, in den Banquo und Macbeth ahnungslos eintreten. Wie stellte man nun das auf der Hofbühne dar? Die eine Hexe stand auf dem höchsten Grat des Felsgebirges, die andere kauerte tief unten am Boden in einer Schlucht, die dritte machte sich zwischen beiden auf mittlerer Höhe, ich weiß nicht was, zu schaffen. Die Männer, die Banquo ermorden, sind als herabgekommene freie Männer zu denken, kleine Gutsbesitzer, die Banquo von Haus und Hof vertrieben, die er betrogen und genasführt hat, wie Macbeth behauptet: bei uns erscheinen sie in Tracht und Haltung armseliger Vagabunden; ja, den einen von ihnen steckt Herr Oechelhäuser in eine Bedientenlivrei, damit er beim Festmahl dem König Macbeth den Wein kredenzen und die Mordthat erzählen kann. Die berühmte Schloßhof-Decoration mit der stattlichen Freitreppe, auf der die ergreifenden Vorgänge der Mordnacht zwischen Macbeth und der Lady sich abspielen — allen ältern Besuchern des Schauspielhauses ist sie noch wohl bekannt — hatte einer nüchternen Inscenirung weichen müssen; König Duncan war in einer Art Pförtnerwohnung links vom Zuschauer zwei Stufen hoch einquartiert worden, und wenn es bei Shakespeare heißt: Macbeth erscheint oben, geht oben wieder hinein — es ist der hochgelegene Söller der altenglischen Bühne gemeint — so trat unser Macbeth aus der Pförtnerthür, und seine Fragen: „Wer da? Was? Heda!" machten ihn nur noch mehr zu einem modernen Hausmeister. Der mangelhaften scenischen und decorativen Einrichtung — ich würde nicht enden, wollte ich alle Schnitzer aufzählen — entsprach die mangelhafte Darstellung. Gut eingeübt waren die Massenscenen, aber Hr. Berndal als Macbeth hat weder die Haltung noch den Gang und das leidenschaftliche Pathos eines Helden, er setzt den kühnen, gewaltthätigen Mann zu einem sentimentalen Verbrecher herab und hat niemals die Krone und den Dolch, sondern eine unsichtbare Geschworenenbank vor Augen, bei der er für „mildernde Umstände" plaidirt. Hrn. Kahle's Macduff besitzt ebensowenig die vollendete, in sich gefestete, eherne Männlichkeit, die Shakespeare's Gestalt beseelt; die einzige hervorragende Leistung der Aufführung war die Lady Macbeth der Frau Erhartt, die im zweiten Acte ein großartiges, tiefwahres und erschütterndes Bild der ehrgeizigen, dämonisch überreizten Frau gab.

Von den „Reformern" des Theaters ist die Frage aufgeworfen worden: ob dem Shakespeare-Cultus auf der modernen deutschen Bühne nicht ein zu breiter Raum gewährt werde? Ob es nicht zu Gunsten der eigenen Production gerathen sei, die Zahl der Shakespeare-Vorstellungen zu beschränken? Gewisse Dichtungen Shakespeare's — Julius Cäsar, Richard III., Macbeth, Lear, Hamlet, Othello, Romeo und Julie im Tragischen; Der Kaufmann von Venedig, Der Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Viel Lärmen um Nichts, der erste Theil des vierten Heinrichs im komischen Bereich — sollten niemals auf längere Zeit von den Brettern einer größeren Bühne verschwinden, sie sind noch immer Muster des Schönen, Wahren und Guten, bändigen die Leidenschaften, rufen unser Lächeln hervor, erheben uns aus dem dumpfen Alltagsgewühl und eröffnen uns eine idealische Welt. Eine kleinere Anzahl wird hier und dort, je nach den Kräften der entsprechenden Bühne, versucht werden und Anklang finden: Coriolan, Der Sturm, Die bezähmte Widerspänstige, Das Wintermärchen, König Johann oder König Richard II. Damit aber halte ich den Shakespeare-Schatz für erschöpft. Die Experimente, die findige Dramaturgen und die nie aussterbende Legion der sogenannten Shakespeare-Kürzer bald mit Timon von Athen, mit Antonius und Cleopatra und Cymbeline, mit Maß für Maß und Wie es euch gefällt, gemacht haben und machen werden, schaden der deutschen Dichtung doch nur in einem sehr geringen Grade. Nach drei Vorstellungen gehen diese Stücke aus wie ein Licht. Viel wichtiger und nothwendiger erscheint mir eine Reform der Shakespeare-Einrichtungen. Da sollte uns nicht mehr statt einer Haide eine Felsengegend, statt des Saales im Dogenpalast zu Venedig ein Saal mit den Bildnissen der brandenburgischen Kurfürsten vorgeführt werden; Claudius von Dänemark sollte nicht in einem

Raum mit sechs Thüren „seine Missethat zum Himmel stinken lassen" und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Sind denn die Werke Shakespeare's vogelfrei, daß Jeder, den die Laune oder der Ehrgeiz kitzelt, sich zu ihrem „Bearbeiter" aufwerfen darf? Daß jeder Regisseur, der die Anfangsgründe seiner schwierigen Kunst nicht kennt und die Tudor-Architectur in das Sagenzeitalter des Königs Lear versetzt, kurzweg einen Hamlet oder Macbeth einrichtet? Hier frißt sich einer der bedenklichsten Krebsschäden unseres Theaters tief und tiefer. So lange die deutsche Bühne im Großen und Ganzen, vom Kopf bis zur Sohle, vom Coulissenschieber bis zum Director und Dichter hinauf, ein Tummelplatz für Dilettanten bleibt, ist an eine Besserung der Theaterzustände nicht zu denken. Alle andern Versuche, dem Wagen des Thespis wieder aus dem Sumpf zu helfen, lassen ihn nur immer tiefer in den Morast versinken. Wem fällt es ein, sich von seinem Schuhmacher einen Frack zuschneiden zu lassen? Daß aber ein Kaufmann, ein Buchdrucker, ein Professor der Geburtshilfe Shakespeare „für die moderne Bühne" einrichtet, finden wir ganz natürlich — und wenn die Kritik darüber ihr Verdammungsurtheil spricht, ist sie heute hämisch und morgen mißgünstig. Apollo bessere es!

Karl Frenzel.

Berliner Denkmale.

Wir leben in einer Denkmal-setzenden Zeit, und es ist natürlich, daß dem so ist. Denn wenn jemals eine Geschichtsperiode von monumentalem Charakter gewesen, so war es diejenige, welche die gegenwärtige Generation gesehen. Personen oder Ereignisse, welchen man ein Denkmal setzen will, müssen das in sich haben, was, Allen verständlich, unser nationales Dasein in hervorragender Weise bestimmt oder untern nationalen Besitz dauernd vermehrt hat. Man sagt: das Denkmal verewigt diesen oder jenen Namen, diese oder jene Begebenheit; die Begebenheit und der Name müssen, nach der Schätzung der Nation, etwas Ewiges in sich tragen. National und populär sind nicht immer gleichbedeutende Begriffe; es ist daher eine Aufgabe des Denkmals, Dasjenige, was national ist, auch populär zu machen. Das Denkmal wendet sich an jeden Vorübergehenden; der Name, den es nennt, die Begebenheit, die es erzählt, auf dem Markte, dem öffentlichen Platz und der Straße, werden der Menge bald geläufig sein, wenn sie es nicht zuvor schon waren. Denkmale sind zugleich Huldigungen des Verdienstes und Bildungsmittel des vaterländischen Bewußtseins. Sie sind nicht ein Ausdruck der Ruhmredigkeit und Selbstvergötterung; ein Volk, welches das Glück hat, große Männer zu besitzen und große Thaten vollbracht zu haben, darf nicht nur, sondern es soll stolz auf sie sein. Dieser gerechte nationale Stolz und künstlerische Begabung müssen zusammentreffen, um eine Stadt mit würdigen Denkmalen zu schmücken. Berlin, die jüngste der Capitalen, übertrifft in dieser Hinsicht bereits London, welches mit mehr Genugthuung auf die nationalen Größen, als die denselben gesetzten Denkmale blickt; aber es steht hinter Paris zurück, welches in Triumphbögen, Denksäulen und Monumenten mit dem alten Rom wetteifert.

Dasjenige, was man kaum ein Denkmal, wol aber ein Wahrzeichen von Berlin nennen kann, das steinerne Kreuz vor der Marienkirche, verewigt, gleich dem berühmten „London-Stein" in der St. Swithin'skirche zu London, das Andenken an eine Gewaltthat in der frühern Geschichte der Stadt. Dort, in London, war es Jack Cade, der Bauernrebell (1450), der mit seinem Stabe gegen den Londonstein schlagend, ausruft: „Und hier, auf dem London-Steine sitzend, verordne ich und befehle, daß in diesem ersten Jahre unsres Reichs auf Stadts-Unkosten durch die Abzugsrinnen nichts als rother Wein laufen soll" (Shakespeare's Heinrich VI., zweiter Theil, IV, 6). Hier in Berlin, um hundert Jahre früher (1355), ward das Steinkreuz,

jetzt durch eiserne Stangen an der Kirchenwand befestigt, auf die Stelle gesetzt, wo die rauflustigen Bürger den Probst Nicolaus von Bernau niedergemacht hatten. Nun rauschten drei Jahrhunderte vorüber, in denen die Geschichte nur von Zerrüttung, Verfall und unaufhörlichem Kampf zu berichten hat. Nach dem Aussterben der Askanier und den vergeblichen Versuchen unter den Markgrafen aus bayrischem und luxemburgischem Geschlecht kamen die Hohenzollern ins Land, mit einem wärmeren Temperament, dem Erbtheil ihrer alten schwäbischen Heimath, zugleich durch das fränkische Burggrafenamt, dessen sie zu Nürnberg gewaltet, in den ernsten Lehren der Arbeit und weisen Sparsamkeit aufgezogen. Denn das Land an der Pegnitz, sandig und nicht minder schwer zu bestellen, als das an der Spree, war gleichsam die Vorschule der Hohenzollern für den höheren Beruf, der in Berlin ihrer wartete. In harten Fehden gegen Faustrecht und Raubritterthum verflossen die ersten Regierungen, bis zur Zeit der Reformation, und der große Krieg, welcher, dieser folgend, Deutschland verheerte, traf nicht am wenigsten schwer die Mark und Berlin. Nun aber, aus dem Chaos, erhob sich leuchtend die Persönlichkeit dessen, mit welchem Preußens eigentliche Geschichte beginnt: Friedrich Wilhelm, genannt der große Kurfürst, und er ist es auch, welcher das erste Denkmal in Berlin erhält. Der furchtbare Krieg, welcher das Reich zum dreißigjährigen Tummelplatz fremder Horden machte, hatte den politischen Bestand desselben, wenn nicht unmittelbar aufgelöst, doch dem Untergange geweiht; wenn Deutschland eine Zukunft hatte, so war sie nur auf dem Wege und durch die Vermittlung des Einzelstaates zu retten. Vielleicht wird einst, in kommenden Zeiten, ganz Deutschland zu dem Reiterstandbild des großen Kurfürsten mit derselben Liebe, derselben Verehrung aufblicken, wie wir in Berlin es schon lange gethan; denn derjenige, welcher uns als Preußens erster Stifter gilt, kann auch den andern deutschen Stämmen nicht mehr gleichgültig sein. Herrlich und heiter, das widerspenstige Roß mit gewaltiger Kraft zügelnd, steht sein Erzbild — ein Werk Schlüter's, enthüllt im Jahre 1703 — auf dem Platze, welcher ihm, unserm pontifex maximus, wol am meisten gebührt: auf der Brücke, welche die beiden alten Schwesterstädte Köln und Berlin verbindet, den sonnigen Blick gegen das Schloß gekehrt, auf welchem vor Allen die Majestät des preußischen Königthums ruht.

Von nun an wird die Geschichte der Denkmale Berlin's die Geschichte des preußischen Staates, von seinen Anfängen, zu gering fast für die Eifersucht der Nachbarn, bis zu seiner Vollendung, erkämpft gegen eine Welt von Feinden: eine Geschichte in lapidaren Zügen, kurz, gedrängt, Factum neben Factum. Der siebenjährige Krieg ist geführt, und der Wilhelmsplatz schmückt sich mit den Statuen, welche der dankbare Friedrich dem Andenken seiner Paladine widmet (denn Dankbarkeit ist, trotz Voltaire's oder Fleury's berufenem Wort, immer eine Tugend der Könige von Preußen gewesen) — Schwerin, mit hochgehaltener Fahne fallend bei Prag, Winterfeld, wie ein Römer sterbend, den Commandostab in der Hand, Keith, mit einem Schuß in der Brust, seine Heldenseele lautlos aushauchend bei Hochkirch, und Seidlitz, der Sieger von Freiberg — diese vier, zu denen sich nach des Königs Hingang noch Ziethen und der alte Dessauer (von Schadow) gesellten: so stehen sie da, Verkörperungen von Preußens jugendlicher Heldenzeit.*) Paläste preußischer Prinzen sind in der Nähe, die künftige Residenz des Reichskanzlers, bis vor Kurzem das Haus der Radziwills, blickt auf den Platz; und nirgends blüht, im Frühling, der Flieder lieblicher als hier. Aber selbst aus dem duftigen Blumenschmuck, der sie dann fast verhüllt, klingt die Stimme dieser Männer von Erz, und mit dem süßen Gesange der Nachtigall, der aus den benachbarten Gärten schallt, mischt sich ihr ernstes und feierliches „dulce et decorum est pro patria mori".

*) Die ursprünglichen Marmorfiguren sind 1862 durch Bronzestatuen (von Kiß), getreu nach den Originalen, ersetzt und diese dem gegenwärtig im Bau begriffenen Central-Cadettenhause zu Lichterfelde überwiesen worden.

Der Gott des Krieges stand an der Wiege dieses Staates; er mußte kämpfen, wenn er leben wollte, seine Bürger mußten Soldaten, sein König ein Feldherr sein. Wenn es aber schon wahr ist, was Goethe gesagt, daß durch Friedrich den Großen der erste wahre und höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen: so muß nicht minder gesagt werden, daß auch die bildende Kunst von ihm einen neu belebenden Geist empfing. Sie vor Allem bedarf des großen Gegenstandes, der mächtig von außen her gegebenen Anregung; das Material dieser Kunst selbst: Erz und Stein, verlangt verwandten Inhalt. Die Zeit Friedrich's des Großen, mit ihm, dem Einzigen, als Centralfigur, wird fortan der bevorzugte Vorwurf der vaterländischen Kunst, welche, sowol Malerei als Bildhauerkunst, in der Darstellung derselben ihre höchsten Triumphe feierte. Das erste Werk Schadow's war das Viergespann auf dem Brandenburger Thor. Schadow war ein Berliner, die bestimmenden Eindrücke seiner Jugend waren friedericianische, wie die letzten Blicke des großen Königs noch auf seiner beginnenden Arbeit geruht. Das brandenburgische Thor, am Ausgang des vorigen Jahrhunderts gebaut (1789—1793) und damals nur als Berlin's Propyläen gedacht, sollte doch Berlin's Siegesthor werden. Nach bitteren Jahren der Schmach, der Erniedrigung, in welchem der von der Faust des fremden Eroberers zu Boden gedrückte Staat zu den Traditionen Friedrich's zurückkehrte, sollte der Platz vor dem Thore den Namen des Pariser Platzes, und die Siegesgöttin auf dem Thore ihre bleibende Bedeutung und — wir wollen hoffen — ihren bleibenden Platz erhalten, nachdem sie vom Feinde geraubt, in der Verbannung zu Paris gewesen, und von dort im Siegeszuge des Jahres 1814 wieder heimgebracht worden war.

Der Verherrlichung dieses Riesenkampfes um das nationale Dasein gelten die vorzüglichen Schöpfungen Rauch's: die Standbilder von Bülow, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und York (1822—1855), welche die mit dem Brandenburger Thor beginnende Via triumphalis am Ende der Linden würdig abschließen; ihr gilt ferner die Friedenssäule des Belle-Alliance-Platzes (1843) mit der Victoria, gleichfalls von Rauch, und das Nationaldenkmal auf dem Kreuzberge (1821) — nach einem Entwurfe Schinkel's, das einzige der so viel bedeutenderen Denkmale, welche der geniale Mann für Berlin geträumt, und ausgeführt — in Gußeisen! Wir müssen uns, nach einem Worte Herrman Grimm's, diesen gewaltigen Neuerer Berlin's, von dessen großartigen Werken fast jedes unter der Ungunst seiner Zeit verkümmerte, in die unsrige denken, um ihm ganz gerecht zu werden. „Jetzt erst hätte er ein Feld gefunden, auf dem er sich mit Michelangelo messen konnte." *)

Einen neuen Aufschwung erlebten die Künste unter Friedrich Wilhelm IV. Während der ersten Hälfte seiner Regierungszeit wurde das Werk vollendet, welches das krönende Werk von Rauch's schöpferischer Thätigkeit und unter den Denkmalen Berlin's dasjenige ist, welches, nach der künstlerischen sowol als der nationalen Seite hin, unserer Stadt ihren Charakter verleiht: das bewunderte Reiterdenkmal Friedrich's des Großen. Groß in seiner Anlage, reich in seiner Ausführung, zugleich imposant und edel, höchst mannigfaltig, sowol in Gliederung und Schmuck, und dennoch von strenger Einheit gebunden: so erscheint es als die würdige Huldigung des Königs, welcher den kleinen Staat des großen Kurfürsten zur deutschen Großmacht erhob und ihm die Tendenz gab, von Deutschland unterstützt, eine Weltmacht zu werden. Kurz bevor, ehe vom Maigrün der Linden umwebt, und dem damals leer stehenden Palaste Desjenigen gegenüber, der heute Deutschlands Kaiser ist, die Hülle von des großen Friedrich's Denkmal fiel, brauste jener Märzsturm durch die Welt, welcher die Leidenschaften aufwühlte, die guten wie die schlimmen, und Diejenigen in den Straßenkampf gegeneinander führte, die doch Söhne Einer Mutter waren: das Heer und das Volk. Den Todten der Armee hebt sich das mit dem preußischen Adler gekrönte National-Krieger-Denkmal im Invalidenpark. Die Todten des Volkes schlafen, fast vergessen, unter eingesunkenen Steinen auf einem

*) Fünfzehn Essays von Hermann Grün. Neue Folge, p. 53.

Hügel zur Seite des Friedrichshaines; doch ein Bürger Berlin's hat auf einem offenen Platze dieses, zumeist von der Arbeiterbevölkerung Berlin's, ihren Familien und Kindern besuchten Parkes, über einem Treppenbau und von einer Säule getragen, die Colossalbüste des „alten Fritz" aufgestellt — als ob in dem Andenken und Geiste dieses, den beiden kämpfenden Parteien gleich theuern, Mannes die Versöhnung zu finden sei.

Trübe Jahre kamen nun, Jahre des Druckes, des Zweifelns, wo nicht der Verzweiflung. Der Genius unseres Staates schien zu schlummern; doch er war nicht todt und erwachte, als die Schlachttrompete zum ersten Mal wieder gegen den äußern Feind rief. Es war ein Waffengang mit einem zwar tapfren, aber nicht ebenbürtigen Gegner, — einem Gegner, mit dem wir seitdem Frieden geschlossen haben und Frieden zu halten wünschen. Aber das preußische Schwert, fast eingerostet oder in traurigem Bruderkrieg erprobt, fuhr nun siegreich aus der Scheide und zeigte, daß es noch vom alten Metall sei. Nur dem dänischen Feldzuge von 1864 sollte das Siegesdenkmal auf dem Königsplatze gelten; doch es war seine Bestimmung, auch das des Krieges von 1866 und des entscheidenden von 1870 und 71 zu werden. Deutschlands Geschicke vollendeten sich rascher, als die Baumeister arbeiten konnten; und man darf sagen, daß die Hand der Geschichte selber dieses Denkmal aufgebaut, dessen Säulenhalle erst in diesen Tagen (November 1875) ihre letzte Zierde, die Mosaiken nach Gemälden Anton von Werner's, erhalten hat. Kunstkritiker sind mit diesem Denkmale, welches Strack, einer der geachtetsten Nachfolger Schinkel's, entworfen, weniger zufrieden, als Deutschland Grund hat, es mit den Ereignissen zu sein, denen es den monumentalen Ausdruck geben soll. „Ein solches modernes Römerthum," ruft Woltmann aus, „mag man eher dem Volke überlassen, das von jeher Beruf dazu gezeigt hat; der Nation, über welche der letzte der hier gefeierten Siege erfochten ward." *) Dennoch macht die Denksäule mit ihrem Gold und ihren Farben, namentlich aus der Entfernung gesehen, keinen unbedeutenden Eindruck; sie wirkt, wenn ich so sagen darf, höchst malerisch auf dem, je nach der Jahreszeit, grünen oder dunkeln Hintergrunde des Thiergartens, sie beherrscht die ganze Umgegend, und noch weit über den Häusermassen des nordöstlichen und nordwestlichen Berlin's, bis jenseits der Spree, leuchtet zuweilen, im Glanze der untergehenden Sonne, wie in den Wolken schwebend, die goldene Figur von Drake's Victoria.

Demjenigen von Preußens Königen, welcher durch eine lange Regierungszeit, in deren Beginn der Kampf gegen die Fremdherrschaft fällt, durch Prüfungen, standhaft ertragen, durch häusliche Tugenden und schönen Familiensinn dem Herzen der Berliner, ich möchte sagen: familienhaft nahe steht, Friedrich Wilhelm III., sind zwei Denkmale errichtet worden: das eine, von der Stadt Berlin selbst (1849), ein Werk Drake's, an der blumigsten Stelle des Thiergartens. Es stellt ihn dar, wie man ihn in seinen spätern Lebensjahren kannte: im schlichten Ueberrock, unbedeckten Hauptes, eine fast bürgerliche Erscheinung, das Piedestal seines Monumentes mit freundlichen Bildern des Friedens geschmückt: so schaut er hinüber zu der Louiseninsel, wo von den niederhängenden Zweigen der Buchen und Tannen halb verschleiert, der kleine Altar (von Schadow) steht, welchen die Bewohner dieser Gegend, 1809, „ihrer heimkehrenden Königin" widmeten — ach, nur heimkehrend, um hier, in Berlin, zu sterben, bevor sie die Befreiung des Vaterlandes noch gesehen! . . Das andere Denkmal, ein Reiterstandbild (von Wolff), im Lustgarten aufgestellt, im Angesicht des alten Hohenzollernschlosses, zeigt Friedrich Wilhelm III. als Soldaten, wie er seinem Heere beim ersten Einmarsch in Paris vorangeritten sein mag; vor dem Kriege von 1870 vollendet, aber erst am denkwürdigen Tage des 16. Juli 1871 enthüllt, war es Kaiser Wilhelm vergönnt, die Trophäen des zweiten Siegeszuges zu den Füßen des Vaters niederzulegen, und in dem Augenblicke, wo das Vaterland ihm die höchsten Ehren ertheilte, zugleich die schönste Pflicht der Pietät zu erfüllen.

*) Die Baugeschichte Berlin's, von Dr. Alfr. Woltmann, p. 280.

Die Denkmale Berlin's repräsentiren vor Allem den militärischen Charakter, welchem Preußen seine Größe verdankt. Aber das Ziel seiner Kämpfe war nicht das verwerfliche des Ehrgeizes und der Herrschsucht; von den Hoffnungen und Wünschen, dem Geist und den Armen der Besten unsrer ganzen Nation unterstützt, rang es zuerst um seine Existenz, um dann die höheren Aufgaben erfüllen zu können, welche ihm, wie eine Mission, von der Vorsehung geworden. Niemals war Preußen exclusiv; immer, seit den Tagen des großen Kurfürsten, war es eine Tradition seiner Politik, den Fremden und „Ausländern" sich gastlich zu öffnen; und wie schon Jenem die Idee einer „Weltuniversität" vorschwebte, zu welcher er Männer der Wissenschaft zu entbieten gedachte, „von welchem Volke und welchem Glauben" sie seien: so haben andrerseits einige von unsern größten Denkern und Staatsmännern dadurch, daß sie sich angezogen und dauernd gefesselt fühlten und ihre Dienste diesem Staatswesen widmeten, den Beweis geliefert, wie fest sie an den providentiellen Beruf desselben glaubten. Diese beiden Züge, welche von den Umständen mehr oder weniger begünstigt, stets neben dem andern, dem militärischen, hergingen, haben sich nun auch in den Denkmalen ausgedrückt. Zunächst mit einer gewissen Schüchternheit und gleichsam nur Aeußerungen der Privatmeinung; das Haus Moses Mendelsohn's ward mit einem Gedenksteine versehen, ebenso das Haus Humboldt's; der Verein für die Geschichte Berlin's bezeichnete mit einer Votivtafel das Haus, in welchem Lessing seine „Minna von Barnhelm" gedichtet, und der Nationalverein mit einem Medaillonportrait das Haus, in welchem Fichte gewohnt. Hegel erhielt eine Büste (von Blaeser) hinter der Universität; Thaer, „der Begründer des wissenschaftlichen Landbaues", Beuth, der Gründer des Gewerbeinstituts, der Bauschule und Baugewerbeschule, und Schinkel erhielten Standbilder (von Rauch, Kiß und Drake) vor der Bauakademie, und an dem Tage (10. Nov. 1871), an welchem, von einer schönen Novembersonne beleuchtet, das Denkmal Schiller's (von Begas) sich zum erstenmal den Blicken Berlin's zeigte: da war gleichsam der Bann gebrochen und Alle hatten das Gefühl, fortan laut und frei bekennen zu dürfen, daß diese Stadt, welche so lange preußisch gewesen, nun ganz und voll deutsch sei!

Eine schönere Bestätigung konnte dieser Gedanke nicht finden, als in dem jüngsten unserer Denkmale, dem des Freiherrn vom Stein (entworfen und begonnen von Schievelbein, vollendet von Hagen). Ein Ausländer, von rheinisch-fränkischem Geschlecht, ward er der Regenerator Preußens; und dennoch, wiewol Preußen in der Stunde der Noth mit vollkommner Aufopferung, ja mit höchster Lebensgefahr dienend, trug er immer nur Deutschland in seinem Herzen. Lange schon, im Jahre 1857 geplant, hat das Denkmal, wie Gneist in seiner meisterhaften Weiherede gesagt, „seit Jahren einen Platz gesucht in dieser Stadt, welche, wie dies Volk, zuerst daran gedacht hat, die Arbeit des Staates zu thun, und dann erst sich zu schmücken zur Feier des vollbrachten Werkes." In diesem Berlin, aus welchem Stein einst, mit der Achtserklärung Napoleon's beladen, fliehen mußte, steht jetzt sein Denkmal, auf dem freien und offenen Dönhofsplatz, die Rechte segnend und schützend ausgestreckt über der symbolischen Figur der Vaterlandsliebe, welche die „Monumenta Germaniae" im Arme trägt, das ausdrucksvolle Gesicht mit der großen Stirn und Nase, den Zügen voll Festigkeit, Weisheit und Milde gegen das Abgeordnetenhaus gekehrt. Die Enthüllungsfeier (am 26. October 1875) begann mit einem Segensspruch des Hofpredigers Kögel, welchem ein Hoch auf den Kaiser folgte, ausgebracht vom Generalfeldmarschall Grafen Moltke; und sie schloß mit einem „Hoch Deutschland!" im Geiste Stein's und als Ausdruck desselben, ausgebracht vom Präsidenten des Deutschen Reichstags, Herrn von Forckenbeck. In diesem Geiste hat für uns der alte Ruf der Landwehren, welcher anmaßlich lange zum Streitruf einer Partei gemacht worden, seine ursprüngliche hohe und nationale Bedeutung auch für die Zukunft wiedergewonnen: „daß die Tugend der Söhne erhalten wolle, was die Tugend der Väter errungen durch Arbeit, Gehorsam und Treue!"

Julius Rodenberg.

Wiener Chronik.

Richard Wagner in Wien.

Wien, 12. December 1875.

Das „musikalische Wien"!

Der Wiener hört und liest es gerne, wenn man seine Stadt die „Musikstadt par excellence" nennt. Von dem früheren Rivalisiren mit dem „musikalischen Prag" ist lange keine Rede mehr, denn Prag's weiland überaus großer Ruf in Sachen der Musik ist verschollen und verklungen, das Geschrei der nationalen und politischen Parteien, welches dort seit dem Jahre 1848 rumort, und welches wir also in nicht langer Zeit als einen „dreißigjährigen Krieg" werden bezeichnen dürfen, übertönt alle Musik, und musicirten alle neun Musen in eigener Person. In dem Maße, als der musikalische Glanz an der Moldau — etwa seit dem ersten fünfziger Jahre — zu erbleichen begann, leuchtete er heller und heller an der Donau, und man darf sagen, daß wenigstens nach gewissen Richtungen hin im jetzigen Moment Wien auf einer Höhe steht, wie früher in gleicher Weise vielleicht noch nie — insbesondere die Aufführungen der großen classischen Symphoniewerke unserer musikalischen Literatur werden in einer nahezu idealen Weise geleistet. Man componirt in Wien nicht mehr, wie weiland in den goldenen Zeiten, wo man dort das musikalische Terno zog, Mozart, Haydn und Beethoven zu besitzen, und wo aus dem Terno ein Quaterno wurde, als gar noch Franz Schubert dazukam — aber man führt das überreiche Erbe jener Epoche in einer Vollendung vor, wie früher noch nie. Andere, nicht weniger bedeutende Zweige der Musik liegen dagegen in einer unbegreiflichen und unbeschreiblichen Vernachlässigung, z. B. die Kirchenmusik — die altitalienischen Meister scheinen ohne Hoffnung auf eine „fröhliche Urständ" begraben, und bei Namen wie Palestrina, Vittoria, Leo, Marcello u. s. w. würde eine beträchtliche Anzahl der Opernhaus- und Concertsaffen die verwunderte Frage stellen: was das für Leute seien? Dem Domchor, der Singakademie in Berlin hat Wien nichts Aehnliches entgegenzustellen. Und doch ist es nicht gar so lange her, daß auch die Musikschätze jener Richtung nicht als todtes Capital in den Bibliotheken und Musikarchiven lagen, sondern, unter Stegmeier's Leitung in vorzüglicher Weise ausgeführt, ein sehr dankbares Publicum fanden. Aeltere Kunstfreunde erinnern sich noch der „historischen" Musikabende in Kiesewetter's Hause. Die Kammermusik, das Streichquartett, das Trio u. s. w., welche weiland in kunstliebenden Privatzirkeln eine so eifrige Pflege fanden, sind jetzt kaum anders vertreten, als durch Hellmesberger's, regelmäßig in jeder Saison wiederkehrende Quartettsoiréen, wozu allenfalls noch, als vorüberflatternde Zugvögel, gelegentlich die stets gerngesehenen und -gehörten „Florentiner" kommen, deren musikalische Quadruppleallianz übrigens durch das Ausscheiden des vorzüglichen Violoncellisten Hilpert einen schlimmen Riß bekommen hat. Klavier wird in Wien entsetzlich viel gespielt — „hören wir das Klavier — ach, dann klagen wir", rief schon vor anderthalb Jahrhunderten der lustige Pater Abraham a Sancta Clara — er klagte; heutzutage würde er vielleicht verzweifeln. Junge Pianistinnen sind wolfeil wie Brombeeren. Sehr viele davon halten sich verpflichtet, Concerte zu geben, sei es auch nur, um der Welt ihre Existenz bemerkbar zu machen. Gegen

das Concertgeben wäre nichts einzuwenden — wenn sie nur nicht auch verlangten, daß wir ihnen zuhören sollen! Die Medaille hat, wie man sieht, ihren Revers.

Indem ich mich hersetze, um den Lesern der „Deutschen Rundschau" ein möglichst treues Bild dieser für Wien's geistiges Leben und Treiben so bedeutenden und wichtigen Zustände zu entwerfen, flimmert es mir vor den Augen und summen mir beide Ohren — ich komme aus der Muster- und Meistervorstellung des „Tannhäuser" im Hofoperntheater, fabelhafte Ausstattung, eine theilweise, aber in sehr bedeutenden Partieen vermehrte, wenn auch nicht verbesserte Partitur, und Alles von Wagner selbst, wenn auch nicht bei den Aufführungen dirigirt, so doch bis in's Kleinste hinein einstudirt und arrangirt, wo denn der musikalische Mann des Tages seine außerordentliche Begabung gerade auf diesem Gebiete glänzend bethätigen konnte. Im verflossenen Sommer hatte Verdi als Gast in Wien verweilt, er hatte nicht blos sein Manzoni-Requiem mit außerordentlichem Erfolg aufgeführt, sondern auch seine „Aida," — und die Wiener behaupteten, erst jetzt sei ihnen über diese Oper das wahre Licht aufgegangen. Verdi selbst hatte durch sein edel-bescheidenes Auftreten fast eben so viel persönlichen Erfolg, als durch seine neuesten Partituren, welche aus mehr als einem Verdi-Saulus einen Verdi-Paulus machten. Alle Welt versicherte, Verdi sei ein Ausbund von Liebenswürdigkeit — und doch bildete schweigsame Zurückhaltung beinahe den Grundzug seines Wesens. Aber es bewährte sich, was weiland schon der altrömische Philosoph als Kennzeichen eines vorzüglichen Menschen hervorgehoben hat: ipso nutu, vultu, incessu prodest. Das Wichtigste bei der ganzen Sache war, daß der Succeß in keiner Weise ein künstlich vorbereiteter und gewaltsam durchgesetzter heißen konnte — die Theilnahme, der Beifall kam vom Herzen. Zugegeben mag werden, daß die in Wien verweilenden Italiani und Italianissimi, deren Anzahl keine geringe ist, dafür weniger sorgten, als persönlich — dafür mit beiden Flachhänden im rechten Augenblick thätig waren, daß der Applaus auch in dem wünschenswerthen Fortissimo erschalle. Sie erblickten in Verdi's Berufung, in Verdi's Erfolg einen Rückschlag gegen den Wagner-Enthusiasmus, welcher sich im Lauf der letzten Jahre in Wien bis zur Weißglühhitze gesteigert hatte und zuweilen höchst seltsame Blasen aufwarf. Die Wagnerianer, deren Zahl in Wien in gewissen Kreisen Legion ist, sahen scheel genug darein — und wie bei einer Schachpartie, wenn der eine Spieler mit dem König Weiß irgend einen bedeutenden und folgenreichen Zug macht, sein Gegner es angemessen finden mag, seinerseits mit dem Könige Schwarz auch einen Zug zu machen — so wurde nun Wagner solenn eingeladen und seine Ankunft lange vorher durch die nachdrücklichsten Fanfaren von Fama's Trompete angekündigt, die Opernsaison im Winter sollte eine wahre Wagner-Saison werden; Tannhäuser, Lohengrin, die Meistersinger vom Meister selbst einstudirt, inscenirt, dirigirt, und obendrein ohne Rothstiftstriche und Kürzungen in der Partitur (hier begannen indessen Manche zu zittern) — ja, Wagner werde, hieß es, eine Oper von Gluck und eine von Mozart in ähnlicher Weise einstudiren und dirigiren. Wagner kam, sah und dirigirte nicht — auch die verheißene Gluck'sche Oper erwies sich als täuschende Fata morgana. Auf die Frage, wo liegt Gluck begraben? kann man überhaupt getrost antworten: auf dem St. Marxer Friedhofe und im Wiener Operntheater. Für die neueste Bewegung der Musik scheint in Wien ein Wendepunkt eintreten zu wollen — allerlei bedenkliche Symptome beginnen sich zu zeigen.

Der Wagner-Enthusiasmus war in Wien allmälig zu einem förmlichen Rausch geworden, von welchem man sich anderwärts, wo es an diesem Capitel doch auch nicht fehlt, kaum eine Vorstellung machen kann. Selbst der Rossinitaumel 1822 bis 1823, in welchem ganz Wien schwelgte, dürfte dagegen kaum in Betrachtung zu ziehen sein. Das Entzücken über den Schwan von Pesaro war ein rein sinnliches Genießen musikalisch genußdurstiger Menschen, es war, als habe sich das Publicum sammt und sonders in Champagner bespitzt — ein Zustand, welcher bekanntlich leicht verfliegt, ohne einen beträchtlichen „Katzenjammer" zurückzulassen. Aber die Beifallsorkane, welche in den von Wagner selbst dirigirten Concerten tobten, hatten

etwas, das an das Deus le volt der Kreuzfahrer erinnerte, sie hatten etwas wild Herausforderndes, um nicht zu sagen Fanatisches. Eine jugendliche Phalanx, über kräftige Lungenflügel und ausdauernde Handflächen gebietend, leistete im Toben das Unglaubliche. Die Claque im alten Rom hatte weiland zwei Arten von Applaus; die platzregenartigen Imbrices, die knallenden Bombi wechselten zum Preise des singenden Weltbeherrschers Nero. Die Phalanx erfand ein Mittelding, das man Bombimbrices nennen könnte — die schallbeckenartig eingekrümmten Handflächen wurden fortissimo und prestissimo aneinandergeschmettert — den Effect denkt man sich. Dazwischen wehten Sacktücher, ertönten begeisterte Hochrufe. Daß die Zukunftsmenschheit, nämlich die studirende Jugend, der Zukunftsmusik eine solche Spektakelovation darbrachte, hatte zum guten Theil einen Grund, welcher mit Musik nichts zu schaffen hat. „Wagner's Musikreform ist von der deutschen Sache nicht mehr zu trennen" lasen wir irgendwo; und an anderer Stelle noch merkwürdiger: „es handelt sich um ganz andere Dinge, als das oberflächliche Gerede von einer Zukunftsmusik zugeben will: in Wahrheit soll durch die neue Kunst nichts Geringeres als der sinnlich und geistig zur höchsten Vollkommenheit entwickelte germanische Mensch wiedergeboren werden, und zwar der in seiner Empfindung der Gegensätze leidenschaftlich gesteigerte germanische Mensch." — Diese wunderbaren Orakelsprüche sind der Schlüssel zu vielem. Außerdem recrutirte sich das exaltirte Wagner-Publicum theils aus hohen Kreisen der Gesellschaft, welche, müde für Bellini und Donizetti und deren Süßigkeiten zu schwärmen, einmal zur Abwechslung nach musikalischen — mit Wagner zu sprechen — „Bitternissen schmachteten" — und aus der haute finance, welche, eine allbekannte Brochüre Wagner's vergebend und vergessend, die echt christliche Lehre vom Segnen derjenigen, die uns fluchen, gleichsam dilettantisch ausübte.

Auf ihrer Höhe stand die Sache im Mai 1872. Der Himmel selbst mischte sich in die Sache, als zum Schlusse des ersten Concertes Wagner wieder und wieder herausgestürmt wurde, krachte plötzlich ein fürchterlicher Donnerschlag. Wagner hatte den kaum geschmackvoll zu nennenden Einfall, in einer kurzen Dankrede die Wendung einzumischen: „der donnernde Zeus selbst habe ihm seine Zustimmung gegeben" — was an den sterbenden französischen Cardinalminister erinnern konnte, dem man meldete, es lasse sich am Himmel ein Komet sehen. „Ach, dieser Komet erweist mir zu viele Ehre!" seufzte der Sterbende.

So hat oder hatte Wagner in der Kaiserstadt an der Donau eine mächtige Schaar von Anhängern, denen wenige, aber gefährliche Gegner gegenüberstanden. Der einflußreichste Musikkritiker Wiens — ich brauche kaum zu sagen, daß es Hanslick ist — kämpfte in glänzend geschriebenen Feuilletons mit allen Waffen des Witzes entgegen. Vielleicht wirkten seine brillanten Einfälle verhältnißmäßig deswegen doch nur wenig, weil sie so überaus fein zugespitzt waren, daß sie mehr kitzelten als stachen, und durch gewisse pachydermenartige Hautdecken nicht durchdringen konnten, wozu es vielmehr tüchtiger Lanzen bedurft hätte — ich meine ganz ernst-kritischer Arbeiten. So aber nahmen die Kaffeehausleser die Sachen eben als „guten Witz", den sie belachten, auch wol mit Behagen nachsagten; damit hatte aber auch der Witz seinen Dienst gethan — das Brillantfeuerwerk blendete und verpuffte — die Wiener sind von Sturm's Zeiten her so große Liebhaber von Feuerwerken, wie es die südlichen Nachbarn, die Italiener, auch sind. Dazu hatte gelegentlich die Stadtchronik über Vorgänge hinter den Coulissen und im Privathause zu erzählen, welche oft genug sogar den Weg in die Journalistik fanden.

Daß unter solchen Umständen eine ruhige, billige Würdigung des „Meisters" etwas selten ist, bedarf kaum einer Erwähnung. „Jeder hält sich hüben und drüben — Jahre vergehen, ehe die richtige Mitte sich zeigt", könnte man auch hier mit den Xeniendichtern sagen. Die richtige Abschätzung und Schätzung der Erscheinung Wagner's, deren Bedeutung die Gegner selbst durch ihre Erbitterung anerkennen, und von der — was ein sehr beachtenswerthes Symptom heißen darf — selbst das moderne musikalische Italien erschüttert wird, — diese richtige Würdigung wird erst möglich

sein, wenn auf dem Büchermarkt nicht mehr Bücher erscheinen, worin uns gesagt wird, Goethe und Schiller und Lessing seien eigentlich gar keine rechten Dichter gewesen, „die Meistersinger" seien das erste wirkliche deutsche Lustspiel, wie „der Ring der Nibelungen" die erste wirkliche deutsche Tragödie — Beethoven sei wesentlich als „Vorläufer", als „Vorstufe" Wagner's zu verstehen, nur „aus künstlerischem Instinkt" habe er Ziele verfolgt, welche Wagner „mit vollem künstlerischem Bewußtsein" erreicht. Mit so dicken und schweren Lorbeerkränzen krönt man den Gefeierten weniger, als man ihm damit die Hirnschale eindrückt.

Als nun diesmal Wagner mit Kind und Kegel und Gefolge seinen Einzug gehalten, ging anfangs Alles sehr gut. Man fand im Publico die Ziffer des zugesagten Honorars zwar etwas hoch gegriffen, aber es war eben Wagner, der die Opern für die Wiener Hofbühne, so zu sagen, neu schaffen sollte. Bald fing sich aber an allerlei Mißverständniß und Verstimmung einzustellen. Wagner selbst wendete an das Einstudiren unendliche Mühe — Takt für Takt, ja Wort für Wort nahm er mit den Darstellern durch, er revidirte und corrigirte die Mimik, er entwickelte ganz jene geniale Regisseur-Geschicklichkeit, welche wir seit lange an ihm kennen. Er fand willigstes Entgegenkommen. Nach der ersten Aufführung des neu einstudirten „Tannhäuser" hielt er, wiederholt und stürmisch gerufen, eine seiner gewohnten Parentationen an's Publicum — wobei ihm der Passus entschlüpfte: „er bringe seine Werke, so weit eben die gegenwärtigen Kräfte reichen". Das nahmen die „Kräfte" gewaltig übel und kündigten den Gehorsam auf. Meister Wagner — ein wahrer Achillesspeer, welcher mit dem einen Ende verwundet und mit dem andern heilt —, suchte mit einer zweiten Ansprache im Probesaal die Zürnenden zu versöhnen. Aber es ging ihm, wie weiland, in einem jetzt vergessenen Schwank von Langbein, dem Candidatus Theologiae Zimpel — der einem Consistorialrath, seinem Examinator, unversehens auf den Fuß trat, und als er sich entschuldigend tief bückte, dem hinter ihm stehenden Consistorialrath mit dem Gegenpol einen harten Stoß versetzte. „Er verachte die Journale und lese sie nicht" — das war in's Wespennest gestört. Mit seltener Einmüthigkeit machten sofort die Blätter aller Farben Front gegen ihn — und fanden zudem im neuen „Tannhäuser" und auch anderweitig eine genügende Menge rauhen Wergs am Rocken, das sich ganz trefflich abspinnen ließ. Wie bei einem Umschlag der Witterung ein heißer Tag sich plötzlich abkühlt, so ist hier eine merkwürdige Aenderung in der Gesammtstimmung eingetreten. Die Myrmidonen werden freilich durch Dick und Dünn mitgehen — aber die „öffentliche Meinung" ist sehr fühlbar unwirsch geworden. Es werden Witze colportirt, man erzählt Anekdoten, man formalisirt sich über die alltäglich von der Theaterdirection baar zu zahlende Hotelrechnung — und läßt das geflügelte Wort cursiren: „Die Direction habe die Rechnung ohne den — Gast gemacht." Das hat mit dem Künstler und seinem Werke allerdings nichts zu schaffen — aber es macht böses Blut. Der Wiener ist sehr herzlich und wohlmeinend, so lange er umarmt, was er meist sehr stürmisch thut — fängt er aber einmal an zu spotten und Witze für Dicta probantia in Umlauf zu bringen, dann kann er unter Umständen sogar etwas gefährlich werden. Siccardsburg und van der Nüll, die Erbauer des großartigen und prächtigen neuen Opernhauses, wüßten davon zu erzählen, wären sie nicht schon todt. Jetzt schmollt Wagner, soll mit Abreise gedroht haben, und gewillt sein, *vor* der Aufführung des „Lohengrin" abzureisen. Seine hiesigen Ultra's werden, wenn es geschieht, vielleicht eine neue Zeitrechnung — eine neue Hegira — einführen, „von Wagner's Flucht aus Wien nach Bayreuth" — wie die Mahomedaner von Mahomed's Flucht aus Mecca nach Medina rechnen.

Die neue Gestalt, in welcher der „Tannhäuser" vorgeführt wurde, besteht nicht blos, wie beiher erwähnt werden möge, in neuen Decorationen und einer überaus splendiden Ausstattung, sondern es sind auch früher gekürzte Stellen in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit hergestellt worden — fast durchweg, wie in der Scene nach dem Sängerkrieg, wo alles auf Tannhäuser einstürmt, mit entschieden glücklicher

Wirkung — und ein ganz neuer „Venusberg" ließ seine Gruppen von Nymphen, Bacchantinnen, Faunen u. s. w. unter Begleitung einer ganz neuen Musik an uns vorüberziehen oder, besser gesagt, vorüber rasen.

Der Meister kann, nach des Dichters Wort, die Form zu rechter Zeit mit kluger Hand zerbrechen — auch wol erweitern. Er ist Herr über sein Werk, so lange es in seinem Pulte liegt; ob er auch dann noch unbedingt damit schalten und walten kann, wenn es längst geistiges Eigenthum der ganzen Welt geworden, möchte immer zu bedenken sein. Mindestens gesagt, ist ein solcher Schritt immer gewagt, wenn die Aenderung nicht zugleich eine sehr entschiedene Verbesserung ist. Es ist z. B. eine Frage, ob die Zusätze und retouchirenden Striche, welche Goethe der ersten, frisch und rasch zusammengeschriebenen Fassung seines „Werther" gab, für letzteren besonders vortheilhaft heißen können.

Die Scene im Hörselberg, wie wir sie seit Anbeginn und Jahrelang zu hören gewöhnt waren, ließ in keinem von uns den Wunsch aufkommen, an ihrer Stelle etwas Anderes zu hören. Sie sagte in eben so origineller als charakteristischer Weise, was sie zu sagen hatte, sie war prächtig instrumentirt, sie war orgiastisch, ohne das künstlerische Maß zu überschreiten und ohne daß die Grazien und Musen vor ihr Reißaus nehmen mußten; und wenn Otto Jahn von ihr meinte, „sie charakterisire nur den phantastischen Spuk", so durfte dieser Tadel eher als Lob gelten. In der neuen Redaction der Oper wird uns allerdings die Hetzjagd der Geigen im Schluß der Ouvertüre erspart; ohne Abschluß leitet letztere, höchst unorganisch mit der Einleitungsscene zusammengequirlt, in diese Einleitungsscene hinüber — aber hat sie uns früher mit Geißeln gepeitscht, so züchtigt uns das, was statt ihrer geboten wird, mit Scorpionen. Die erste Bedingung aller Kunstschönheit, seit den Zeiten der griechischen Antike, die Bedingung, welche uns Winckelmann und Lessing (im Laocoon) eindringlich genug an's Herz gelegt haben — das Maß eben — ist Wagner hier völlig abhanden gekommen. Diese Musik ist in Noten gebrachte Nymphomanie — und wenn im hiesigen Arrangement die drei Grazien als Bewohnerinnen des Venusberges (wo sie vermuthlich nur zur Miethe wohnen) vorgeführt werden, und nach einigen Balletbeinausstreckungen sich schamhaft das Gesicht verhüllen, so thäten sie vielleicht noch besser, sich die Ohren zuzuhalten. Es sind die bekannten früheren Motive, aber gleichsam als seien sie von Tollwuth befallen — Berlioz in seinen wildesten Partien hat es bei Weitem nicht zu einer ähnlichen Verzerrung der melodischen Contouren gebracht. Zuweilen bleiben nur noch kreischende Laute der Instrumente wie ein Schrei thierischer Brunst übrig, dann klirren und schwirren die Schallbecken, klappern Castagnetten und die widerwärtige Scene dehnt sich zu maßloser Länge. Nicht minder die Scene zwischen Tannhäuser und Venus — die Partie der letzteren ist zu einer Riesenaufgabe angeschwollen. Wenn Jahn schon von der Scene in ihrer ersten Form sagte: „Die Situation ist so, daß man kein rechtes Ende absieht — und man dankt Gott, wie Tannhäuser endlich an die Jungfrau Maria denkt, daß man nur wieder das gewöhnliche Lampenlicht sieht" — was würde er jetzt sagen! Schon der endlose, murmelthierartige Schlaf Tannhäuser's während der ihn umtobenden Höllenorgie hat etwas Komisches — als er nun endlich erwacht, nimmt sein Dialog mit Venus erschreckende Dimensionen an. In der früheren Form hatte Wagner, mit sehr richtiger Einsicht, die Verhandlungen über die Drohung Tannhäuser's „abzureisen", und die verzweifelten Versuche der Venus, ihn zurückzuhalten — welche beiläufig gesagt im jetzigen Moment an Wagner-Tannhäuser und Opern-direction-Venus ein völliges realistisches Gegenbild finden — kurz und drängend zusammengefaßt, die zwei Soli der Venus „Geliebter komm" und „Flieh zu den falschen Menschen" fügten sich äußerst wirksam zwischen die Strophen des Tannhäuserliedes ein. Die Soli sind geblieben, aber so erweitert, daß man sagen darf, Venus halte ganze Parlamentsreden an ihren Liebling. Seit uns der Componist Isolden's Taumel- und Zauberbecher leeren lassen, mußte ihm seine Venus allerdings vorkommen wie die Vorsteherin eines englischen Mädchenpensionats. Er arbeitete hier alles im Isol-

denstyl um, der gegen die beibehaltene Musik der folgenden Scenen unglaublich und unleidlich absticht. Selbst die herübergenommene wunderschöne Stelle, wo Venus durch Liebeslockung zu kirren sucht, hat sich in der Begleitung eine Verschönerung, oder wie weiland Lichtenberg für solche Fälle zu sagen vorschlug, „Verschönerirung" gefallen lassen müssen — zudringliche Flöten hören mit einer bunten Figuration gar nicht auf. Wenn Tannhäuser endlich ruft „mein Heil ruht in Maria" und Venus und Venusberg verschwinden, athmet man selbst wie ein Erlöster auf. Mir für meine Person fiel bei Tannhäuser's Ruf „mein Heil ruht ꝛc." ein Histörchen aus einer böhmischen Dorfkirche ein. Der Cantor wollte die Gemeinde am Nepomukstage mit einer neuen Motette überraschen. Mit Donnerstimme sang er in Absätzen: „es brennt — es brennt — es brennt." Alle Welt drängte sich erschrocken zur Kirche hinaus. Da endlich kam der Nachsatz: „es brennt mein Herz vor Liebe — zum heiligen Nepomuk!" Wüthend schrie der Pfarrer dem Sänger zu: „hat er das nicht schon früher sagen können, Dummkopf!"

Was wir nun neben dem Gehörten auch zu sehen bekommen, verdient eine kurze Erwähnung. Die vorbelobten schamhaften Grazien waren das einzig Schamhafte bei der Sache. Diese fliehenden Nymphen, welche von gierigen Bockfüßlern verfolgt, erhascht werden, sich in den Armen der Verfolger sträuben, sich losreißen — neue Flucht, neues Erhaschen — der Faun gießt jetzt der sich verzweifelt Wehrenden aus einem goldenen Becher Etwas ein (vermuthlich Isoldens Liebestrank), läßt sie los — sie aber taumelt ihm drehköpfig in die Arme — zuletzt gar eine Leda, die im Mittelgrunde der Bühne badet, ein Schwan, so colossal, daß der Jupiter Verospi aus dem Vatican darin Platz fände, nähert sich „zudringlich zahm, er scheint sich zu gewöhnen" — leider aber steigt nicht, wie es im zweiten Theil des Faust weiter heißt, „ein Dunst empor", um „mit dichtgewebtem Flor" die „lieblichste von allen Scenen zu decken". Wir bekommen die lieblichste von allen Scenen ganz ohne Flor zu sehen — und gedenken der Tänzerin und späteren byzantinischen Kaiserin Theodora, die mit derselben Scene Byzanz ergötzte und den Geschichtschreiber Procopius scandalisirte. Das wiener Publicum ist nicht prüde, aber hier nahm es doch Aergerniß. Es ist auch die Frage, ob solche Dinge ein Mittel sind, damit „der germanische Mensch, zur höchsten Vollkommenheit entwickelt, wiedergeboren werde". — Wilbrandt hat uns soeben mit einer Tragödie „Nero" beschenkt, welche von der wiener Kritik als ein „Bündniß von Wollust und Grausamkeit" bezeichnet wird, Mackart's gemalte Todsünden bilden ein drittes, damit keine der Künste zurückbleibe. Es wäre gut, für dergleichen ein Gabinetto pornografico anzulegen, wie im Museum zu Neapel eines eingerichtet ist.

Man hat von der Berufung Wagner's wahre Wunder gehofft, — die Wunder sind auch nicht ausgeblieben, aber sie sehen anders aus, als man erwartete. „Aus dem Opernhause dringt Klage über Klage", beginnt das vielgelesene „Neue Wiener Tagblatt" einen Artikel, der alle Gravamina des Momentes in ernster, würdiger Fassung darlegt; die Anklageschrift eines Staatsanwalts könnte nicht zweckmäßiger verfaßt sein. Im Publicum macht sich eine gewaltige Verstimmung mehr und mehr fühlbar. Wagner scheint den Plan gehabt zu haben, da das Bethlehem Ephrata, von woher das Heil der Welt ausgehen soll — ich meine Bayreuth —, auch ein benachbartes Jerusalem braucht, Wien zum Centrum seiner weiteren künstlerischen Operationen zu ersehen. Schon redete man davon, daß das jetzt leerstehende Riesengebäude der Weltausstellung von 1873 zum Nibelungen-Theater eingerichtet werden solle u. s. w. Diese Pläne, wenn sie bestanden haben, dürfen als gründlich gescheitert angesehen werden. Für das in voller Blüthe stehende Musikleben Wiens wäre dieses Scheitern schwerlich ein Unglück.

Mein nächster Brief wird hoffentlich etwas erfreulicher lauten, als dieser erste, mitten in der Aufregung eines stürmischen Momentes geschriebene.

A. W. Ambros.

Politische Rundschau.

Berlin, 15. December 1875.

So wenig angenehm die politische Temperatur auch gewesen, unter deren Druck das parlamentarische Leben beim Wiederzusammentritt des Reichstags sich befunden, so hat doch schon das erste Auftreten des Fürsten Bismarck alle jene „patriotischen Beklemmungen" Lügen gestraft. Diese laut bekundete streng constitutionelle Gesinnung des Kanzlers nöthigt uns zwar keine aparten Lobeshymnen ab; jedoch verdient die verhältnißmäßig milde Art seines Verhaltens um so lautere Anerkennung, je weniger man ein Recht zu haben glaubte, sie erwarten zu dürfen. Gleich sein Eingreifen in die Steuerdebatte zeigte den Kanzler von einer philosophischen Resignation erfüllt, die seinem sonstigen Naturell nicht ganz entsprach. Schon die Rede des preußischen Finanzministers Camphausen hatte unschwer errathen lassen, daß die neu in Vorschlag gebrachten Steuervorlagen weniger der Initiative des größten Staates im Bunde, als vielmehr dem Bedürfniß einzelner kleinerer Bundesgenossen entsprungen waren, denen noch immer die billigen Tage als Ideal vorschweben, während welcher Preußen allein die Kosten der Rüstung getragen, die sie vor jeder fremden Vergewaltigung mitschützte. Dazu kam, daß das System der Matricular-Beiträge, das man geschaffen, da es sich darum handelte, die neue Reichsschöpfung möglichst schnell unter Dach zu bringen, manche Unbilligkeit mit im Gefolge hat. Man erkannte also bald genug, daß die Reichsregierung nur einer Art von chevalereske Ehrenpflicht nachgekommen war, als sie im Interesse der minder bemittelten Kleinstaaten die Einführung neuer Steuern beantragte, und die drohend heraufbeschworenen Schatten des Reichsdeficits verflüchtigten sich schnell genug vor der hellen parlamentarischen Beleuchtung, welche namentlich Eugen Richter elektrisch auf dieselben fallen ließ.

Fürst Bismarck erwies sich bei dieser Gelegenheit aufs Neue als Meister jener speciell norddeutschen, parlamentarischen Beredtsamkeit, die man in den Landesvertretungen anderer constitutioneller Länder vergeblich suchen würde. Aber auch in der Debatte über die Zusätze und Veränderungen zum deutschen Strafgesetzbuche war er weit entfernt, jene Schärfe hineinzutragen, deren man sich hier und da versehen hatte. Es mag allerdings für den Vertreter der Regierung peinlich genug gewesen sein, auch mit der zweiten Vorlage, welche auf den Tisch des Hauses niedergelegt worden, so wenig Glück zu haben. Lasker's unerbittliche Logik und juristische Zerlegung aller jener strafrechtlichen Ungeheuerlichkeiten, welche die politischen Paragraphen der neuen Vorlage enthielten, konnten nicht eben erbaulich auf einen Mann wirken, der seine grauen juristischen Semester längst hinter sich hat. Allein auch hier behielt die Mäßigung in dem so leicht erregbaren Kanzler die Oberhand.

Wollte man des Fürsten Auslassungen nicht absichtlich mißverstehen, so mußte

man zugeben, daß sie für die gegenwärtige parlamentarische „Generation" die Herbeiführung eines Conflictes nicht besorgen lassen. Der Kanzler erklärte, ohne die Votirung des sogenannten „Arnim-Paragraphen" nicht länger die auf ihm lastende Verantwortlichkeit als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ertragen zu können. Auf diesem Gebiet muß Fürst Bismarck natürlich besser als irgend wer wissen, wessen er sich von den Beamten zu versehen hat, die er mit der ehrenvollen Mission betraut, ihr Vaterland im Auslande zu vertreten. Dieser Paragraph — vielleicht in einer stylvolleren Form — wird ihm denn auch schwerlich vorenthalten werden, wenngleich sein Vorhandensein für die Mitglieder des deutschen diplomatischen Korps nicht eben sehr schmeichelhaft sein mag.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es dem Reichskanzler bequemer und für ihn jedenfalls minder nervös aufregend wäre, wenn er eine ihm blind ergebene Kammer-Mehrheit zur Verfügung hätte. Auch fehlt es sicherlich nicht an Unterstellungen von Seiten der etwas in den Hintergrund gedrängten altconservativ-preußischen Partei, welche die schönen Zeiten wieder aufleben sehen möchte, da sich Bismarck noch als „Junker" fühlte. Aber was auch zeitweilig dem Fürsten diese alte Bundesgenossenschaft aufs Neue wünschenswerth erscheinen lassen mag, das Tischtuch ist unwiderruflich zwischen diesen Elementen und dem Manne zerschnitten, welcher die Versailler Verträge abgeschlossen hat; denn Bismarck ist unterdeß Deutscher geworden, ist mit seinen Werken gewachsen, indeß die Andern nicht im Stande waren, die Eierschale ihres altpreußischen Particularismus auch nur im Geringsten abzustreifen. Als Regierungspartei, wie man sie in Englands Parlamente auftreten sieht, darf freilich die national-liberale Fraction des Reichstages nicht gelten. Aber unser ganzer Parlamentarismus entwickelt sich in so eigenartigen Formen, daß die Nothwendigkeit kaum vorliegt, gerade auf diesem Gebiete britische Gewohnheiten unterschiedslos bei uns einzuführen. Wir haben ja auch keine stricte parlamentarische Regierung in jenem Sinne, wie sie in England gehandhabt wird. Für unsere Zustände erscheint gerade jener fortschrittliche, freiheitliche Sinn, welcher bei der Constituirung der national-liberalen Partei zu Gevatter gestanden, als ein kostbares Correctiv, um den angestammten conservativen Neigungen der Regierungswelt als Regulator zu dienen. Das parlamentarische Parallelogramm der Kräfte ergibt dann immer jene Mittellinie, welche dem ferneren Ausbau unserer staatlichen Zustände frommt.

Allerdings ist eine starke Partei von Nöthen, welche der Reichsregierung überall da zur Seite steht, wo es sich um die Angelegenheiten des Reiches im Gegensatz zu den centrifugalen Strömungen handelt, wie sie der deutsche Particularismus, verquickt mit vaterlandslos-römischen und einzelnen vaterlandslos-internationalen Elementen, gebiert. Aber seinen Ausschreitungen gegenüber hat es noch nie an einer compakten, reichserhaltenden Majorität gefehlt, aus welchen politischen Fractionen sich dieselbe auch sonst zusammensetzen mochte. Daß dagegen bei rein politischen Fragen diese strenge Scheidung fehlt, hat die jüngste Abstimmung über den Antrag Hoffmann(-Hoverbeck) ergeben, der schon beim ersten Auftauchen, aus Anlaß des Falles Majunke, wie erinnerlich, die vielbesprochene, vierundzwanzigstündige Kanzlerkrisis zur Folge gehabt. Es handelt sich bei dieser Frage augenscheinlich um eine rein staatsrechtliche Definirung der parlamentarischen Gerechtsame. Aber innerhalb derjenigen Parteien, welche sonst als die Hauptstütze der Regierung gelten, gingen die Meinungen darüber auseinander, ob eine principielle Erledigung sofort zulässig erscheine oder ob es nicht entsprechender sei, der Frage ihren politischen Stachel durch eine Zuweisung an die Justizcommission zu benehmen. Dieser letztere staatskluge Vorschlag Lasker's blieb in der Minderheit und zwar in Folge einer jener Coalitionen aus heterogenen Elementen, welche sonst nur berechtigte Eigenthümlichkeiten französischer parlamentarischer Versammlungen zu sein pflegen. Darauf fiel denn in der zweiten Abstimmung, durch eine neue Verschiebung des parlamentarischen Partei-Kaleidoskopes der ganze Antrag — allerdings wol zur Freude der Regie-

rung, aber zur geringen Genugthuung Aller, welche die Rechte des Hauses und seiner Mitglieder gewährleistet sehen wollten.

Daß solche und ähnliche Verschiebungen, wie sie auch dies negative Resultat verschuldet, nicht vor sich gehen können, ohne eine gewisse Erbitterung hervorzubringen, ist nur zu klar. Allein in gewissen Opportunitätsfragen, wie in wirthschaftlichen Dingen werden sich nicht einmal innerhalb derselben politischen Partei die sonstigen Verhältnisse strict aufrecht erhalten lassen. Die Debatte über die Petition der Eiseninteressenten hat dies klar und deutlich Jedermann aufs Neue vor Augen geführt. Im Uebrigen gelangt man allgemach dahin, Freihandel und Schutzzoll nicht mehr nach bloßem Schulbegriff als allein seligmachende Dogmen anzubeten oder zu verketzern. Die Individualisirung verlangt auch den Staaten gegenüber ihre Rechte und die Zollpolitik jedes Gemeinwesens wird sich seinen besonderen handelspolitischen und ökonomischen Eigenthümlichkeiten anpassen müssen. Von dieser Erkenntniß scheint jetzt die Reichsregierung ebenso durchdrungen zu sein, wie jene wirthschaftlichen Politiker, welche man die Manchesterleute nennt und die doch weit entfernt sind, die Lehrsätze jener englischen Schule unterschiedslos zu bekennen.

Für solche Angelegenheiten wird man sich nach und nach dieselbe Toleranz zu eigen machen, die wir auf religiösem Gebiet als Nothwendigkeit erkannt haben. Die evangelische Generalsynode, welche nach der neuen Ordnung der evangelischen Kirche zum ersten Male in Berlin zusammentrat, hat die mancherlei Befürchtungen zu Schanden gemacht, die man von ihrer etwas exclusiven Zusammensetzung besorgt hatte. Dem Staate gegenüber und für denselben wird König Wilhelm nie zögern, das Opfer seiner Lieblingsneigungen zu bringen. Da ist er eben nur, wie Friedrich der Große, der erste Diener des Staates.

Mensch zu sein, in des Wortes eigenster Bedeutung, ist denen, die auf des Lebens Höhen wandeln, nur selten verstattet. Und dennoch erweist sich rein menschliche Theilnahme am trostvollsten, wenn es ein schwerer Schlag ist, welcher die Bevorzugten der Götter trifft. Fürst Bismarck konnte es eben jetzt auch erfahren, bei der herben Heimsuchung, welche seiner Familie in diesen Tagen geworden. Von allen Seiten strömte antheilvolles Beileid herzu und der Kaiser wieder war es vor Allen, der den gewaltigen Kanzler in dem Schmerze aufzurichten wußte, welcher dem Ehernen in seiner innigsten Empfindung geworden. Aber die Weltgeschichte mag sich durch den Schmerz des Einzelnen und sei er noch so hoch gefürstet, nicht aufhalten lassen. Das blühende, hoffnungsvolle Leben, das in die Gruft sank, darf die Thatkraft des Staatsmannes nicht erlahmen machen, wie schwer auch der Vater im Leid der Tochter sich gebeugt fühlen mag.

Eben noch hatte erst der „Reichsanzeiger" während der Anwesenheit des auf der Rückkehr nach Petersburg begriffenen russischen Staatskanzlers eine „lebhafte Bewegung" in der diplomatischen Welt signalisirt. Wenn man wollte, konnte man in diesen Zeilen, welche für einige Tage den diplomatischen Schwerpunkt selbst für die Orientfrage nach der Hauptstadt des deutschen Reiches verlegten, eine kleine Wiedervergeltung für jenen Nadelstich erblicken, den im Mai d. J. das Gortschakoff'sche Telegramm dem Selbstgefühl unserer Staatsmänner zufügen mußte, welches aus Dresden der Welt verkündet, „daß nunmehr" eine Störung des Friedens für den europäischen Westen nicht zu fürchten sei. Vielleicht hätte man jetzt von der Wilhelmsstraße aus mit nicht minderem Rechte, Angesichts der diplomatisch-lebhaften Bewegung, ausposaunen lassen können, daß „nunmehr" die Aufrechterhaltung des Friedens im Osten gesichert erscheine, eine Phrase, die gegenüber der ersten Aufregung, welche die Suezcanal-Affaire hervorrief, wol am Platze gewesen wäre.

Die Veröffentlichung des französischen Gelbbuchs hat zur Genüge bewiesen, daß man es beim Ankauf der Suezcanalactien, welche sich im Besitze des Khedive befanden, mit einer Handlung zu thun hatte, die lediglich eine lang gehegte und offen eingestandene Absicht des Cabinets von St. James verwirklicht hat. Wir selbst

waren in unserer letzten „politischen Rundschau" von Mitte November schon in der Lage (Seite 492) auf diese Zielpunkte britischer Politik unverhohlen hinzudeuten. Der dem größeren Publicum überraschend gekommene Coup ist in Folge dessen vom öffentlichen Urtheil in seiner Tragweite eben so oft über- als unterschätzt worden. Man hat versucht, in diesem Vorgang den Beginn einer neuen, diesmal aggressiv zugestutzten Politik Englands zu sehen — und man hat sich getäuscht. Aber man ging nicht minder fehl in dem Bemühen, die Transaction als eine Maßnahme rein finanzieller Natur darzustellen. Beide Auffassungen sind durchaus unberechtigt. Der Ankauf der Suezcanalactien ist eine Handlung von eminent politischer Wichtigkeit, deren defensiver Charakter dadurch an Bedeutung nichts einbüßt, daß in der nächsten Zukunft sich internationale Verwickelungen, für welche es an jeder Handhabe gebricht, nicht daran schließen werden.

Der Erfolg, welchen die englischen Staatsmänner bei diesem Anlaß eingeheimst, ist zunächst ein durchaus moralischer. Ohne durch den Actienankauf in den Besitz größerer, praktisch sofort verwerthbarer Rechte zu gelangen, hat das Torycabinet damit doch dem Inlande, wie dem Auslande gegenüber dargethan, daß es ihm mit der oft aufgestellten Behauptung heiliger Ernst sei: England werde in Dingen der auswärtigen, namentlich orientalischen Politik nicht abdanken. Daß sich die Diplomaten von Downing-Street hierfür jener Actionsmittel bedienten, welche einem handeltreibenden Volke die geläufigsten sind, muß nur natürlich gefunden werden. Gleichzeitig aber — und das ist das politische Moment — legt England die Vorhand auf jenes Gebiet, das ihm für seine Verbindung mit Indien von unentbehrlicher Nothwendigkeit ist. Großbritannien würde nie gestattet haben, daß ein anderer europäischer Staat sich auf diesem nächsten Wege nach Indien, den allerdings französische Energie geschaffen, maßgebenden Einfluß erwerbe. Diese Sicherstellung, die man in London für nothwendig erachtete, ist schlechterdings auch ein Fingerzeig dafür, daß man dort die Weiterexistenz der Pforte in Europa, allen Friedensbetheuerungen zum Trotz, für arg gefährdet hält. Nicht, als ob man selbst etwas dazu beitragen möchte, den orientalischen Zusammenbruch, der für unvermeidlich gilt, zu beschleunigen. Aber man will sich durch keinerlei Art vollzogener Thatsachen in Zukunft überraschen lassen, und wenn man sich auch vorbehält, in der passenden Stunde ebensogut sein Votum in die Wagschale zu legen, wie jedes andere interessirte Gouvernement, richtet man doch eine ideale Schranke vor jenem Gebiete auf, welches man im Momente des Zusammenbruchs als ein vom britischen Leoparden bewachtes angesehen wissen will.

Man kann auch sicher sein: dieser Wink ist überall da verstanden worden, wo er verstanden werden sollte. Am tiefsten und peinlichsten mußte ohne Zweifel Frankreich von diesem Vorgange, den man mit unglücklichem Spott die „Actienaction" genannt hat, betroffen werden. In demselben Momente fast, in welchem die Actie auf wirthschaftlichem Gebiet so arg in Verruf gekommen war, feierte sie auf der politischen Bühne eine Art von Auferstehungsfest, und Frankreich, das seit dem Beginne dieses Jahrhunderts die Nordküste Afrika's und mit ihr Egypten nahezu als die directe Domäne seines Einflusses angesehen, sieht diesen Einfluß nach jener Richtung hin nun für immer untergraben und zwar in demselben Momente, wo es seinen Wiedereintritt in das europäische Concert auf dem Wege einer westmächtlichen Alliance ermöglichen zu können gehofft hatte.

Je unbetheiligter deutsche Lebensinteressen an diesem Vorgange blieben, desto rückhaltloser konnte man in Deutschland diese Transaction begrüßen und Rußland that am besten daran, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Seine Staatsmänner und selbst seine Zeitungen säumten nicht einen Augenblick, dies zu thun. Man fand die Handlungsweise Englands staatsklug und billig. Man suchte nicht daran zu mäkeln. Ohnehin ist der vulgäre Ehrgeiz, Konstantinopel selbst zu besitzen, schon lange nicht mehr in den maßgebenden Regionen Rußlands zu Hause. Was für England die freie, unbedrohte Passage des Suezcanals, das

ist für die russischen Interessen die von keinem Rivalen gefährdete Bosporus- und Dardanellen-Durchfahrt. An Landerwerb auf der Balkanhalbinsel denkt man in Petersburg zur Zeit überhaupt nicht; kaum noch in Moskau. Kaiser Alexander sprach daher in voller Ueberzeugung die Wahrheit, als er in seinem weithin tönenden Trinkspruch am St. Georgsfeste die friedlichen Ziele des Dreikaiser-Bündnisses vor den außerordentlichen Vertretern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns mit Begeisterung feierte. Nicht überall wurde freilich die historische Continuität mit gleicher Genugthuung empfunden, vermittelst deren der Czar den neuen Kaiserbund mit dem Gedächtniß an die „heilige Alliance" verknüpfte. Diese letztere hatte wol eine Zeitlang ausgereicht, Europa den Frieden zu erhalten; aber sie strebte im Innern der einzelnen Länder reactionäre Ziele mit zuweilen so verwerflichen Mitteln an, daß ihr Gedächtniß nicht aller Welt ein segensreiches bedünken will. Dazu kommt, daß sie in friedfertigster Absicht mehrfach Interventionen bewaffneter Art anregte und ausführen ließ, so daß zuweilen in leicht erregbaren Gemüthern eigenthümliche Ideenverbindungen wachgerufen werden konnten, welche ein derartiges bewaffnetes Einschreiten im Namen des friedliebenden Europa auch für den Orient in Aussicht nahmen.

Dies schien namentlich für Oesterreich-Ungarn keine durchweg erbauliche Perspective. Da, wie schon einmal an dieser Stelle erwähnt, Graf Andrassy von einer Gebietsausdehnung auf Kosten der Türkei bis zur Stunde nichts wissen wollte; da es nicht im Interesse der österreichisch-ungarischen Monarchie liegen konnte, Serbien oder Montenegro durch einen Machtzuwachs im slavischen Sinne zu stärken; da man einer Aufrechterhaltung des türkischen Status quo noch immer vor jeder möglichen Landkarten-Veränderung den Vorzug gab: so blieb der einzige praktikable Weg für Graf Andrassy derjenige der „moralischen Eroberung". Aus diesem Grunde hatte denn auch der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen sich der Mühe unterzogen, ein Reformprogramm auszuarbeiten, dessen erster Entwurf jedoch von russischer Seite eine Reihe von Gegenbemerkungen hervorrief, welche die Vollendung dieser Arbeit länger, als es wol wünschenswerth gewesen wäre, hinausschoben. Jetzt indessen scheinen die letzten Schwierigkeiten behoben und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß Fürst Bismarck in seinen mehrfachen Unterredungen mit dem russischen Staatskanzler, und noch mehr Kaiser Wilhelm in Person in der längeren Audienz, die er dem Fürsten Gortschakoff bewilligte, sehr viel dazu beigetragen haben, eine Gegensätzlichkeit auszulöschen, die sich nicht immer blos auf einzelne Detailpunkte beschränkt zu haben scheint.

Diesen Andrassy'schen Reformideen gegenüber, welche der Pforte zugehen werden, sobald sie das Visum der sämmtlichen Unterzeichner des Pariser Vertrages erhalten haben werden, befindet sich die Regierung des Sultans in peinvoller Lage. Sie erkennt, daß sie diesmal ohne ernste Reformen von Europa nicht losgelassen wird. Aber in dieser Erkenntniß möchte sie lieber den eigenen Unterthanen gegenüber als der freiwillige Spender der Wohlthaten erscheinen, die sie doch einmal gewähren muß. Sie will daher der nordmächtlichen Action den Vorrang abgewinnen. Sie will schneller geben und mehr zugestehen, als die fremdmächtlichen Anforderungen heischen. Der Großvezier Mahmudpascha überhastete in diesem Sinne die Vorbereitung einer Serie reformatorischer Gesetzentwürfe, die aber durch das Zuviel mißtrauisch machen. Dazu kommt, daß jedes Zugeständniß, aus eigenem Antriebe in Konstantinopel ertheilt, von der durch Schaden klug gewordenen christlichen Bevölkerung nur argwöhnisch, aber keineswegs dankbarlich entgegengenommen wird; während für die von den Mächten zu beantragenden Reformen, welche aus dem Rahmen des Durchführbaren schwerlich heraustreten, dieselben natürlich auch geneigt sein werden, die Bürgschaft ihrer Erfüllung zu übernehmen. Demnach sind noch allerlei diplomatische Weiterungen aus diesem Wunsch der Pforte, den Mächten das Prävenire zu spielen, vorauszusehen. Dabei aber anerkennt man in allen politischen Kreisen die Nothwendigkeit, „bis zum Frühjahr" mit dieser Reformation endgültig ab-

geschlossen zu haben, weil sonst das abermalige Aufflackern des revolutionären Brandes, der trotz des Winters schlechterdings nicht erloschen ist, auf noch breiterer Grundlage bevorstehen dürfte. Es ist indeß kaum anzunehmen, daß in Konstantinopel diese Sachlage völlig klar erkannt werde.

Wie indeß diese Sache auch ausgehen mag, Oesterreich-Ungarn ist kaum in der Lage, sich in nächster Zukunft auf weitaussehende politische Abenteuer einlassen zu können. Die Grundvesten, auf denen der 1867 zwischen Oesterreich und Ungarn geschlossene Ausgleich beruhte, sind schwer erschüttert worden durch die zwar formell berechtigte, aber materiell kaum nothwendig gewesene Kündigung des Zoll- und Handelsbündnisses, welches bis dahin die handelspolitischen Interessen beider Reichshälften eng verband.

Man glaubt zu wissen, daß der König Franz Joseph zu dieser Kündigung seitens der Ungarn seine Zustimmung gab, weil die Regierung zu Pest dem cisleithanischen Cabinet Zug um Zug das Gegen-Zugeständniß gemacht hatte, in die Kündigung des zwischen Oesterreich-Ungarn und England seit 1865 (resp. 1869) bestehenden Handelsvertrages zu willigen. In Wien bedurfte man dringend dieser Ermächtigung, um den Hochschutzzöllnern im Reichsrath auf ihre scharf zugespitzten Interpellationen wenigstens eine theilweis zufriedenstellende Antwort geben zu können. Das Ministerium Auersperg befand sich überhaupt dem Parlamente gegenüber in mancherlei Verlegenheiten. Zu wiederholten Malen mußte es bereits im Laufe der Session sich auf die ausgesprochenen Regierungsgegner stützen und gegen die eigene, die Verfassungspartei, stimmen. Innerhalb dieser letzteren machte sich eine latente Opposition gegen das Cabinet mehr und mehr bemerklich, welche namentlich in dem Bewußtsein zu wurzeln schien, daß es den Verfassungsfreunden an einer zweiten, regierungsfähigen Garnitur um so weniger gebreche, je ostensibler sich der greise Ritter v. Schmerling als künftiger verfassungstreuer Ministercandidat in den Vordergrund schieben ließ. Die öffentliche Meinung — was man auch sagen möge —, in Oesterreich mächtiger, als man gemeinhin annimmt (man denke nur an die Ernennung Benedek's im Jahre 1866 und ähnliche Berufungen, welche die vox populi empfahl), beginnt denn auch den Ritter von Schmerling, den Lordoberrichter des Landes, sehr bedeutsam auf den Schild zu erheben; und wenn das Cabinet fortfährt, mit einer leidigen Selbstüberhebung den sonst befreundeten Widersachern gegenüberzutreten, könnte die ihm feindselige Strömung im Parlament und Publicum leichtlich Dimensionen annehmen, welche seine Stellung nach Oben und Unten gleich sehr gefährdeten. In der Budgetdebatte hat weder der Finanz- noch Unterrichtsminister jene Linie einzuhalten verstanden, welche die bezeichnete Klippe vermeiden läßt.

Der Tod des Cardinals Rauscher schuf überdies dem Cabinet durch die Wahl seines Nachfolgers noch neue Schwierigkeiten. Der Schöpfer des Concordats, welcher überzeugt an die weltgeschichtliche Mission eines katholischen Oesterreich glaubte, hatte es verstanden, sich von jedem specifisch römisch-jesuitischen Kosmopolitismus frei zu erhalten. Nachdem sein Widerstand gegen das Dogma der Unfehlbarkeit gebrochen — denn er war nicht aus dem Holze, aus dem man die Reformatoren schnitzt — hielt er selbst nicht mehr dafür, daß das Concordat für Oesterreich Gültigkeit bewahre. Von den Jesuiten und kirchlichen Zeloten als „Staatskatholik" angefeindet, verlieh ihm sein persönliches Verhältniß zum Monarchen, dessen Lehrer er gewesen, Macht und Einfluß genug, um über die Machinationen seiner kirchlichen, feudalen und föderalistischen Gegner im Lande zu triumphiren. Rauscher, als Centralist und Patriot, wußte daher auch jene Kirchen- und Religionsconflicte zu vermeiden, welche seit dem Vorwalten der absolutistischen Richtung im Vatican fast überall an der Tagesordnung sind. Der mit seiner Hilfe geschaffene modus vivendi zwischen Curie und Staat brachte der Ersteren größeren Nutzen, als ein offener Kampf, wie ihn die Heißsporne ersehnten, vermocht haben würde. Unter diesen Umständen ist die Wahl seines Nachfolgers für das Wiener Erzbisthum von besonderer Wichtigkeit. Daß man auch den ungarischen Bischof Haynald, einen besonderen Günstling der Kaiserin

Elisabeth, für Rauscher's Nachfolger in's Auge gefaßt, erscheint kaum denkbar. Jedenfalls hätte die ungarische Politik mit diesem Project nichts gemein.

Der Cursus in der Selbstbeschränkung, den Frankreich seit fünf Jahren durchzumachen und eben noch in der Suez-Canal-Affaire bethätigt hat, wird hoffentlich nicht verloren sein. Die Vorgänge im Innern dieses Landes sind jedenfalls nicht geeignet, die Lehren der Geschichte in Vergessenheit zu bringen. Die Verwerfung des Listenscrutiniums war ein harter Schlag für die Republikaner, umsomehr, als der sich krampfhaft an sein Amt klammernde Vicepräsident des Conseils, Buffet, mit tausendmal schon gehörten Gründen, das System der officiellen Candidaturen, wie sie das Kaiserthum gekannt, beibehalten zu wollen erklärte. Die Folge dieser Niederlage war zunächst ein Einlenken Gambetta's. Seine Versöhnung mit den sogenannten „Intransigenten" unter den Republikanern, welche Louis Blanc folgten, sollte einer Stimmenzersplitterung bei den künftigen Wahlen vorbeugen. Er wurde als „verlorener Sohn" von den früheren Parteigenossen mit allen Ehren wieder aufgenommen. Die vortheilhaften Folgen der Versöhnung sollten sich schnell genug bei der Wahl der 75 Senatoren zeigen, welche die Nationalversammlung vornehmen muß, ehe sie ihre Tage beschließt. Auf diese Senatswahlen hatten namentlich die Orleanisten gerechnet, um den Rahm für sich abzuschöpfen. Sie wissen aus Erfahrung, daß in gewöhnlichen Zeitläuften das allgemeine Stimmrecht sie nicht zu bevorzugen pflegt. Ihre Aussichten bei den Generalwahlen für die künftige zweite Kammer sind daher überaus gering: deshalb hofften sie jetzt auf den Senat. Wenn sie ihn mit einer hinreichend orleanistisch gesinnten Fraction zu durchsättigen vermochten, so blieb wenigstens die Hinterthür für eine spätere orleanistische Restauration geöffnet. Diesen Plan zu durchkreuzen hatten die Republikaner und die extremen Legitimisten, wie auch die Anhänger des Kaiserthums, ein gleich mächtiges Interesse. So kam eine Coalition dieser Parteien zu Stande, welche bei den Senatswahlen ihr den Sieg sichern sollte und ihr in der That bis jetzt ihn auch gesichert hat. Dieser Sieg der republikanisch-legitimistisch-kaiserlichen Coalition ist freilich zugleich eine herbe Verurtheilung des Systems, welches Buffet personificirt. Allein an dessen Rücktritt ist schwer zu glauben, da er, auf des Marschall-Präsidenten Wunsch, die Neuwahlen leiten soll, gleichsam als Gegengewicht gegen die moralische Präponderanz der Republikaner.

Auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika übergehend, so wird dort, wie hier, augenblicklich ein Gegenstand im Vordergrund der allgemeinsten Theilnahme stehen. Denn die Trauerkunde von der Strandung des Postdampfschiffes „Deutschland" berührt gleich schmerzlich die Interessen beider Welten, der alten diesseits, wie der neuen jenseits des Atlantischen Oceans. Bis in das Redactionsbüreau der „Deutschen Rundschau" haben sich die unmittelbaren Folgen fühlbar gemacht, indem die ganze, für Amerika bestimmte Auflage unseres Weihnachtsheftes mit dem unglücklichen Schiffe gesunken ist. Das Eine scheint fest zu stehen — und es ist unter den Umständen ein Trost — daß, soweit man nach dem vorliegenden Material urtheilen kann, die Gesellschaft des „Norddeutschen Lloyd" keine Schuld trifft. Wie sie bis zu diesem Unfall sich rühmen konnte, während der 1840 Reisen, die ihre Schiffe in 17 Jahren über den Ocean gemacht, kein Menschenleben verloren zu haben, so hat sie nun rasch hintereinander auch ihrerseits in entsetzlicher Weise jenen Tribut zahlen müssen, welcher selbst menschlicher Vorsicht nicht immer erspart bleibt. Die Böte an Bord des „Deutschland" waren in guter Ordnung; Rettungsgürtel waren in mehr als genügender Zahl vorhanden. Der Capitän Brickenstein hat gethan, was man von einem Manne in seiner Lage nur irgend erwarten kann. Nicht ganz so sicher ist, daß im Falle des „Deutschland" die englische Küstenwache ihre Pflicht erfüllt hat; und was die „Mosel" betrifft, so war es ein Unheil, noch entsetzenerregender, als das andere, jedoch verursacht durch ein Verbrechen, für welches weder das Schiff, noch die Gesellschaft verantwortlich gemacht werden kann, und für dessen überlebende Opfer die Mildthätigkeit sich im größten

Maßstabe regt. Eine Art von Beruhigung für weite Kreise liegt vielleicht in dem Ernst und der Raschheit, mit welcher der Deutsche Reichstag die Sache zu der seinigen gemacht hat; in der Interpellation Friedrich Kapp's, dessen beredte Feder eben noch, an einer andern Stelle des vorliegenden Heftes, der bevorstehenden Unabhängigkeitsfeier der Ver. Staaten einen schönen Artikel gewidmet; in der sofortigen Beantwortung derselben durch den Bundesbevollmächtigten von Philippsborn und der höchst instructiven Rede Mosle's, des Vertreters von Bremen, welcher bei dieser Gelegenheit auf's Neue für die Einrichtung von Seegerichten plaidirte. Wenn es schon unmöglich ist, wie Mosle bemerkt, daß Fehler gänzlich vermieden werden, so darf ein solches Unglück, bei welchem sich die Elemente selber verschworen zu haben scheinen, nicht zum Gegenstand des Vorwurfs oder der Anklage gegen irgend Jemanden gemacht werden. Geboten ist nur, eine Lehre daraus zu ziehen; und in dieser Hinsicht sehen wir den weiteren Schritten der deutschen Reichsregierung mit Vertrauen entgegen.

„Der Strousberg'sche Concurs."

Wir haben das nachfolgende, an den Redacteur der „Deutschen Rundschau" gerichtete, Schreiben erhalten, welches wir hiermit pflichtschuldig veröffentlichen:

Wien, 16. December 1875.

Das December-Heft der von Ihnen redigirten „Deutschen Rundschau" enthält auf Seite 487 in dem das Falliſſement Strousberg betreffenden Artikel die Mittheilung, daß meine Firma von demselben Schicksal ereilt worden sei, wie die des Hrn. Jos. Jaques in Berlin, resp. daß dieselbe in Concurs gerathen.

Nachdem diese Mittheilung thatsächlich unrichtig, und ich meinen Verpflichtungen auf's Pünktlichste nachgekommen bin — was alle Welt bestätigen kann — so ersuche ich Sie, diese meine Ehre schwer verletzende Notiz in der nächsten Nummer Ihrer Monatsschrift rectificiren zu wollen.

Ich darf dies von Ihrer Loyalität um so gewisser erwarten, als ich nur sehr ungern diesbezüglich andere Demarchen einleiten würde. Empfangen Euer Wohlgeboren meine achtungsvollsten Empfehlungen.

Hermann von Goldschmidt,
in Firma H. von Goldschmidt & Co."

DIE VERBREITUNG

DER „DEUTSCHEN RUNDSCHAU“ NACH STÄDTEN

BEIM BEGINN IHRES ZWEITEN JAHRGANGS.

	Exempl.
Aachen	36
Aalborg	2
Aarau	15
Achern	1
Agram	2
Ahaus	1
Alexandrien	5
Altenburg	6
Altona	15
Amberg	1
Amoy (China)	3
Amsterdam	85
Angerburg	1
Anklam	1
Annaberg	1
Ansbach	1
Antwerpen	9
Arnheim	4
Arnsberg	3
Arnstadt	2
Arnswalde	1
Arolsen	2
Aschaffenburg	3
Aschersleben	9
Athen	4
Augsburg	22
Aurich	2
Baden-Baden	8
Bamberg	2
Barmen	15
Bartenstein	1
Basel	22
Bautzen	6
Bayreuth	6
Belgrad	2
Bensheim	3
Berlin	1158
Bern	21
Bernburg	9
Beuthen	23
Biberach	2
Biebrich	1
Biel	1
Bielefeld	16
Bielitz	7
Birnbaum	1
Bischofstein	1
Bischofswerda	1
Bismark	1
Bitsch	1
Blankenburg	2
Blasewitz	1
Bocholt	1
Bochum	5
Boisheim	1
Bonn	79
Boppard	2
Borna	1
Bozen	2
Brake	1
Brandenburg	6
Braunsberg	2
Braunschweig	40
Bregenz	2
Bremen	87
Bremerhaven	4
Breslau	286
Brieg	13
Brody	3
Bromberg	12
Bruchsal	2
Brünn	12
Brüssel	21
Brüx	1
Bucaramanga (Columbia)	1
Bückeburg	2
Buda-Pest	166
Büdingen	1
Buenos-Ayres	2
Buffalo	1
Bukarest	4
Bunzlau	2
Burg	1
Burgsteinfurt	1
Bütow	1
Bützow	2
Cadix	2
Calbe	1
Camenz	1
Cannstatt	2
Carlsbad	6
Carlsruhe	38
Cassel	34
Charlottenburg	20
Chemnitz	9
Christiania	29
Chur	14
Cincinnati	1
Clausthal	4
Cleve	1
Coblenz	21
Coburg	5
Colberg	4
Colmar	7
Cöln	145
Conitz	3
Constantinopel	3
Constanz	7
Corbach	1
Cöslin	6
Cöthen	4
Cottbus	10
Crefeld	48
Cronach	1
Crossen	5
Culmbach	1
Cüstrin	5
Czarnikau	1
Czernowitz	9
Danzig	54
Darkehmen	1
Darmstadt	42
Davos	3

	Exempl.
Delitzsch	1
Dessau	5
Detmold	5
Deutsch-Crone	1
Dietz	1
Deventer	2
Dillingen	2
Dirschau	1
Dittersbach	1
Döbeln	1
Donaueschingen	1
Donauwörth	1
Dorpat	66
Dortmund	47
Dresden	88
Duisburg	19
Dülmen	1
Dürkheim	2
Düsseldorf	40
Eckernförde	1
Eger	1
Eilenburg	1
Eisenach	8
Eisleben	1
Elberfeld	38
Elbing	15
Ellwangen	2
Elsterberg	2
Emden	6
Emmerich	3
Eperies	2
Erfurt	6
Erlangen	17
Erlau	1
Essek	4
Essen	23
Esslingen	2
Euskirchen	1
Eutin	4
Feldkirch	1
Festenberg	1
Fiume	4
Flensburg	11
Florenz	10
Frankenberg	1
Frankenstein	4
Frankfurt a. M.	218
Frankfurt a. O.	20
Frauenfeld	1
Freiberg	3
Freiburg i. B.	21
Freienwalde a. O.	3
Friedberg	2
Fulda	4
Fürth	13

	Exempl.
Gallen, St.	3
Genf	7
Gent	4
Gera	5
Gerbstädt	1
Giessen	12
Gilgenburg	1
Gladbach	8
Glarus	8
Glauchau	1
Gleiwitz	14
Glogau	5
Gmünd	1
Gmunden	1
Godesberg	1
Gogolin	1
Görlitz	23
Görz	1
Goslar	1
Gotha	21
Gothenburg	25
Göttingen	14
Grätz (Polnisch)	1
Graudenz	6
Gravenhagen	2
Graz	52
Greiffenberg	1
Greifswald	17
Greiz	2
Groningen	6
Gross-Bécskerek	8
Gossenhain	4
Gross-Kanizsa	1
Grosswardein	2
Grünberg	4
Guben	4
Guhrau	1
Gunzenhausen	3
Güstrow	5
Gütersloh	1
Habelschwerdt	1
Hadersleben	2
Hagen	4
Hagenau i. E.	2
Hahnstätten	1
Halberstadt	9
Hall (schwäbisch)	2
Halle	17
Hamburg	275
Hameln	1
Hamm	4
Hanau	21
Hannover	38
Harburg	5
Hattersheim	2

	Exempl.
Hechingen	2
Heide	2
Heidelberg	32
Heilbronn	4
Herford	1
Hermannstadt	2
Hersfeld	4
Hildburghausen	1
Hildesheim	6
Hirschberg	5
Hof	5
Holzminden	4
Homburg	2
Hongkong	2
Honnef	1
Honolulu (Sandwichsinseln)	2
Hornburg	1
Horsens	3
Höxter	2
Hünfeld	1
Husum	3
Jablonowo	1
Jassy	1
Jauer	4
Jena	9
Jever	1
Iglau	5
Innsbruck	5
Inowraclaw	4
Insterburg	3
St. Johann Saarbrücken	4
Iserlohn	5
Itzehoe	4
Jüterbog	1
Jütland	1
Kaaden	2
Kaiserslautern	1
Kappeln	2
Kaschau	17
Kattowitz	6
Kaufbeuren	3
Kempen (Posen)	1
Kempen (Rheinprovinz)	1
Kempten	1
Kiel	32
Kiew	19
Kissingen	1
Klagenfurt	12
Klausenburg	4
Kobbelbude	3
Königsberg i. N.	1
Königsberg i. Pr.	85
Königshütte	1
Königs-Wusterhausen	1
Kopenhagen	93

	Exempl.
Kosel	2
Krakau	1
Krems	2
Kremsier	2
Kreuznach	10
Kustendje (Türkei)	1
L	
Laibach	4
Landau	9
Landsberg a. L.	1
Landsberg a. W.	7
Landshut	1
Langensalza	3
Lauban	1
Lausanne	5
Leer	6
Leeuwarden	5
Leipa	1
Leipzig	212
Lemberg	23
Lemgo	1
Lennep	1
Leoben	1
Leutschau	1
Léva	2
Levern	1
Libau	6
Lichtenfels	1
Liegnitz	15
Liestal	1
Limburg	2
Lindau	14
Lihne (Sandwichsinseln)	1
Linz	22
Lippstadt	3
Lissa	1
Löbau	1
Lodz	3
London	135
Löningen	1
Lörrach	1
Lötzen	1
Löwenberg i. M.	1
Löwenberg i. S.	1
Lübben	2
Lübeck	23
Lüben	2
Lüchow	1
Luckau	1
Lüdinghausen	1
Ludwigsburg	4
Ludwigshafen	2
Ludwigslust	2
Lüneburg	4
Lützen	1
Luxemburg	4
Luzern	9
Lyon	6
M	
Magdeburg	61
Mailand	32
Mainz	52
Malaga	1
Malchin	1
Mannheim	62
Marburg	11
Marienburg	1
Marienwerder	5
Meerane	3
Meiningen	3
Meissen	10
Memel	4
Memmingen	1
Meran	3
Mergentheim	2
Merseburg	2
Meseritz	1
Messina	5
Metz	19
Milwaukee	63
Minden	6
Mirow	1
Mitau	113
Mörs	1
Moskau	275
Moulmein (Hinter-Indien)	1
Mühlhausen i. S.	1
Mülhausen	5
Mülheim a. d. Rh.	4
München	84
Münster	14
N	
Nakel	3
Naumburg	3
Neapel	7
Neinstedt	1
Neisse	6
Neubrandenburg	1
Neuburg a. d. D.	1
Neuenburg	2
Neurode	1
Neu-Ruppin	3
Neusalz	1
Neuss	2
Neustadt-Eberswalde	1
Neustadt a. d. H.	3
Neustadt i. O.-S.	1
Neustrelitz	3
Neutitschein	3
Neuwied	7
New-York	723
Nienburg	1
Nijmegen	3
Nikolsburg	2
Norden	2
Nordhausen	12
Nördlingen	1
Nürnberg	39
O	
Oberhausen	4
Oberlahnstein	1
Obornick	2
Oedenburg	5
Odessa	75
Offenbach	1
Offenburg	1
Ohlau	3
Ohrdruff	1
Oldenburg	14
Olmütz	7
Oels	4
Oporto	5
Oppeln	14
Oranienburg	1
Oschersleben	5
Osnabrück	8
Osterode i. O.-Pr.	2
Ostrach	1
Ostrowo	2
Oxford	2
P	
Paderborn	1
Panama	3
Parchim	1
Paris	37
Pasewalk	1
Passau	2
Pecking (China)	1
Pelplin	1
Pernambuco (Brasilien)	1
Pernau (Russland)	11
Petersburg	329
Pforzheim	6
Pförten	1
Philadelphia	3
Pillkallen	1
Pilsen	1
Pisek	1
Plauen	3
Pless	2
Pola	2
Porto-Alegre	10
Posen	69
Pösneck	1
Potsdam	19
Prag	47
Prenzlau	3
Pressburg	12
Pritzwalk	1
Prossnitz	7

	Exempl.
Przemysl	2
Pyrmont	5
Quedlinburg	4
Querfurt	1
Raab	3
Rastatt	3
Rathenow	4
Ratibor	2
Ratingen	1
Ratzeburg	1
Ravensburg	2
Regensburg	5
Reichenbach i. S.	4
Reichenbach i. Schl.	6
Reichenberg	2
Reichenhall	1
Remscheid	12
Rendsburg	1
Reutlingen	2
Reval	46
Rheydt	8
Riga	212
Rio de Janeiro	21
Rochlitz	1
Rom	9
Rosenberg	1
Rostock	15
Rotenburg	1
Rotterdam	172
Ruda	1
Rudolstadt	1
Ruhrort	2
Rumburg	2
Saarbrücken	11
Saarburg	1
Saarlouis	12
Saaz	1
Sagan	2
Salzburg	6
Salzungen	3
Salzwedel	4
Sandösund	2
Santos (Süd-Amerika)	1
Schaffhausen	5
Schirmeck	1
Schlawe	2
Schleiz	1
Schleswig	4
Schlettstadt	14
Schleusingen	1
Schmölln	1
Schneeberg	2
Schoenebeck	2
Schopfheim	5
Schrimm	1
Schwabach	2
Schweidnitz	6
Schweinfurt	3
Schwelm	1
Schwerin	16
Schwetz	1
Schwiebus	1
Seehausen	3
Segeberg	1
Senftenberg	1
Singapore (Malakka)	1
Soest	1
Solingen	1
Solothurn	3
Sommerfeld	1
Sonderburg	2
Sondershausen	1
Sonneberg	3
Sorau	18
Spandau	4
Speyer	2
Stade	8
Stallupönen	1
Stargard i. Po.	3
Stargardt i. Pr.	1
Stassfurth	1
Stavenhagen	1
Steglitz	1
Stettin	89
Steyr	1
Stockholm	58
Stolp	11
Stralsund	19
Strasburg i. Pr.	2
Strassburg i. E.	41
Strassburg i. U.	1
Strehlen	2
Striegau	3
Strzelno	1
Stuhm	1
Stuttgart	95
Swinemünde	1
Tabor	1
Tanunda (Australien)	1
Tapiau	2
Temesvár	2
Teschen	11
Thorn	17
Thun	1
Tiflis (Asien)	1
Tilsit	12
Torgau	2
Trarbach	2
Traunstein	1
Trient	2
Trier	15
Triest	11
Troppau	4
Trübau	1
Tübingen	11
Turin	8
Ulm	25
Unna	1
Utrecht	22
Varel	4
Venedig	1
Verden	3
Villingen	1
Waichu (Sandwichsinseln)	1
Waldenburg	20
Waldshut	2
Walsrode	1
Wandsbeck	1
Warasdin	1
Warschau	47
Wehlau	1
Weimar	25
Weissenfels	4
Weisskirchen	1
Wermelskirchen	1
Wernigerode	4
Wesel	5
Wien	366
Wiesbaden	38
Wilhelmshaven	6
Wittenberg	1
Wilna	2
Winterthur	14
Wismar	5
Witten	4
Wittenberg	4
Wohlau	1
Wollstein	1
Wongrowitz	3
Worms	5
Würzburg	14
Zabern	2
Zawadzky	1
Zeitz	5
Zerbst	6
Zittau	1
Znaim	2
Zschopau	4
Züllichau	4
Zürich	52
Zütphen	1
Zwickau	3
Zwolle	3

An Neuigkeiten, neuen Auflagen und Fortsetzungen, die der Redaction der „Deutschen Rundschau" bis 12. December zugegangen sind und deren event. Besprechung nach Gelegenheit vorbehalten werden muß, sind zu verzeichnen:

Hildebrandt. — Der Traum und seine Verwerthung für's Leben. Eine psychologische Studie von F. W. Hildebrandt. Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp. 1875.

Hiltl. — Wetterwolken. Roman aus der vaterländischen Geschichte von Georg Hiltl. 2 Bände. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1875.

Hoffmann. — Gedichte von Immanuel Hoffmann. Leipzig, Verlag von Hermann Schultze. 1875.

Jürgens. — Neues etymologisches Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Betonung und Aussprache von Karl Jürgens. Lfg. 17/18, 19/20. München, Verlag von Theodor Ackermann. 1875.

Kastropp. — König Elf's Lieder. Eine lyrische Rhapsodie von Gustav Kastropp. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1875.

Knortz. — Amerikanische Skizzen von Karl Knortz, Verfasser der „Märchen und Sagen der Nordamerikanischen Indianer" u. s. w. Halle, Verlag von Hermann Gesenius. 1876.

Kohl. — Kleine Essays. Von J. G. Kohl. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Kürschner. — Nekrologie. Ein Gesammtregister der in dem Zeitraum vom 1. October 1874 bis dahin 1875 verstorbenen, mit dem Theater in künstlerischer oder literarischer Beziehung stehenden Persönlichkeiten. Alphabetisch zusammengestellt und theilweise mit biographischen Notizen versehen von Joseph Kürschner.

Landau. — Der Gottesbegriff und das geistige Princip, oder die Philosophie und die Religion der Zukunft von L. R. Landau. Leipzig, Verlag von Erich Koschny (L. Heimann's Verlag). 1876.

Lazarus. — Das Leben der Seele in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze von Prof. Dr. M Lazarus. Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage. Band I. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann). 1876.

Lessing. — Lessing's Werke. Herausgegeben von Richard Gosche. Erste illustrirte Ausgabe. 8 Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1875.

Liebmann. — Zur Analysis der Wirklichkeit. Philosophische Untersuchungen von Otto Liebmann. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. 1876.

Lorm. — Geflügelte Stunden, Leben, Kritik, Dichtung. Von Hieronymus Lorm. 2. Theil: Diogenes im Tintenfaß. 3. Theil: Novellen und Scenen. Leipzig, Verlag von Johann Friedrich Hartknoch. 1875.

Lützow. — Zeitschrift für bildende Kunst. Mit dem Beiblatt Kunst-Chronik. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl von Lützow, Bibliothekar der k. k. Akademie der Künste in Wien. X. Band. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1875.

Maurer. — Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen. Von Friedrich Maurer, Director der städtischen höheren Töchterschule zu Landau (Pfalz). Landau, Verlag von Ed. Kaußler. 1875.

Meyern. — Balladen vom Elsaß von Gustav von Meyern. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Müller. — Politische Geschichte der neuesten Zeit 1816—1875 mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag von Paul Neff. 1875.

Noé. — Winter und Sommer in Tirol, Bilder mit Staffage von Heinrich Noé. Wien, Verlag von R. von Waldheim. 1876.

Oertzen. — Stimme des Lebens. Neue Gedichte von Georg von Oertzen. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Paur. — Zur Litteratur- und Culturgeschichte. Aufsätze und Vorträge von Dr. Theodor Paur. Leipzig, Verlag von F. E. C. Leuckart (Constantin Sander). 1876.

Petrovits. — Opern-Ring, Kärntner-Ring, Kolowrat-Ring, Park-Ring. (Stadt und Vorstadt-Seite.) Die Wiener Ringstraße. Vollendeter Theil. Acht Ansichten, gezeichnet von L. C. Petrovits. In Farben-Holzschnitt ausgeführt von F. W. Bader in Wien. Wien, Kunstverlag der G. J. Manz'schen Buchhandlung.

Presber. — Rudolf. Novelle von Hermann Presber. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas. 1876.

Reich. — Studien über die Volksseele. Von Eduard Reich, Doctor der Medicin, leg. Director und Vicepräsident der kaiserl. L.-C.-Akademie, Mitglied gelehrter Gesellschaften, ꝛc. Jena, Verlag von Hermann Costenoble. 1876.

Reuter. — Sämmtliche Werke von Fritz Reuter. XV. Bd. Nachgelassene Schriften. 2. Theil. Wismar, Rostock und Ludwigslust, Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung. 1875.

Rößler. — Das deutsche Reich und die kirchliche Frage von Constantin Rößler. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1876.

Russell. — Erinnerungen und Rathschläge 1813—1873 von Graf John Russell. Autorisirte Deutsche Uebersetzung nach der zweiten Auflage des Originals. Halle, Verlag von Hermann Gesenius. 1876.

Rydberg. — Römische Sagen über die Apostel Paulus und Petrus. Von Victor Rydberg. Aus dem Schwedischen von Emil J. Jonas. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Verlag von C. G. Theile. 1876.

Schack. — Episoden. Erzählende Dichtungen von Adolf Friedrich von Schack. Inhalt: Giorgione. — Glycera. — Ubaldo Lapo. — Heinrich Dandolo. — Der Flüchtling von Damascus. — Rosa. — Stefano. — Der Regenbogenprinz. — Lais. — Fiordispina. Dritte Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Schack. — Politische Lustspiele von Adolf Friedrich von Schack. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Scherr. — Blätter im Winde. Von Johannes Scherr. Leipzig, Verlag von Ernst Julius Günther. 1875.

Schleiden. — Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben. Eine monographische Skizze von Dr. W. J. Schleiden. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1875.

Schlickeysen. — Obst und Brod. Eine wissenschaftliche Diätetik von Gustav Schlickeysen. Mit einer Tafel und mehreren Abbildungen. Berlin, Verlag von Theobald Grieben. 1875.

Storck. — Lyrik. Neue Gedichte von Friedrich Storck. Leipzig, Verlag von Heinrich Matthes. 1876.

Sudhoff. — In der Stille. Von Karl Sudhoff. Poetischer Theil. Fünfte verbesserte Auflage. Frankfurt a./M., Verlag von Heyder & Zimmer. 1875.

Thausing. — Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst von Moritz Thausing. Mit Titelkupfer und mit Illustrationen gezeichnet von Joseph Schönbrunner, Holzschnitt von F. W. Bader. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1876.

Verne. — Julius Verne's Schriften. Autorisirte Ausgabe. Dritte Auflage. 21 Bände Wien, Pest u. Leipzig, Verlag von A. Hartleben. 1875.

Vincenti. — Wiener Kunst-Renaissancen-Studien und Charakteristiken von C. von Vincenti. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Vincke. — A B C für Haus und Welt. Aus der Mappe eines alten Diplomaten. Von Gisbert Frhr. v. Vincke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Verlag der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling). 1875.

Vischer. — Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts von Friedrich Vischer. Stuttgart, Meyer & Zeller's Verlag. (Fr. Vogel.) 1875.

Volkmann. — Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus und nach genetischer Methode von Ph. Dr. Wilhelm Volkmann, Ritter von Volkmar, Professor der Philosophie an der Universität zu Prag, corr. Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften in Wien, Ritter des K. österr. eisernen Kronenordens. Des Grundrisses der Psychologie zweite sehr vermehrte Auflage. 2 Bde. Cöthen, Verlag von Otto Schulze. 1875.

Voß. — Neunundsechszig Jahre am Preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß. Vierte unveränderte Auflage. Mit einem Portrait in Stahlstich und einer Stammtafel. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 1876.

Walcker. — Lehrbuch der Nationalökonomie für Studirende und Gebildete von Dr. Carl Walcker. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1875.

Waldeck. — Die Zeitgeschichte (Monatsschrift für die Politik der Gegenwart), herausgegeben von Dr. Martin Waldeck. Jahrgang I. Heft 7 und 8. Inhalt: Chronik der Monate Juli und August 1875. Berlin, Verlag von Leo Liepmannssohn. 1875.

Warring. — Schwere Zeiten. Roman von Hans Warring. 2 Bde. Berlin, Verlag von O. Janke. 1875.

Warte. Deutsche Warte. Umschau über das Leben und Schaffen der Gegenwart. Band IX. Heft 1/10. Carlsruhe, Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1875.

Weech. — Badische Biographien, herausgegeben von Dr. Friedrich Weech, Archivrath am großherzogl. badischen General-Landesarchiv. Zehnte und elfte Lieferung (Schluß). Baccotti — Zyllnhardt. Heidelberg, Verlag von Friedrich Bassermann. 1875.

Wellmer. — Theophile. Eine Erzählung von Meta Wellmer. Zweite Ausgabe. Halle, Verlag von Richard Mühlmann. 1876.

Welthandel. — Monatshefte für Handel und Industrie, Länder- und Völkerkunde. Achter Jahrgang 1876. Heft 1. Stuttgart, Verlag von J. Maier.

Werner. — Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa. Eine kirchengeschichtliche Studie von August Werner, evangelisch-protestantischem Pfarrer. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1875.

Wessely. — Anleitung zur Kenntniß und zum Sammeln der Werke des Kunstdruckes von J. E. Wessely. Mit zwei Tafeln Monogramme. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1876.

Wester. — Zur Bescheerung. Weihnachtsmärchen für Klein und Groß von Erwin Wester. Wiesbaden, Verlag von Edm. Rodrian, Hofbuchhandlung 1876.

Whitney. — The life and growth of language by William Dwight Whitney, Professor of sanskrit and comparative philology in Yale College. London, Verlag von King u. Comp. 1875.

Wickenburg-Almásy. — Marina. Ein erzählendes Gedicht von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Heidelberg, Verlag von G. Weiß. 1876.

Wieck. — Musikalische Bauernsprüche und Aphorismen ernsten und heiteren Inhalts von Friedrich Wieck. Zweite sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von A. E. C. Leuckart (Constantin Sander).

Wolf. — Die deutsche Götterlehre. Ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus. Nach Jacob Grimm u. A. von J. W. Wolf. Zweiter Abdruck. Göttingen, Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. 1874.

Wollny. — Ueber Freiheit und Charakter von Franz Wollny, Dr. phil. Leipzig, Verlag von Erich Koschny (L. Heimann's Verlag). 1876.

Woltmann. — Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß von Dr. Alfred Woltmann, Professor an der k. k. Universität in Prag. Mit 74 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1876.

Wörmann. — Die Landschaft in der Kunst der alten Völker. Eine Geschichte der Vorstufen und Anfänge der Landschaftsmalerei von Karl Wörmann. München, Verlag von Theodor Ackermann. 1876.

Wunder. — Die Wunder des Himmels. Mainachts-Phantasie eines deutschen Reichsbürgers. Mit einer lithogr. Sternkarte nach den neuesten Forschungen. Zürich, Verlags-Magazin. 1876.

Wünsche. — Der lebensfreudige Jesus der synoptischen Evangelien im Gegensatze zum leidenden Messias der Kirche, dargestellt von Dr. Aug. Wünsche. Leipzig, A. Mentzel's Verlag. 1876.

Wyß. — Die Limburger Chronik, untersucht von Arthur Wyß, Dr. philos. Mit unedirten Fragmenten der Chronik und vier Urkunden. Marburg, Verlag der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung. 1875.

Zeller. — Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts von Eduard Zeller. Zweite Auflage. Leipzig, Fues's Verlag. 1875.

Ziehen. — Haideroſen. Sammlung niedersächsischer Novellen von Eduard Ziehen. 1. Bändchen: Die Verlobung auf dem Meer. — In der Johannisnacht. Leipzig, Verlag der Hermann Wölfert'schen Buchhandlung. 1876.

Zorn. — Staat und Kirche in Norwegen bis zum Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts. Eine Untersuchung zur Geschichte des Canonischen Rechtes und der Kämpfe zwischen Staat und Kirche. Von Dr. jur. Philipp Zorn, Privatdocent an der Universität München. München, Verlag von Theodor Ackermann. 1875.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 5. Februar 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Hässel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	**Iwan Turgenjew**, Die Uhr. Erzählung eines alten Mannes. Deutsch von **Leopold Kayßler**	167
II.	**Karl von Noorden**, Papstthum und Kaiserthum im achtzehnten Jahrhundert	202
III.	**Julius Rodenberg**, Ferien in England. IV. (Schluß.)	223
IV.	*****, P. M. Leontjew und die russische Presse. II.	242
V.	**Georg Brandes**, Paul Heyse	258
VI.	**Friedrich Kapp**, Der Schiffbruch des „Deutschland"	276
VII.	Literarische Rundschau. Professor Billroth über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften	288
VIII.	**Ferdinand Hiller**, Neue musikalische Charakterbilder von Otto Gumprecht	293
IX.	**Karl Frenzel**, Berliner Chronik. Die Theater	295
X.	**Otto Gumprecht**, Die Berliner Concertsaison. Eine Novität im Opernhause	302
XI.	**Josef Bayer**, Wiener Chronik. Das Wiener Burgtheater. Ad. Wilbrandt's Trauerspiel „Nero"	309
XII.	**A. W. Ambros**, Das Wiener Hofoperntheater	315
XIII.	Politische Rundschau	320
XIV.	Literarische Neuigkeiten	327

Die Uhr.

Erzählung eines alten Mannes.

Von

Iwan Turgenjew.*)

I.

Ich werde euch meine Geschichte mit der Uhr erzählen . . . . .

Eine sonderbare Geschichte!

Die Sache passirte gerade im Anfange dieses Jahrhunderts, im Jahre 1801. Ich war eben in's sechzehnte getreten. Ich lebte in Rjäsan, in einem hölzernen Häuschen, nicht weit vom Ufer der Oka — zusammen mit dem Vater, einer Tante und einem Vetter. Meiner Mutter erinnere ich mich nicht: sie war drei Jahre nach ihrer Verheirathung gestorben; außer mir hatte der Vater keine Kinder. Er hieß Porphyr Petrowitsch. Er war ein stiller, schmächtiger, kränklicher Mann; er beschäftigte sich mit der Beaufsichtigung von Proceßangelegenheiten — und Anderem. In früheren Zeiten nannte man solche Leute Rechtsverdreher oder Brennnesselsamen; er selbst nannte sich Anwalt. Unserem Hauswesen stand seine Schwester vor, meine Tante, eine alte Jungfer von fünfzig Jahren; mein Vater hatte auch schon das vierte Jahrzehnt hinter sich. Sie war eine sehr devote Frau — gerade heraus gesagt: eine Heuchlerin, schwatzhaft, steckte ihre Nase überall hinein, und ihr Herz war nicht so, wie das des Vaters — nicht gut. Wir lebten nicht arm, aber wir hatten auch nicht mehr, als wir gerade brauchten. Mein Vater hatte noch einen Bruder, Jegor mit Namen; er war aber wegen angeblich aufrührerischer Handlungen und jacobinischer Denkweise (so stand es nämlich in dem Ukase) schon 1797 nach Sibirien geschickt worden.

Jegor's Sohn, David, mein Vetter, war meinem Vater auf den Händen geblieben und lebte mit uns. Er war nur ein Jahr älter als ich, aber ich beugte mich vor ihm und gehorchte ihm, wie wenn er schon ganz ein Großer wäre. Er war ein kluger Junge, mit Charakter, von Figur mit breiten Schultern, stämmig, das Gesicht viereckig, voll Sommersprossen, die Haare roth, die Augen grau, klein, die Lippen dick, die Nase kurz, die Finger auch kurz — ein

*) Wir haben das Vergnügen, die obige neueste Novelle Iwan Turgenjew's, welche gleichzeitig in der „Deutschen Rundschau" und in der russischen Revue „Vestnik Jevropi" veröffentlicht wird, unsern Lesern in der trefflichen Uebersetzung des Herrn Dr. Leop. Kayßler bieten zu können.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Kurzbold, wie man sagt — und eine Stärke über seine Jahre hinaus! Die Tante konnte ihn nicht leiden, und der Vater — fürchtete ihn sogar . . . oder hatte vielleicht vor ihm kein gutes Gewissen. Es ging das Gerücht, daß, wenn mein Vater nicht geschwatzt, seinen Bruder nicht im Stich gelassen hätte — David's Vater nicht nach Sibirien geschickt worden wäre! Wir waren beide auf dem Gymnasium in einer Classe und lernten beide tüchtig, ich sogar etwas besser als David. Mein Gedächtniß war stärker, aber Knaben — es ist ja eine bekannte Sache — wissen diesen Vorzug nicht zu schätzen — sie sind nicht stolz darauf, und David blieb trotzdem mein Führer.

II.

Ich heiße, wie Ihr wißt, Alexei. Ich wurde am 7. geboren, und am 17. März feiere ich meinen Namenstag. Man gab mir nach altväterischer Gewohnheit den Namen eines derjenigen Heiligen, deren Namensfest auf den zehnten Tag nach der Geburt fällt. Mein Taufpathe war ein gewisser Anastasi Anastasjewitsch Putschkow, oder eigentlich: Nastasei Nastaseïtsch; anders nannte ihn Niemand. Er war ein furchtbarer Zungendrescher, ein Ränkeschmied, ein Profitchenmacher — ein schlechter Mensch durchaus; aus der Gouvernementskanzlei hatte man ihn fortgejagt, und vor Gericht hatte er mehr als einmal gestanden; aber der Vater brauchte ihn . . . sie „arbeiteten" zusammen. Von Person war er gedunsen und rund; das Gesicht wie das eines Fuchses, die Nase wie eine Pfrieme; die Augen dunkelbraun, glänzend, auch wie die des Fuchses. Und er bewegte sie immer, diese Augen, rechts und links, und die Nase führte er auch — gerade wie wenn er die Luft röche. Er trug Schuhe ohne Absätze und puderte sich täglich, was in der Provinz damals für die größte Seltenheit galt. Er versicherte, daß er ohne Puder nicht sein konnte, da er mit Honoratioren, ja sogar mit Generalen und Generalsfrauen bekannt sei.

Und mein Namenstag kam! Nastasei Nastaseïtsch erscheint bei uns und sagt:

„Bisher, Pathe, habe ich Dir nichts geschenkt; dafür, sieh' her, was ich Dir heut' mitgebracht habe."

Und er langt aus der Tasche eine silberne Zwiebeluhr, mit einer auf dem Zifferblatte gemalten Rose und mit einer bronzenen Kette!

Ich ward ganz starr vor Entzücken, und die Tante, Pulcheria Petrowna, schreit aus voller Kehle:

„Küsse die Hand, küsse die Hand, L....junge!"

Ich küßte dem Taufpathen die Hand, aber die Tante setzt hinzu:

„Ach, Väterchen, Nastasei Nastaseïtsch, weshalb verwöhnt Ihr ihn so? Was soll er mit der Uhr machen? Er wird sie gewiß verlieren, verderben, oder zerbrechen!"

Der Vater kam herein, sah die Uhr, dankte Nastaseïtsch — etwas nachlässig — und rief ihn zu sich in sein Cabinet. Ich höre, wie der Vater, gleichsam zu sich selbst, spricht:

„Wenn Du, Bruder, damit Dich abzufinden denkst . . . ."

Aber ich konnte es nicht mehr aushalten, ich steckte die Uhr ein und stürzte fort, um das Geschenk David zu zeigen.

III.

David nahm die Uhr, öffnete sie und betrachtete sie aufmerksam. Er hatte großes Talent für die Mechanik; er hantierte mit Eisen, Kupfer, mit allen Metallen; er hatte verschiedene Instrumente sich angeschafft, und eine Schraube, einen Schlüssel und dergleichen zu repariren, sogar neu zu machen, verursachte ihm keine Mühe.

David drehte die Uhr in den Händen herum und murmelte durch die Zähne (er war überhaupt nicht gesprächig):

„Alt . . . schlecht . . .“ und fügte hinzu: „Woher?“

Ich sagte ihm, daß mein Taufpathe sie mir geschenkt.

„Nastaseï?“

„Ja. Nastaseï Nastaseïtsch.“

David legte die Uhr auf den Tisch und trat schweigend fort.

„Sie gefällt Dir nicht?“ fragte ich.

„Nein, das ist es nicht . . . Aber ich, an Deiner Stelle, hätte von Nastaseï kein Geschenk genommen.“

„Weshalb?“

„Weil dieser Mensch ein Lappen ist; und einem Lappen muß man nicht verpflichtet sein. Wo möglich ihm noch Dank sagen. Du hast ihm vielleicht die Hand geküßt?“

„Ja, die Tante hat es geheißen.“

David lächelte — etwas sonderbar, in die Nase. Das war so seine Gewohnheit. Er lachte niemals laut: er hielt das Lachen für ein Zeichen von Schwäche.

David's Worte, sein stilles Lächeln verletzten mich tief. „Er macht mir natürlich,“ dachte ich, „innerlich Vorwürfe. Ich bin in seinen Augen natürlich auch ein Lappen! Er selbst hätte sich niemals so erniedrigt, niemals ein Geschenk von Nastaseï genommen. Aber was soll ich jetzt machen?“

Die Uhr zurückgeben? Unmöglich!

Ich wollte versuchen, mit David zu sprechen, seinen Rath erbitten. Er antwortete mir, daß er Niemandem Rath gebe und daß ich so verfahren möge, wie ich es verstände. — Wie ich es verstände! Ich erinnere mich, ich schlief die ganze folgende Nacht nicht: der Zweifel peinigte mich. Es fiel mir schwer, mich von der Uhr zu trennen — ich legte sie auf den Nachttisch neben dem Bett; sie schlug so hübsch und spaßhaft ... Aber zu empfinden, daß mich David verachtet (und ich darf mich nicht täuschen: er verachtet mich!), das schien mir unerträglich! Am Morgen stieg ein Entschluß in mir auf ... Ich mußte darob weinen — aber ich war auch danach eingeschlafen, und als ich aufwachte, zog ich mich rasch an und rannte auf die Straße. Ich hatte beschlossen, meine Uhr dem ersten Dürftigen zu geben, der mir begegnete.

IV.

Ich war noch nicht weit vom Hause, als ich auf das stieß, was ich suchte. Ein Junge von zehn Jahren lief mir in den Weg, ein barfüßiger, abgerissener

Junge, der häufig vor unserem Fenster vorüber schlenderte. Ich sprang sogleich auf ihn zu, und ohne ihm oder mir Zeit zur Ueberlegung zu lassen, bot ich ihm meine Uhr an.

Der Junge glotzte mich an, legte die eine Hand vor den Mund, wie wenn er fürchtete, sich zu verbrennen — und streckte die andere gegen mich aus.

„Nimm, nimm," murmelte ich, „sie ist mein, ich schenke sie Dir — Du kannst sie verkaufen und Dir dafür etwas anschaffen ... nun, irgend etwas, was Du brauchst ... Adieu!"

Ich drückte ihm die Uhr in die Hand und lief spornstreichs nach Hause. Ich blieb etwas in unserem gemeinschaftlichen Schlafzimmer hinter der Thür, und nachdem ich wieder zu Athem gekommen, näherte ich mich David, welcher eben seine Toilette beendete und sich die Haare kämmte.

„Weißt Du was, David?" begann ich mit der ruhigsten Stimme, deren ich fähig war. „Ich habe Nastasei's Uhr fortgegeben."

David sah mich an und fuhr mit der Bürste die Schläfen entlang.

„Ja," setzte ich, immer in demselben geschäftsmäßigen Tone, hinzu, „ich habe sie weggegeben. Da ist so ein kleiner Junge, sehr bedürftig, elend: der hat sie."

David legte die Bürste auf den Waschtisch.

„Für das Geld, welches er bekommt," fuhr ich fort, „kann er sich irgend etwas Nützliches kaufen. Er wird doch irgend etwas dafür bekommen."

Ich schwieg.

„Nun, was! es ist gut!" sagte endlich David, und ging in das Studirzimmer. Ich folgte ihm.

„Und wenn man Dich fragt: wohin hast Du sie gethan?" wendete er sich zu mir.

„Ich werde sagen, daß sie mir heruntergefallen ist," antwortete ich, wie wenn mich das gar nicht kümmerte.

Weiter wurde an diesem Tage über die Uhr nichts von uns gesprochen; doch schien es mir, daß David mein Verfahren nicht nur billigte, sondern — bis zu einem gewissen Grade — auch bewunderte. — Gewiß!

V.

Es vergingen noch zwei Tage. Zufällig dachte Niemand bei uns im Hause an die Uhr. Der Vater hatte irgend eine große Unannehmlichkeit mit einem seiner Mandanten und kümmerte sich weder um mich noch um meine Uhr. Dafür dachte ich unaufhörlich an sie. Sogar die Billigung — die vermuthete Billigung David's tröstete mich nicht zu sehr. Er hatte sie auch durch nichts besonders ausgesprochen: nur einmal hatte er, und zwar ganz beiläufig, gesagt, daß er eine solche Kühnheit von mir nicht erwartet hätte. Entschieden: mein Opfer war mir zum Nachtheil ausgefallen, indem die Genugthuung, welche mir meine Eitelkeit verschaffte, demselben nicht das Gleichgewicht hielt.

Und wie wenn es sein sollte, kommt gerade noch ein anderer uns bekannter Gymnasiast, der Sohn des Stadtarztes, und fängt mit einer neuen und nicht

einmal silbernen, sondern tombackenen Uhr an zu prahlen, die ihm seine Großmutter geschenkt hat!

Ich konnte es endlich nicht mehr aushalten — schlich mich still aus dem Hause und machte mich auf, denselben armen Jungen aufzusuchen, dem ich die Uhr geschenkt hatte.

Ich fand ihn bald: er spielte in der Vorhalle der Kirche mit anderen Jungen Knöchel. Ich rief ihn auf die Seite, und kaum Athem schöpfend und mich in meiner Rede verwirrend, sagte ich ihm, daß meine Eltern auf mich böse sind, weil ich ihm die Uhr geschenkt — und daß, wenn er darein willigt, sie mir zurückzugeben, ich ihn gern dafür bezahlen will ... Ich hatte für alle Fälle einen alten Elisabeth-Rubel mit mir genommen, mein ganzes baares Capital.

„Aber ich hab' sie nicht, Eure Uhr," antwortete der Junge mit ärgerlichem und weinerlichem Tone; „der Vater hat sie bei mir gesehen und sie mir abgenommen; ja, er hat mich noch schlagen wollen. ‚Du,' sagte er, ‚mußt sie irgendwo gestohlen haben — welcher Narr wird Dir eine Uhr schenken?'"

„Und wer ist Dein Vater?"

„Mein Vater? Trofimytsch."

„Aber was ist er? Womit beschäftigt er sich?"

„Er ist ein entlassener Soldat — ein Sreschant. Und eine Beschäftigung hat er keine. Er bessert alte Schuhe aus und näht Sohlen auf. Das ist seine ganze Beschäftigung. Davon lebt er auch."

„Wo wohnt er? Führe mich zu ihm."

„Ja, ich werde Euch führen. Ihr werdet ihm sagen, dem Vater, daß Ihr mir die Uhr geschenkt habt. Er schilt mich deshalb immerfort einen Spitzbuben über den andern! Und die Mutter ebenso: ‚Nach wem schlägst Du, daß Du ein Spitzbube geworden bist?'"

Ich und der Junge, wir gingen nach seiner Wohnung. Sie befand sich in einer wackligen Hütte auf dem Hinterhofe einer alten, vor langer Zeit abgebrannten und nicht wieder aufgebauten Fabrik. Wir fanden Trofimytsch und seine Frau zu Hause. Der entlassene „Sreschant" war ein alter Mann von hoher Figur, nervig und gerade, mit gelblich-grauem Backenbart, unrasirtem Kinn und einem ganzen Netze von Furchen auf den Backen und auf der Stirn. Sein Weib schien älter als er: ihre Augen blinzelten blöde in der Mitte eines etwas geschwollenen Gesichts, in welches sie eingepreßt schienen. An beiden hingen einige dunkle Lumpen statt der Kleidung.

Ich erklärte Trofimytsch, um was es sich handle und weshalb ich gekommen sei. Er hörte mich schweigend an — ohne einmal zu zwinkern und seinen stumpfen und gespannten, echt soldatischen Blick von mir abzuwenden.

„Albernheit," sagte er endlich mit rauher, zahnloser Baßstimme. „Die vornehmen Herren verfahren wol so! Und wenn Petka die Uhr nicht gestohlen hat — dann dafür — Einnns! Spaße nicht mit den Herrchen! Aber, wenn er sie gestohlen hat, dann gebe ich es ihm nicht so! Einnns! Einnns! Einnns! Mit dem Stock, wie beim Regiment! Was ist da zu sehen? Was für ein Unglück? Wie? Die Schpontons für sie! Das ist die Geschichte?! Pfui!"

Diese letzte Interjection stieß Trofimytsch im Falsett aus. Er hatte augenscheinlich Nichts begriffen.

„Wenn Ihr mir die Uhr wiedergeben wollt," erklärte ich ihm — ich wagte nicht, ihn zu dutzen, obgleich er nur ein einfacher Soldat war — „so will ich Euch gern einen Rubel geben. Ich glaube, mehr ist sie nicht werth."

„Nanu!" murmelte Trofimytsch, der immer noch nicht begreifen konnte, aber, aus alter Gewohnheit, mich mit den Augen verschlang, wie wenn ich irgend ein Vorgesetzter wäre. „Das ist die Sache? Nu, da, beiß' sie auf! — Uliana, schweig!" — schrie er wüthend dem Weibe zu, welches den Mund öffnen wollte. „Da ist die Uhr" — fuhr er fort, indem er den Schubkasten aufzog, — „wenn sie Ihre ist, geruhen Sie dieselbe zu nehmen; aber der Rubel wofür? Wie?"

„Nimm den Rubel, Trofimytsch, Narr," schluchzte das Weib. „Bist Du verrückt geworden? Alter! Nicht einen Groschen haben wir, wenn man uns umkehrt, und er thut groß! Den Zopf haben sie Dir abgeschnitten, aber umsonst ... ein altes Weib bist Du immer. Wie ist es möglich, so mir nichts Dir nichts ... Nimm das Geld; Du hast ja die Uhr schon fortgeben wollen!"

„Uliana, schweig, Schwätzerin!" wiederholte Trofimytsch. „Wo hat man das gesehen — raisonniren? He? Der Mann — ist das Haupt; und sie — raisonnirt? Petka, nicht gemuckst! Ich schlage Dich todt! Hier ist die Uhr!"

Trofimytsch streckte mir die Uhr entgegen, ließ sie aber nicht aus den Fingern.

Er dachte nach, senkte die Augen, dann richtete er auf mich den alten, starren, stumpfen Blick — dann plötzlich schrie er aus voller Kehle:

„Wo ist er? Wo ist der Rubel?"

„Da, da," sagte ich rasch und zog das Geldstück aus der Tasche.

Aber er nahm es nicht und sah immerfort auf mich. Ich legte den Rubel auf den Tisch. Er stieß ihn mit einem Ruck in die Schublade, warf mir die Uhr zu, machte linksum Kehrt, stampfte mit dem Fuße und zischte dem Weibe und dem Jungen zu:

„Fort, Pack!"

Uliana wollte etwas hervorstammeln, aber ich war schon zur Thür hinaus, auf der Straße. Ich versenkte die Uhr in die tiefste Tiefe meiner Taschen, umklammerte sie fest mit der Hand und stürzte nach Hause.

VI.

Ich war wieder im Besitz meiner Uhr, aber Vergnügen machte sie mir gar nicht. Tragen konnte ich sie nicht: vor allen Dingen mußte ich ja David verbergen, was ich gethan hatte. Was würde er über mich, über meine Charakterlosigkeit gedacht haben? Ja sogar in die Schublade konnte ich die fatale Uhr nicht stecken: alle unsere Schubladen waren gemeinsam. Ich mußte sie bald oben auf den Schrank, bald unter die Matratze, bald hinter den Ofen verstecken .... und doch gelang es mir nicht, David zu täuschen!

Einmal — ich hatte die Uhr unter der Diele unseres Zimmers hervor-

geholt und wollte ihren silbernen Deckel mit einem alten, sämisch-ledernen Handschuh putzen. David war irgend wohin in die Stadt gegangen; ich erwartete nicht, daß er bald zurückkehren würde .... da auf einmal steht er in der Thür!

Ich war so in Verwirrung, daß ich die Uhr beinahe hätte fallen lassen, und ganz in Verzweiflung, das Gesicht so roth, daß es mir weh that, fuhr ich mit ihr an der Weste hin und her, da ich die Tasche durchaus nicht finden konnte.

David sah mich an und lächelte nach seiner Manier stillschweigend.

„Was willst Du?" sagte er endlich. „Du denkst, ich hätte es nicht gewußt, daß Du die Uhr wieder hast? Ich habe sie am ersten Tage, als Du sie hierher brachtest, gesehen."

„Ich versichere Dich," fing ich beinahe mit Thränen wieder an ....

David zuckte mit den Achseln.

„Die Uhr ist Dein, Du kannst damit machen, was Du willst."

Nachdem er diese harten Worte gesagt hatte, ging er hinaus.

Die Verzweiflung überkam mich. Diesmal war ein Zweifel nicht mehr möglich: David verachtete mich wirklich.

Das konnte so nicht bleiben.

„Ich werde es ihm zeigen," sagte ich mir, indem ich die Zähne zusammen biß. Mit festem Schritt ging ich sofort in das Vorzimmer, wo unser Diener Juschka war, und schenkte ihm die Uhr!

Juschka wollte sie zuerst nicht annehmen, aber ich erklärte ihm, daß, wenn er mir die Uhr nicht abnähme, ich sie sofort zerschlagen, mit den Füßen zerstampfen, in Splitter schmettern, in die Müllgrube werfen würde! Er überlegte, prustete und nahm die Uhr. Als ich in unser Zimmer zurückkam, fand ich David, ein Buch lesend. Ich erzählte ihm, was ich gethan.

David wendete das Auge nicht von dem Blatte ab, zuckte wieder mit den Achseln und sagte: „Die Uhr ist Dein und Du bist frei, damit zu thun, was Du willst."

Aber es schien mir, daß er mich schon etwas weniger verachtete.

Ich war vollkommen überzeugt, daß ich niemals wieder dem Vorwurf der Charakterlosigkeit ausgesetzt sein würde, denn diese Uhr, dieses ekelige Geschenk meines ekeligen Pathen, war mir so zuwider geworden, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ich mich jemals darum hatte grämen können, wie ich dazu hatte kommen können, sie einem Trofimytsch abzubetteln, der noch dazu das Recht hatte zu glauben, daß er großmüthig mit mir umgegangen sei.

Einige Tage vergingen.... Ich erinnere mich, an einem derselben kam auch in unsere Stadt die große Neuigkeit: Kaiser Paul war todt und sein Sohn Alexander, von dessen Großherzigkeit und Menschenliebe die Fama so viel Gutes verkündet, hatte den Thron bestiegen. Diese Nachricht regte David sehr auf: die Hoffnung trat vor ihn, seinen Vater wiederzusehen, bald wieder zu sehen. Auch mein Vater freute sich.

„Alle Exilirten dürfen jetzt aus Sibirien zurückkehren, und auch Bruder Jegor wird man nicht vergessen," wiederholte er, indem er sich die Hände rieb und zugleich etwas ängstlich wurde.

David und ich, wir hörten sogleich auf zu arbeiten und das Gymnasium zu besuchen; ja wir gingen nicht einmal spazieren, sondern hockten irgendwo im Winkel, und berechneten und conjecturirten, in wie viel Monaten, in wie viel Wochen, in wie viel Tagen der „Bruder Jegor" zurückkehren müßte, und wohin wir ihm schreiben müßten und wie wir ihn empfangen sollten und wie wir dann leben wollten? „Bruder Jegor" war Architekt, und wir beide beschlossen, daß er nach Moskau ziehen und dort große Schulen für arme Leute bauen sollte, und wir würden seine Gehilfen sein. Die Uhr hatten wir, wie es sich versteht, vollständig vergessen, dazu hatte David neue Sorgen überkommen, von denen die Rede noch sein wird; aber der Uhr war es beschieden, sich selbst in Erinnerung zu bringen.

VII.

Eines Morgens — wir hatten eben gefrühstückt — saß ich allein am Fenster und dachte an des Onkels Rückkehr — das Aprilthauwetter plätscherte und funkelte draußen — da stürzte plötzlich Pulcheria Petrowna in's Zimmer. Sie war jeder Zeit sehr beweglich und lärmend, sprach mit pfeifender Stimme und gesticulirte immer mit den Händen, aber diesmal stürzte sie sich geradezu auf mich.

„Fort! Fort, sogleich zum Vater, Herrchen!" polterte sie heraus. „Was Du da für hübsche Streiche gesponnen hast, Du Mensch ohne alle Scham! Nu, Ihr werdet es alle beide bekommen! Nastasei Nastaseitsch hat alle Eure Schelmenstücke herausgebracht! Fort! Der Vater läßt Dich rufen .... diesen Augenblick fort!"

Immer noch, ohne etwas zu begreifen, folgte ich der Tante — und, als ich die Schwelle des Salons überschritten hatte, sah ich den Vater, der mit großen Schritten und hochgedrehtem Toupé auf und ab ging, Juschka in Thränen an der Thür und in der Ecke auf einem Stuhl meinen Pathen Nastasei Nastaseitsch mit dem Ausdruck einer besonderen Schadenfreude in den geöffneten Nasenlöchern und den gerötheten, umherirrenden Augen.

Der Vater flog, sobald ich eintrat, auf mich zu.

„Du hast die Uhr Juschka geschenkt? sprich!"

Ich sah auf Juschka.

„Sprich doch!" wiederholte der Vater und stampfte mit den Füßen.

„Ja", antwortete ich und erhielt sogleich eine tüchtige Ohrfeige, welche meiner Tante großes Vergnügen machte. Ich hörte, wie sie wohlgefällig krächzte, als ob sie einen guten Schluck heißen Thee's genommen hätte. Von mir stürzte der Vater auf Juschka zu.

„Du Schurke durftest die Uhr nicht geschenkt nehmen," schrie er, indem er ihn an den Haaren zog, „und Du hast sie dem Uhrmacher verkauft, Taugenichts!"

Juschka hatte wirklich, wie ich in der Folge erfuhr, in der Einfalt seines Herzens meine Uhr zu dem benachbarten Uhrmacher getragen. Der Uhrmacher hatte sie vor das Fenster gehängt. Nastasei Nastaseitsch hatte sie gesehen, gekauft und zu uns nach Hause gebracht.

Uebrigens dauerte das Verhör mit mir und Juschka nicht lange: der Vater gerieth außer Athem, fing an zu husten, und es war überhaupt nicht in seiner Gewohnheit, böse zu sein.

„Bruder Porphyr Petrowitsch," sagte die Tante, als sie sicherlich nicht ohne ein gewisses Bedauern bemerkte, daß des Vaters Zorn, wie man sagt, verrauchte, „regen Sie sich nicht mehr auf; es lohnt sich nicht, daß Sie sich die Händchen beschmutzen. Und sehen Sie, was ich vorschlage: mit Zustimmung des geehrten Nastasei Nastaseitsch, und wegen der so großen Undankbarkeit Ihres Sohnes — ich werde die Uhr an mich nehmen; und da er durch sein Verfahren gezeigt hat, daß er nicht würdig ist, sie zu tragen, so werde ich sie in Ihrem Namen einem Menschen schenken, der Ihre Freundlichkeit zu schätzen wissen wird."

„Und wem denn?" fragte der Vater.

„Chrisanf Lukitsch," murmelte die Tante etwas stockend.

„Dem Chrisaschka?" fragte der Vater und setzte mit der Hand schwenkend hinzu: „Mir ist Alles egal. Werft sie meinetwegen in den Ofen."

Er knöpfte das Camisol zu, welches aufgegangen war und ging, vor Husten sich krümmend, hinaus.

„Und Sie, Vetter, sind Sie einverstanden?" wendete sich die Tante an Nastasei Nastaseitsch.

„Mit vollkommenster Bereitwilligkeit," antwortete dieser. — Während des ganzen Verhörs hatte er sich auf seinem Stuhle nicht gerührt, sondern nur leise schnaubend und leise die Fingerspitzen reibend der Reihe nach seine Fuchsaugen bald auf mich, bald auf den Vater, bald auf Juschka gerichtet. Wir bereiteten ihm ein wahres Vergnügen! ....

Der Vorschlag meiner Tante regte mich bis in die Tiefe meiner Seele auf. Es war mir nicht leid um die Uhr; aber dieser Mensch, dem sie sie schenken wollte, war mir schon sehr verhaßt. — Dieser Chrisanf Lukitsch, mit seinem Familiennamen Trankwillitatin, ein tölpelhafter, langaufgeschossener Seminarist, hatte die Gewohnheit, zu uns in's Haus zu kommen — der Teufel weiß, weshalb! Um sich mit den Kindern zu beschäftigen, versicherte die Tante; aber mit uns sich beschäftigen konnte er schon deshalb nicht, weil er nichts gelernt hatte und dumm wie ein Pferd war. Ueberhaupt ähnelte er einem Pferde: er klopfte mit den Füßen wie mit Hufen, er lachte nicht, sondern wieherte, wobei er seinen ganzen Rachen bis zur Gurgel sehen ließ — und hatte ein langes Gesicht, mit einer gebogenen Nase, und flache, große Backenbeine; er trug einen rauhen Friesrock und roch nach rohem Fleisch. Die Tante nannte ihn einen ansehnlichen Mann, einen Cavalier und sogar Grenadier. — Er hatte die Gewohnheit, die Kinder mit den steinharten Nägeln seiner langen Finger auf die Stirn zu knipsen (auch mich hatte er so geknipst, als ich noch jünger war), und wenn er geknipst hatte, zu gackern und sich zu verwundern: „Sieh mal, wie bei Dir der Kopf klingt! das bedeutet: er ist leer!" Und dieser Lümmel sollte meine Uhr bekommen? — Um keinen Preis! beschloß ich im Stillen bei mir, indem ich aus dem Zimmer stürzte und mich der Länge nach auf das Bett warf, während meine Backe von der erhaltenen Ohrfeige brannte

und flammte. — Aber im Herzen auch brannte die Bitterkeit der Beleidigung und der Durst nach Rache .... Um keinen Preis! ich gebe es nicht zu, daß der verdammte Seminarist über mich triumphirt. Er trägt die Uhr, läßt die Kette auf den Bauch hängen, er wird vor Vergnügen wiehern .... Um keinen Preis!

Ja wol; aber wie machen? wie es verhindern? ....

Ich beschloß, die Uhr meiner Tante zu stehlen!

VIII.

Zum Glück war Trankwillitatin zu dieser Zeit nicht in der Stadt. Er konnte vor morgen nicht zu uns kommen: die Nacht mußte benutzt werden! Die Tante schloß sich in ihrem Zimmer nicht ein, wir hatten überhaupt im ganzen Hause keinen Schlüssel in den Schlössern; aber wohin legt sie die Uhr, wo versteckt sie dieselbe? Bis zum Abend trug sie sie in der Tasche und sah, danach; aber in der Nacht — wo wird sie sein? — Nun, das ist meine Sache zu suchen, dachte ich und ballte die Fäuste.

Ich flammte ganz von Verwegenheit und Schrecken und Freude über das nahe, gewünschte Verbrechen; ich nickte beständig mit dem Kopfe; ich runzelte die Stirn, ich flüsterte: wartet! Ich drohte Jemandem, ich war böse, ich war gefährlich .... und ich vermied David! — Niemand, sogar er nicht, durfte den geringsten Verdacht von dem haben, was ich thun wollte .....

Ich werde allein handeln — und allein die Verantwortung tragen!

Langsam schleppte sich der Tag hin .... dann der Abend .... Endlich brach die Nacht an. Ich that nichts, ich vermied sogar, mich zu bewegen: wie ein Nagel saß mir ein Gedanke im Kopf. Bei dem Essen versuchte der Vater, dessen Zorn, wie ich sagte, nicht lange anhielt, und dem seine Hitze etwas leid that — sechzehnjährige Jungen ohrfeigt man schon nicht mehr — mich wieder gut zu stimmen; aber ich lehnte seine Freundlichkeit ab, nicht, weil ich es noch nicht verwinden konnte, wie er damals glaubte, sondern ich fürchtete einfach, sentimental zu werden. Ich mußte unversehrt die ganze Gluth der Rache erhalten, die ganze Härtung eines unwiderruflichen Entschlusses! Ich legte mich früh zu Bette; doch schlief ich begreiflicherweise nicht ein und schloß sogar die Augen nicht, sondern riß sie im Gegentheil weit auf — obgleich ich mir die Decke über den Kopf gezogen hatte. Ich hatte vorher nicht darüber nachgedacht — wie ich verfahren sollte; ich hatte keinen Plan; ich wartete nur, wann wird Alles im Hause still sein? Ich ergriff nur eine Maßregel: ich zog die Strümpfe nicht aus. Das Zimmer meiner Tante befand sich im zweiten Stocke. Ich mußte durch das Speisezimmer gehen, durch das Vorzimmer, eine Treppe hinaufsteigen, einen kleinen Corridor hindurch — und dort .... rechts die Thür! .... Es war nicht nothwendig, ein Licht oder eine Laterne mit mir zu nehmen: in der Ecke des Zimmers der Tante vor dem Heiligenschranke brannte eine ewige Lampe, das wußte ich. Folglich, sehen konnte ich! Ich lag immer fort mit aufgerissenen Augen, mit offenem und trockenem Schlunde; das Blut hämmerte mir in den Schläfen, in den Ohren, in der Kehle, im Rücken, im ganzen Körper. Ich wartete .... aber es war, wie wenn ein Teufel sich über mich lustig machte. Die Zeit verging .... verging, aber es wurde nicht still!

IX.

Niemals, so schien es mir, war David so spät eingeschlafen .... David, der schweigsame David, sprach sogar mit mir! Niemals klopften, gingen, plauderten sie so lange im Hause. Und worüber sprechen sie jetzt? dachte ich; haben sie nicht seit diesem Morgen geschwatzt? Auch von auswärts hörte das Geräusch lange nicht auf; bald bellte ein Hund, ein feines anhaltendes Bellen; bald lärmte irgendwo ein betrunkener Kerl und konnte nicht zur Ruhe kommen; bald kreischte irgendwo ein Thor; bald fuhr ein Wägelchen auf wackeligen Rädern, fuhr und wollte gar nicht vorbeikommen! Uebrigens diese Töne ärgerten mich nicht: im Gegentheil, ich war darüber erfreut. Sie lenkten etwas die Aufmerksamkeit ab. — Aber siehe da! es scheint endlich Alles zur Ruhe zu kommen. Nur allein der Pendel unserer alten Uhr tickt rauh und ernsthaft im Speisezimmer, und man hört das gleichmäßige und gedehnte, schwere Athmen schlafender Leute. Ich will mich erheben .... aber da summte wieder etwas .... dann ächzte es plötzlich .... etwas Weiches fiel — und das Geräusch verbreitet sich wellenhaft, das Geräusch gleitet an den Wänden hinauf.

Oder ist das Alles nichts und meine Einbildungskraft spielt mir nur einen Streich?

Endlich ist Alles erstorben: das Mark und das Dunkel und die Grabesstille der Nacht ist angebrochen. — Es ist Zeit! Im Voraus ganz kalt geworden, werfe ich die Decke von mir, lasse die Füße auf den Boden gleiten, stehe auf.... Ein Schritt; ein zweiter.... Ich schleiche. — Die Fußsohlen kommen mir wie fremde vor, sie sind schwer, ich schreite schwach und unsicher. Halt! was ist das für ein Ton? Feilt da Jemand oder schabt, oder seufzt? Ich horche.... über die Backen laufen Ameisen, in die Augen treten flüssige, kalte Thränen.... Nichts da!.... Ich schleiche wieder. Es ist dunkel; aber ich kenne den Weg. Plötzlich stoße ich an einen Stuhl — welcher Lärm und wie schmerzhaft! Der Stoß hat grade auf die Kniescheibe getroffen.... Ich sterbe auf dem Fleck.... Nun, sie wachen auf? Ah! so oder so! Plötzlich kommt die Kühnheit und sogar die Bosheit wieder. Vorwärts! vorwärts! Jetzt ist das Speisezimmer hinter mir; jetzt taste ich an der Thür, sie ist mit einem Stoß offen — aber die verdammte Angel hat etwas gekreischt — mag sie! Jetzt steige ich die Treppe hinauf.... Eins! zwei! eins! zwei! eine Stufe knarrt unter dem Fuße; ich sehe sie böse an — wie wenn ich sie sehen kann. Jetzt die zweite Thür! Ich fasse den Griff an, sie knarrt nicht.... so leise schwingt sie, Gott sei Dank.... jetzt bin ich schon im Corridor!

Auf dem Corridor oben, unter der Decke ist ein kleines Fensterchen. Das schwache Licht des nächtlichen Himmels leuchtet kaum durch die dunklen Gläser. Und ich sehe, bei diesem matten Licht, auf dem Boden, auf einer Filzdecke, liegt, beide Hände unter dem wirren Kopf, unser Dienstmädchen; sie schläft fest, sie athmet rasch, und grade hinter ihrem Kopfe ist die verhängnißvolle Thür. Ich schreite über die Filzdecke, über das Mädchen.... Wer mir diese Thür geöffnet hat.... ich weiß es nicht; aber da bin ich schon im Zimmer der Tante; da ist die Lampe in der einen Ecke und das Bett in der andern und die Tante in Haube und Jacke auf dem Bett, mit dem Gesicht nach mir zu. Sie schläft, sie rührt

sich nicht, sogar das Athmen hört man nicht. Die Flamme der Lampe schwankt leise, durch den Zug frischer Luft bewegt, und durch das ganze Zimmer und auf dem unbeweglichen, wie Wachs gelben Gesichte der Tante — tanzen die Schatten ....

Und da ist die Uhr! Hinter dem Bett, an der Wand hängt sie auf einem gestickten Kißchen. Das ist Glück! Ich überlege .... Es hilft nichts zu zögern! Aber was sind das für weiche, rasche Schritte hinter meinem Rücken? Ach, nein! mein Herz klopft! .... Ich setze den Fuß vorwärts .... Gott! etwas Rundes, ziemlich Großes berührt mich unterhalb des Kniees .... einmal! und noch einmal! Ich bin im Begriff, zu schreien, ich bin im Begriff, vor Schrecken hinzusinken ... Ein gestreifter Kater, unser Hauskater steht vor mir, mit gekrümmtem Rücken, den Schwanz in die Höhe gestreckt. Jetzt springt er auf das Bett — schwer und weich — er dreht sich um und sitzt, ohne zu schnurren, gerade wie ein Richter, er sitzt und sieht auf mich mit seinen goldenen Lichtern. Ksch! ksch! flüstere ich kaum hörbar. Ich beuge mich über ihn, über die Tante, ich habe die Uhr schon gefaßt .... Sie erhebt sich plötzlich, öffnet die Lider weit .... Schöpfer! was soll das werden? .... Aber ihre Lider zucken und schließen sich, und mit schwachem Geflüster fällt der Kopf auf das Kissen zurück.

Ein Augenblick — und ich bin schon wieder in meinem Zimmer, in meinem Bett, und die Uhr in meiner Hand ....

Leichter als eine Flaumfeder bin ich zurückgekommen! Ich bin ein Kerl, ich bin ein Dieb, ich bin ein Held, ich bin vor Freude außer Athem, es ist mir heiß, ich bin lustig — ich will David sofort wecken, ihm Alles erzählen — und, unglaublich! ich schlafe ein, wie ein Todter. Ich öffne endlich die Augen .... im Zimmer ist es hell; die Sonne ist schon aufgegangen, zum Glück ist noch Niemand erwacht. Ich springe auf, wie angebrannt; ich wecke David, ich theile ihm Alles mit. Er hört mich an, er lächelt. — „Weißt Du was?" sagte er endlich zu mir, „wir wollen diese dumme Uhr in die Erde begraben, daß auch nichts mehr von ihr existire!" Ich finde diesen Gedanken unvergleichlich. In einigen Augenblicken sind wir beide angezogen, rennen in den Obstgarten, der hinter unserem Hause liegt, — und unter einem alten Apfelbaum, in einer tiefen, in der lockern Frühjahrserde rasch mit David's großem Messer ausgegrabenen Grube wird für immer das verhaßte Geschenk des Pathen begraben, das also nicht in die Hände des widrigen Trankwillitatin fällt. Wir schütten die Grube zu, werfen Schutt darauf und stolz, glücklich, von Niemandem bemerkt, kehren wir in's Haus zurück, legen uns in unsere Betten, schlafen ein und schlafen noch ein Stündchen, und welchen leichten, glückseligen Schlaf!

X.

Ihr könnt Euch vorstellen, welcher Halloh am andern Morgen entstand, als die Tante aufgewacht war und die Uhr vermißte. Bis diesen Augenblick tönt mir noch in den Ohren ihr durchdringendes Geschrei. „Hilfe! Räuber! Räuber!" kreischte sie und brachte das ganze Haus auf die Beine. Sie war wie vom Teufel besessen, aber ich und David lächelten nur vor uns, und unser Lächeln war uns süß. „Alle, Alle müssen durchgepeitscht werden!" schrie die

Tante; „unter dem Kopfe weg, unter dem Kissen weg haben sie die Uhr hervorgeholt.“ Wir waren auf Alles vorbereitet, wir waren auf das Schlimmste gefaßt .... aber wider Erwarten passirte uns gar nichts. Zuerst polterte allerdings der Vater auch furchtbar — er sprach sogar von der Polizei; aber das gestrige Verhör mochte ihn wol schon gelangweilt haben, und plötzlich, zum unbeschreiblichen Erstaunen meiner Tante, ging er nicht auf uns, sondern auf sie los! — „Ihr habt mich schon mehr als bitterer Rettig mit Eurer Uhr geärgert, Pulcheria Petrowna!“ schrie er, „ich will nichts mehr davon hören. Sie ist nicht durch Zauberei fort; und was geht das mich an? und wenn durch Zauberei! Hat man sie bei Ihnen gestohlen? Nun, da können Sie auch hinkommen! Was wird Nastaseï Nastaseïtsch sagen? der Teufel hole ihn, Euren Nastaseïtsch. Außer Chikanen und Unannehmlichkeiten sehe ich nichts von ihm. Wagt nicht mehr mich zu beunruhigen! Hört Ihr?“ — Der Vater warf die Thür zu und ging in sein Zimmer hinein. Ich und David, wir verstanden zuerst die Anspielung nicht, die in seinen letzten Worten lag; aber wir erfuhren dann, daß der Vater zu derselben Zeit mit meinem Pathen sehr unzufrieden war, der ihm ein vortheilhaftes Geschäft weggeschnappt hatte. So mußte die Tante mit langer Nase abziehen. Sie platzte beinahe vor Verdruß, aber es war nichts zu machen. Sie mußte sich darauf beschränken, daß sie, wenn sie bei mir vorbeiging, den Mund nach mir krümmte und mit scharfem Flüstern sagte: „Spitzbube, Spitzbube, Zuchthäusling, Räuber!“ Die Vorwürfe der Tante bereiteten mir einen wahrhaften Genuß. Auch war es sehr angenehm, wenn wir an dem Gitter vorübergingen, einen erheuchelt gleichgültigen Blick auf den Punkt unter dem Apfelbaum zu werfen, wo die Uhr ruhte, und wenn sich David dort in der Nähe befand, mit ihm eine verständnißvolle Bewegung zu wechseln.

Die Tante dachte wol Anfangs, Trankwillitatin auf mich zu hetzen, aber ich suchte bei David Hilfe. Dieser erklärte rundweg dem langen Seminaristen, daß er ihm den Bauch mit einem Messer aufschlitzen würde, wenn er mich nicht in Ruhe ließe .... Trankwillitatin erschrak; obgleich, nach dem Ausdruck der Tante ein Grenadier und Cavalier, zeichnete er sich durch Tapferkeit nicht aus .... Aber Sie denken doch nicht, daß die Geschichte der Uhr damit zu Ende ist? Nein, sie war nicht zu Ende; nur muß ich, um meine Erzählung fortzusetzen, eine neue Person einführen; und um diese neue Person einzuführen, muß ich etwas zurückgreifen.

XI.

Mein Vater war lange Zeit sehr befreundet, sogar intim, mit einem ehemaligen Beamten Latkin, einem etwas lahmen, armen Manne mit furchtsamen und sonderbaren Manieren, einem von jenen Wesen, auf welche das Sprüchwort paßt, daß sie von Gott selbst geschlagen sind. Wie mein Vater und Nastaseï beschäftigte er sich auch mit der Besorgung von Processen und war ebenfalls Privat-„Anwalt“ und Commissionär; aber da er weder ein ansehnliches Aeußere, noch die Gabe des Wortes besaß, und zu wenig Selbstvertrauen hatte, so konnte er sich nicht entschließen, selbständig zu handeln, und associirte sich meinem

Vater. Seine Handschrift war eine wahrhafte Perle, die Gesetze wußte er fest und alle Schnörkeln des Proceß- und Amtsstyls hatte er auf's feinste in der Gewalt. Er betrieb mit dem Vater zusammen verschiedene Angelegenheiten, theilte Gewinn und Verlust und, so schien es, nichts konnte ihre Freundschaft erschüttern: und bei alledem riß sie an einem Tage — und für immer. Der Vater erzürnte sich für immer mit seinem Mitarbeiter. Wenn Latkin meinem Vater ein vortheilhaftes Geschäft weggenommen hätte, wie es später Nastasei that, — so würde der Vater auf ihn nicht mehr, wahrscheinlich sogar weniger, böse gewesen sein, als auf Nastasei; aber Latkin unter dem Einflusse eines unerklärlichen, unbegreiflichen Gefühls — des Neides, der Gier — und vielleicht auch unter der augenblicklichen Eingebung der Ehrlichkeit — hatte meinen Vater angeführt, ihn ihrem gemeinschaftlichen Auftraggeber, einem reichen, jungen Kaufmann überliefert, indem er dem sorglosen jungen Manne die Augen über ein gewisses Kunststück öffnete, welches meinem Vater einen beträchtlichen Nutzen bringen sollte. Nicht der Geldverlust, wie groß derselbe sein mochte — nein! sondern der Verrath erbitterte meinen Vater und brachte ihn auf. Er konnte die Schurkerei nicht verzeihen.

„Siehe da, ein Heiliger ist gefunden worden!" sagte er vor Zorn zitternd und mit den Zähnen wie im Fieber knirschend. Ich war gerade im Zimmer und Zeuge dieser peinlichen Scene. — „Gut! mit dem jetzigen Tage — Amen! Zwischen uns ist es aus. Droben ist der liebe Gott und hier die Schwelle! Ich habe nichts mit Dir zu thun und Du nichts mit mir. Sie sind zu ehrlich für mich, mein Herr, — wie sollen wir gemeinsam gehen! Aber Du sollst nicht haben, wo Du stehest, noch was Dich bedeckt." Vergeblich flehte Latkin meinen Vater an, verbeugte sich vor ihm bis zur Erde; vergeblich versuchte er ihm das zu erklären, was seine eigene Seele mit schmerzhaftem Staunen erfüllt hatte. — „Sehen Sie, Porphyr Petrowitsch," stammelte er, „ich habe es ohne jeden Nutzen für mich gethan, ich habe mir selbst die Kehle abgeschnitten!" Mein Vater blieb unerschütterlich .... Latkin setzte seinen Fuß nie mehr in unser Haus. Das Schicksal selbst, so schien es, hatte beschlossen, den letzten bösen Wunsch meines Vaters zu erfüllen. Bald nach dem Bruch (er erfolgte etwa 2 Jahre vor meiner Erzählung) starb die Frau Latkin's, die allerdings schon lange krank gewesen war. Seine zweite Tochter, ein Kind von 3 Jahren, wurde an einem Tage vor Schrecken stumm und taub: ein Bienenschwarm hatte sich ihr auf den Kopf gesetzt; Latkin selber wurde vom Schlage getroffen und verfiel in das äußerste, unrettbare Elend. Wie er sich durchschlug, wovon er existirte, das konnte man sich schwer vorstellen. Er lebte in einem halb zusammengestürzten Hüttchen, in geringer Entfernung von unserem Hause. Seine älteste Tochter Raïssa lebte ebenfalls bei ihm und wirthschaftete, so gut sie konnte. Diese Raïssa war diejenige neue Person, welche ich in die Erzählung einführen muß.

XII.

So lange ihr Vater mit dem meinigen befreundet war, sahen wir sie beständig; sie saß zuweilen ganze Tage bei uns und nähte oder spann mit ihren feinen, raschen und geschickten Händen. Es war ein stattliches, etwas mageres

Mädchen mit klugen, dunkelgrauen Augen in dem blassen, länglichen Gesicht. Sie redete wenig, aber verständig, mit leiser und tönender Stimme, ohne den Mund zu öffnen und ohne die Zähne zu zeigen; wenn sie lachte — was selten geschah und niemals lange dauerte — so zeigten sie sich plötzlich alle, groß, weiß wie Mandeln. Ich erinnere mich auch ihres Ganges, der leicht und elastisch war, mit einem kleinen Sprunge bei jedem Schritt; es kam mir immer vor, wie wenn sie die Stufen einer Treppe hinabginge, sogar auf ebenem Boden. Sie hielt sich grade, mit auf der Brust gefalteten Händen. Und was sie auch that, was sie auch unternahm — nun, und wenn sie eine Nadel einfädelte oder ein Röckchen ausplättete — Alles ging ihr schön und gewissermaßen — Sie werden es nicht glauben — gewissermaßen rührend von der Hand. Ihr Taufname war Raïssa, aber wir nannten sie Schwarzlippchen: auf der oberen Lippe hatte sie einen angeborenen dunkelblauen Fleck, grade, wie wenn sie Maulbeeren gegessen hätte; aber das entstellte sie nicht: im Gegentheil. Sie war gerade ein Jahr älter als David. Ich nährte gegen sie ein Gefühl wie Verehrung, aber sie machte sich wenig mit mir zu thun. Dagegen bestand zwischen David und ihr eine Freundschaft — keine kindische, sondern eine gute, wenn auch etwas wunderliche Freundschaft. Sie paßten eins zu dem andern; sie wechselten zuweilen ganze Stunden kein Wort, aber Jeder fühlte, daß ihnen beiden wohl war — und zwar deshalb wohl, weil sie zusammen waren. Ich bin einem zweiten solchen Mädchen wahrhaftig nicht begegnet. In ihr lag etwas Forschendes und Entschiedenes, etwas Ehrliches und Trauriges und Liebes. Ich habe von ihr kein sehr gescheidtes Wort gehört, aber auch nichts Gewöhnliches, und etwas Klügeres als ihre Augen sah ich nicht. Als der Bruch zwischen ihrer Familie und der meinigen entstand, fing ich an, sie selten zu sehen; mein Vater verbot mir auf's strengste, die Latkins zu besuchen, und sie zeigte sich nicht bei uns im Hause. Aber ich traf sie auf der Straße, in der Kirche, und Schwarzlippchen flößte mir immer dieselben Gefühle ein: Achtung und sogar eine gewisse Bewunderung — eher als Mitleid. Sie trug ihr Unglück sehr gut: „Ein Feuerstein von einem Mädchen," sagte sogar einmal von ihr der plumpe Trankwillitatin. Aber in Wirklichkeit mußte man Mitleid mit ihr haben. Ihr Gesicht nahm einen bekümmerten, ermüdeten Ausdruck an, die Augen wurden tiefer; eine ihre Kräfte übersteigende Schwere legte sich auf ihre jungen Schultern. David sah sie viel häufiger als ich; der Vater bekümmerte sich um ihn wenig: er wußte, daß David doch nicht auf ihn hörte. Und Raïssa zeigte sich von Zeit zu Zeit an dem Gitter unseres Gärtens, der nach dem Gäßchen hinausging, und sah sich dort mit David. Sie plauderte nicht mit ihm, sondern theilte ihm irgend eine neue Beschwerde oder einen neuen Kummer mit — erbat seinen Rath. Die Lähmung, welche Latkin getroffen hatte, war von sehr sonderbarer Art. Seine Hände, seine Beine waren schwach geworden, aber er konnte sie gebrauchen, sogar sein Gehirn functionirte regelmäßig; dagegen verwirrte sich seine Zunge und sprach statt eines Wortes ein anderes: man mußte errathen, was er eigentlich sagen wollte.

„Tschu, tschu, tschu," stammelte er mit Anstrengung — jede Phrase fing er mit tschu, tschu, tschu an — „die Scheere, die Scheere" .... aber die Scheere

bedeutete: Brod. Meinen Vater haßte er mit allen Kräften, die ihm geblieben waren; er schrieb seinem Fluche alle seine Leiden zu und nannte ihn bald Schlächter, bald Juwelier. „Tschu, tschu, wage nicht, zum Schlächter zu gehen, Wassilietwna," mit diesem Namen hatte er seine Tochter getauft. Mit jedem Tage wurde er anspruchsvoller; seine Bedürfnisse wuchsen und wie sollten diese Bedürfnisse befriedigt werden? Woher Geld nehmen? Kummer macht bald alt; aber es war peinlich, manches Wort von den Lippen eines siebenzehnjährigen Mädchens zu hören.

XIII.

Ich erinnere mich, ich wohnte zufällig ihrem Gespräche mit David an dem Plankenzaun bei, an dem Tage, wo ihre Mutter gestorben war.

„Heute in der Frühe ist Mutter gestorben," sagte sie, indem sie zuerst ihre schwarzen, ausdrucksvollen Augen ringsumhergehen ließ und sie dann zur Erde senkte, „die Köchin hat es übernommen, billig einen Sarg zu kaufen; aber sie ist nicht verläßig: kann sein, sie vertrinkt das Geld noch. Du solltest kommen, Acht zu geben, David, Dich fürchtet sie."

„Ich werde kommen," antwortete David, „ich werde Acht geben .... und der Vater?"

„Er weint; er sagt: Ihr werdet mich auch verhätscheln. Verhätscheln, das soll heißen: begraben. Jetzt ist er eingeschlafen." Raïssa seufzte plötzlich tief. „Ach David! David!" sie fuhr sich mit halb gepreßter Faust über die Stirn und die Augenbrauen, und diese Bewegung war so bitter und so wahr und so schön, wie alle ihre Bewegungen.

„Du aber solltest Dich schonen," bemerkte David. „Du hast wol gar nicht geschlafen .... und warum weinen? Dem Kummer kann man doch nicht abhelfen."

„Ich habe keine Zeit zu weinen," antwortete Raïssa.

„Diesen Luxus, zu weinen, können sich die Reichen gestatten," bemerkte David.

Raïssa wollte gehen, drehte aber wieder um.

„Um den gelben Shawl handelt man bei uns, weißt Du, aus der Mutter Eingebrachtem. Zwölf Rubel gibt man. Ich meine, es ist wenig."

„Jawol, wenig."

„Wir verkauften ihn nicht," sagte Raïssa, nachdem sie ein wenig geschwiegen hatte, „aber es ist zum Begräbniß nothwendig."

„Jawol, nothwendig, nur muß man das Geld nicht fortwerfen. Diese Popen — es ist ein Elend! Nun warte, ich werde kommen. Du gehst? Ich werde bald da sein. Lebe wohl, Täubchen!"

„Lebe wohl, Bruder! Herzchen!"

„Und weine nicht!"

„Weinen? Kochen, oder weinen, eins von beiden."

„Wie? sie kocht?" wendete ich mich zu David, als sich Raïssa entfernt hatte, „kocht sie denn selbst?"

„Du hast es ja gehört: die Köchin ist den Sarg kaufen gegangen." Kochen,

dachte ich, und sie hat immer so reine Hände und ist so sauber angezogen .... ich möchte wol sie in der Küche beobachten .... ein ungewöhnliches Mädchen!

Ich erinnere mich eines anderen Gespräches an dem Plankenzaun. Dieses Mal hatte Raïssa ihr taubstummes Schwesterchen bei sich. Es war ein hübsches Kind mit großen, erstaunten Augen und einem ganzen Wust stumpfschwarzer Haare auf dem kleinen Köpfchen (auch Raïssa hatte schwarze und auch glanzlose Haare). Latkin war schon von der Lähmung getroffen.

„Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll," fing Raïssa an. „Der Doctor hat ein Recept verschrieben, ich muß in die Apotheke; und unser Leibeigener (Latkin war eine leibeigene Seele übrig geblieben) hat aus dem Dorfe Holz gebracht und eine Gans. Aber der Hausmann nimmt es weg: ‚Ihr seid in meiner Schuld', sagt er."

„Die Gans nimmt er?" fragte David.

„Nein, die Gans nicht; ‚sie ist alt,' sagte er; ‚sie taugt nichts mehr. Deshalb hat sie Euch der Bauer auch gebracht,' sagt er."

„Aber er hat kein Recht dazu!" rief David aus.

„Er hat kein Recht, aber er nimmt doch es weg ... Ich ging auf den Boden, da haben wir einen alten, sehr alten Koffer stehen; ich fing an, ihn zu durchstöbern .... und sieh, was ich gefunden!"

Sie holte unter dem Busentuch ein großes Fernrohr hervor, mit Kupfer gefaßt, mit vergildtem Saffian fournirt. David, als Liebhaber und Kenner jeder Art von Instrumenten, ergriff es sofort.

„Ein englisches," sagte er, indem er es bald an das eine und bald an das andere Auge hielt. „Ein Marine-Fernrohr!"

„Und die Gläser sind ganz," fuhr Raïssa fort. „Ich zeigte es dem Vater; er sagt: ‚nimm es, trage es zu dem Juwelier!' Was denkst Du? wird man dafür Geld geben? Zu was nutzt uns ein Fernrohr? Wenn wir noch in den Spiegel sehen könnten, wie schön wir sind, aber einen Spiegel haben wir leider nicht."

Und als sie diese Worte gesagt hatte, lachte Raïssa plötzlich laut auf. Ihr Schwesterchen konnte sie freilich nicht hören, fühlte aber wahrscheinlich die Erschütterung ihres Körpers: sie hielt Raïssa bei der Hand, und ihre großen Augen zu ihr erhebend, verzog sie erschreckt das Gesicht und wurde von Thränen überströmt.

„So ist sie immer," bemerkte Raïssa, „sie hat es nicht gern, wenn man lacht."

„Nun, ich werde nicht — Herzchen, ich werde nicht," fügte sie hinzu, indem sie neben dem Kinde hinkauerte und mit den Fingern durch seine Haare fuhr. „Siehst Du?"

Das Lachen verlosch von dem Gesichte Raïssa's, und ihre Lippen, deren Winkel sich besonders hübsch nach oben kräuselten, waren wieder unbeweglich. Das Kind schwieg. Raïssa erhob sich.

„So, David, besorge es ... das Rohr. Es ist schade um das Holz — und um die Gans, wenn sie auch alt ist!"

„Zehn Rubel gibt man gewiß," sagte David, indem er das Fernrohr nach

allen Seiten umdrehte. „Ich werde es von Dir kaufen . . . und für die Apotheke fünfzehn Kopeken . . . ist es genug?"

„Die leihe ich von Dir," flüsterte Raïssa, indem sie das Fünfzehn-Kopeken-stück von ihm nahm.

„Wol auch noch! Etwa mit Zinsen? Ich habe ja ein Pfand. Ein ganz massives Ding! . . . Diese Engländer sind doch das erste Volk."

„Und man sagt, daß wir mit ihnen Krieg führen werden."

„Nein," antwortete David, „jetzt hauen wir die Franzosen."

„Nun, Du mußt es besser wissen. Vergiß nicht. Lebt wohl, meine Herren."

XIV.

Noch ein Gespräch, welches ich ebenfalls an diesem Plankenzaun hörte. Raïssa erschien mehr als gewöhnlich bekümmert.

„Fünf Kopeken der Kopf Kohl und der kleinen kleinster," sagte sie, indem sie das Kinn auf die Hand stützte. „Ach wie theuer! Und für das Nähen habe ich noch kein Geld erhalten."

„Wer ist Dir welches schuldig?" fragte David.

„Die Kaufmannsfrau, die hinter dem Stadtwall wohnt."

„Die, die immer in dem grünen Seelenwärmer geht, eine Dicke?"

„Jawol."

„Ah, die Dicke! Vor Fett kann sie nicht athmen. In der Kirche dampft sie förmlich, und ihre Schulden bezahlt sie nicht!"

„Sie bezahlt schon . . . aber wann? Und David, ich habe wieder neue Sorgen. Meinem Vater ist es eingefallen, seine Träume zu erzählen — nun, weißt Du, mit der Zunge war er schon immer nicht recht im Stande: ein Wort will er aussprechen und das andere kommt heraus. Was das Essen betrifft, oder was sonst im Hause vorkommt — daran haben wir uns schon gewöhnt, das verstehen wir; aber der Traum ist auch bei gesunden Leuten unverständlich, und nun gar bei ihm — ein Elend! Ich, sagt er, bin sehr vergnügt, heute bin ich immer fort unter den weißen Vögeln spaziert; und unser Herrgott hat mir ein Bouquet geschenkt und in dem Bouquet war Andruscha mit einem Messerchen. — Er nennt das Schwesterchen Andruscha. — Jetzt werden wir beide, sagt er, gesund werden. Nur ein Messerchen brauchen wir — ritz! So ist es! und er zeigt auf die Kehle. Ich verstehe ihn nicht; ich sage, gut, Vater, gut; aber er wird ärgerlich, er will mir erklären, was er eigentlich will. Endlich bricht er sogar in Thränen aus."

„Ja, Du hättest ihm etwas sagen sollen," mischte ich mich ein, „allenfalls etwas lügen."

„Ich kann nicht lügen," antwortete Raïssa und hob sogar die Hände. Ja, dachte ich, die kann es wahrlich nicht.

„Es ist nicht nöthig, zu lügen," bemerkte David; „aber es ist auch kein Grund, Dich selber zu Grunde zu richten. Wird Dir Jemand Dank dafür sagen?"

Raïssa sah ihn an.

„Was ich Dich fragen wollte, David: ‚Wie schreibt man mächdest'?"

„Wie ‚mächdeſt'?"

„Ja, z. B. mächdeſt Du leben?"

„Schreibe ‚mächteſt'!"

„Nein," miſchte ich mich wieder ein, „das iſt nicht richtig — nicht ‚ä', ſondern ‚ö'!"

„Nun, es iſt ganz gleich," ſagte David, „ſchreibe ‚ö'! Die Hauptſache iſt, lebe Du ſelbſt."

„Ich möchte wol richtig ſchreiben," bemerkte Raïſſa und erröthete leicht.

Wenn ſie erröthete, wurde ſie ſogleich überraſchend hübſch.

„Es kann nützen ... der Vater, ſeiner Zeit, wie ſchrieb er ... erſtaunlich! Er hat es mich auch gelehrt. Nun, jetzt kann er ſogar die Buchſtaben nur ſchlecht malen!"

„Lebe Du mir nur," wiederholte David, indem er die Stimme ſinken ließ und das Auge nicht von ihr verwandte. Raïſſa blickte raſch auf und erröthete ſtärker. „Lebe Du ... und ſchreiben, ſchreibe wie Du es verſtehſt ... O, Teufel, die Hexe kommt! (Mit der Hexe meinte David meine Tante). Was bringt ſie denn hierher? ... Geh' fort, meine Seele."

Raïſſa ſah noch einmal auf David und eilte hinweg.

David ſprach ſehr ſelten und ungern mit mir von Raïſſa, von ihrer Familie, beſonders ſeit der Zeit, wo er anfing, die Rückkehr ſeines Vaters zu erwarten. Er dachte nur daran, was ihn anging und wie wir dann leben würden. Er erinnerte ſich ſeiner lebhaft und beſchrieb ihn mir mit beſonderer Genugthuung.

„Groß, ſtark, mit einer Hand hebt er zweihundert Pfund ... Wenn er ruft: He, Kleiner ...! ſo hört es das ganze Haus. Ein ſolcher Mann, gut ... und tapfer! Vor nichts, glaube ich, fürchtet er ſich. Wir lebten herrlich, bis man uns zu Grunde gerichtet hat! Er ſoll jetzt ganz grau geworden ſein, früher aber war er ebenſo rothblond, wie ich. Ein Kraftmenſch!"

David wollte durchaus nicht zugeben, daß wir in Rjäſan blieben.

„Ihr werdet fortgehen," ſagte ich, „aber ich werde zurückbleiben."

„Dummheiten! wir nehmen Dich mit."

„Und was ſoll mit dem Vater werden?"

„Du läßt Deinen Vater. Wenn Du ihn nicht läßt, gehſt Du zu Grunde."

„Wie ſo?"

David antwortete mir nicht und zog nur ſeine weißen Brauen zuſammen.

„Sieh', wenn wir mit dem Vater gehen," fing er auf's neue an, „ſo wird er für ſich eine gute Stelle finden, ich werde mich verheirathen ..."

„Nun, doch nicht ſo bald," bemerkte ich.

„Weshalb nicht? Ich werde bald heirathen."

„Du?"

„Ja, ich; und was?"

„Du haſt wol ſchon eine Braut im Auge?"

„Freilich."

„Und wer iſt ſie denn?" David lächelte.

„Du biſt doch recht vernagelt! Wer ſonſt, als Raïſſa?"

„Raïſſa?" wiederholte ich erſtaunt. „Du ſcherzeſt!"

„Ich verstehe, Bruder, weder zu scherzen, noch thue ich es."

„Sie ist aber ein Jahr älter als Du?"

„Was thut das? Uebrigens lassen wir dieses Gespräch."

„Erlaube mir eine Frage," fuhr ich fort, „weiß sie, daß Du sie heirathen willst?"

„Wahrscheinlich."

„Aber Du hast ihr nichts entdeckt?"

„Was ist da zu entdecken? Wenn die Zeit kommt, werde ich es sagen. Nun, basta!" David stand auf und ging aus dem Zimmer. Als ich allein zurückgeblieben war, dachte ich nach ... und kam endlich zu dem Resultate, daß David wie ein verständiger und praktischer Mensch verfahre; und es schmeichelte mir sogar, daß ich der Freund eines so praktischen Mannes war!

Und Raïssa in ihrem ewigen schwarzwollenen Kleide erschien mir plötzlich reizend und der allerhingebendsten Liebe würdig.

XV.

David's Vater kam immer noch nicht und schrieb sogar nicht. Das Jahr rückte vor, es war lange Sommer, der Monat Juni ging zu Ende. Wir erschöpften uns in Erwartung.

Unterdessen fingen Gerüchte sich an zu verbreiten, daß es mit Latkin plötzlich schlechter gehe und seine Familie — das konnte man erwarten — vor Hunger sterben und das Haus zusammenstürzen und unter seinem Dache Alle begraben würde. David veränderte sich sogar im Gesicht und wurde so böse und finster, daß man ihm nicht gerne nahe kam. Auch begann er häufiger fortzugehen. Raïssa begegnete ich gar nicht mehr. Zuweilen huschte sie in der Ferne vorüber, indem sie mit ihrem anmuthigen, leichten Gang rasch durch die Straße schritt, gerade wie ein Pfeil, mit angepreßten Händen, mit dunklem und verständigem Blick unter den langen Brauen, mit bekümmertem Ausdruck auf dem blassen und lieben Gesicht — das war Alles. Die Tante, mit Hilfe ihres Trankwillitatin, quälte mich wie früher und zischte mir wie früher vorwurfsvoll in's Ohr: „Dieb, Herr, Dieb!" aber ich achtete auf sie nicht und der Vater hatte fortwährend Geschäfte, arbeitete in einem weg, reiste hin und her und wollte von nichts wissen.

Einmal, als ich an dem bekannten Apfelbaume vorüberging und mehr aus Gewohnheit einen Seitenblick auf die bekannte Stelle warf, schien es mir plötzlich, als ob auf der Oberfläche der Erde, welche unseren Schatz barg, eine gewisse Veränderung vorgegangen wäre ... als ob dort ein Buckel erschienen, wo früher eine Vertiefung war, und die Schuttstücke anders lägen! Was bedeutet das? dachte ich bei mir. „Ist Jemand in unser Geheimniß gedrungen und hat die Uhr ausgegraben?"

Ich mußte mich mit eigenen Augen vergewissern. Die Uhr, welche im Leibe der Erde rostete, war mir allerdings vollkommen gleichgültig; aber sollte ich einem Anderen erlauben, sie zu benutzen? Deshalb stand ich am folgenden Tage wieder ganz früh auf, stieg, mit einem Messer bewaffnet, in den Garten hinab, suchte die bekannte Stelle unter dem Apfelbaum auf und begann zu graben — ich hatte ein Loch von ungefähr einer Elle gegraben, als ich mich

überzeugen mußte, daß die Uhr fort war, daß Jemand sie gefunden, herausgenommen, gestohlen hatte.

Aber wer konnte sie... hervorholen — außer David?

Wer sonst wußte, wo sie sich befand?

Ich schüttete die Grube zu und kehrte nach Hause zurück. Ich fühlte mich tief beleidigt. Nehmen wir an — dachte ich — David hat die Uhr nöthig gehabt, um seine zukünftige Frau oder ihren Vater vom Hungertode zu retten... man sage, was man will, etwas ist die Uhr doch werth ... mußte er nicht zu mir kommen und sagen: „Bruder — (ich hätte an David's Stelle ganz gewiß gesagt: Bruder) — Bruder! ich brauche Geld: Du hast keins, ich weiß es, aber erlaube mir, mich der Uhr zu bedienen, die wir beide unter dem alten Apfelbaum verscharrt haben! Sie bringt Niemandem Nutzen und ich werde Dir so dankbar sein, Bruder!" Mit welcher Freude hätte ich zugestimmt! Aber geheimnißvoll, verrätherisch handeln, sich dem Freunde nicht anvertrauen!... das entschuldigt keine Leidenschaft, keine Noth!

Ich wiederhole, ich war gekränkt. Ich fing an, Kälte zu zeigen, zu schmollen... Aber David gehörte nicht zu den Leuten, welche so etwas bemerken und sich beunruhigen lassen. Ich fing an, Anspielungen zu machen...

Aber David, schien es, begriff meine Anspielungen durchaus nicht.

Ich sagte in seiner Gegenwart, wie niedrig in meinen Augen der Mensch stände, der einen Freund besitzt und sogar die ganze Bedeutung dieses heiligen Gefühles — der Freundschaft — begreift, dennoch nicht die genügende Seelengröße besitzt, nicht zur List seine Zuflucht zu nehmen: als ob es möglich sei, etwas zu verbergen! Indem ich diese letzten Worte aussprach, lächelte ich verächtlich.

Aber David hörte gar nicht.

Ich fragte ihn endlich direct, ob unsere Uhr, nachdem sie in der Erde begraben war, noch eine Zeit lang gegangen oder gleich stehen geblieben wäre?

Er antwortete mir: „Der Teufel mag es wissen! Soll ich vielleicht darüber reflectiren?"

Ich wußte nicht, was ich denken solle. David hatte augenscheinlich etwas auf dem Herzen... nur nicht den Raub der Uhr. Ein unerwarteter Zufall bewies mir seine Unschuld.

XVI.

Ich kehrte einmal nach Hause durch ein kleines Gäßchen zurück, welches ich gewöhnlich vermied, da sich in demselben das Seitengebäude befand, in welchem mein Feind Trankwillitatin wohnte; aber dieses Mal führte mich das Schicksal dahin. Als ich unter dem offenen Fenster eines Wirthshauses hinging, hörte ich plötzlich die Stimme unseres Dieners Wassili, eines jungen, munteren Burschen, eines großen Taugenichts und Spitzbuben, wie sich mein Vater ausdrückte, aber auch eines großen Bezwingers weiblicher Herzen, auf welche er durch seinen Witz, seinen Tanz und sein Spiel auf dem Torban wirkte.

„Und höre nur, was sie sich ausgedacht haben," sagte Wassili, den ich nicht sehen konnte, aber sehr deutlich hörte — er saß wahrscheinlich mit seinem Kameraden bei ein paar Gläsern Thee grade am Fenster, und wie das oft

Leuten in einem verschlossenen Zimmer passirt, sprach er laut, ohne zu argwöhnen, daß jeder Vorübergehende auf der Straße jedes Wort hört: „Was dachten sie aus? Sie vergruben sie in die Erde."

„Du lügst," sagte die andere Stimme.

„Ich sage es Dir, so sind unsere Herrchen! besonders dieser David ... ein wahrer Jesop. In der frühesten Dämmerung stand ich auf und trete zum Fenster ... ich sehe: gehen unsere beiden Täubchen in den Garten, tragen diese selbe Uhr, unter dem Apfelbaum graben sie eine Grube — da legen sie sie hin, wie ein kleines Kind! und dann machen sie den Boden gleich, diese Verrückten!"

„Der Teufel hole sie!" sagte der Kamerad Wassili's, „vor lauter Fett wird der Hund toll. Nun und was? Du hast die Uhr ausgegraben?"

„Natürlich habe ich sie ausgegraben, ich habe sie jetzt. Nur kann ich sie noch nicht zeigen. Es war deshalb sehr viel Lärm bei uns; David hatte sie in derselben Nacht unserer Alten unter dem Rückgrat hervorgeholt." „Oh, oh! ich sage Dir, ein ganzer Tollkopf. So kann ich sie nicht zeigen. Aber halt! Es kehren bald die Garnisons-Officiere ein; ich werde sie einem verkaufen und das Geld in der Karte verspielen."

Ich hörte nicht mehr. Spornstreichs stürzte ich nach Haus und gerade auf David zu. „Bruder!" fing ich an, „Bruder! verzeihe mir! Ich war schuldig vor Dir! ich habe Dich im Verdacht gehabt! ich habe Dich angeklagt! Du siehst, wie ich aufgeregt bin! verzeihe mir!"

„Was ist Dir?" sagte David, „erkläre Dich."

„Ich habe Dich im Verdacht gehabt, daß Du unsere Uhr unter dem Apfelbaum ausgegraben hast!"

„Wiederum diese Uhr! Ist sie denn nicht da?"

„Sie ist nicht da; ich dachte, daß Du sie genommen hättest, um deinen Bekannten zu helfen. Und Alles dies Wassili!"

Ich theilte David Alles mit, was ich unter dem Fenster des Wirthshauses gehört hatte. Aber wie soll ich mein Erstaunen beschreiben! Ich hatte geglaubt, daß David unzufrieden sein würde; aber ich konnte das nicht erwarten, was mit ihm vorging. Kaum hatte ich meine Erzählung beendet, als er in eine unbeschreibliche Wuth gerieth. David, der nicht anders als mit Verachtung diese ganze, wie er sich ausdrückte, elende Affaire mit der Uhr behandelt hatte, dieser selbe David, welcher mehr als einmal versichert hatte, daß sie kein ausgeblasenes Ei werth sei — der sprang plötzlich in die Höhe, flammte ganz auf, biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste. „Das kann nicht so bleiben!" sagte er endlich. „Wie wagt er, sich eine fremde Sache anzueignen? Ich werde ihm zeigen, warte! Spitzbuben gebe ich keinen Pardon." Ich begreife bis jetzt nicht, was David so erbittern konnte: War er schon ohne das erzürnt und hatte Wassili's Verfahren nur Oel in's Feuer gegossen; hatte ihn mein Verdacht erbittert, ich kann es nicht sagen, aber niemals sah ich ihn in einer solchen Aufregung. Mit offenem Munde stand ich vor ihm und wunderte mich nur, wie er so stark und schwer athmete.

„Was bist Du entschlossen zu thun?" fragte ich ihn endlich.

„Du wirst es sehen, nach Tische, ich werde diesen Spaßmacher finden! ich werde mit ihm sprechen."

Nun, dachte ich, ich möchte nicht an der Stelle dieses „Spaßmachers" sein. Was wird da herauskommen, Herr, mein Gott!

XVII.

Und es kam Folgendes heraus.

Sobald nach Tische jene schläfrige, dunstige Stille sich erhob, welche bis zu diesem Augenblick wie ein heißes Flaumenbett sich nach dem Mittagessen auf das russische Haus und den russischen Menschen lagert, begab sich David (ich folgte mit stockendem Herzen seinen Fußstapfen) in das Leutezimmer und rief von dort Wassili heraus. Dieser wollte zuerst nicht kommen, endete aber schließlich damit, daß er gehorchte und uns in den Garten folgte.

David stand Brust an Brust vor ihm. Wassili war einen ganzen Kopf höher, als er.

„Wassili Terentiew," fing mein Kamerad mit fester Stimme an, „Du hast unter diesem selben Apfelbaum vor sechs Wochen eine Uhr hervorgeholt, die wir dort vergraben hatten. Du hattest kein Recht, das zu thun, sie gehörte Dir nicht. Gib sie sogleich heraus!"

Wassili gerieth etwas in Verwirrung, besann sich aber sofort wieder. „Welche Uhr? was sagen Sie? Gott mit Ihnen, ich habe keine Uhr!"

„Ich weiß, was ich sage, und Du lüge nicht. Du hast die Uhr, gib sie heraus!"

„Nein, ich habe Ihre Uhr nicht."

„Und im Wirthshaus hast Du . . ." wollte ich anfangen, aber David hielt mich zurück.

„Wassili Terentiew!" sagte er dumpf und drohend. „Uns ist authentisch bekannt, daß Du die Uhr hast. Man spricht zu Dir in Ehren: gib sie heraus. — Und wenn Du sie nicht gibst . . ."

Wassili verzog frech die Nase.

„Und was werden Sie dann mit mir machen, nu?"

„Was? wir werden beide mit Dir so lange kämpfen, bis Du entweder uns besiegst oder wir Dich."

Wassili lachte.

„Kämpfen? das ist keine Sache für Herren! mit einem Knechte kämpfen!"

David faßte Wassili plötzlich an der Weste.

„Ja, wir werden mit Dir nicht mit den Fäusten kämpfen," sagte er zähneknirschend, „höre es Dir an! Ich werde Dir ein Messer geben und selbst eins nehmen . . . nun und wir werden sehen, wer den Andern . . . Alexei!" befahl er mir, „hole mein großes Messer, Du weißt, mit dem knöchernen Griff — es liegt dort auf dem Tisch, und das andere habe ich in der Tasche."

Wassili sank plötzlich beinahe um. David hielt ihn immerfort bei der Weste fest.

„Erbarmen Sie sich . . . erbarmen Sie sich, David Jegorytsch," stammelte

er; ja sogar die Thränen traten ihm in die Augen. „Was ist das? was machen Sie? lassen Sie los!"

„Ich lasse Dich nicht los und Schonung hast Du nicht zu erwarten! — Wenn Du heute ausweichst, werden wir morgen wieder anfangen. — Aleschka, wo ist das Messer?"

„David Jegorytsch!" brüllte Wassili, „begehen Sie keinen Mord! Was ist das? Und die Uhr ... ich, nun ja ... ich habe gescherzt, ich werde sie diesen Augenblick bringen. Was heißt das? Erst wollen Sie Chrisanf Lukitsch den Bauch aufschlitzen, dann mir! Lassen Sie mich, David Jegorytsch. Geruhen Sie die Uhr in Empfang zu nehmen. Nur sagen Sie dem Vater nichts."

David ließ Wassili's Weste los. Ich sah ihm in's Gesicht. Wirklich, nicht blos Wassili wäre erschrocken gewesen, so grimmig war es ... und kalt und böse. Wassili sprang in das Haus und kehrte sofort von dort mit der Uhr in der Hand zurück. Schweigend übergab er sie David und nur, als er wieder in das Haus zurückkehrte, rief er laut auf der Schwelle aus: „Pfui, Du, ein Pech!" David schüttelte mit dem Kopf und ging in unser Zimmer. Ich folgte ihm wiederum. „Suwarow! wie Suwarow!" dachte ich bei mir —

Damals, im Jahre 1801, war Suwarow unser erster volksthümlicher Held.

XVIII.

David schloß die Thür hinter sich, legte die Uhr auf den Tisch, kreuzte die Hände und — o Wunder! lachte. Ich sah auf ihn und lachte auch. „Das ist ein merkwürdiges Stückchen!" fing er an, „wir können uns auf keine Weise dieser Uhr entäußern. Sie ist wahrhaftig verhext. Und weshalb wurde ich plötzlich so böse?"

„Ja weshalb?" wiederholte ich. „Hättest Du sie bei Wassili gelassen ..."

„Nein, nein!" unterbrach David, „das hieße spaßen! Aber was machen wir jetzt mit ihr?"

„Ja, was?"

Wir beide sahen die Uhr an — und dachten nach. Geziert mit einer blauen Perlenschnur — (der unglückliche Wassili hatte in der Angst dieses Schnürchen, das ihm gehörte, nicht mehr abnehmen können) — that sie sehr ruhig ihr Werk. Sie tickte — in der That etwas ungleich — und bewegte langsam ihren kupfernen Minutenzeiger vorwärts.

„Sollen wir sie vielleicht wieder begraben? oder in den Ofen mit ihr?" schlug ich endlich vor. — „Oder noch eins, sollen wir sie nicht Latkin bringen?"

„Nein!" antwortete David. „Das Alles ist es nicht. Aber weißt Du was? Bei der Canzlei des Gouverneurs hat man eine Commission niedergesetzt, welche Gaben zum Besten der Abgebrannten von Kassimow sammelt. Die Stadt Kassimow, sagen sie, ist mit allen Kirchen bis auf den Grund niedergebrannt. Und man nimmt, wie es heißt, dort Alles an, nicht allein Brot oder Geld, sondern alle Sachen in Natur. Dahin geben wir die Uhr! He?"

„Ja wol, ja wol!" fiel ich ein. „Ein schöner Gedanke! Aber ich dachte, daß, da die Familie Deiner Freunde in Noth ist ..."

„Nein, nein, an die Commission! Die Latkin's werden auch ohne das durchkommen. An die Commission!"

„Nun an die Commission — ja wohl an die Commission. — Nur nehme ich an, daß man dazu etwas an den Gouverneur schreiben muß."

David sah mich an. „Du glaubst?"

„Ja, gewiß muß man etwas schreiben. Aber so, ein paar Worte."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel ... man fängt an: Gerührt ... oder auch: bewegt" —

„Bewegt ... gut!"

„Dann muß man sagen: dieses unser kleines Scherflein."

„Scherflein ... auch gut! Nun nimm eine Feder, setze Dich hin, schreib' los!"

„Zuerst das Unreine," bemerkte ich.

„Nun ja, das Unreine; nur schreib', schreib'. Ich werde sie unterdessen mit Kreide etwas reiben."

Ich nahm einen Bogen Papier, schnitt die Feder, hatte aber noch nicht auf den oberen Rand des Bogens geschrieben: „Seiner Hohen Excellenz, dem Herrn erlauchten Fürsten" (Gouverneur war bei uns der Fürst X.), als ich stutzte, betroffen von einem ungewöhnlichen Lärm, der sich bei uns plötzlich im Hause erhob. — Auch David bemerkte diesen Lärm und stutzte, indem er die Uhr in der Linken erhob und das Läppchen mit Kreide in der rechten Hand. Wir sahen einander an. — Was für ein scharfer Schrei? Das war die Tante, die so kreischte ... Und das? — Das ist die Stimme des Vaters, rauh vor Zorn. Die Uhr, die Uhr, schreit Jemand, wahrscheinlich Trankwillitatin — Füße stampfen, Stufen knarren, die ganze Horde rast ... es kommt gerade auf uns los. Ich sterbe beinahe vor Schrecken; aber auch David ist bleich wie Thon, blickt jedoch wie ein Adler. „Wassili, der Elende, hat uns verrathen," zischt er durch die Zähne ... die Thür öffnet sich angelweit ... und der Vater im Schlafrock, ohne Halstuch, die Tante im Pudermantel, Trankwillitatin, Wassili, Juschka, ein anderer Junge, der Koch Agapit — Alle wirbeln in das Zimmer herein.

„Abscheuliche!" schreit der Vater, kaum Athem holend. „Endlich haben wir Euch entdeckt!" Und als er die Uhr in den Händen David's sieht — „gib her!" schreit der Vater, „gib die Uhr her!"

Aber David, ohne ein Wort zu sprechen, springt auf das offene Fenster — und von diesem in den Hof und von da auf die Straße. Da ich die Gewohnheit hatte, in Allem, was ich that, meinem Muster nachzuahmen, so springe ich auch und laufe hinter David her.

„Greift sie, haltet sie!" rufen hinter uns wirre Stimmen durcheinander.

Aber wir rasen auf der Straße dahin, mit bloßem Kopfe, David voran, ich einige Schritte hinterher, und hinter uns tost das Getrappel der Füße und das Geschrei.

XIX.

Viele Jahre sind seit diesen Vorfällen vergangen; ich habe oft darüber nachgedacht — und bis zu diesem Augenblick kann ich gleichwol nicht die Ursache dieser Wuth begreifen, die sich meines Vaters bemächtigt hatte, der noch kurz vorher selbst die Erinnerung an die Uhr, welche ihn langweilte, verboten hatte, ebenso wenig, wie ich die Raserei David's bei der Nachricht von ihrer Entwendung durch Wassili begreifen konnte. Unwillkürlich kommt mir der Gedanke, daß in ihr eine gewisse geheimnißvolle Kraft lag. Wassili hatte uns nicht angegeben, wie David glaubte — dazu war ihm nicht zu Muth: er war zu sehr eingeschüchtert worden, — sondern einfach eins von unseren Mädchen hatte die Uhr in seinen Händen gesehen und unverzüglich der Tante davon berichtet. Da ging gleich der Teufel los.

So rannten wir auf der Straße hin, immer in der Mitte derselben. Die Fußgänger, welche uns begegneten, blieben stehen, oder wichen uns aus, ohne zu begreifen, was passirte. Ich erinnere mich, ein alter Seconde-Major außer Dienst, ein bekannter Nimrod, tauchte plötzlich am Fenster seiner Wohnung auf — und ganz purpurroth sich beinahe überstürzend, schrie er gewaltig wie auf der Wolfsjagd: Ululu! „Steht, haltet," tönte es immerfort hinter uns. David lief, indem er die Uhr über seinem Kopfe schwang, nur zuweilen sprang er; ich sprang gleichfalls und an denselben Stellen, wo er sprang.

„Wohin?" schreie ich David zu, indem ich sehe, daß er aus der Straße in ein Gäßchen biegt — und ich biege hinter ihm ein.

„Nach der Oka," schreit er. — „In's Wasser mit ihr, in den Fluß, zum Teufel!"

„Halt, halt!" brüllen sie hinter uns ...

Aber wir fliegen schon das Gäßchen entlang. Entgegen weht uns ein kaltes Lüftchen — und der Fluß liegt vor uns und der schmutzige, steile Abhang und die hölzerne Brücke mit einem langen Wagenzuge darauf und der Garnisonssoldat mit der Pike am Schlagbaum: — damals hatten die Soldaten auf der Wache Piken ... David ist schon an der Brücke, stürzt an dem Soldaten vorüber, der ihm mit der Pike die Beine wegzuschlagen versucht, — und ein des Weges kommendes Kalb trifft. David springt augenblicklich auf das Geländer, — er stößt einen Freudenruf aus ... etwas Weißes, etwas Blaues funkelt, fliegt durch die Luft — das ist die silberne Uhr, zugleich mit dem Perlenschnürchen Wassili's, welche in die Wogen fliegt ... aber da geschieht etwas Unglaubliches! Hinter der Uhr fliegen David's Füße aufwärts — und der ganze Körper, mit dem Kopfe unten, die Hände voran, die Falten der kurzen Jacke sich ausbreitend, beschreibt in der Luft einen steilen Bogen — an heißen Tagen springen erschreckte Frösche so vom hohen Ufer in das Wasser des Teichs — und verschwindet plötzlich über dem Geländer der Brücke ... und dort — latsch, latsch! und ein schweres Aufspritzen der Wogen von unten ...

Was mit mir vorging, bin ich vollkommen außer Stande zu beschreiben. Ich befand mich einige Schritte von David entfernt, als er von dem Geländer herabsprang ... aber ich kann mich sogar nicht erinnern, ob ich schrie; ich glaube sogar nicht, daß ich erschrocken war: ich war wie vom Blitz gerührt, ich hatte die

Besinnung verloren. Die Hände, die Füße versagten. Um mich stießen sich und liefen die Leute; einige von ihnen erschienen mir bekannt; plötzlich tauchte Trofimytsch auf. Der Soldat mit der Pike stürzte irgendwohin nach der Seite, die Pferde des Wagenzuges marschirten eilig vorüber, die angebundenen Köpfe steif in die Höhe streckend... Dann wurde Alles grün und Jemand schlug mich in den Nacken und längs des ganzen Rückens... Ich war in Ohnmacht gefallen.

Ich erinnere mich, daß ich mich dann erhob, und als ich sah, daß Niemand mir Aufmerksamkeit schenkte, zu dem Geländer ging. Aber nicht nach der Seite, von welcher David herabgesprungen: dahin zu gehen, erschien mir furchtbar, sondern ich ging nach der anderen und sah in den wogenden, blauen, hoch angeschwollenen Fluß hinab; ich erinnere mich, daß ich nicht fern von der Brücke am Ufer einen angelegten Kahn bemerkte und in dem Kahn einige Leute, und einer von ihnen, ganz naß und in der Sonne glänzend, beugte sich über den Rand des Kahnes und zog etwas aus dem Wasser, etwas nicht sehr Großes, ein längliches, dunkeles Ding, das ich anfangs für einen Koffer oder einen Korb nahm; aber als ich genauer hinsah, erkannte ich, daß dieses Ding — David war! Da begann ich zu zittern, schrie aus allen Kräften und rannte zu dem Kahn, indem ich mich durch das Volk durchdrängte; als ich aber dorthin gekommen war, verlor ich den Muth und fing an, mich umzusehen. Unter den Leuten, welche denselben umstanden, erkannte ich Trankwillitatin, den Koch Agapit, mit einem Stiefel in der Hand, Juschka, Wassili ... Der nasse, glänzende Mann zog unter den Achseln aus dem Kahne den Körper David's, dessen beide Hände sich in gleiche Höhe mit dem Gesicht erhoben hatten, als ob er sich vor fremden Blicken verbergen wollte, und legte ihn in den Schmutz des Ufers, auf den Rücken. David rührte sich nicht. Gerade, wie der Soldat in Parade, hatte er die Fersen angezogen und die Brust heraus. Sein Gesicht war grünlich, die Augen geschlossen und das Wasser tröpfelte vom Kopf herab. Der nasse Mann, welcher ihn herausgezogen hatte, ein Fabrikarbeiter nach seiner Kleidung, begann, zitternd vor Kälte und indem er fortwährend die Haare aus der Stirn strich, zu erzählen, wie er das gemacht hatte. Er erzählte sehr angemessen und verständig.

„Ich sehe, meine Herren, was ist das? Wie dieser Kleine da von der Brücke herunterrast... nun!... ich renne sogleich stromabwärts, denn ich weiß, wenn er gerade in den Strom gefallen ist, trägt es ihn durch die Brücke durch und da...! Ich sehe... was? etwas wie eine zottige Mütze schwimmt vorüber, es ist — sein Kopf, nun, ich rasch in's Wasser und fasse ihn... Nun, das ist keine Weisheit!"

In der Menge hörte man zwei oder drei beifällige Worte. „Nun mußt Du Dich etwas wärmen, wir wollen ein Schälchen trinken," bemerkte Jemand.

Aber da drängt sich Jemand eilig durch... es ist Wassili.

„Was wollt Ihr thun, Rechtgläubige," schreit er weinerlich, „man muß ihn wieder in's Leben rufen. Es ist unser junger Herr."

„Man muß ihn wieder in's Leben rufen, in's Leben rufen," ertönt es in der Masse, die immerfort wächst.

„Man muß ihn an den Füßen aufhängen."

„An den Füßen aufhängen! Das ist das beste Mittel."

„Mit dem Bauch auf eine Tonne und dann vor- und rückwärts rollen, bis ... Nehmt ihn, Kinder!"

„Nicht angerührt!" mischt sich der Soldat mit der Pike ein. „Auf die Hauptwache muß er."

„Gesindel!" ertönt der Baß Trofimytsch's von Gott weiß woher.

„Aber er lebt!" schreie ich plötzlich aus voller Kehle und beinahe erschreckt. Ich hatte mein Gesicht seinem Gesicht genähert... „So sehen Ertrunkene aus," dachte ich bei mir und das Herz wollte mir brechen... und plötzlich sehe ich — die Lippen David's zittern und etwas Wasser kam heraus...

Man stieß mich sogleich fort; Alle stürzten sich auf ihn.

„Schwenkt ihn, schwenkt ihn!" ertönten Stimmen.

„Nein, nein, halt!" schrie Wassili. „Nach Hause mit ihm, nach Hause!"

„Nach Hause," stimmte sogar Trankwillitatin ein.

„Im Nu soll er dort sein, da wird es besser gehen," fuhr Wassili fort. (Ich habe ihn seit jenem Tage lieb gehabt.) „Brüder, ist keine Matte da — sonst nehme ich ihn beim Kopf und Einer bei den Füßen..."

„Halt! da ist eine Matte, drauf! faßt an! rührt Euch! So recht! Hallo! Wie in einem Wagen fährt er ab!"

Und einige Minuten später hielt David, auf der Trage liegend, seinen Einzug unter das Dach des väterlichen Hauses.

XX.

Man zog ihn aus und legte ihn auf das Bett. Schon auf der Straße hatte er Lebenszeichen gegeben, gestöhnt, die Hände bewegt... im Zimmer kam er vollkommen zu sich. Aber sobald die Gefahr für sein Leben vorüber war und man keine Rücksicht mehr auf ihn zu nehmen brauchte — trat die Unzufriedenheit in ihre Rechte: Alle zogen sich von ihm zurück, wie von einem Aussätzigen. „Straf' ihn Gott! straf' ihn Gott, den rothköpfigen Teufel!" lärmte die Tante durch das ganze Haus. „Schafft ihn irgendwohin, Porphyr Petrowitsch, sonst richtet er noch ein solches Elend an, was Sie nicht auseffen sollen!"

„Wahrhaftig, das ist eine Natter, und eine verteufelte!" stimmte ihr Trankwillitatin zu.

„Eine Bosheit, eine solche Bosheit!" schrie die Tante, indem sie hart an die Thür unseres Zimmers trat, damit David sie ja hören mußte. „Zuerst hat er die Uhr gestohlen und dann damit in's Wasser... nicht wahr, damit sie Niemand kriegt ... ja, ja, Rothkopf, Rothkopf!"

„David," fragte ich ihn, sobald wir allein waren, „weshalb hast Du das gethan?"

„Auch Du?" antwortete er mit noch ganz schwacher Stimme. Seine Lippen waren blau, und er war wie geschwollen. „Was habe ich gemacht?"

„Weshalb bist Du in's Wasser gesprungen?"

„Gesprungen! Ich konnte mich auf dem Geländer nicht halten, das ist die ganze Geschichte. Hätte ich schwimmen können — wäre ich absichtlich hinabgesprungen. Ich werde es unverzüglich lernen. Dafür ist die Uhr jetzt — futsch!"

Jetzt aber kam mein Vater mit feierlichem Schritt in unsere Stube.

„Dich, mein Lieber," wendete er sich zu mir, „werde ich unweigerlich durchhauen, zweifle nicht daran; wenn Du Dich auch nicht mehr über die Bank legst." Dann trat er zu dem Bett heran, auf welchem David lag. „In Sibirien," begann er mit eindringlichem und ernstem Tone, „in Sibirien, mein Herr, in dem Zuchthaus, in den Bergwerken leben und sterben Leute, welche weniger schuldig, weniger verbrecherisch sind, als Du! Bist Du ein Selbstmörder, oder einfach ein Dieb, oder schon ganz und gar ein Narr? Sage mir das Einzige, wenn es gefällig ist?"

„Ich bin weder ein Selbstmörder, noch ein Dieb," antwortete David, „aber was wahr ist, ist wahr: in Sibirien gibt es gute Leute, bessere als Sie und ich. Wer weiß das gründlicher als Sie?"

Der Vater stieß einen leisen Schrei aus, trat einen Schritt zurück, sah David an, spuckte aus, bekreuzte sich langsam und ging fort.

„Das haben Sie nicht gern?" sagte David hinter ihm her und streckte die Zunge lang heraus. Dann versuchte er, sich zu erheben — konnte jedoch nicht. „Ich muß mir etwas zerschlagen haben," sagte er ächzend und die Stirn runzelnd, „ich erinnere mich, das Wasser hat mich gegen einen Balken geworfen."

„Hast Du Raïssa gesehen?" fügte er plötzlich hinzu.

„Nein, ich habe sie nicht gesehen ... Halt! halt! jetzt erinnere ich mich, stand sie nicht am Ufer, in der Nähe der Brücke? — Ja ... ein schwarzes Kleid, ein gelbes Tuch auf dem Kopfe ... ja sie war es!"

„Nun, und dann ... hast Du sie gesehen?"

„Dann ... ich weiß nicht. Mir war nicht darnach — Du sprangst da."

David wurde unruhig.

„Mein Täubchen, mein Freund Alioscha, gehe sogleich zu ihr, sage ihr, daß ich gesund bin, daß mir nichts passirt ist. Morgen werde ich bei ihnen sein. Gehe rasch, Bruder, thu's mir zur Liebe!" David streckte beide Hände gegen mich aus ... seine trocken gewordenen rothen Haare sträubten sich in komischen Ringeln in die Höhe, aber der flehende Ausdruck seines Gesichts erschien dadurch um so aufrichtiger. Ich nahm meinen Hut und ging aus dem Hause hinaus, indem ich suchte, dem Vater nicht in die Augen zu fallen und ihn an sein Versprechen zu erinnern.

XXI.

Und in der That, dachte ich bei mir, als ich zu Latkin's ging: wie war es möglich, daß ich Raïssa nicht bemerkte? Wohin war sie verschwunden? Sie hatte sehen müssen ...

Plötzlich erinnerte ich mich: in demselben Augenblicke, wo David fiel, hatte mir in den Ohren ein furchtbarer, herzzerreißender Schrei gegellt ...

War sie das nicht? Aber, wie habe ich sie dann nicht gesehen?

Vor dem Häuschen, in welchem Latkin wohnte, breitete sich ein leerer Platz aus, der mit Brennnesseln bewachsen und mit einem wackeligen Zaun umgeben war. Ich war kaum über diesen Zaun hinweg (es gab nirgends weder ein Thor, noch ein Pförtchen), als sich meinen Augen das folgende Schauspiel zeigte: Auf der untersten Stufe der Treppe, vor dem Hause, saß Raïssa, mit den Ellenbogen auf die Kniee gestützt und das Kinn mit den gefalteten Fingern haltend; sie sah

starr vor sich hin in's Leere; neben ihr stand ihr stummes Schwesterchen und spielte ruhig mit einem Peitschchen, und vor der Treppe, mit dem Rücken gegen mich, in einem zerrissenen und abgetragenen Camisol, in Unterhosen und mit Filzschuhen an den Füßen, mit den Ellenbogen fuchtelnd und sich krümmend, trampelte und sprang der alte Latkin herum. Als er meine Schritte hörte, wendete er sich um, kauerte sich auf die Fußspitzen nieder — dann sprang er plötzlich auf mich los und sprach außergewöhnlich schnell, mit zitternder Stimme, mit unaufhörlichem: Tschu, tschu, tschu! Ich war starr. Ich hatte ihn lange nicht gesehen und würde ihn schließlich nicht erkannt haben, wenn ich mit ihm an einem anderen Orte zusammengekommen wäre. Dieses runzelige, zahnlose, rothe Gesicht, diese runden, matten, kleinen Augen, dieses wirre, graue Haar, diese Zuckungen, diese Sprünge, diese sinnlose, irre Rede... was ist das? welches unmenschliche Leiden quält dieses unglückliche Wesen? was ist das für ein Todtentanz?

„Tschu, tschu, tschu," stammelte er, immerfort sich krümmend, „sieh' da, die Wassiliewna, eben ist sie gekommen ... da, mit einem Tro.... Troge auf dem Dach (er klopfte sich mit der Hand auf den Kopf) und sitzt da, wie eine Schaufel; und quer, quer wie Andriuscha; die quere Wassiliewna! (Er wollte wahrscheinlich sagen: die stumme.) Tschu! meine quere Wassiliewna! Nun, jetzt sind sie beide über einen Stiefel ... seht sie nur an, Rechtgläubige! Ich habe nur diese beiden Trichter! ah?"

Latkin begriff offenbar, daß er nicht das sagte, was er sagen wollte, und gab sich die äußerste Mühe, um mir zu erklären, wie sich die Sache verhielte. Raïssa, so schien es, hörte gar nicht, was ihr Vater sagte, und ihr Schwesterchen fuhr fort, mit dem Peitschchen zu klatschen.

„Lebe wohl, Juwelier, lebe wohl, lebe wohl!" sagte Latkin mehrere Male hintereinander mit tiefen Verbeugungen, wie wenn er sich freute, daß er endlich ein verständliches Wort gefunden hatte.

Mir schwindelte der Kopf. „Was bedeutet das Alles?" fragte ich eine alte Frau, welche aus dem Fenster des Hauses sah.

„Was soll das bedeuten, lieber Herr?" antwortete diese mit singendem Ton; „sie sagen, ein Mensch — Gott weiß, wer — hat sich ertränken wollen, und sie hat es gesehen. Nun, da hat sie sich erschreckt; sie ist jedoch hergekommen ... man sah ihr nichts an, und wie sie sich da auf die Schwelle gesetzt hat — seit der Zeit sitzt sie auch da wie ein Götze, man mag zu ihr sprechen, oder nicht. Es ist, wie wenn sie auch keine Zunge mehr hätte; ach, ach!"

„Lebe wohl, lebe wohl!" wiederholte Latkin, immer mit denselben Verbeugungen.

Ich trat zu Raïssa und blieb gerade vor ihr stehen.

„Raïssa!" rief ich, „was ist Dir?"

Sie antwortete nichts, grade, wie wenn sie mich gar nicht bemerkt hätte. Ihr Gesicht war nicht blässer geworden, hatte sich nicht verändert, aber etwas Steinernes hatte dasselbe angenommen, und einen Ausdruck, als ob sie sogleich einschlafen wollte.

„Auch sie ist quer, quer," stammelte mir Latkin in's Ohr.

Ich faßte Raïssa an der Hand. „David lebt," schrie ich lauter als vorher, „lebendig und gesund; David lebt, begreifst Du? Man hat ihn aus dem Wasser gezogen, er ist jetzt zu Hause und läßt Dir sagen, daß er morgen zu Dir kommen wird ... er lebt!"

Raïssa wendete langsam die Augen zu mir, als ob es ihr Mühe machte; sie blinzelte ein paar Mal, öffnete sie mehr und mehr; dann beugte sie den Kopf auf die Seite, allmälig wurde sie ganz roth, ihre Lippen öffneten sich ... mit voller Brust sog sie die Luft ein, runzelte die Stirn wie vor Schmerz und mit furchtbarer Anstrengung die Worte: „Da ... Dav ... le ... lebt" herauspressend, stand sie stürmisch von der Treppe auf und stürzte fort.

„Wohin?" fragte ich.

Aber leicht lachend und sich schüttelnd flog sie schon über den Platz ... ich, versteht sich, stürzte hinter ihr her, während hinter uns sich ein Klagen erhob, das greisenhafte des alten Latkin's und das kindliche der Taubstummen ... Raïssa ging direct zu uns.

„Das nenne ich einen Tag!" dachte ich, indem ich versuchte, nicht hinter dem schwarzen Kleide, das vor mir schwebte, zurückzubleiben ...

XXII.

An Wassili, der Tante und sogar Trankwillitatin vorüber lief Raïssa in das Zimmer, in welchem David lag, und warf sich ihm an die Brust. — „Ach ... ach ... Da ... vid," ertönte ihre Stimme hervor unter ihren aufgelösten Haaren — „ach!"

Und indem er die Arme kräftig erhob, umarmte David sie und lehnte sich mit dem Kopfe an sie. „Verzeihe mir, mein Herz," hörte man seine Stimme.

Und Beide starben beinahe vor Freude.

„Aber weshalb bist Du nach Hause gegangen, Raïssa? Weshalb hast Du nicht gewartet?" sagte ich zu ihr ... Sie hob noch immer nicht den Kopf, „Du hättest gesehen, daß man ihn rettete ..."

„Ach, ich weiß nicht! Ach, ich weiß nicht, frage mich nicht! Ich weiß nicht, ich kann mich nicht erinnern, wie ich nach Hause gekommen bin. Ich erinnere mich nur: ich sehe ihn in der Luft ... ein Schlag trifft mich ... aber was dann war ..."

„Ein Schlag!" wiederholte David, und wir alle Drei lachen plötzlich herzlich auf. Uns war sehr wohl.

„Aber was ist denn das?" ertönte hinter uns eine drohende Stimme, die Stimme meines Vaters. Er stand auf der Schwelle der Thür. „Werden diese Narrenspossen endlich aufhören, oder nicht? Wo leben wir? Im russischen Staate, oder in der französischen Republik?" Er trat in das Zimmer.

„Geht nach Frankreich! wer aufrührerisch sein und Streiche machen will; und wie wagst Du es, hierherzukommen?" wendete er sich zu Raïssa, die, sich leise erhebend und das Gesicht ihm zuwendend, sichtlich in Furcht gerathen war, aber fortfuhr zu lächeln, zärtlich und selig. „Die Tochter meines geschworenen Feindes! Wie hast Du es gewagt .... und noch umarmen! Fort, sogleich! oder ich ..."

„Onkel," sagte David und richtete sich im Bett auf, „kränken Sie Raïssa nicht, sie wird gehen, aber kränken Sie sie nicht."

„Willst Du mich etwa meistern? Ich kränke sie nicht, ich krän—ke sie nicht! Ich jage sie einfach fort. Ich werde Dich selbst noch zur Verantwortung ziehen. Fremdes Eigenthum hast Du verloren, gegen Dein Leben hast Du Dich empört, Schaden hast Du gethan . . ."

„Was für Schaden?" unterbrach ihn David.

„Was für Schaden? Du hast die Kleider ruinirt — rechnest Du das für nichts? Den Leuten, welche Dich herbrachten, habe ich Trinkgeld gegeben! Die ganze Familie hast Du erschreckt und spielst noch den Großnäsigen? Und dieses Mädchen, die Scham und Ehre vergessen hat . . ."

David wollte vom Bett aufspringen. „Kränken Sie sie nicht, sage ich Ihnen!"

„Schweig'!"

„Wagen Sie nicht . . ."

„Schweig'!"

„Wagen Sie nicht, meine Braut zu beleidigen!" schrie David aus allen Kräften, — „mein zukünftiges Weib!"

„Braut!" wiederholte mein Vater mit rollenden Augen. „Braut! Frau! ho, ho, ho! (Ha, ha, ha! echote hinter der Thür die Tante.) Wie alt bist Du denn? Eine Woche weniger ein Jahr lebt er auf der Welt, hinter den Ohren ist er noch nicht trocken geworden, Grünschnabel! und heirathen will er! Ich werde Dich . . .!"

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich," flüsterte Raïssa und wendete sich zur Thür.

„Ich werde Sie nicht um Erlaubniß bitten," fuhr David fort zu schreien, indem er sich mit den Fäusten auf die Bettstelle stützte, „sondern meinen leiblichen Vater, der heute oder morgen hierher zurückkehren muß! Er ist für mich Befehl, nicht Sie; und was meine Jahre betrifft, so habe ich und Raïssa keine Eile . . . Wir werden warten, mögen Sie sagen, was Sie Lust haben . . ."

„He, David, besinne Dich!" fiel der Vater ein, „gib auf Dich Acht. Du bist ganz außer Dir . . . Du hast jeden Anstand verloren!"

David erfaßte mit der Hand das Hemd auf der Brust. „Was Sie auch sagen mögen . . ." wiederholte er.

„Stopfe ihm doch den Mund, Porphyr Petrowitsch, bring' ihn zum Schweigen," zischte die Tante von der Thür her, „und diese Herumtreiberin, dieses liederliche Frauenzimmer . . . diese . . ."

Aber etwas Ungewöhnliches durchschnitt in diesem Augenblick die Beredtsamkeit meiner Tante, ihre Stimme schwieg plötzlich, und an ihrer Stelle ertönte eine andere, greisenhaft heiser und schwach.

„Bruder!" sprach diese schwache Stimme, „Christenseele!"

XXIII.

Wir drehten uns Alle um . . . Vor uns, in demselben Costüme, in welchem ich ihn unlängst gesehen hatte, wie ein Gespenst, mager, traurig, wild, stand Latkin da.

„Gott!“ sagte er gewissermaßen kindisch, indem er den zitternden, gebogenen Finger aufhob und den Vater mit kraftlosem Blicke ansah; „Gott hat gezüchtigt! und ich um Wa ... um Ra ... ja, ja, um Raïssa bin ich gekommen! Mir ... tschu! was ist mir? Bald werde ich zur Erde — und wie nennt man das Ding? Ein Stäbchen — grade — und das andere quer darüber ... die Stütze — das ist, was mir ... allein nöthig ... und Du, Bruder Juwelier ... sieh ... auch ich bin ein Mensch!“

Raïssa ging schweigend durch das Zimmer, und indem sie Latkin unter den Arm nahm, knöpfte sie ihm das Camisol zu.

„Laß uns gehen, Wassilievna,“ sagte er, „hier sind Alles Heilige; gehe nicht zu ihnen. Und der, der dort im Futteral liegt,“ er zeigte auf David, „ist auch ein Heiliger. Aber wir, Bruder, ich und Du, sind Sünder. Nu, tschu ... verzeihen Sie, meine Herren, einem alten durchgepfefferten Manne! Wir haben zusammen gestohlen!“ schrie er plötzlich, „zusammen gestohlen, zusammen gestohlen!“ wiederholte er mit deutlichem Entzücken, die Zunge, endlich, gehorchte ihm.

Wir Alle im Zimmer schwiegen.

„Aber wo ist bei Euch ... das Heiligenbild dort?“ fragte er, indem er den Kopf zurückwarf und die Augen umherschweifen ließ, „wir müssen uns reinigen.“

Er fing an, in einem der Winkel zu beten, indem er sich demüthig bekreuzte, so daß er mehrmals hinter einander mit den Fingern bald auf die eine Schulter, bald auf die andere schlug, und hastig wiederholte: „Erbarme Dich, Herr, mei ... Herr mei ... Herr mei ...!“ Mein Vater, der die ganze Zeit kein Auge von Latkin gewendet und kein Wort gesprochen hatte, fuhr plötzlich auf, trat neben ihn und begann sich auch zu bekreuzen. Dann drehte er sich zu ihm um, verbeugte sich so tief, daß er mit einer Hand den Fußboden berührte und sagte: „Verzeihe auch Du mir, Martinian Gawrilytsch!“ und küßte ihn auf die Schulter. Latkin schmatzte zur Antwort mit den Lippen in der Luft und blinzelte mit den Augen: er begriff wol kaum ordentlich, was er that. Dann wendete sich mein Vater zu Allen, die sich in dem Zimmer befanden, zu David, Raïssa und zu mir:

„Macht, was Ihr wollt, thut, was Ihr glaubt thun zu können,“ sagte er mit trauriger und leiser Stimme und entfernte sich. Er war erschüttert.

„Herr mei ...! Herr mei ... erbarme Dich!“ wiederholte Latkin, „ich bin ein Mensch.“

„Lebe wohl, David,“ sagte Raïssa und ging mit dem alten Manne aus dem Zimmer.

„Ich werde morgen bei Euch sein,“ rief ihr David nach, und indem er das Gesicht der Wand zudrehte, murmelte er vor sich hin: „Ich bin sehr müde; jetzt wäre es nicht übel, zu schlafen,“ — und er wurde ruhig.

Ich verließ unser Zimmer lange nicht. Ich konnte nicht vergessen, was mir der Vater angedroht hatte. Aber meine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Er begegnete mir — und wenn er auch nur ein Wort gesagt hätte. Ihm selbst war, so schien es, unbehaglich. Uebrigens brach die Nacht bald an — und Alles im Hause ging zur Ruhe.

XXIV.

Am folgenden Morgen stand David auf, wie wenn nichts gewesen wäre, und nicht lange nachher, an einem und demselben Tage, trugen sich zwei wichtige Ereignisse zu: am Morgen starb der alte Latkin und am Abend kam Jegor, David's Vater, nach Rjäsan. Da er keinen Brief geschickt, Niemanden vorher benachrichtigt hatte, fiel er uns wie Schnee auf den Kopf. Mein Vater machte außergewöhnlich viele Umstände und wußte nicht, was er dem theuren Gaste zu Liebe thun, wie er ihn am besten aufnehmen sollte. Er drehte sich um sich wie ein Schwindliger und war geschäftig wie ein Schuldiger: aber den Onkel rührte, wie es schien, der geschäftige Eifer des Bruders nicht allzusehr; er wiederholte nur dann und wann: „wozu das" — oder auch: „ich brauche nichts". Mit der Tante ging er noch kühler um, übrigens kümmerte sie sich auch nicht sehr um ihn. In ihren Augen war er ein Gottesleugner, ein Ketzer, ein Voltairianer (er hatte in der That das Französische gelernt, um Voltaire im Original zu lesen). Ich fand Onkel Jegor so, wie ihn mir David beschrieben hatte. Er war ein gedrungener, schwerer Mann mit breitem, blatternarbigem Gesicht, gravitätisch und ernsthaft. Er trug beständig einen Hut mit Federn, Manschetten, ein Jabot und ein tabaksfarbenes Camisol mit einem stählernen Degen an der Hüfte. David freute sich über ihn unaussprechlich — er wurde sogar heiterer, hübscher im Gesicht, und seine Augen wurden andere — fröhlich, rasch und glänzend; aber er suchte immer seine Freude zu mäßigen und nicht mit Worten auszusprechen; er fürchtete, schwach zu erscheinen. In der ersten Nacht nach der Ankunft des Onkels Jegor schlossen sich Beide — Vater und Sohn — in das ihm eingeräumte Zimmer ein und sprachen lange mit leiser Stimme mit einander; am folgenden Morgen bemerkte ich, daß der Onkel besonders zärtlich und zutrauensvoll auf seinen Sohn sah: er schien sehr zufrieden mit ihm. David führte ihn zu der Leichenmesse bei Latkin's; ich ging auch hin: der Vater legte mir nichts in den Weg, blieb aber selbst zu Hause. Raïssa überraschte mich durch ihre Ruhe; sie war sehr blaß und mager geworden, aber Thränen vergoß sie nicht und sprach und hielt sich sehr einfach; bei alledem, sonderbar zu sagen, fand ich in ihr eine gewisse Majestät, die unwillkürliche Majestät des Schmerzes, der sich selbst vergißt! Onkel Jegor wurde auch dort in der Vorhalle der Kirche mit ihr bekannt. Daraus, wie er mit ihr umging, war zu sehen, daß David ihm schon von ihr gesprochen hatte. Sie gefiel ihm nicht weniger, als der eigene Sohn. Ich konnte das in David's Blicken lesen, wenn ich sie Beide ansah. Ich erinnere mich, wie sie glänzten, wenn sein Vater in seiner Gegenwart, von ihr sprechend, sagte: „sie ist eine verständige Person, sie wird eine gute Hauswirthin sein." In Latkin's Hause erzählte man mir, daß der alte Mann leise verloschen war, wie eine herabgebrannte Kerze, und daß er, so lange er noch Kräfte und Bewußtsein gehabt hatte, seiner Tochter immerfort das Haar gestrichen und etwas Unverständliches, aber nicht Trauriges gesagt und immer gelächelt hatte. Zu dem Begräbniß kam mein Vater in die Kirche und auf den Kirchhof. Sogar Trankwillitatin sang auf dem Chor. Vor dem Grabhügel brach Raïssa plötzlich in Schluchzen aus und

warf sich mit dem Gesicht zur Erde, doch richtete sie sich bald wieder auf. Ihr Schwesterchen, die Taubstumme, sah Alle und Alles mit großen, glänzenden und etwas wilden Augen an; von Zeit zu Zeit preßte sie sich an Raïssa, aber man bemerkte keinen Schrecken an ihr. Am zweiten Tage nach dem Begräbnisse erklärte Onkel Jegor, der, nach Allem was man sehen konnte, aus Sibirien nicht mit leeren Händen gekommen war (das Geld zum Begräbniß hatte er gegeben und David's Retter hatte er reichlich belohnt), der aber von seinem dortigen Leben nichts erzählte und über seine Pläne für die Zukunft nichts mittheilte — erklärte Onkel Jegor plötzlich meinem Vater, daß er nicht in Rjäsan zu bleiben beschlossen, sondern mit seinem Sohne nach Moskau gehen werde. Mein Vater sprach der Höflichkeit wegen sein Bedauern aus und versuchte sogar — in der That recht schwach — Onkels Entschluß zu ändern; aber in der Tiefe seiner Seele, glaube ich, freute er sich sehr darüber.

Die Anwesenheit des Bruders, mit welchem er zu wenig Gemeinsames hatte, der ihn sogar nicht einmal eines Vorwurfs würdigte, der ihn auch nicht etwa verschmähte, sondern einfach keinen Geschmack an ihm fand, drückte ihn ... und sich von David zu trennen, machte ihm auch keinen besonderen Kummer. Mich, versteht sich, vernichtete diese Trennung; ich war in der ersten Zeit geradezu wie verwaist und hatte jede Stütze im Leben und jede Freude an demselben verloren.

So ging der Onkel fort und nahm nicht blos David mit sich, sondern zum großen Erstaunen und sogar zur Unzufriedenheit unserer Gasse auch Raïssa und ihr Schwesterchen .... Die Tante, als sie diesen Schritt erfuhr, nannte ihn sofort einen Türken, und nannte ihn Türken bis zu ihrem seligen Ende.

Und ich blieb allein, allein ... aber um mich handelt es sich nicht ...

XXV.

Das ist das Ende meiner Geschichte mit der Uhr. Was soll ich Euch noch sagen? Fünf Jahre später heirathete David sein Schwarzlippchen und im Jahre 1812, als Artillerie-Lieutenant, starb er den Heldentod am Tage der Schlacht von Borodino, die Redoute von Schewardino vertheidigend.

Seit der Zeit ist viel Wasser in's Meer geflossen und ich habe so manche Uhr gehabt; ich bin sogar bis zu der Pracht gekommen, daß ich mir eine wirkliche Breguet erworben, mit Secundenzeiger, Datum und Repetition ... Aber in dem geheimen Fache meines Schreibtisches liegt eine alte silberne Uhr, mit einer Rose auf dem Zifferblatt; ich habe sie bei einem jüdischen Krämer gekauft, erstaunt über ihre Aehnlichkeit mit der Uhr, welche mir mein Taufpathe geschenkt hatte. — Von Zeit zu Zeit, wenn ich allein bin und Niemanden bei mir erwarte, nehme ich sie aus dem Kasten, und wenn ich sie betrachte, gedenke ich der jungen Tage und der Gefährten dieser Tage, die unwiederbringlich entflohen sind ...

Paris 1875.

Papstthum und Kaiserthum im achtzehnten Jahrhundert.

Von

Professor **Karl von Noorden** in Tübingen.

„Ich hoffe," schrieb am 16. März 1709 ein französischer Beisitzer der päpstlichen Rota, „daß die Nachwelt sich nicht bemühen wird, meine Depeschen zu lesen, es sei denn, um Zeugnisse wider die römische Curie zu besitzen, deren Verhalten dem Geiste des Stifters so abtrünnig geworden, daß sie wünschen muß, ihre Feinde möchten niemals die Gedenkblätter dieser Tage einsehen. Schmutziges Interesse und augendienerische Furcht sind die einzigen Triebfedern des gegenwärtigen Daseins, und obwol Rom Beweggründen ersterer und letzterer Art sich zu keiner Zeit verschlossen, war man vormals doch umsichtig genug, den besseren Schein zu wahren. Heute, wo die einzige Schutzwehr wider die Schamlosigkeit des päpstlichen Hofes die Wahrheit ist, wäre es Missethat, sich der Wahrheit zu entschlagen." *)

Um die Zeit, wo Abbé Melchior von Polignac, der nachmalige Cardinal Polignac, solchen Ausspruch fällte, saß auf St. Peter's Stuhl Papst Clemens XI. Zu Ausgang des Jahres 1700 hatte er sein Pontificat begonnen. Kein Makel haftete an der Vergangenheit des damals einundfünfzigjährigen Mannes. Abseits von dem Getriebe lichtscheuer Ränke und ehrloser Ueberlistungen, mit welchen unter regelmäßiger Betheiligung der römischen Prälaten die Vertreter der katholischen Mächte am päpstlichen Hofe einander zu bekriegen pflegten, hatte der bisherige Cardinal Johann Franz Albani die Befriedigung eines reich angelegten Geistes an stillerer und reinerer Stätte gesucht. Literarische Studien, antiquarische Liebhabereien, Unterhaltung über Kunst und Wissenschaft waren Schmuck und Würze seines Lebens gewesen. Er war Zögling und Genosse jenes

*) Die Belege für das Einzelne bringt der Verfasser im dritten Bande seiner „Europäischen Geschichte im Zeitalter des spanischen Erbfolgekrieges". Das Neue, was dieser Aufsatz bietet, gründet sich auf die Acten des österreichischen und insbesondere des französischen Staatsarchives, dessen Benutzung dem Verf. neuerdings mit rühmens- und dankenswerther Freigebigkeit gestattet ward.

dichtenden und denkenden, malenden und bildenden Kreises, der, um eine heimathmüde nordische Königin, Christine von Schweden, versammelt, kürzlich ein zweites Zeitalter italienischer Renaissance zu erwecken gehofft. Edel war sein Geschmack, vielseitig sein Wissen, durchgebildet sein Urtheil, wohllautend und formgewandt floß seine Rede, für Gutes wie für Schönes war sein Herz empfänglich. Gefällige Verbindlichkeit und erwärmende Milde schmückten sein prunkloses Auftreten. Niemand, so war des Papstes Meinung, dürfe als Gekränkter von ihm gehen. Er wollte nicht befehlen, sondern überreden, und mit den Händeln der Fürsten und Völker nichts zu schaffen haben. Milden Andenkens, als eine Epoche, in welcher heitere Menschlichkeit im Vatican zu Gaste war, würden die beiden Jahrzehnte dieser Papstherrschaft sich der Nachwelt darbieten, wenn Clemens XI. nur das Oberhaupt der Kirche und nicht gleichzeitig italienischer Landesfürst gewesen, oder wenn Sorge und Pflicht der Bischöfe von Rom sich nur auf den Glauben und Wandel der christlichen Gemeinde, und nicht auf die streitigen Ueberreste päpstlicher Weltherrschaft erstreckt. Zagend, weil es eine edle Muße zu opfern galt, hatte Clemens, in früherer Laufbahn weder zum Staatsmann noch zum Juristen geschult und um die Spitzfindigkeiten der römischen Curialtheologie kaum bekümmert, deshalb freilich auf entlegeneren Gebieten des fremden Rathes unablässig bedürftig und bei der Weichheit der eigenen Natur von fremdem Willenseinfluß beständig abhängig, das päpstliche Amt übernommen. Die herkömmlichen Anliegen landesfürstlicher Papstpolitik, die unverzichtbaren Ansprüche weltlicher Schieds- und Gerichtsgewalt, endlich das von Frist zu Frist auf's neue hervorbrechende Infallibilitätsgelüste der päpstlichen Hoftheologen, mit einem Worte: die Ueberlieferungen der Würde, in welche er eingetreten, sind Clemens' XI. Pontificate verhängnißvoll geworden.

Mit Clemens' Inthronisation war die Eröffnung der spanischen Erbschaft zusammengefallen. In zwei Kriegslager spaltete sich die europäische Welt. Auf der einen Seite rüstete Ludwig XIV. von Frankreich, um seinen Enkel, den Bourbonen Philipp V., den testamentarisch berufenen Erben des letzten spanischen Habsburgers, im Besitze der pyrenäischen Halbinsel, der süditalienischen Königreiche Neapel und Sicilien, Sardiniens, Lombardiens, der katholischen Niederlande und der atlantisch-spanischen Colonialreiche zu erhalten. Gegen solche Ausbreitung bourbonischer Macht ballte als Einung des deutschen Hauses Habsburg mit England, Holland, Portugal, Piemont und den deutschen Reichsfürsten sich ein gewaltiges Angriffsbündniß. Dasselbe wollte die spanische Monarchie und ihre Dependenzen einem österreichischen Erzherzoge erobern. Kein Unparteiischer wäre im Stande gewesen, den besseren Rechtstitel des habsburgischen oder bourbonischen Prätendenten zu erhärten. Wie vor Jahrhunderten Staufen und Welfen ihren Streit um die Hinterlassenschaft Kaiser Heinrich's VI., so hatten auch diesesmal die hadernden Parteien Forderung und vermeintlichen Beweis vor den römischen Stuhl gebracht, ebensowenig freilich wie ehedem die deutschen Doppelkönige gewillt, sich am Schiedsspruch des apostolischen Vaters genügen zu lassen. Auf der italienischen Halbinsel waltete im Jahre 1700 französischer Einfluß vor. Durch die französischen Mitglieder des Cardinalcollegiums bestimmt, hatte Papst Innocenz XII. dem bourbonischen Erbrechte den Vorzug

ertheilt. Eben aus dem Conclave hervorgegangen, erfüllte Clemens, ohne sich auf eine selbständige Prüfung einzulassen, die Zusage seines Vorgängers. Er begrüßte den Enkel des französischen Herrschers als König von Spanien und widmete ihm zum folgenden Jahre die Auszeichnung der goldenen Rose. Erst nachträglich meldeten sich Bedenken an. Für das Königreich beider Sicilien eignete vom Mittelalter her dem Nachfolger Petri die Oberlehnsherrlichkeit. Philipp V., nach des Papstes Ausspruch rechtmäßiger Inhaber der spanischen Gesammtmonarchie, kam um die übliche Belehnung ein. Clemens XI. ertheilte ausweichende Antwort. Eine Hinterthür half die Lehensgabe des Königs, einen geschmückten Zelter, in den päpstlichen Palast einschmuggeln. Der apostolische Vater würdigte das Geschenk keines Blickes. Bald darauf brachten innere Unruhen die bourbonische Herrschaft zu Neapel in Gefahr. Weil Philipp V. noch unbelehnt, verweigerte Clemens die neapolitanischen Aufrührer als Rebellen zu behandeln.

Der Verlauf, den der Kampf um die spanische Erbschaft während der vier ersten Kriegsjahre nahm, schien die vom päpstlichen Stuhle getroffene Entscheidung zu bestätigen. Auf englisch-holländischer Flotte nach der pyrenäischen Halbinsel geführt, blieb der habsburgische Thronerbe, Erzherzog Karl, oder, wie seine Anhänger ihn nannten, König Karl III., auf die Huldigung des spanischen Ostens beschränkt. In Belgien hielt Ludwig XIV. seinen Gegnern Widerpart und in Italien behaupteten sich die französischen Waffen mit furchtbarer Ueberlegenheit. Je kräftiger die bourbonische Herrschaft jenseits der Alpen um sich griff, um so dringlicher betrieben die Sachwalter Frankreichs am römischen Hofe den Abschluß einer französisch-päpstlichen Waffeneinung. Sämmtliche Fürsten und Freistaaten Italiens sollten diesem Bunde zutreten. Auf ewige Zeiten würde eine solche unter päpstlicher Führung gesammelte Föderation das Haus Oesterreich von der appenninischen Halbinsel ausschließen. So aussichtsvollem Unternehmen, welches die Stellung der Gregore und Innocenze an der Spitze lombardischer und tuskischer Städtebündnisse zu erneuern verhieß, versagte Papst Clemens gleichwol die Zustimmung. Zweimal, dreimal lehnte er ab. Er rechnete sich zum Ruhme, in bewegten Zeiten den verfänglichen Spuren vorangegangener Kirchenfürsten nicht zu folgen, vielmehr unter würdevoller Parteilosigkeit den Austrag schwerer Kriegsverwickelung Gott anheim zu stellen. Wäre seine Haltung nur wirklich so unparteiisch gewesen, wie er von sich selbst aussagte! Der heilige Vater, schrieb ein französischer Berichterstatter, hält sich für den kundigen Piloten, der, zur Rechten und Linken ausbiegend, den Sturm durchsteuert; in Wahrheit gleicht er dem schwankenden Rohre, das immerfort sich beugend, seinen Wuchs fristet! Am Wiener Hofe gedachte man Clemens' XI. „neutraler" Papstpolitik mit Erbitterung. In seinen alten Tagen empfand der fromme Kaiser Leopold I. als schwere Kränkung, daß die römische Curie aller Dankesverpflichtungen gegen das Haus Oesterreich vergessen, sich völlig auf die Seite Frankreichs geschlagen. Die Franzosen hatten auf päpstlichem Gebiete Quartier gefaßt. Den kaiserlichen Truppen ward ähnliche Duldung nicht zu Theil. Von Stellungen im Kirchenstaat aus durften die französischen Führer eine österreichische Lagerung auf dem linken Ufer des Po überfallen. Den Wiener

Jesuitenhäusern verbot Clemens eine Beisteuer zu des Kaisers Rüstungen. Bei päpstlichen Promotionen gab er Parteigängern Frankreichs beharrlich den Vorzug. Wie ein Tyrann schaltete der französische Gesandte, Cardinal Janson, zu Rom. Des Papstes Vorsatz, beiden kriegführenden Parteien gerecht zu werden, war aufrichtig. Die Verhältnisse waren mächtiger, als sein Wille. Weil die Franzosen in Italien den Meister spielten, mußte Clemens ihnen gefällig werden, andernfalls der Brandschatzung seiner Unterthanen gewärtig sein.

So lange Leopold's I. schwerfällige Hand das österreichische Staatsschiff lenkte, hatte der heilige Stuhl von kaiserlicher Seite her nur Beschwerde und Vorwurf zu besorgen. Mit dem Jahre 1705 gingen Kaiserthum und österreichischer Hausbesitz auf Leopold's unruhigen, reizbaren und selbstbewußten Sohn, den jugendlichen Josef I., über. Er war der ältere Bruder jenes Erzherzogs Karl, der von der Küstenlandschaft Catalonien aus mit dem Bourbonen, König Philipp V., um den Besitz der spanischen Krone rang. In katholischer Rechtgläubigkeit gab das neue Oberhaupt des deutschen Reiches keinem seiner Ahnen etwas nach. Die Förderung der katholischen Interessen, sei es in den österreichischen Staaten, sei es draußen im Reiche, hat dieser Herrscher niemals außer Augen gesetzt. Um einige den schlesischen Protestanten vordem geraubte Kirchen dem katholischen Cultus zu bewahren, hat Kaiser Josef die eigenen Kronlande beinahe schwedischer Verheerung Preis gegeben, um der Frage der religiösen Duldung willen die Beendigung eines gefährlichsten Revolutionskrieges im Königreich Ungarn hingehalten. Galt es den deutschen Fürstenstand um einen katholischen Convertiten zu bereichern, so dünkten auch die krummsten Wege gerade. Trotzdem hätte im Angesichte dieses österreichischen Thronwechsels die römische Curie vorsorglicher aufmerken sollen. Mit den Vätern der Gesellschaft Jesu hatte der neue Kaiser nichts gemein. Zwischen geistlicher Pflicht und staatlichem Rechte unterschied er mit hinreichender Schärfe. Der ersteren unterwürfig, meinte er den Gerechtsamen weltlicher Obrigkeit nichts vergeben zu dürfen. Eine noch ungesühnte Beleidigung, welche des verblichenen Kaisers Majestät in ihrem Vertreter am römischen Hofe empfangen, vergalt der Thronfolger mit unverzüglicher Ausweisung des päpstlichen Nuntius. Bekannt war es, daß Josef sich mit dem brennenden Ehrgeiz trage, die geschwundene Herrlichkeit des kaiserlichen Namens noch einmal aufzufrischen. Gerade dies mochte das Oberhaupt der Kirche zu verdoppelter Achtsamkeit mahnen.

Unter den Forderungen der Päpste an das deutsche Reich war des Kaisers Gewalt im deutschen Reiche hinfällig geworden. Auch das Papstthum hatte seine Gewalt über das deutsche Reich nicht zu behaupten vermocht; dieselbe war zu einem Theile dem kirchlichen Abfalle, zu anderem Theile den Hoheitsrechten des deutschen Reichsfürstenstandes erlegen. Doch wer von jener Höhe herab, auf welcher St. Peter's Stuhl gegründet, die Welt übermißt, vor dessen Augen verschwinden die wechselnden Bildungen, wie sie im Wandel der Zeiten das gesellschaftliche und staatliche Dasein der abendländischen Menschheit erzeugt. Umwälzungen des Völkerlebens machen sich kaum als verfliegendes Staubgewölke merkbar. Nach kürzester Kräuselung, so urtheilt auf stolzem Gipfelpunkte die clericale Weltansicht, wird Großes und Kleines doch wiederum zu beharrlicher

Ruhe und zwar zu der Ordnung zurückkehren, der Papst Bonifaz VIII. seine Bullen, ein päpstlicher Hoftheologe, Augustinus Triumphus, um das Jahr 1320 die Lehre gewidmet, daß als Herr im Abendlande der Papst den Zustand aller Reiche verändern, aus eigener Vollmacht den deutschen Kaiser, ja mehrere deutsche Kaiser auf einmal einsetzen dürfe. Roms Anspruch an das deutsche Reich dauerte, seitdem Augustinus Triumphus verzweifelt die Summe päpstlicher Allgewalt auszurechnen, in unverminderten Umfang fort. Wie das krause Geschnörkel der damaligen deutschen Reichsverfassung beschaffen, mußte jeder Versuch die Merkmale kaiserlicher Autorität zu steigern, mit irgend einem Reservat päpstlicher Hoheitsrechte zusammenstoßen.

Ohne den Indult des heiligen Vaters einzuholen übte Josef I. das alterthümliche Recht der ersten Bitte, die einmalige Vergabung einer Pfründe an jedem geistlichen Stift des Reiches, aus. Ein päpstliches Breve verbot die Nachachtung der kaiserlichen Mandate. Weil Josef bei seinem Amtsantritte die päpstliche Bestätigung nicht nachgesucht, ward in den römischen Kirchen die Fürbitte für den Kaiser eingestellt. Bei einer streitigen Bischofswahl im Stifte Münster, bei welcher der Kaiser verfassungsrechtliche Umschränkungen durchbrochen, maßte die Curie unter noch gröberer Verletzung des Herkommens sich ein unzweifelhaftes Stück kaiserlicher Amtsgewalt, die Belehnung des ihr genehmeren Erwählten mit dem Weltlichen, an. Schon war hüben und drüben der Federstreit entbrannt, und wer in den kaiserlich-päpstlichen Streitschriften eines früheren Zeitalters bewandert, der glaubte inmitten der Thesen und Antitheſen des 14. Jahrhunderts zu stehen, als jenseits der Alpen das ganze Glück der französischen Waffen plötzlich zusammenbrach. Nach einer siegreichen Schlacht bei Turin breiteten in dem ereignißschweren Herbste 1706 sich die kaiserlichen Fahnen über Mailand, Mantua, Mirandola, Piacenza, Parma bis zu den Grenzen des Kirchenstaates aus. Der Sieger verzeichnete Contributionen und Winterquartiere, deren sein Heer bedurfte. Auch die päpstlichen Legationen, Ferrara und Bologna, wurden in Mitleidenschaft gezogen. Ein päpstliches Abmahnungsschreiben fand weder Beachtung noch Antwort. Die Weisung Ludwig's XIV. an den Papst lautete auf Hervorkehr der weltlichen Waffen: eine kriegerische Erhebung des römischen Primaten werde die kleineren italienischen Fürsten fortreißen, die noch übrigen französischen Besatzungen in Mailand und Mantua retten, den Kaiserlichen die Straßen nach Neapel versperren. Französische Bestechungen versuchten sich an den Verwandten des Papstes. Vorstellungen erbaulichen Gehaltes kamen hinzu. Der Kaiser, hieß es, hat, im Bündniß mit Ketzern begriffen, dem rechten Glauben Abbruch gethan. Frankreich, fügte man hinzu, auf welches der ganze Haß der Ketzer heute einbricht, ist die einzige wahrhaft katholische Macht, Frankreichs Größe dem Gedeihen, Frankreichs Unterdrückung dem Verderben der Kirche gleich zu achten.

Bis zum Herbste 1706 hatte Clemens XI. seine landesfürstliche Politik durch die Furcht vor der militärischen Machtstellung Frankreichs bestimmen lassen, in denselben Jahren jedoch, wo man auf kaiserlicher Seite ihn der Bundesgenossenschaft mit dem Versailler Hofe zieh, sich als Oberhaupt der Kirche in schneidigem Gegensatz zu der französischen Staatsgewalt befunden. Eine weib-

lich hingebende, scharfen Entschlüssen und schroffem Handeln von Haus aus abgeneigte Persönlichkeit, aber gewissenhaften Sinnes, nicht nachsichtig gegen sich selbst, war Clemens XI., seitdem ihn die dreifache Krone schmückte, der Verantwortlichkeit bewußt geworden, den mühsamen Erwerb eines Jahrtausends seinen Nachfolgern ungeschmälert zu erhalten. Der eigenen Unsicherheit geständig, hatte er von den Anfängen seines Pontificates ab, so oft es sich um streitige Fragen päpstlicher Jurisdictions- und Lehrgewalt gehandelt, die mildere Auffassung zurückgestellt und in jeglichem Falle das Urtheil der Eifrigsten zum Ausspruch des Statthalters Christi erhoben. Er hatte gegen den Kaiser die mittelalterlichen Ansprüche Roms an das deutsche Reich geltend gemacht; über die Befugnisse geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit war er in harten Streit mit der Staatshoheit der Herzöge von Piemont und Lothringen, der Republik Venedig, der portugiesischen Krone gerathen. Noch Wichtigeres stand in sämmtlichen Berührungen des heiligen Stuhles mit der französischen Staatsgewalt auf dem Spiele. Die Grundsätze gallikanischer Kirchenfreiheit, vor zwei Jahrzehnten die Quelle bitterster Verfehdung, gegenwärtig in abgeschwächter Fassung vorgetragen, dem Kerne nach mit nichten aufgegeben, ängsteten den apostolischen Vater. Thatsache blieb die Unterstellung des französischen Kirchenwesens unter die Mundschaft des Staates. Thatsache blieb, daß die französische Kirche den Charakter nationaler Selbständigkeit mit Beflissenheit hütete und, so oft es noth that, mit Nachdruck hervorkehrte. Der gesammte Haufe deutscher Protestanten, behauptete man in des Papstes Umgebung, sei Rom mit nichten so gefährlich, wie Frankreichs Clerus. Jüngst war am päpstlichen Hofe ein weiteres Bedenken rege geworden: unter der Herrschaft eines französischen Prinzen konnten die Bestrebungen des Gallikanismus Einlaß in Spanien finden; damit hätte die päpstliche Finanzverwaltung ihre ergiebigste Domäne eingebüßt. Um so peinlicher war Clemens XI., schon bevor der politische Umschwung erfolgt, auf Abwehr und vorbauenden Schutz bedacht gewesen. Daß die französische Kirchenversammlung des Jahres 1705 sich unterstanden, die Annahme einer päpstlichen Bulle ausdrücklich zu beurkunden, was auf die Möglichkeit entgegengesetzter Entscheidung hinzuweisen schien, hatte Clemens als Anzweiflung päpstlicher Lehrunfehlbarkeit empfunden, den Schlüssen der französischen Nationalsynode darum die Bestätigung vorenthalten. Einen französischen Klostergeistlichen, Pater du Buc, der zu Rom die Infallibilitätsthese mit Geschick vertheidigt, nahm der apostolische Vater bald darauf gegen die Ungnade Ludwig's XIV. in Schutz. Er betheuerte, denselben lieber zum Cardinalate befördern, als der französischen Staatsgewalt ausliefern zu wollen. Zu Paris verstieg der päpstliche Nuntius sich in derselben Angelegenheit sogar zu dem im damaligen Frankreich unerhörten und von Clemens nachträglich widerrufenen Ausspruche, daß für sämmtliche Personen geistlichen Standes, die Landesbischöfe nicht ausgenommen, der Gehorsam gegen den Papst ihrer Unterthanenpflicht vorangehe.

Seit dem Jahre 1706 bereitete man zu Rom Erlasse vor, welche freiwillige Beisteuern der spanischen Geistlichkeit an ihren König französischen Geblütes zu strafbarem Mißbrauch des geistlichen Vermögens stempelten.

Mit solchen Stimmungen und Anstalten waren die Anträge zusammen-

getroffen, in denen Frankreich um Waffengemeinschaft mit dem Landesherrn im Kirchenstaat warb. Auch in dieser Stunde, wo das Auftreten der Kaiserlichen Schlimmes weissagte, lehnte Clemens das französische Bündniß ab: wie er dem Geschäftsträger Ludwig's XIV. bemerkte, um der bisherigen Parteilosigkeit des heiligen Stuhles auch weiterhin nichts zu vergeben, wie die Parteigänger Frankreichs im Cardinalcollegium versicherten, um römischem Widerwillen wider die französische Kirchenpolitik Genüge zu leisten. Das Elend, was der Kaiser verhängen möchte, hörte man Clemens sagen, sei ein zeitliches und vorübergehendes Ungemach, dies müsse verwunden werden, ein Schaden der Kirche hingegen und unerträglich sei das anmaßliche Gebahren der französischen Geistlichkeit, die den Nachfolger St. Peter's zum „Ortspfarrer" herabzusetzen trachte.

Von keiner italienischen Schilderhebung unterstützt, mußten die Franzosen im Frühjahre 1707 die appenninische Halbinsel räumen. Zwei Monate später trat eine kaiserliche Armee in die Grenzen des Kirchenstaates ein. Ziel ihres Marsches war das päpstliche Lehenskönigthum Neapel, wo die bourbonische Herrschaft dem Zusammensturz nahe. Ueberzeugt, daß auf eine vorhergängige Anfrage ein entschiedenes Nein erfolgen werde, hatte das österreichische Hauptquartier seine Unterhandlung über Marschroute und Verpflegung der Truppen erst von Bologna aus eröffnet. Bevor die Bedingungen des Durchzuges festgestellt, näherten die Deutschen sich der ewigen Stadt. Clemens wünschte die schirmende Hand über das Königreich Neapel zu halten. Er beantragte, bis zum allgemeinen Frieden die Herrschaft über beide Sicilien in eigenen Verwahrsam zu nehmen: ein Erbieten, an welches sich die Hoffnung auf Erweiterung der kirchenstaatlichen Südgrenze knüpfte. Die Weisungen der kaiserlichen Generale gestatteten keinen Aufschub. Wie der französische Cardinal de la Trémoille vorausgesagt, „das Entsetzen des Papstes ist so groß, daß die Deutschen Alles erreichen werden," so geschah es. In der Nähe Rom's überschritten die Kaiserlichen den Tiber, Mannschaft und Pferde auf päpstliche Kosten wohl verpflegt, in ihrem Lager bei Tivoli von schaulustigem Volke umringt. Zu den regulären Truppen stießen Banditen, welche Cardinal Grimani, ein Parteigänger des Hauses Habsburg, unter den Augen des Papstes geworben. Rom, schrieb damals der franzosenfreundliche Cardinal Gualterio, will sich lieber durch den Schrecken als durch Wohlthat bestimmen lassen. In den ersten Tagen des Juli stürzte das bourbonische Regiment zu Neapel. Ein österreichischer Statthalter nahm die Huldigung für König Karl III. entgegen. Clemens verbarg sich die Beschimpfung nicht, welche der erzwungene Durchmarsch der Deutschen ihm zugefügt. Er suchte Entschädigung indem er am 27. Juli eine Nichtigkeitserklärung gegen Verträge schleuderte, in denen der Herzog von Parma sich mit dem kaiserlichen Hofe über einen von der parmensischen Geistlichkeit zu entrichtenden Kriegssteuerbeitrag verständigt.

Die päpstliche Bulle erhärtete ein Oberlehnsrecht des heiligen Stuhles über Parma und Piacenza, sie bezeichnete die Urheber und Vollzieher jener Abkunft als Personen, welche den Wirkungen des Kirchenbannes verfallen seien. Am 1. Auguft 1707 ward der päpstlichen Straffentenz Oeffentlichkeit gegeben. An demselben Tage trug Clemens dem Consistorium die Wehklage vor, wie unter dem

Wachsthume unerhörten Frevels das Uebel schon so weit ausgeschlagen, „daß wir die Hoffnung, unsere väterliche Langmuth zu bewahren, weggeworfen, vielmehr die harte, doch unabweisbare Nothwendigkeit unserm Amte nachzukommen, uns die Verpflichtung auferlegt, die der Kirche geschlagenen Wunden nicht mit langsamer, auch nicht mit leichter Hand zu behandeln." Die verhängten Kirchenstrafen beschädigten Niemand; denn jene Mannschaften, die der parmensischen Geistlichkeit die pflichtige Kriegssteuer abtrieben, waren brandenburgische Bauernsöhne in Kaisers Diensten. Aber mit der Behauptung, daß das Herzogthum Parma ein Lehen der Kirche, hatte der Papst eine bedenkliche Frage aufgeregt.

Die alten Reichslehen Mailand und Mantua, von der spanischen Hinterlassenschaft abgelöst, wiederum an das deutsche Reich zu bringen, den letzten mediceischen Herzog von Toscana zu beerben, auf die habsburgische Statthalterschaft zu Neapel nachhaltigen Einfluß zu üben, dem Titel eines römischen Kaisers deutscher Nation noch einmal einen volleren Lebensinhalt zu gewinnen, war ohnehin Josef's I. Vorsatz. Nun forderte des Papstes Wort ihn geradezu auf, sämmtlichen von Saliern und Staufen überkommenen Gerechtsamen kaiserlicher Lehnsoberherrlichkeit nachzuforschen, hier und dort Abhängigkeitsverpflichtungen, welche die Kirche mittelst List oder Gewaltthat an sich gebracht, als kaiserliches Eigenthum einzuklagen. Die beiderseitige Reizbarkeit wuchs, als die Deutschen sich ebenfalls im Herbste 1707 nach Winterquartieren im Kirchenstaat umsahen, als der habsburgische Vicekönig zu Neapel politische Widersacher geistlichen Standes der weltlichen Gerichtsbarkeit überwies, als gleichzeitig ein Staatsvertrag, den der Kaiser um der Bergung seiner Erblande willen mit dem protestantischen Schwedenkönig geschlossen, päpstlicher Censur erlag. Doch alles Bisherige war lediglich die Einleitung zu ernsterer Irrung.

Seit der Eroberung Neapel's umlagerten die Anhänger des Hauses Oesterreich Papst Clemens mit dem Anliegen, des Kaisers jüngerem Bruder Titel und Rechte eines Königs zu verleihen. „Nie und nimmermehr," hatte die erste Antwort des apostolischen Vaters gelautet. Man wußte am Wiener Hofe, daß ein päpstliches „non possumus" Verhandlungen über die Bedingungen des Könnens und Wollens nicht auszuschließen pflege. Man versuchte es zuerst mit freundschaftlichen Erbietungen: ein kaiserliches Schutz- und Trutzbündniß sollte der Curie die Förderung der habsburgischen Interessen lohnen. Unter ähnlicher Entschuldigung wie vordem der französischen Allianz entschlüpfte Clemens der Bundesabkunft mit dem Kaiser. Ohne der päpstlichen Belehnung theilhaft geworden zu sein, hatte Philipp V. die der neapolitanischen Krone zustehende Kirchenhoheit ausüben dürfen. Auch diese Begünstigung versagte Clemens dem habsburgischen Inhaber. Monat auf Monat verstrich. Unterdessen wagten sich im Neapolitanischen die Anhänger des Hauses Bourbon auf's neue hervor. Die Behauptung, daß das habsburgische Regiment eine usurpatorische Gewalt, kam ihren Umtrieben zu statten. Im Verkehr mit Laien und Clerikern des Landes fanden die Angestellten Karl's III. sich behindert. Eine Befestigung des ungewissen Zustandes war unerläßlich. Von Barcelona aus spornte der habsburgische Thronprätendent zu rücksichtslosem Vorgehen: Rom gegenüber müsse die Haupt-

maxime bleiben, daß, was man nicht mittels Einschüchterung ausrichte, überhaupt nicht zu erhoffen sei. Man solle im Papste das Haupt der Kirche ehren, dem päpstlichen Hofe jedoch Furcht einflößen. In solchem Sinne, wie sein Bruder verlangt, entschied Josef I. die Standhaftigkeit der Curie auf die Probe zu stellen. Für das Herzogthum Mailand und für das Königreich Neapel wurden seit dem April 1708 sämmtliche Einkünfte von geistlichen Pfründen mit Beschlag belegt, deren Inhaber am römischen Hofe seßhaft waren. Es folgte ein Befehl Karl's III., sämmtliche Aemter und Beneficien des neapolitanischen Kirchenwesens in Zukunft eingeborenen Neapolitanern vorzubehalten. „Diese Maßregel," berichtete Abbé Polignac am 3. Mai an den französischen Minister des Auswärtigen, „ruinirt viele Prälaten. Eine Art offenen Krieges zwischen den Deutschen und dem päpstlichen Stuhle hat damit begonnen. Einstweilen verschwört sich der Papst, lieber untergehen als einlenken zu wollen. Dennoch bleibt die Sorge, daß das heilige Collegium, welches für den beträchtlichsten Theil seines Unterhalts auf Neapel und Mailand angewiesen, dem Hunger weichen und so lange um Barmherzigkeit schreien wird, bis Seine Heiligkeit in Compromisse willigt." Wie man dem habsburgischen Edict begegnen solle, frug Clemens XI. die Congregation der Cardinäle. Die Meinung war getheilt. Die Einen riethen zur Anwendung der geistlichen Waffen, Andere warfen das Bedenken auf, daß Repressalien den Kaiser noch heftiger aufbringen und die Lage verschlimmern würden. Der Papst pflichtete der strengeren Ansicht bei. Ein Breve vom 6. Mai an Josef I. erging sich in ernster Rüge; eine päpstliche Zuschrift an die Kaiserin vom gleichen Tage gedachte der kirchlichen Zuchtmittel. Kaum waren diese Schreiben dem Wiener Hofe zugestellt, als eine Abtheilung kaiserlicher Truppen in das Ferrarensische einbrach und sich der wehrlosen Küstenstadt Comacchio, eines ehemaligen unter Waltung des Hauses Este befindlich gewesenen Reichslehens bemächtigte. Dahin hatte die Untersuchung der italienischen Lehnsverhältnisse schon geführt, daß von kaiserlicher Seite ein Platz im Kirchenstaate, den die Curie im Jahre 1597 unter rechtswidrigem Verfahren zum Besitzthum St. Peter's geschlagen, für den Herzog von Modena, des Kaisers Schwager, zurückgefordert ward. Von Paris aus lief zuverlässige Kunde ein, daß die Anschläge Modena's nicht allein auf Comacchio, sondern auf den Wiederbesitz der gesammten, ebenfalls rechtsstreitigen Legation Ferrara zielten. „Je langmüthiger der heilige Stuhl," ließ Ludwig XIV. am 21. Juli Papst Clemens unterweisen, „um so höher schwillt deutsche Frechheit empor. Nur Gewalt wider Gewalt kann helfen."

Mit zürnenden Worten freigebig, hatte Clemens XI. sich bis zur Ueberrumpelung Comacchio's jeder feindseligen Handlung wider den Kaiser enthalten. Den Durchmärschen der Deutschen nach Neapel hatte er nachträglich Genehmigung ertheilt, die parmensische Frage nicht weiter verfolgt, die mailändische und neapolitanische Pfründensperre noch nicht geahndet. So hatten, wie Abbé Polignac rügte, die Kaiserlichen unbehindert um sich gegriffen: „Sie kriegen mit dem Papste wie mit einem Kinde. Sie besetzen Comacchio, sie durchstreifen das Ferrarensische, sie sind nahe daran, Ferrara einzuschließen, und fragt man, warum alle diese Kriegsanstalten, so antworten sie trotzig: wir gehen spazieren

und schöpfen frische Luft." „Ich überzeuge mich," antwortete der französische Minister Torcy, „daß Rom, obwol Sitz der Unfehlbarkeit, an menschlichem Irren sein Theil hat. Geschehene Mißgriffe bereuet man, ohne es ein nächstes Mal besser zu machen. Erst wenn die Deutschen den heiligen Vater nach Avignon gesprengt, wird man Muße finden, über Rettung des Kirchenstaates nachzudenken." Der Spott des französischen Ministers war nicht gerechtfertigt. Seit der Beschlagnahme Comacchio's durchwogten Anwandlungen priesterlicher Leidenschaft die Brust des Humanisten auf St. Peter's Thron. Ein päpstliches Breve vom 2. Juni behauptete zum letzten Male die Sprache des Vaters an Josef zu versuchen. „Wolle nicht, theuerster Sohn, zum letzten Male reden wir zu Dir, die Anfänge Deines blühenden Alters mit einem der ganzen Christenheit gegebenen Anstoß beflecken." Es folgte der Hinweis auf jene furchtbaren Strafen, denen, laut Ausspruch so vieler Canones, die Vergewaltiger des Gottesgutes erliegen. Clemens trug sich mit der Absicht, über das neapolitanische Königreich das Interdict zu verhängen, um, nachdem ein Aufstand der geängstigten Massen die habsburgische Statthalterschaft über Bord geworfen, das herrenlos gewordene Land vorläufig als Kammergut des heiligen Stuhles zu verwalten. „Um Gottes Willen," fiel die Warnung des französischen Königs ein, „keine Verschleuderung des Bannstrahls! Das sind Waffen, die nicht verwunden. Stumpfen Pfeilen gleich würden die geistlichen Flüche an den Ministern des Kaisers abprallen." „Für Dasjenige, was die Herrscher verbrochen," fügte Ludwig XIV. in einer nächsten Note hinzu, „die Unterthanen büßen zu lassen, ist eines Papstes unwürdig." Es hätte nicht erst der Warnungen aus Versailles bedurft, um die Verkündigung des Interdicts zu hintertreiben. Im Cardinalcollegium selbst gewann die Meinung Oberhand, daß man die schrecklichen Blitze des Vaticans, welche mehr als *einen* König um sein Königreich gebracht, für diejenigen Fälle, wo man ihrer Wirkung gewiß, aufsparen müsse. „Wolan," urtheilte der Vertreter Frankreichs am römischen Hofe, in diesem Punkte anderer Ansicht als sein König, „so dürfte man aus demselben Grunde ebenfalls Hussiten, Calvinisten und Lutheraner, die um die kirchlichen Censuren sich noch weniger als der Kaiser kümmern, nicht länger bannen." Obwol eine kaiserliche Widerlegung des letzten päpstlichen Sendschreibens Beleidigung auf Beleidigung häufte, dem Breve vom 27. Juli vorigen Jahres die Gültigkeit absprach, den Papst einer leichtfertigen Handhabung der geistlichen Strafgewalt beschuldigte, die Rechtsforderung des deutschen Reiches auf alles Dasjenige ausdehnte, was die Ohnmacht oder Pflichtvergessenheit früherer Kaiser vormals verzettelt; obwol neapolitanische Denkschriften, unter Mitwissenschaft der Staatsbehörde veröffentlicht, die lehnsherrlichen Gerechtsame des heiligen Stuhles anfochten, Avignon und Benevent als Dependenzen des Königreichs Neapel aufführten, ließ Clemens XI. die geistlichen Waffen dennoch ruhen. Ludwig der Baier, in dessen Tagen die Auflehnung der deutschen Reichsgewalt wider die weltliche Obergewalt des Papstthums begonnen, sollte der letzte Vertreter des mittelalterlichen Kaiserthums bleiben, an welchem sich eines Papstes Banngewalt vergriffen. Von Zorn übermannt, entschied Clemens XI. kaiserlicher Gewaltthat in der Rolle des kriegsherrlichen Landes-

fürsten zu begegnen. An Frankreich ergingen Gesuche um ein Hilfscorps, um Waffen und Munition, um einen General zur Führung der päpstlichen Armee.

Dem bisherigen Verhalten des Papstes hatte es an einem überherrschenden Gedanken gefehlt. Wenn Clemens, nachdem er so lange bald zur Rechten und bald zur Linken ausgewichen, gegenwärtig seinen ganzen Vorrath an Willen und Kraft zu einem muthigen Vorwärts, dem Kriege mit Kaiser Josef, sammelte, so hatte er unter sämmtlichen Entscheidungen, die möglich waren, die denkbar unglücklichste erwählt. Daß die geistliche Gewalt ihre Händel mit den Großen dieser Welt auf blutigem Felde durchkämpfte, war kein Neues unter der Sonne. Aber frühere Statthalter Christi hatten, so oft sie zum weltlichen Schwerte gegriffen, entweder die Fürsten und Völker des Abendlandes hinter sich gehabt, oder ihr Kampf um Mein und Dein war lediglich ein Raufen mit schwächeren, im ungünstigsten Falle mit ebenbürtigen Gegnern gewesen. In diesem Augenblick hatte der Kaiser ansehnliche Streitkräfte zur Verfügung. Durch sein Bündniß mit Piemont beherrschte er die Pässe nach Frankreich hin. Ludwig XIV. hingegen befand sich im unheilvollsten Abschnitte des Erbfolgekrieges. Genug, wenn er die eigenen Grenzen gegen feindliche Ueberfluthung schirmte. Kein Einsichtiger konnte darüber in Zweifel sein: der französische König trieb, indem er Clemens zur Rüstung spornte, ein frevelhaftes Spiel. Ein Waffengang der Curie mit dem Kaiser versprach einen Theil der österreichischen Truppen, welche Frankreich umlagerten, anderweitig zu beschäftigen. Aus diesem Grunde boten die Zuschriften von französischer Seite Alles auf, um Clemens in seinem jüngsten Entschlusse zu bestärken. Rettend und rächend wie sein Ahnherr Charlemagne gelobte der französische König dem heiligen Stuhle beizustehen; des Papstes Standhaftigkeit wollte er, sobald die Lage dies vergönne, mit kräftigstem Einsatze lohnen, doch für die Dauer des diesjährigen Feldzuges könne Frankreich keinen Mann nach Italien abgeben. Als der Papst im Laufe des August sein Hilfegesuch erneuerte, entschloß sich Ludwig zu einem Aeußersten. Mit dem Auftrage, eine italienische Liga gegen das Haus Habsburg zusammenzutreiben, entsandte er den unbeschäftigten Marschall Tessé nach Genua, Venedig, Parma, Toscana und Rom. In solchem Falle, doch nur wenn es gelinge ein allgemeines Schutz- und Trutzbündniß in's Leben zu rufen und die Ziffer gemeinsamer Bundesleistung dem Versailler Hofe zu verbürgen, werde Frankreich ein Corps von einigen Tausend Mann über Genua nach Italien werfen. Wunderbar: die französischen Eröffnungen dämpften Clemens' Eifer nicht. Selbst der französische Gesandte am päpstlichen Hofe staunte über die unerwartete Festigkeit des sonst so friedfertigen und zaghaften Mannes. Aufmerksame Beobachter gelangten freilich zu der Einsicht, daß der heilige Vater, von freudiger Entschlossenheit weit entfernt, sich seit der Beschlagnahme Comacchio's in krankhafter Erregung befinde. Den Einwürfen der bedächtigeren Cardinäle gab Clemens nicht länger Gehör, ein leisester Widerspruch brachte ihn außer sich. Er begann zu rüsten. Die päpstlichen Beamten zu Ferrara, Ravenna und Bologna empfingen Befehl sich den Kaiserlichen zu widersetzen. In sämmtlichen Provinzen des Kirchenstaates ward das Landvolk vom Pfluge abgefordert; päpstliche Unterthanen, die in fremden Diensten standen, wurden zurückberufen; unter Verpflichtung

für den heiligen Petrus zu kämpfen, wurden Verbrecher begnadigt. Durch Parma, Toscana und die Grafschaft Avignon rasselte die päpstliche Werbetrommel. Was an Pferden vorräthig, ward eingeritten. Verfallene Burgen wurden in Stand gesetzt. Vorräthe wurden aufgespeichert, um Waffenlieferung ward mit Venetianern und Genuesen verhandelt. Eine außerordentliche Auflage ward als Kriegssteuer ausgeschrieben. Dem Papstschatze in der Engelsburg, den Sixtus V. künftigen Drangsalen der Kirche gestiftet, ward ein Darlehen von 300,000 Scudi entnommen. In der Peterskirche ward das päpstliche Kriegsbanner mit den Bildnissen St. Peter's und St. Paul's entfaltet. Militärische Ordonnanzen füllten die Gemächer des Papstes. Persönlich überwachte Clemens die Drillung der Rekruten und theilte den ausrückenden Truppen Ablaß und Segen aus. Dreißigtausend Mann wollte der Papst in's Feld stellen. Etliche zwanzigtausend Mann wurden im Laufe der nächsten Wochen und Monate in die Listen des päpstlichen Kriegsministeriums eingetragen. Ein Graf Marsigli, der aus österreichischen Diensten mit Unehre entlassen worden, empfing den Rang eines päpstlichen Oberfeldherrn. Der sechzehnjährige Neffe des Papstes, Alexander Albani, ein aufgeweckter und feuriger Knabe, tummelte sich als Oberst eines Reiterregimentes. Wer die Annalen des Cardinals Baronius aufblätterte, der fand sich in Zeiten zurückversetzt, in denen Papst Gregor IX. die Schlüsselsoldaten St. Peter's zum Kreuzzug wider den „fleischgewordenen Antichrist", den staufischen Kaiser Friedrich II., gewaffnet. Oder waren es die Manen des streitbaren Greises Julius' II., des Fremdenhassers, die den Nachfolger um Befreiung des italischen Bodens anflehten?

Am Wiener Hofe war man auf solchen Aufschwung nicht gefaßt. Es wirklich zum Aeußersten zu treiben lag keineswegs in der Absicht des österreichischen Cabinettes. Um so nachdrücklicher glaubte man auftreten und an der Curie die Meinung erwecken zu müssen, daß der Kaiser das Recht des Stärkeren ohne Schonung üben wolle. Am 6. August empfing Feldmarschall Daun den Befehl, „mit sämmtlichen in Piemont gestandenen Truppen in das Ferrarensische abzumarschiren, die Päpstlichen als Feinde zu tractiren, die Dörfer, so sich widersetzen, zu verbrennen, die mit Gewehr versehenen Bauern aufzuhenken und alles Dasjenige, was die Kriegsraison mit sich bringt, ohne Aufschieben zu bewirken." Ein zweites Corps kaiserlicher Truppen unter Führung eines Prinzen von Hessen-Darmstadt sollte der neapolitanische Vicekönig, Cardinal Grimani, am Garigliano aufstellen. Gleichzeitig mit dem Aufbruch der kaiserlichen Truppen meldete sich jedoch Marchese de Prié, ein in österreichischen Staatsdienst übergetretener Piemontese, am römischen Hofe als Beauftragter des Kaisers an, bevollmächtigt über die Reihenfolge der gegenseitigen Beschwerden wie über die etwaigen Bedingungen des Ausgleichs eine Unterhandlung zu eröffnen. Die Cardinäle französischer Partei hofften den Empfang des kaiserlichen Geschäftsträgers zu hintertreiben. Clemens entschied ihn vorzulassen, um, wie er begründete, gegen jeden Vorwurf gedeckt zu sein: der Entgegennahme habsburgischer Vorschläge müsse freilich vollständige Genugthuung an den heiligen Stuhl als kaiserliche Leistung vorangehen.

Bevor Prié in Rom eintraf, begann in den Legationen der kleine Krieg.

Die Päpstlichen umschlossen Comacchio, hoben hier und dort vereinzelte kaiserliche Posten auf und bereiteten sich, wenn man den Schwüren der Befehlshaber trauen durfte, zu Heldenthaten vor. Indessen der Höchstcommandirende, Graf Marsigli, verstand Strategie und Tactik lediglich als Buchgelehrter. Das Officiercorps, welches ihn umgab, war des Gehorchens ungewohnt, die Truppen waren pulverscheu, die Bevölkerung war zu Bologna wie zu Ferrara einer friedfertigen Aufnahme der Deutschen beflissen. Daun's Anrücken reichte hin, um die Päpstlichen zu eiliger Räumung der Legationen zu vermögen. Ein ernstlicher Zusammenstoß war nicht erfolgt, doch hatte Marsigli, als er mit Anfang November seine Schaaren bei Faenza musterte, gegen 1600 Leute eingebüßt.

Am 27. October, gleichzeitig mit dem ersten Rückzuge der päpstlichen Armee, erschien der kaiserliche Bevollmächtigte in Rom. Er fand die Rüstungen in vollem Gange, Marschall Tessé als Berather des noch immer dräuenden, doch vor den Folgen des eigenen Wagnisses schon zagenden Papstes. Den Anträgen Tessé's und den Hilfegesuchen des heiligen Stuhles hatten die italienischen Fürsten und Freistaaten zum Theil ausweichenden, zum Theil ablehnenden Bescheid ertheilt. Eine Lieferung von mehreren Tausend Gewehren, welche der Papst ausbedungen, hatten die Venetianer an Oesterreich verkauft. Ebenso erfolglos wie die italienischen Unterhandlungen erwiesen sich päpstliche Sendschreiben an die katholischen Schweizer und an die katholischen Reichsstände Deutschlands. „Was bleibt mir übrig," hatte Clemens XI. vier Tage vor Prié's Ankunft gegen Tessé geäußert, „ich schrieb an sämmtliche christliche Fürsten und erntete nichts Anderes, als Bezeugungen des Mitleids. Daß ein Mann wie Du mir zur Seite steht, ist die einzige Tröstung, deren des französischen Königs Majestät mich gewürdigt. Doch was vermögen wir Beide? Der Kaiser will sich zum König von Rom aufwerfen. Ermahnungen, Religion, die Blitze des Vaticans richten nichts aus. Schimpfliches Nachgeben, verderblich für die Kirche, bei welchem der heilige Stuhl seine Unabhängigkeit für ewige Zeiten einbüßen wird, oder verzweifelter Widerstand lautet jetzt die Losung. Aber die weltlichen Waffen sind mir verweigert. Der König von Frankreich verspricht seinen Beistand, sobald die italienische Liga fertig geworden, und diese Liga ist ein Unmögliches. So täuscht man mich. So läßt man mich im Stiche. Ich muß hören, was Prié mir zu sagen hat."

Mit der Miene eines Mannes, der gewohnt ist zu befehlen, war Prié in Rom eingezogen. Sein Wesen war kühl, beinahe herb, sein Sinn verschlagen. Auf den Schleichwegen einer überlistenden Diplomatie war er von Jugend auf bewandert, täuschungsreich, ein Meister in der Kunst der Verstellung. Sein forschender Blick durchspähte jedes Geheimniß. Ihn ergründete Niemand. Für eine Unterhandlung mit dem römischen Stuhle war dieser Piemontese die richtige Persönlichkeit. Er war Urheber jenes Vertrages, welcher die parmensische Geistlichkeit zur Kriegssteuer herangezogen. Kraft päpstlichen Ausspruches befand er sich im Kirchenbanne. Ueber solchen Makel sah der apostolische Vater hinweg, schob jedoch unter dem Vorwand, daß das Ceremoniell des Empfanges noch nicht geordnet, die Audienz von einem Tage zum andern hinaus. Clemens XI. hatte sich mit einem dritten Bittgesuch an den französischen König

gewandt. Jede Frist, welche man unter solchen Umständen erzielte, war von Wichtigkeit. „Wenn Ew. Majestät," schrieb Marschall Tessé nach Frankreich, „außer Stande ist, ein Corps von acht- bis zehntausend Mann unverzüglich in Marsch zu setzen, so bleibt dem Papste keine andere Wahl, als dem Wiener Hofe einen Strick nebst dem Gesuche einzusenden, daß kaiserliche Majestät geruhen möge, Seine Heiligkeit mit diesem Seile zu erwürgen." Prié nützte die Verzögerung, um die Stimmung der römischen Einwohnerschaft zu erforschen, die einzelnen Cardinäle zu bearbeiten, hier Drohungen, dort Versprechungen auszutheilen, über die Absichten des „zornigen" Kaisers Schreckhaftes in Umlauf zu bringen. Seine Spione drangen bis in die Umgebung des Papstes. Schon nach achttägigem Aufenthalte meldete er dem Kaiser, daß Alles sich nach Wunsch erfüllen werde, die anhaltende Temporaliensperre verspreche Cardinäle und Prälaten mürbe zu machen. Am 10. November ward der österreichische Unterhändler zum ersten Male vorgelassen. Nicht, wie Clemens verlangt, mit Erbietungen, sondern mit Forderungen trat er dem Papste entgegen. Als fundamentale Punkte, deren Erledigung weiterem Austausch über das Einzelne voranzugehen habe, bezeichnete er die päpstliche Entwaffnung und die Anerkennung König Karl's III. Am 3. November hatte Clemens noch betheuert, einem entehrenden Frieden die Gefangenschaft vorzuziehen. Auch nachdem er Prié empfangen, wiederholte er die Versicherung, der Anerkennung des Habsburgers in jedem Falle zu widerstehen; doch gestattete er, daß Cardinal Paulucci die Unterhandlung mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten eröffne. Ergebnißlos verstrichen die nächsten Wochen. Prié selbst fand an der Verschleppung Gefallen, um, wie die französischen Cardinäle ergründeten, den Kaiserlichen ihre Winterquartiere auf päpstliche Kosten zu sichern. Inzwischen schob Daun seine Colonnen vorwärts. Im Laufe des Novembers wichen die Päpstlichen auf Ancona zurück. Auch die Romagna füllte sich mit deutschen Truppen. Auf kirchenstaatlichem Gebiete hielten brandenburgische Regimenter, die nach kaiserlichem Ausspruche „durch die Expedition wider den Papst zu unsterblichem Nachruhm gelangten," lutherischen Feldgottesdienst. Sollten die Ereignisse des unheilvollen Jahres 1527 sich wiederholen? Manches erinnerte an den damaligen Bruch zwischen Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. Die Plätze und Straßen Rom's durchwanderte das Gerücht, und Prié that nichts zur Widerlegung, daß der Kaiser erbarmungslos und daß die kaiserlichen Kriegsvölker nichts Besseres wünschten, als die Hauptstadt zu stürmen, zu plündern und einzuäschern. „Wie ein Straßenräuber, die Pistole auf die Brust des Opfers gerichtet," meldete Polignac, „betreibt der Marchese sein Geschäft. Anstatt sich auf Für und Wider einzulassen, verweist er auf die Streitmacht in seinem Rücken und zieht dieselbe bei jeder abschlägigen Antwort näher heran."

Wie Prié vorausgesehen, bereitete die Anerkennung Karl's III. die weitaus größten Schwierigkeiten. In dieser Frage wirkte die französische Partei ihm am erfolgreichsten entgegen. „Wir haben," berichtete Cardinal de la Trémoille am 24. November, „die ganze Woche gearbeitet, um den Papst zu überzeugen, wie er in jegliche Auskunft, doch niemals in diese willigen könne, es sei denn, daß er Heiligstes verletzen und mit der Anerkennung zweier Könige für dasselbe

Königreich einen Präcedenzfall aufrichten wolle, der seit den Tagen des heiligen Petrus ohne Beispiel." Am letzten November kehrte der nach Versailles ausgefertigte Eilbote zurück. Ein Bataillon französischer Truppen, einige überzählige Officiere und ein geringer Vorrath an Waffen, auf einer Galeere nach Civitavecchia eingeschifft, war Alles, was der große König von Frankreich für den Schirm des heiligen Stuhles aufgebracht. Flucht aus Rom, Uebersiedelung nach Avignon, Residenz inmitten des rechtgläubigen französischen Volkes lauteten die Rathschläge Ludwig's XIV. „Ich finde keine andere Auskunft," schrieb der französische Staatssecretär Torcy an Marschall Tessé. „Nur das Exil vermag den heiligen Vater vor der Wuth der Deutschen zu bergen." Abermals getäuscht, verheimlichte Clemens die Rückkunft des Couriers nach allen Seiten, sogar vor dem militärischen Ausschuß des Cardinalcollegiums. Prié freilich gewann auch von diesem Vorfall Kenntniß. Seine Zuversicht wuchs. Er wußte sich unwiderstehlich, seitdem der päpstliche Feldhauptmann ebenfalls die Stellungen bei Ancona geräumt und auf Rom zurückgewichen. Nun mochte sich Jedermann von der Beschaffenheit der päpstlichen Armee überzeugen. Wie wollten diese verlotterten, zuchtlosen Banden, von Priestern geworben und organisirt, kaum zur Hälfte mit Schießwaffen versehen und höchstens zum Stehlen und Rauben brauchbar, kaiserlichen Kerntruppen die Stirn bieten? Dieselben Cardinäle, die vor wenigen Monaten am hitzigsten geeifert, schlichen gesenkten Kopfes einher.

Die römische Bürgerschaft wogte unruhig durch die Stadt, ohne Theilnahme für die Bedrängnisse eines Landesherrn, den ihr der Zufall gegeben, unbekümmert um die Kriegsnoth der Provinzen, nur auf die Fristung des eigenen Lebens und die Sicherung der eigenen Habe bedacht. Alle Welt eilte ihre Capitalien aus der Bank zum Heiligen Geiste und aus dem päpstlichen Leihhause zu ziehen. Wo Prié sich öffentlich zeigte, umringte ihn scheue Ehrfurcht. Die Einen warben um seine Gunst, die Andern um seine Nachsicht. Nach Angabe der Franzosen hätte es in Prié's Macht gelegen, eine Revolution zu entfesseln und Kaiser Josef auf dem Capitol als römischen Stadtherrn auszurufen. „Der gewaltsame Zustand, in dem wir uns befinden, der voraussichtliche Fall Ferrara's, die Drohung der Deutschen, gegen Rom zu marschiren," vertraute Cardinal Paulucci dem französischen Geschäftsträger, „gestattet kein längeres Ueberlegen."

Clemens fühlte sich als verlorener, als unglücklicher Mann. Die Römer befanden sich im Unrecht, wenn sie sein Zögern den Anmuthungen Prié's gerecht zu werden, eine grillenhafte Bedenklichkeit schalten. Entwaffnung, nach so lautem Kriegsgeräusch, auf Befehl des Gegners vollzogen, war eine schwere Demüthigung des kirchenstaatlichen Landesherrn. Doch dieselbe vergab der Würde des apostolischen Vaters nichts. Anders die Anerkennung Karl's III., um so mehr, wenn diese Anerkennung dem habsburgischen Erzherzog den Titel eines „katholischen" Königs von Spanien beilegen mußte. Vom heiligen Stuhle stammte die Auszeichnung des spanischen Königthums, den Ehrentitel der „katholischen" Majestät zu führen. Obwol von dem Habsburger bekriegt und mancher Nebenlande verlustig, thronte der Bourbone Philipp V. auf der pyrenäischen Halbinsel noch immer als der siegreich Ueberlegene. Sollte, durfte das Ober-

haupt der Kirche, sich selbst untreu, um weltlicher Vortheile willen Philipp nachträglich verwerfen, Karl als den wohlgefälligeren Sohn der Kirche an seine Stelle setzen? Oder wollte päpstlicher Schiedsspruch hinfort zwei katholische Könige von Spanien als gleichberechtigte Herrscher einführen? Vor 500 Jahren hatte ein römischer Bischof sich einem deutschen Thronstreite gegenüber in ähnlicher Lage befunden. Aus keinem anderen Grunde, als weil das Glück der Waffen sich gewandt, war Innocenz III. im damaligen Kampfe der Welfen und Staufen Willens geworden, den anfänglich als Saul verworfenen König Philipp von Schwaben als den Gesalbten des Herrn zu begrüßen. Ein Unvorhergesehenes, die Ermordung des staufischen Königs, hatte im Jahre 1208 den Statthalter Petri des letzten, im päpstlichen Rathe schon beschlossenen Schrittes enthoben. Im Bewußtsein schiedsrichterlicher Unfehlbarkeit gab das Papstthum des achtzehnten Jahrhunderts dem Papstthum des dreizehnten Jahrhunderts nicht das Geringste nach. Aber Millionen schadenfroher Späheraugen waren heute auf die Handlungen des heiligen Vaters gerichtet. Zudem war Clemens XI. nach Anlage und Lebensgewöhnung ein rechtschaffener Mensch. Ein Ausweg schien noch offen. Einige Mitglieder des heiligen Collegiums hatten seit Monaten auf denselben verwiesen: Clemens erkannte dem Erzherzoge den königlichen Titel, jedoch weder den Namen eines Königs von Spanien, noch den Ehrentitel eines „katholischen" Königs zu. Die Vertreter Frankreichs widersprachen auch diesem Vermittlungsvorschlage. Sie hoben die Beleidigung hervor, welche der Papst einem Unschuldigen, dem bourbonischen Thronerben, zufügen würde; sie frugen, wie man im Umkreis der revolutionirten, vom österreichischen Erzherzoge besetzten Provinzen des spanischen Ostens es künftig mit der königlichen Präsentation zum Cardinalate, zu den geistlichen Pfründen, mit der päpstlichen Nunciatur und überdies mit der Belehnung für Neapel halten wolle: „vom Papste als König anerkannt, wird der Habsburger Dieses und Jenes einklagen; das Eine und das Andere weigernd, wird Seine Heiligkeit den Grimm des Hauses Oesterreich verdoppeln; die Gewährleistung solcher Forderungen komme einer Verstoßung Philipp's gleich." Die Logik der französischen Einwendungen war, wie Marchese Prié bereitwillig anerkannte, unwiderleglich. Darum gerade, weil ein halbes Zugeständniß die bourbonischen Kronen erbittern müsse, ohne die habsburgischen Majestäten zu befriedigen, empfahl der kaiserliche Bevollmächtigte unumwundene Nachgiebigkeit als ersprießlichste Lösung. „Im heiligen Collegium," berichtete Marschall Tessé am 15. December, „stimmen, vier oder fünf Ehrenhafte ausgenommen, sämmtliche Cardinäle dahin, daß der Papst unter dem Vorbehalt, den Rechten Philipp's V. damit nichts zu vergeben, den Erzherzog anerkennen darf, ob schlechthin als König oder als katholischen König von Spanien, darüber gehen die Meinungen auseinander."

Kranken Leibes, aufgeriebenen Geistes, dachte Clemens XI. noch immer hochsinniger als die Mehrheit seiner Cardinäle. Er brachte die Flucht in's Ausland in Vorschlag. Die Cardinäle erklärten sich bereit um Christi willen, doch nimmermehr um des bourbonischen Königs von Spanien willen das Märtyrerthum auf sich zu nehmen. Des Papstes Wollen war damit erschöpft. Tiefsinnig durchwandelte er seine Gemächer. Als Cardinal, seufzte er, habe ich gute Rathschläge

ertheilt, nun weiß Niemand mir zu rathen. Clemens räumte dem Abgesandten der bourbonischen Partei, Abbé Polignac und dem spanischen Pater Molines, freimüthig ein, daß er im Begriffe stehe, dem Ansehen des heiligen Stuhles Abbruch zu thun. Die päpstliche Beantwortung eines scharfen Protestes, den Tessé eingereicht, gab sogar zu, daß in dem Schreiben des Marschalls mehr Religion enthalten, wie in den Bescheiden des heiligen Collegiums; dennoch müsse er sich beugen und nicht nur zur Entwaffnung, sondern gleichfalls zur Anerkennung Karl's III. schreiten, beides freilich erst dann, nachdem der Kaiser für sämmtliche dem apostolischen Stuhle zugefügte Beleidigungen Abbitte gethan. Unterdessen ging die Unterhandlung mit Prié voran, um der französischen Späher willen in strengster Heimlichkeit und gewöhnlich bei Nacht geführt. Cardinal Paulucci, der Vertreter des Papstes, ein selbstgefällig lächelnder, von der eigenen Unübertrefflichkeit überzeugter Prälat, fand an dem Piemontesen seinen Meister. Paulucci versteht so viel von Politik, meinte Tessé, wie ich von der Uhrmacherei. Weil Prié anfänglich nur die principiellen Fragen, Entwaffnung und Anerkennung, berührt, hatte man auf päpstlicher Seite sich in den Glauben gewiegt, daß, sobald man in diesen beiden Stücken ein Nothdürftigstes bewilligt, die unverzügliche Räumung des Kirchenstaates erfolgen solle und Jegliches, was im Laufe der beiden letzten Jahre rechtsstreitig geworden, in curialem Sinn entschieden gelte. Um der Lösung seiner vornehmsten Aufgaben näher zu rücken, war Prié einer derartigen Auffassung nicht entgegengetreten. Nun erst, nachdem das Wichtigste gesichert schien, legte er neunzehn erläuternde und ergänzende Artikel vor. In diesen war das Maximum der künftigen päpstlichen Armee auf 5000 Mann beziffert, denn fortan werde das deutsche Kaiserthum das Schwert der Kirche führen; nur allmälig solle die Räumung des Kirchenstaates vor sich gehen, über künftige Durchzüge nach Neapel werde des Kaisers Belieben entscheiden, der Papst müsse sich zur Abtragung mehrerer Grenzfestungen bequemen und alle kaiserlichen Ueberläufer ausliefern, Comacchio bleibe in kaiserlichem Verwahrsam, das Oberlehnsrecht über Parma in der Schwebe, bis eine rechtskundige Commission sowol die Besitzansprüche des Hauses Este wie das Abhängigkeitsverhältniß der farnesischen Herzöge untersucht. Noch einmal stürmten, die Reihenfolge dieser Artikel in den Händen, die Parteigänger Frankreichs auf Papst und Cardinäle ein. Angesichts solcher Ruchlosigkeit, behauptete Tessé, habe der Papst entweder das Exil oder den Märtyrertod am Grabe des Apostelfürsten zu erwählen. In gedrücktester Stimmung berief Clemens XI. das Consistorium zu erneuerter Berathschlagung. Wiederum war in den letzten Tagen des Jahres 1708 von Anwendung der Kirchenstrafen die Rede, abermals legte der Statthalter Christi seinen Cardinälen die Frage vor, ob man mittels ungesäumter Flucht das Schifflein Petri bergen wolle. Er empfing dieses Mal die Antwort, die Auswanderung aus Rom müsse als heilsamster Entschluß gelten, vorausgesetzt, daß das Exil des heiligen Vaters Frankreich vermeide, denn, sobald der Sitz des Papstthums zu Avignon aufgeschlagen, werde Clemens ein Knecht der französischen Bischöfe sein. Avignon ausschließen, hieß die Flucht verbieten, und Letzteres gerade, urtheilte Tessé, beabsichtigen des Papstes Rathgeber: auch das Schmachvollste däucht ihnen annehmbar, sofern es den römischen Prälaten den

Wiederbesitz ihrer Pfründen und behaglichen Lebensgenuß verbürgt. Wohin sollte der Papst sich wenden? In Spanien konnte ihn ein Aufschwung des erzherzoglichen Waffenglücks überraschen. In Portugal lagerten Engländer und Holländer. Den Venetianern durfte man nicht trauen. Das deutsche Reich war Clemens verschlossen. In Genua, Toscana und Parma drohte des Kaisers Arm ihn zu erreichen. Sardinien war in habsburgischer Gewalt. Die Insel Sicilien umkreuzte ein englisches Geschwader. Vielleicht würden die katholischen Eidgenossen eine Zufluchtsstätte bieten. Doch die Pässe von Italien nach der Schweiz sperrten piemontesische Waffen, über Frankreich die Schweiz zu gewinnen hätte die Eifersucht des französischen Königs dem römischen Primaten niemals gestattet. Im Namen des Papstes frug man Prié nach den Formen, in welchen Kaiser Josef und Erzherzog Karl canonische Genugthuung leisten wollten. Eine Wiederholung dieser Frage, entgegnete Prié, werde seine schleunige Abreise bedingen. Am 15. Januar, fügte er hinzu, muß das Geschäftliche erledigt sein, andernfalls werde ich die Verhandlung als abgebrochen ansehen und den kaiserlichen Kriegsobersten das Weitere überlassen.

Wie manche kummervolle Stunde wäre Papst Clemens XI. erspart geblieben, wenn päpstliche Allwissenheit zum Verständniß der österreichischen Politik oder zur Ergründung des seemächtlich-österreichischen Notenwechsels ausgereicht.

Alle einsichtsvolleren Staatsmänner in des Kaisers Umgebung erachteten das Unternehmen gegen Rom als unfruchtbaren, den realen Interessen Oesterreichs sogar nachtheiligen Aufwand an Kraft, Geld und Truppen. Nach ihrer Ansicht sollte man auf freiem Durchmarsch nach Neapel und auf provisorischer Regelung des neapolitanischen Kirchenpatronates bestehen, das Uebrige, eingeschlossen die Anerkennung Karl's III., werde sich beim allgemeinen Frieden finden. Am wenigsten aber sei es gegenwärtig, wo man zum Kriege wider die bourbonischen Kronen jedes Fähnleins und jedes Hellers bedürfe, an der Zeit, veraltete Rechtsforderungen der Herzöge von Modena hervorzusuchen und um solcher Geringfügigkeiten willen einige Tausend Mann bester kaiserlicher Truppen an den Kirchenstaat zu bannen. Den Einwürfen der österreichischen Minister hatten sich schroffere Vorstellungen von auswärts gesellt. England und Holland, die beiden ausschließlich protestantischen Mächte, im spanischen Erbfolgekrieg Oesterreichs Verbündete, legten sich als Sachwalter des Papstes in's Mittel. Zu London und im Haag siegte der confessionellen Abneigung die politische Besorgniß ob, daß an den Streit zwischen Kaiserthum und Papstthum sich ein erneuerter Einsatz der französischen Waffen in Italien, jedenfalls eine Minderung kaiserlicher Bundesleistung am Rhein und in Flandern knüpfen möchte. Schon seit dem August 1708 drangen die seemächtlichen Cabinette deshalb auf nachgiebiges Einlenken von kaiserlicher Seite. Gemeinsam riefen sie die Vermittlung der geistlichen Fürsten im deutschen Reiche an. Ob die römischen Händel noch nicht beigelegt, frugen die Gesandten Hollands zu Wien in drängendem, in verdrießlichem und endlich in barschem Tone. Wie farbig die Gedenkbilder mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit gewesen, mit denen Josef I. sich in den Anfängen seiner deutschen Reichsregierung und ebenfalls zum Beginne seines Straußes mit Rom getragen, auch für ihn war die Ernüchterung nicht ausgeblieben. Erfahrung hatte ihn

belehrt, daß für eines deutschen Kaisers Autorität im deutschen Reiche kein Raum mehr vorhanden und daß eine Kaiserhoheit jenseit der Alpen nicht länger mit lehnsrechtlichen Ansprüchen, sondern mit Greifbarerem zu rechnen habe. Josef's Eifer war erkaltet, sobald sich herausgestellt, daß sein Bruder Karl die neapolitanische Statthalterschaft österreichischer Aufsicht zu entziehen und das Herzogthum Mailand als spanisches Nebenland zu behalten trachte. Nur als Ehrenfrage des Hauses Habsburg betrieb er seitdem die Anerkennung des königlichen Titels. Indessen, während man von Barcelona mit Ungestüm auf den Zusatz „katholischer König von Spanien" drang, sollte kaiserlicher Vorschrift gemäß Prié zwar mit verschärften Zwangsmaßregeln dräuen, doch um dieses Zusatzes willen den Vergleich nicht zum Scheitern bringen.

Clemens XI. hätte es auf die Probe ankommen lassen dürfen, ob Josef, um die Anerkennung Karl's III. durchzusetzen, seine Truppen gegen Rom entsenden werde. In diesem Falle war es weder den Würdeträgern der Kirche noch den französischen Staatsmännern gelungen, sich zu scharfer Würdigung der vielfachen Wenn und Aber im gegnerischen Lager zu erheben.

Schon entschlossen, sich innerhalb der von Prié gesteckten Frist zu vertragen, verlangte Clemens vom kaiserlichen Botschafter die Genehmigung zu einer kirchlichen Feier: dem Nachfolger Petri sollte das allgemeine Gebet der Gläubigen eine Erleuchtung von Oben auswirken. Nach einigen Bedenken bewilligte Prié die Veranstaltung eines eilftägigen Jubiläums. Dasselbe begann am 2. Januar 1709. In prächtigem Umgang ward ein Bildniß des Erlösers, welches, dem Pinsel des Evangelisten Lucas entstammend, vor Zeiten ohne Zuthun einer Menschenhand von Constantinopel nach Rom geschwommen, seinem üblichen Aufenthaltsorte, einer verschlossenen Capelle im Lateran, entführt und für die Dauer des Kirchenfestes in St. Peter aufgestellt. „Die Procession fand gestern statt," berichtete Tessé. „Nach Ablauf der Octave wird ruchbar werden, was der heilige Geist dem Papste eingegeben. Die gesammte anständige Welt ist, wie ich, überzeugt, daß die Sache zwischen Prié und Seiner Heiligkeit abgekartet, der letzte Entscheid schon gefaßt, der Marchese erst auf diese Zusage hin das Schaugepränge genehmigt. Sobald das Jubiläum beendigt, wird es heißen, Gott habe den apostolischen Vater des rechten Weges unterwiesen. Doch durch das Urtheil bestimmt, daß wir nicht sehenden Auges uns zu Narren Seiner Heiligkeit und der heiligen Congregation hergeben dürfen, schrieb ich, „dem Arzte wider Willen" aus dem Lustspiel gleich, nämlich Gesandter wie Theologe wider Willen, dem Herrn Papste ein aufrichtiges Wort." Während Tessé's Eingabe das Verhalten der Curie einer ätzenden Kritik unterwarf, redeten Polignac und Molines dem Papste mündlich in's Gewissen. In die Enge getrieben, verglich sich Clemens einem Steuermann, der, von Corsaren umringt, um Schiff und Mannschaft zu retten, einen Theil der anvertrauten Waarenballen zum Lösegeld bietet, ohne mit derartiger Handlungsweise sich zum Richter über fremdes Eigen aufzuwerfen. So werde auch der heilige Stuhl, von Drangsal überwältigt, den Oesterreicher als König, vielleicht als König von Spanien anerkennen, doch dadurch mit nichten einen Schiedsspruch über die Zugehörigkeit des Königreichs fällen. Ohnehin sei es nicht Sache des Papstes, in dem spanischen Erbfolgestreit

den Richter abzugeben. So weit er persönlich unterrichtet, wisse er genug, um aus freien Stücken und falls nicht der Dolch auf seine Brust gezückt, den Erzherzog niemals anzuerkennen. Trotzdem glaube er nicht zu sündigen, wenn er, dem Stärkeren erliegend, in diesem Falle der Noth einem Unschuldigen ein ungern verübtes Unrecht zufüge. Es war eine bedenkliche Ausflucht, deren sich der Papst bedient. Polignac nahm die Gelegenheit wahr, den apostolischen Vater auf den weiten Abstand aufmerksam zu machen, der zwischen den sonstigen schiedsrichterlichen Ansprüchen des heiligen Stuhles und der heutigen Ablehnung päpstlicher Verantwortlichkeit hervorspringe. „Pflegen die katholischen Völker doch," bemerkte der französische Abbé, „denen des Papstes Spruch als Stimme des göttlichen Sohnes gilt, der Meinung zu leben, daß die Partei, welche der Statthalter Christi ergriffen, die gerechte und allseitig zu ergreifende Sache ist." Clemens fühlte den Stachel, versuchte dem Angreifer zu entschlüpfen, und gab sich neue Blößen. „Es ist Pflicht der Franzosen," entgegnete er, die Audienz aufhebend, „das Ihrige zu thun, um dem spanischen Volke die Augen zu öffnen und demselben nicht allein die Unbilligkeit, sondern die völlige Ungültigkeit einer Anerkennung begreiflich zu machen, welche uns unter Anwendung verabscheuungswerther und sacrilegischer Mittel entrissen ward." An demselben 12. Januar, an dem der apostolische Vater sich den Vertretern Frankreichs gegenüber in solcher Rede erging, legten Prié und Cardinal Paulucci letzte Hand an den Friedensvertrag. Am 13. Januar ward das wunderthätige Christusbild zum Lateran zurückgebracht. Es folgten im Leben Clemens' XI. zwei kummervolle Nächte, drei aufregende Tage. In der letzten Stunde des 15. Januars genehmigte der Papst die Unterzeichnung des Vergleichs. Für die Formen der Entwaffnung, die Durchzüge nach Neapel, für das vorläufige Verbleiben der Kaiserlichen in Comacchio und für anderes Unwesentlichere hatte Prié seinen Willen aufrecht gehalten, hinsichtlich der Anerkennung Karl's III. eine abgeschwächte, indessen nur provisorische Fassung bewilligt. Die Curie verpflichtete sich, den österreichischen Erzherzog einstweilen als König und falls eine Congregation von fünfzehn Cardinälen in diesem Sinne entscheiden werde, auch als König von Spanien zu begrüßen, ihm hinfort, was das Wichtigste war, in sämmtlichen schon erworbenen oder künftig zu erwerbenden Gebietstheilen der spanischen Monarchie die Ausübung der herkömmlichen Kirchenhoheit zu gestatten und zu offenbarer Beurkundung solcher Anerkennung mit König Karl III. in gesandtschaftlichen Verkehr zu treten.

Selbstverständlich erschien es den Kaiserlichen, unausbleiblich den Franzosen, daß Clemens, nachdem er dem österreichischen Thronbewerber die mit der spanischen Krone verbundenen kirchlichen Gerechtsame zuerkannt, nachdem ein päpstlicher Nuntius am Hofe zu Barcelona, ein Botschafter Karl's an der Curie angemeldet, binnen Kürzestem sich zu der Gewährleistung des vollen Titels bequemen werde. Wider Erwarten wiederholten in einem unwürdigen Nachspiele sich sämmtliche Mühseligkeiten der früheren Unterhandlung. Anstatt für die Folgen des eigenen Irrthums einzustehen, schob der Papst die Verantwortung für den letzten Schritt auf das Gewissen der Cardinäle. Er selbst wollte mit der anstößigen Frage, ob die päpstliche Canzlei zwei katholische Könige von Spanien auf einmal in ihren Acten führen könne, nichts weiter zu schaffen haben. Das heilige Collegium

ließ den heiligen Vater im Stiche. Mehrmals versammelte sich die Congregation der Fünfzehn und ging jedesmal unter Betheuerung ihrer Incompetenz auseinander. „Zur Zeit," spöttelte Polignac, „spielen Papst und Cardinäle mit einander Verstecken oder werfen zur Kurzweil sich die spanische Angelegenheit wie einen Fangball zu." Von Neuem mußte der kaiserliche Gesandte drängen und zürnen. Ueberführt, daß weder die Congregation zum Reden noch das Haus Habsburg zu längerem Gedulden zu bewegen sei, wünschte Clemens sein letztes Zugeständniß so theuer wie möglich zu verkaufen. Er brachte die canonische Genugthuung auf's Neue in Anregung und erheischte, daß Kaiser Josef und König Karl III., kaiserliche und königliche Statthalter, Feldherren, Minister, ihrer mannigfachen Kirchenfrevel geständig, beim heiligen Stuhle um Absolution einkommen sollten. Wenn man von habsburgischer Seite diesen Preis zahlte, so machte die Curie ein glänzendes Geschäft. Eine derartige Bestätigung der päpstlichen Strafgewalt wog auf das reichlichste die Unehre auf, welche das Papstthum mit der Anerkennung eines zweiten katholischen Königs von Spanien auf sich lud. Mit ähnlichen Worten wie im vorigen Sommer sicherte Clemens während des Frühjahrs 1709 den französischen Cardinälen felsenfestes Ausharren zu. „Solche Reden," meinte Polignac, „hat Seine Heiligkeit uns schon oftmals gehalten und hernach das Gegentheil von dem, was man sagte, gethan."

Die kaiserliche Antwort vom 20. April lautete schlechthin verneinend: weder mündlich noch schriftlich dürfe von kirchlicher Satisfaction die Rede sein; höchstens könne man ein Nachsehen haben, wenn etliche der niederen Beamten sich um persönlicher Gewissensnöthe willen in der Stille mit ihren Beichtigern abfinden würden. Wahrscheinlich, urtheilte um diese Zeit Cardinal de la Tremoille, sind die Breven zur förmlichen Begrüßung des Erzherzogs schon fertig gestellt. Diesmal irrten die Parteigänger Frankreichs. Erst mit Ausgang Juni brachte die Anzeige Prié's, daß Feldmarschall Daun der Rückkehr in den Kirchenstaat gewärtig sei, die Sache in Richtigkeit. Ohne daß die andere Partei eine Gegenleistung übernahm, dem eigenen Vorsatz wiederum untreu, von französischer Seite wiederum des Wortbruchs geziehen, von der bourbonischen Staatsgewalt zu Madrid mit Ausweisung des päpstlichen Nuntius, mit Unterdrückung der päpstlichen Gerichtsbarkeit und mit völliger Verkehrssperre gestraft, gelobte Clemens nun endlich, König Karl III. gleicher Ehrenbezeugung wie König Philipp V. theilhaft zu machen.

Die Entscheidungen des Erbfolgekrieges schienen damals, freilich war dies ein trügerisches Hoffen, die baldige Entwurzelung der bourbonischen Dynastie auf spanischem Throne zu verbürgen. Noch einige Monate verstrichen, vergeblich versuchte Clemens während dieser Frist die Räumung Comacchio's zu erhandeln, dann erfolgte am 14. October 1709 des Papstes Ansprache an das Consistorium: unter Vorbehalt, daß daraus anderweitigen Rechten kein Nachtheil erwachsen solle, gab Clemens der Anerkennung eines zweiten katholischen Königs von Spanien Oeffentlichkeit. Rom jubelte. Draußen ward man um eine Erfahrung reicher. Man wußte noch genauer als zuvor, was man in den Dingen von dieser Welt von eines Papstes Unfehlbarkeit zu halten habe.

Ferien in England.*)

(September, October 1874.)

Von

Julius Rodenberg.

IV.

London.

Zuweilen, wenn der Morgen sonnig und kühl ist, mache ich mich auf nach London, durch schattige Heckenwege, welche noch dampfen von der Feuchtigkeit der Nacht, durch Dörfer, an Kirchen und Kirchplätzen und Schulhäusern vorbei, die erstern feierlich in ihrer ungestörten Morgenruhe, die andern voll von dem Surren und Summen der Kinderschaar, das durch halb emporgeschobene Fenster dröhnt. Dann wird es wieder still, und still bleibt es auf dem kleinen Bahnhof von Southall, auf welchem nur zweimal eine große Bewegung ist, in der Frühe, gegen 9 Uhr, wenn die Herren aus dieser Umgegend in die City fahren, und Abends gegen 6, wenn sie aus der City zurückkehren zu ihren Familiensitzen. Während des ganzen übrigen Tages nimmt er wieder ein ländliches Aussehen an, die Morgenblätter sind vergriffen, der Zeitungsjunge nickt zwischen dem „Punch" von der vorigen Woche und den Magazines von dem vorigen Monat, Alles fällt in eine lässigere Gangart, und selbst die Züge kommen langsamer, in längeren Zwischenräumen, und die Coupés sind fast leer. Und doch sind wir der Riesenstadt so nahe, deren Arme sich mehr und mehr ausbreiten und — wer weiß? — auch diesen grünen Streifen Landes bald umschlungen halten werden!

Wer beschreibt und schildert das beispiellose Wachsthum, welches — soweit man rückwärts schauen kann — seit fast zweihundert Jahren unaufhörlich, in steigenden Progressionen fortgeschritten ist, und wo wird zuletzt noch Platz für London sein, wenn seine Einwohnerzahl wirklich am Ende dieses Jahrhunderts, wie nach den vorhandenen Ziffern ausgerechnet worden, sechs Millionen betragen sollte? London im Anfange des 17. Jahrhunderts war, was man heute eine

*) Man vergl. Octoberheft, S. 110, und Novemberheft, S. 283.

Mittelstadt nennen würde, mit nicht mehr als 150,000 Einwohnern; aber hundert Jahre später zählte es schon über eine halbe Million. Die rapide Vergrößerung, die wir auch gegenwärtig noch und in unmittelbarer Nähe bei modernen Städtewesen, die sich zu Weltstädten entwickeln, beobachten können, begann damals in London, indem benachbarte Kirchspielgemeinden erreicht und incorporirt wurden. Stadttheile, die jetzt nicht zu den entfernten gehören, waren damals außenliegende Dörfer mit grünen Feldern und offenen Chausseen, wie Paddington im Westen, Bethnal-Green im Osten und Chelsea im Süden, wo Walpole's Vater ein Landhaus hatte, als er noch Minister war. Als er, im Jahre 1742, aus dem Amte schied und Besuche erwidern sollte, was Minister bekanntlich nicht zu thun brauchen, wußte er, wie sein Sohn Horace erzählt, gar nicht, wo er sich befinde, als er so viele neue Straßen und Plätze um sich sah. Dreißig Jahre später, als Horace Walpole sein Landhaus auf der anderen Seite von London hatte, ging es ihm nicht anders, wie früher seinem Vater. „Auf allen Seiten," schreibt er aus Strawberry-Hill an Sir Horace Mann, „schießen Häuserreihen empor wie Pilze, und die Bauwuth ist so groß, daß, wenn ich vierzehn Tage hier bleibe, ohne in die Stadt zu gehen, ich mich umsehe, ob seit meinem letzten Ausfluge dahin kein neues Haus gebaut worden ist. ... Von London bis Brentford, ja von London bis zu jedem Dorfe zehn Meilen in der Runde, wird Alles einst eine Straße sein." Seine Prophezeihung hat sich beinahe schon erfüllt. Als Horace Walpole, zweiter Earl of Oxford, im März 1797, ein Achtzigjähriger, starb, da hatte London 800,000 Einwohner, und dreizehn Jahre nach seinem Tode, 1810, eine Million mit 160,000 Häusern.

Wie sehr, innerhalb meiner eigenen Erinnerung, ist London gewachsen! Als ich zum ersten Mal nach London kam, im Jahre 1856, da zählte diese Stadt 2,618,258 Einwohner und bedeckte 100 engl. Quadratmeilen mit 333,500 Häusern; sechs Jahre später dehnte sie sich über 117 engl. Quadratmeilen mit 362,890 Häusern und 2,803,034 Einwohnern aus; abermals sechs Jahre später, 1868, über 122 Quadratmeilen mit 400,778 Häusern und 3,162,635 Einwohnern; 1871 über 126 Quadratmeilen mit 417,028 Häusern und 3,251,804 Einwohnern. Man hat berechnet, daß die Einwohnerzahl London's sich täglich im Durchschnitt um 126 Menschen, und im Jahre zwischen 40- und 50,000 vermehre; heute daher müßte sie gegen 3,400,000 betragen, und da dort jedes Haus durchschnittlich von acht Personen bewohnt wird, so müßte die Zahl der Häuser sich auf etwa 430,000 vermehrt haben, mit ungefähr 130 engl. Quadratmeilen Grund und Boden, wobei zu bemerken (was sich freilich aus einer Vergleichung der Zahlen schon ergibt), daß die Ausdehnung des letzteren nicht im Verhältniß mit der Dichtigkeit der Bevölkerung zugenommen und in der Folge wahrscheinlich immer noch mehr abnehmen wird — wo sollte sonst England vor London bleiben? Immer mehr große und hohe Häuser, nach Art der unsrigen, entstehen schon, namentlich in der westlichen Gegend London's, und während noch im Jahre 1851 durchschnittlich 30 Personen auf einen Quadratacre kamen, rechnete man im Jahre 1868 bereits 40 auf denselben Flächenraum. Um es mit Einem Wort zu sagen: die Bevölkerung von London hat in den letzten zwanzig Jahren um so viel zugenommen, als die gegenwärtige gesammte Einwohnerzahl von

Berlin beträgt, und in derselben Zeit um fast halb so viel Häuser, als ganz Berlin Wohnungen enthält. Ich habe die Zahlen so genau angegeben, als sie mir zu Gebote standen; sie werden der Wirklichkeit sehr nahe kommen und dazu dienen, das Bild dieser Stadt anschaulich zu machen, welche sich über vier Grafschaften (Middlesex, Surrey, Kent und Essex) erstreckt und in ihrem allmäligen Wachsthum 100 Ortschaften und 147 Communen verschlungen hat.

Die letzten zwanzig Jahre nun, welche — man kann seit dem Krimkrieg datiren — von außerordentlichem Einfluß auf das englische Leben überhaupt gewesen sind, haben auch in der Metropolis Englands vielfache Veränderungen vor sich gehen sehen. Durch den gesteigerten Contact mit dem Festland, namentlich mit Frankreich, und durch den Vergleich mit Paris wurde der Wunsch nach Verschönerung hervorgerufen und allgemein laut. Unaufhörlich seitdem mit dem äußeren Wachsthum Londons hat der innere Umbau gleichen Schritt gehalten. Die Themsequais haben einen imposanten Blick auf den Strom geöffnet, und wo einst zur Ebbezeit zwischen morschem und in Morast halb versinkendem Holz- und Mauerwerk der Schlamm an die Häuser schlug und bei Hochwasser die Böte ruderten, da rollen jetzt Equipagen auf festem Granit; die steilen Abhänge bei Holborn-Hill — einst der „heavy hill" genannt, wegen der traurigen Wagen, die diesen Berg hinan aus Newgate die Opfer der Gerechtigkeit nach dem Galgen von Tyburn schleppten — und Snow-Hill, welche den Eintritt in die City, von Oxfordstreet her, einst so sehr erschwerten und gefährdeten, sind theils abgetragen, theils durch mächtige Viaducte überbrückt; neue, weite Durchgänge sind gebrochen, in den engen Winkelgassen ist aufgeräumt worden, und wenn auch manch ein gutes Stück vom alten London dabei hat geopfert werden müssen, welches der Freund der Vergangenheit ungern vermißt, so ist doch genug übrig geblieben, um ihn den Verlust des alterthümlich Beschränkten weniger empfinden und den Gewinn an großartigen Neuschöpfungen um so mehr schätzen zu lehren.

Diejenige Neuerung, welche zu den großartigsten gehört und den Fremden am meisten überraschen wird, wiewol sie wenig oder gar nichts an der Oberfläche London's verändert hat, dürfte die sogenannte „Untergrund-Eisenbahn" sein. Nirgends, in keiner andern Stadt der Welt, wird man Etwas sehen können, was sich an Kühnheit der Conception und Sicherheit der Ausführung mit diesem Werke vergleichen ließe; die Bewunderung, welche schon die bloße Thatsache verdient und ein flüchtiger Ueberblick hervorruft, wird noch gesteigert, wenn man sich mit den immensen Schwierigkeiten bekannt macht, unter welchen es zu Stande gebracht worden. Aber in allen Dingen, welche die Verwerthung der Resultate naturwissenschaftlicher Forschung für das praktische Leben bezwecken oder die Kunst des Ingenieurs voraussetzen, ist England nun einmal das führende Land. Es ist, trotz seiner Richtung auf das unmittelbar Nützliche, doch ein stark idealer Zug und trotz des stark ausgesprochenen und ausgebildeten Sinnes für das greifbar Wirkliche zugleich eine Beimischung phantastischen Elements im Wesen des Engländers, welches nicht nur in seiner Literatur und Dichtung, sondern ebenso sehr in diesen Anlagen rein technischer Natur zum Vorschein kommt. Bei keinem zweiten modernen Volke herrscht ein so glückliches Gleichgewicht zwischen dem einfachen gesunden Menschenverstand und den höheren, geistigen und moralischen

Eigenschaften, welche vor der Größe solcher Aufgaben nicht zurückschrecken, sondern von dem Schwierigen, ja selbst Abenteuerlichen nur um so mehr angezogen werden und ihm mit einer ruhigen Geduld und männlichen Ausdauer begegnen, nicht minder bewundernswürdig als der geniale Gedanke, der all' jene Kräfte in Bewegung setzte. Dies ist im höchsten Maße der Fall bei dem unterseeischen Kabel, und in einem immer noch bemerkenswerthen Grade bei der unterirdischen Eisenbahn.

Das subterrane London ist in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung unterminirt und durchzogen mit hundert und aberhundert Meilen von Röhren und Leitungen, von Canälen und Tunnels. Da sind zuerst die Röhren der Wasserleitung, welche dem Riesenkörper London's alltäglich eine Masse von 46 Millionen Gallonen zuführen, d. h. ein Volumen, welches einem Flusse gleicht, neun Fuß breit, drei Fuß tief und mit einer Geschwindigkeit von zwei (engl.) Meilen die Stunde*). Da sind ferner die Gasröhren, welche die 360,000 Flammen, die sie auf den Straßen allein zu speisen haben, während des Verlaufs von 24 Stunden mit 13 Millionen Cubikfuß Gas versorgen. Da sind endlich die Drainageröhren, welche in einer Gesammtlänge von 85 (engl.) Meilen die täglichen Effluvien — dieses Wort ist ja nun seit der Canalisation Berlin's und anderer großen Städte Deutschlands auch uns ohne Commentar verständlich — in einem Betrage von 14 Millionen Cubikfuß, 14 Meilen unterhalb London-Bridge, in die Themse ausleeren. Man kann daher seit der Neugestaltung dieser colossalen Untergrundbauten von der Themse sagen, daß sie in ihrem obern Lauf der Brunnen und in ihrem untern die Cloake London's sei, deren Inhalt übrigens, 12 Meilen weiter, wieder an's Land gespült und theilweise dazu benutzt wird, wüstes Land urbar zu machen.

Zu diesen vorhandenen drei Systemen ist in der Tiefe von London als viertes die Untergrund-Eisenbahn getreten, wegen der Nachbarschaft, in der sie sich befindet, mit einem populären Ausdruck auch „die Eisenbahn der Ratten" genannt. Sie hat dem allgemeinen Publicum das Reich der Nacht geöffnet, welches bisher von dem eigenthümlichen Reiz des Geheimnißvollen und Schauerlichen umgeben war; allein noch immer, so angenehm man auf ihr fährt und so geschäftsmäßig Alles zugeht, wird Derjenige, welcher nicht daran gewöhnt ist, sich seltsam angeweht fühlen von dem kühlen Athem und Erdgeruch, von der Finsterniß, die jäh mit Sonnenschein und Helligkeit wechselt, welche ihrerseits ebenso rasch wieder von der vorigen Dunkelheit verschlungen werden. Nun verkündet ein lautes Gepolter über unserm Haupte, daß ein anderer Eisenbahnzug über uns dahinrollt; oder dumpfes Getöse, daß wir unter den Straßen der City; nun tiefe Stille, daß wir unter den grünen Spaziergängen eines Parks, einem fashionablen Square des Westends oder einem Gefängniß oder einer Kirche sind. Nun blitzt der Strom zu unsern Füßen, nun fahren wir in einem Tunnel zwischen zwei andern Tunnels dahin, der eine unter uns für

*) Nach einem vorliegenden Bericht über Straßenreinigung wird die Masse des täglich auf London's Straßen abgelagerten Pferdedüngers auf 20,000 Centner angegeben; und „London's Waschzettel" auf mehr als 90 Millionen Mark jährlich geschätzt.

die träge Masse des Stoffwechsels, der andere über uns für Wasser, Gas und Telegraphendrähte. Diese Canäle der Ernährung und Ausscheidung im Körper von London mußten von der Untergrund-Eisenbahn überall in Betracht gezogen werden; sie durfte dieselben nicht verletzen, sie mußte bald parallel mit ihnen in einer Linie, bald über, bald unter ihnen sich einen Weg suchen. In der City mußte der alte Fleet-Graben in einer wasserdichten eisernen Leitung und in Chelsea die große Cloake von Ranelagh auf eisernen Säulen quer über die Linie geführt werden. Die Kosten, selbst nach englischem Maß gemessen sehr hoch, sind für continentale Begriffe geradezu fabelhaft, die Schwierigkeiten nicht minder. Aber englisches Capital und englischer Unternehmungsgeist nahmen das Werk in die Hand, und heute ist es fertig, die ganze Peripherie London's von unten her umzirkelnd. Hervorgerufen durch das Bedürfniß, die Straßen London's zu erleichtern, hat die Untergrund-Eisenbahn doch nur wesentlich dazu gedient, den Personenverkehr von den früheren Hindernissen zu befreien und ihn demgemäß zu beschleunigen, so daß, während nun auf der Oberfläche sich die Lasten und Wagen in unverringerter Zahl drängen, gleichzeitig unter der Erde sich Hunderttausende von Menschen den ganzen Tag lang hin- und widerbewegen.

Die Untergrund-Eisenbahn bildet den inneren Cirkel jenes dreifachen Schienengürtels, von welchem London durchzogen und umspannt ist. Sie besteht aus der Metropolitan- und District-Eisenbahn, die sich von Norden und Süden ringförmig aneinanderschließen, und der London-Eisenbahn, welche den Kreis nach Westen hin erweitert. An einigen Stellen läuft sie direct unter der oberirdischen Eisenbahn, an andern wird sie von derselben gekreuzt, überall aber stehen die beiden nicht nur unter sich, sondern auch mit allen in London mündenden Linien außerdem im Zusammenhang, so daß man von jedem beliebigen Punkte der einen nach jedem beliebigen Punkte der andern in Stadt und Land mittelst derselben gelangen kann. Wenn man eine neuere Karte von London vor sich hat, auf welcher die Schienenwege unter der Erde roth und die über der Erde schwarz angegeben sind, so gewinnt man einen deutlichen Begriff, wie kunstvoll die Maschen dieses eisernen Netzes gewoben sind, wie die Stränge hier einander schneiden, dort zu unentwirrbaren Bündeln sich verflechten, gleich den Blutgefäßen in einem lebendigen Organismus, wie sie hier senkrecht auf einander stoßen, dort in schöngeschwungenen Curven einander ausweichen, hier über ganze Strecken von Häuserdächern fortlaufen, dort plötzlich wieder in die Tiefe zurücktauchen unter die Grundmauern derselben. Die Welt hat nichts Aehnliches mehr aufzuweisen, weder an Großartigkeit des allgemeinen Planes, noch an Bequemlichkeit der Benutzung für den Einzelnen. Gewisse Züge, wie der Cityzug, der Southall in der Frühe des Morgens verläßt, gehen unmittelbar von der Hauptlinie auf die Untergrundbahn über. Plötzlich verschwindet das Tageslicht und alle Wagen erleuchten sich von dem transportabeln Gas, welches jeder Zug in großen Behältern mit sich führt. Kein Kohlendunst macht sich bemerkbar; die Maschinen brennen Cokes und verzehren ihren eigenen Rauch. Und nun, in Zwischenräumen von vier zu vier Minuten, rasselt Zug um Zug vorüber. Die Stationen, welche den Hauptadern des Verkehrs entsprechen, sind zahlreich und ganz wie die Stationen über der Erde, mit großen Placatentafeln und Firmenschildern und einem Buffet, an

welchem man Bier und Sherry und Kuchen und „Sandwiches," und ein Gestell, an welchem man Zeitungen und Bücher haben kann — Alles aber in ein unheimliches, aschfahles Zwielicht gehüllt. Breite Steintreppen führen nach der Oberfläche hinauf und von dort herunter. Das Gefühl, mit welchem man den Sonnenschein und die Wärme des Tages wieder begrüßt, ist nicht minder überraschend, als das entgegengesetzte. Der Londoner freilich ist an diese Art des Reisens schon so gewöhnt, daß er in einem Untergrundwagen sitzt wie in einem Omnibus. Aber etwas Anderes ist es für den Fremden, der eben noch grüne Wiesen und Felder und Bäume um sich her sah und nun auf Einmal sich mitten im Schoße der Erde befindet. Der Wechsel ist jäh und fast unvermittelt. Und welch' seltsame, bisher ungekannte Empfindung, die Namen von Straßen und Plätzen ausrufen zu hören, die sich dort oben über unserm Haupte befinden, während hier unten eine Station aussieht wie die andre — graue Mauern, mit einem Streifen bleichen Tageslichts und dann wieder undurchdringliche Nacht! Hier Royal Oak und Westbourne Park — wie viele Erinnerungen an glückliche Tage werden wach, verlebt in dem Haus einer Terrasse, unter welcher ich jetzt dahinfahre! Hier Nottinghill und Addison Road, welche die Bilder vom Hollandhouse, vom „Tatler" und „Spectator" in mir hervorrufen. Hier Gloster Road und Kensington, mit dem Park über mir und dem Schlosse, in welchem König Wilhelm und Königin Anna lebten und starben, und dem holländischen Garten, in welchem Thackeray so gern spazieren ging — und hier Victoria-Station mit dem Palast der Königin über mir — und hier St. James's Park-Station, das Ziel meiner heutigen Untergrund-Fahrt.

Wie ich heraustrete, bin ich fast geblendet von dem Glanz und der Helligkeit des lieblichen Mittags, und ein Duft und ein Zauber umfangen mich, wie wenn ich das Alles jetzt zum ersten Mal empfände. Fast bläulich schimmern die Bäume, die Seespiegel bewegen sich mit tausend flimmernden Wellchen, und dort hinten, aus der dichten Masse von Laub und Schatten, erhebt sich das ehrwürdige, gothische Gemäuer der Kathedrale von Westminster.

Kleine, stille Seitengassen führen aus dem Park zu dem Münster, dessen älteste Theile in den finstern Kreuzgängen sichtbar werden, wenn man von hier aus naht. Ein Kloster der Benedictiner stand hier in den frühen Sachsentagen. Doch wiewol die Gräber von Sebert, König der Ostsachsen im 7. Jahrhundert, und von Eduard dem Bekenner aus dem 11. noch vorhanden, so ist ihrer Hände Werk doch verschwunden, bis auf die letzten Spuren, die sich in den Grundmauern des südlichen Transeptes erhalten. Der Dom, einer der herrlichsten der Christenheit, wie wir ihn jetzt vor uns haben, in seiner reinen Gothik, mit seinen mächtigen Strebepfeilern, hohen Hallen, reich verzierten Wölbungen, stammt aus dem 13. Jahrhundert, den Zeiten Heinrichs III. und Eduards I. Langsam schreite ich dahin, unter den Außenpfeilern des Schiffs, unter den Flügeln des Chors, unter den Bogenfenstern des Transeptes, an den Capellen vorüber — Alles in jene düstre Farbe der Jahrhunderte gekleidet, auf einem Boden, der fast so lange, als die christliche Zeitrechnung reicht, den Menschen heilig war — „a sacred part of Albion's isle" (Byron's Don Juan, XI, 24). Etwas Feierliches, etwas Beruhigendes hat es, mitten in dem Ocean des Lon-

doner Lebens, wenn man die Glocke von Westminster schlagen hört; immer stiller wird es, als ob man sich aus der Welt entferne, wenn man sich diesen steinernen Zinnen und Zacken und Thürmen und Thürmchen naht, welche seit mehr als einem halben Jahrtausend schon ruhig und unbewegt in den Himmel ragen. Oft, in vergangenen Jahren, wenn ich, damals ein Fremdling in der großen, großen Welt von London, mich einsam und verlassen fühlte, bin ich hierhergekommen, um an den Gräbern von Königen und Dichtern zu träumen; und heute, nach so viel inzwischen verflossener Zeit, gehe ich denselben Weg und empfinde fast denselben Eindruck. Noch weht es wie Luft des Mittelalters, mit einem starken Beisatz von Mönchsthum und pfäffischer Gelehrsamkeit und feudalem Absolutismus, um dies Portal und in diesem Hofe, wo das Capitelhaus von Westminster steht, einst, unter den Plantagenets und Tudors (von Eduard I. bis Eduard VI.), mehr als dreihundert Jahre lang, der Versammlungsort der Gemeinen, „leur ancienne place en la maison du Chapitre de l'Abbeye de Westm." Hier ward bis vor Kurzem das englische Grundbuch Wilhelm's des Eroberers aufbewahrt, früher in der Kathedrale von Winchester, seit 1860 in dem neuerbauten Staatsarchiv (Record Office) in Chancery-Lane, und von den Normannen „le grand rôle, le rôle royal, le rôle de Winchester", von den Sachsen aber das Buch des jüngsten Gerichtes, „Doomesdaege-boc" genannt, „quia nulli parcit, sicut nec magnus dies judicii".

Jetzt nimmt die Dämmerung, die durch das Innere der Westminster-Abtei webt, mich auf. Stimmen tönen herauf, bald wie dumpfes Gemurmel, bald wie ferner Gesang, das Herz seltsam erschütternd. Einzelne Lichter glühen, hier und dort, in diesem dunklen Walde von Stein; sind es die Reflexe der Sonne, welche durch die bunten Scheiben schaut, sind es die Lampen, welche röthlich über den Altären, in den Nischen, an den Gräbern brennen, dort, wo Maria Stuart friedlich neben Königin Elisabeth schlummert? Aus den traumhaften, halb visionären Fernen kehrt der Blick zu der nächsten Umgebung zurück, und der graue Tagesschimmer zeigt ihm bekannte Gestalten umher. Es ist der Poetenwinkel — „Poet's corner" — ein Raum von mäßigem Umfang, aber doch den ganzen Ruhm der englischen Dichtkunst umschließend, von Chaucer an, der ihr Vater genannt und im Jahre 1400 hier bestattet ward, bis zu den jüngsten seiner Nachkommen, die seinem glorreichen Wege bis hierher gefolgt sind. Bald wird das fünfte Säculum seitdem sich vollendet haben. Die Wände sind mit steinernen Denkmalen bedeckt, der Grund ist ganz mit Staub und Asche gefüllt; da wird nur wenig Platz mehr sein für neue Gräber. Und doch stehe ich hier an einem, das nicht war, als ich zum letzten Mal in Westminster-Abtei geweilt. Zu diesem Grabe zog es mich oft wehmüthig aus weiter Ferne hin, und es zu besuchen war mein erster Gedanke am ersten Morgen, den ich wieder in London zugebracht. Der darin ruht, ist mir nicht näher befreundet gewesen, als den Millionen Andern, denen er im Leben Gutes gethan und die daher ihn im Tode nicht vergessen werden. Eine dunkle Steinplatte bedeckt die Gruft, mit folgender Inschrift in Messingbuchstaben:

Charles Dickens,
born 7. February 1812,
died 9. June 1870.

Die Büste Thackeray's schaut auf sein Grab herab und von der Wand gegenüber die Büste Oliver Goldsmith's. Vier Jahre sind es, daß er hier schläft, hinweggerufen aus einer halbvollendeten Arbeit. Aber genug hat er der Mit- und Nachwelt gegeben, um seinen Namen und sein Andenken nicht sterben zu lassen. Künftige Geschlechter werden nicht minder bewegt und dankerfüllt, wie das gegenwärtige, zu diesem Grabe pilgern, dessen nunmehr stiller Bewohner uns lachen und weinen machte, wie kein zweiter des Jahrhunderts.

Die Pflicht der Pietät erfüllt, trete ich wieder hinaus; ein gelblicher Nebel hat sich herabgesenkt auf die Straßen, deren Branden und Brausen mir entgegendonnert und mich mächtig hineinträgt in das volle Londoner Leben. Zu meiner Rechten steht das Parlamentsgebäude, Westminsterhall und der Victoriathurm; vereinsamt in die vorüberrauschende Menschenwoge, wie zurückgewandt in die Vergangenheit, schaut Whitehall, als schwebe um seine graue Façade der Schatten Karl's, als dröhne durch seine hallenden Corridore der Schritt Cromwell's ... Hier öffnet sich der Durchblick, hier Charing Croß und Trafalgar Square mit den Brunnen und den Treppen und der Nelsonsäule und der Nationalgalerie; dort „der Strand, der Strand, der Strand" und Northumberland-Haus, einst weithin kenntlich durch den Löwen der Percies! Lange war dieses Haus der herzoglichen Northumberlands, vom Geschlechte der Percies, eines von den Wahrzeichen London's. Dreihundert Jahre hat es hier gestanden. Als es gebaut ward, war Charing Croß ein Dorf und der Strand eine offene Chaussee zwischen der City und Westminster, an welcher, nach der Wasserseite hin, die großen Adelsgeschlechter, die bis dahin innerhalb der Stadtmauern residirt, ihre ländlichen Schlösser bauten. Die meisten von ihnen sind wieder verschwunden, nichts zurücklassend als ihre Namen in den kleinen Gassen, die zur Themse niederführen; aber Northumberland-Haus hielt bis zuletzt, seine adelige Stirn hoch hebend über den kaufmännischen und gewerblichen Veränderungen rings umher, obwol, auch es, tiefgeschwärzt von der Zeit und dem Ruß und dem Rauch und dem Regen, die hier, in der Atmosphäre London's, ihr Werk ganz anders thun, als in unsern Städten. Die früheren Percies, unter ihnen Heinrich Percy, mit dem Beinamen Heißsporn, Shakespeare's unsterblicher Percy, wohnten in Aldersgate und Fenchurchstreet, in dem innersten Kern der City, da wo heute nur Firmenschilder und Läden und Comptoire sind; und das Haus des Neunten aus dem damals noch gräflichen Geschlechte stieß an das Eigenthum von William Shakespeare in Blackfriars. Seitdem aber ist die Geschichte der Percies bis zuletzt mit diesem Haus am Strand verbunden gewesen, welches, von den Northamptons gebaut, durch Erbschaft an die Suffolks, durch Heirath an Algernon Percy, Graf von Northumberland und durch dessen Enkelin Elisabeth an die Somersets kam. Seine mächtige Steinfront mit Erkern und Thürmen und Thorweg deckte den inneren Hof und Quadrangel gegen den Strand, und seine Gartenanlagen und Terrassen reichten bis zur Themse hinab. Es war ein Sitz edler Gastfreundschaft, ein Platz, wo die Künste geliebt und die Künstler geschätzt wurden. Berühmt durch seine fürstliche Pracht war der Ballsaal, mehr als 100 Fuß lang und mit den herrlichsten Fresken geschmückt, und das Vestibule, 32 Fuß lang und mehr als 12 Fuß breit, mit dorischen Säulen und kostbaren Vasen und Kronleuchtern, die

von stuckverzierten Plafonds herabschwebten, und die breite Doppeltreppe mit Stufen von Marmor, vergoldeten Gittern und Geländer von Mahagony; berühmt vor Allem, und eine Sehenswürdigkeit, als solche verzeichnet schon im London des 17. Jahrhunderts, war die Gemäldegalerie mit ihren Titian, Andrea del Sarto, da Vinci und Vandyck und Ruysdael. Trat man in dieses Haus, welches zu gewissen Zeiten und unter gewissen Bedingungen dem Publicum geöffnet war, so empfing man sofort den ganzen Eindruck jener historischen Geschlechter Englands, deren Namen und Erinnerungen mit der Politik und der Literatur ihres Landes auf das innigste verwachsen sind, und des unermeßlichen Reichthums, der als ihr Attribut mit einer Art von historischer Gewalt zu den Sinnen spricht und die sonst nur in unbestimmten Umrissen erscheinenden Jahrhunderte mit seinem Gold und seinen Bildern in greifbaren Wirklichkeiten lebendig illustrirt.

Aber der Besucher, der nach mir kommt, wird nichts mehr sehen von Northumberland-Haus. Es ist, nicht ohne daß heftige Debatten im Parlament und in der Presse vorangegangen wären, verurtheilt, zu verschwinden, um einer neuen Straße von Trafalgar Square nach den Themsequais Platz zu machen. Schon jetzt, indem ich auf meiner Wanderung einen Augenblick vor ihm verziehe, kann ich die Spuren der beginnenden Zerstörung wahrnehmen. Das Wappenthier dieses Hauses, der Löwe, der seinen Schweif gegen die City kehrte und sein Haupt gegen Westminster, ist nicht mehr dort oben, und melancholisch von dem Gesims, das er krönte, blicken die Initialen des letzten männlichen Nachkommen des „stolzen" Somerset: „A(lgernon) S(omerset) P(rinceps) N(orthumbriae)." Große Placate an den staubbedeckten Fenstern laden zu einer Auction ein, in welcher das vergoldete Getäfel, die Medaillons, Figuren und Blumenkränze des Ballsaals, die Stuckarbeiten der Halle, die Thüren, die Schwellen, die Fenster und die Ziegelsteine des Baues selber an den Meistbietenden verkauft werden sollen .... Sic transit gloria mundi! Der gegenwärtige Herzog von Northumberland, ein Urenkel der Erbtochter von Somerset, hat von der Stadt London eine halbe Million Pfund Sterling erhalten, und „das große historische Haus, welches, von einem Howard angefangen, von einem Percy fortgesetzt und von einem Seymour vollendet, für mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert die Residenz seiner Ahnen gewesen," wird bald ein Trümmerhaufen sein, und wenn ich wiederkomme, vielleicht in eine glänzende Straße sich verwandelt haben.

Ein nicht minder charakteristisches Stück London ist der Leicester Square, welchen ich auf meinem der Betrachtung gewidmeten Gange jetzt aufsuche — durch Seiten- und Hintergassen, mir alle wohlbekannt, vom Strand hinaufschreitend. Kaum daß ich den Square wieder erkenne in seiner modernen Tracht, mit seinem Schmuck von Blumen und Brunnen und Bildsäulen. Denn mit Leicester Square war man gewohnt, die Vorstellungen von Unsauberkeit und einem gewissen liederlichen, ungeordneten Leben zu verbinden. Bei Tage hatte er, mit seinen verwilderten Bosquets und Schutthaufen in der Mitte, das Ansehen der äußersten Vernachlässigung, es roch überall wie nach ausgebrannten Oellampen. In der Nacht erst erwachte der Platz; dann strahlten die verwitterten Häuser von Gassternen und aus dem Innern ihrer rauchigen Säle klangen die

sentimentalen Weisen französischer Romanzen. Französische Flüchtlinge sind es hauptsächlich, welche diese Gegend von jeher bevölkerten; und da seit den Tagen der großen Revolution, ja früher schon, jede Regierungsform ihre Verbannten hatte, so folgte hier eine Generation der andern im Exil. In der Nachbarschaft dieses Squares lebte Voltaire, als er, nach seiner zweiten Haft in der Bastille, Frankreich verlassen mußte und hier (1728—30) schrieb er die „Lettres de Londres sur les Anglois". Hier, in einer späteren Zeit, lebte und hier sah ich selber Ledru-Rollin. In diesen Schlupfwinkeln war, während seines Aufenthaltes in London und als er gegen Frankreich conspirirte, Prinz Louis Napoleon eine heimische Figur; hier, nachdem der Revolutionär Kaiser geworden, plante Orsini sein Attentat gegen ihn, ein Verschwörer gegen den andren, und hier sammelten sich endlich die Communards, welche den Kriegsgerichten und Massenerschießungen Mac Mahon's entgangen.

Eine eigene Art von Romantik, von Empörung, Unordnung und Unzufriedenheit hat immer um diesen Square geschwebt, welcher seinen Namen von Leicester-Haus, der Stadtresidenz der Sidney's, erhielt. In diesem Haus, lange das einzige dieses Platzes und damals von Feldern umgeben, wo jetzt enge, dumpfige Gassen sind, lebte und von hier aus schritt zum Schaffot eines der edelsten Opfer Karl's II. —

Und auf von hier zum selben Bronn
Des goldnen Lichtes oben
Hat Sidney, jener Algernon,
Sein brechend Aug' erhoben.

(Freiligrath.)

Nachmals, unter den Königen von der Dynastie Hannover, war Leicester-Haus der Wohnsitz jener beiden Prinzen von Wales, welche — der eine nachmals Georg II., der andere der frühverstorbene Vater Georg's III. — mit ihren Vätern in unversöhnter Feindschaft lebten und zu den größten Aergernissen Anlaß gaben in jener an Aergerniß und Scandal so reichen Zeit.

So einsam hatte das Haus lange gelegen, daß in der Wildniß von Leicester Field, wie der heutige Square damals hieß, bei nächtiger Weile die meisten Duelle jenes galanten und raufluftigen Jahrhunderts ausgefochten wurden. Seit aber königliche Prinzen (wenn auch in tödtlicher Fehde mit dem Souverän und Vater) hier wohnten, fing der Platz an fashionabel zu werden, Saville-Haus wurde gebaut, andere vornehme Häuser schlossen sich an, ein Standbild Georg's I. ward aufgestellt, und so gesucht von der besten Gesellschaft London's war während des vorigen Jahrhunderts der Square, daß Sir Isaac Newton, Sir Joshua Reynolds, der berühmte Portraitmaler, Hogarth und John Hunter, der Anatom, hier Häuser hatten. Aber der Glanz von Leicester Square war kurz und vorübergehend; die Prinzen wanderten aus und Leicester-Haus ward ein Museum für Curiositäten, und nach manchen Wechselfällen in einer Lotterie ausgespielt und 1806 niedergerissen. Saville-Haus hielt sich länger, obwol sein Schicksal kein beneidenswerthes war; nachdem es bis zur Thronbesteigung Georg's III. den prinzlichen Kindern zum Aufenthalt gedient, ward es zuerst ein Panorama, dann ein Ausstellungsraum für Stickereien, dann ein Café-chantant und brannte

zuletzt, im Jahre 1865, in zwei Stunden nieder — das Beste vielleicht, was es unter den Umständen thun konnte. Aus Sir Joshua Reynold's Haus ward ein Auctionslocal; wo Hogarth gelebt, richteten sich die Franzosen im „Hôtel de la Sablonière" gemüthlich ein; an der Stelle von John Hunter's Haus erhoben sich die bunten Thürme der „Königlichen Alhambra", in welcher Seiltänzer, Trapezspringer und andere unglaubliche Künstler mehr sich producirten; die schönen alten Bäume, unter welchen, im Scharlachrock und dreieckigen Hut, Hogarth seinen Abendspaziergang zu machen pflegte, wurden niedergehauen, um Wylde's „Großem Globus" Raum zu machen, in welchem man „die ganze Welt, in der wir leben," und außerdem, seit dem Krimkrieg, auch die Krim sehen konnte. Wylde's „Großer Globus oder das Modell der Welt" überlebte den Sieg der Westmächte und die Niederlage Rußlands nicht lange, einen Trümmerhaufen zurücklassend, der von allen Dingen in der Welt am meisten dem zerstörten Sebastopol gleichen mochte. Doch das war noch nicht einmal das Schlimmste; die ganze Nachbarschaft, die überhaupt nicht fanatisch für Reinlichkeit ist, benutzte die Gelegenheit, um zerbrochenes Geschirr, durchlöcherte Kessel, zerrissene Schuhe, alte Kleider, todte Katzen und ähnliche Haushaltgegenstände a. D. auf dem wüsten Grund zu deponiren, die gütige Natur that das Ihrige, indem sie mit Unkraut und Nesseln diese Masse von Unrath überwucherte, unter welcher sich auch Arme, Beine und sonstige „membra disjecta" der inzwischen gleichfalls invalid gewordenen Statue Sr. weil. Maj. König Georg's I. befanden. Nicht einmal die zuständige Behörde, „the metropolitan board of works," das hauptstädtische General-Bauamt, konnte helfen. Denn das Eigenthum am Boden stand, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, zwei Familien zu, welche sich gegenseitig unaufhörlich chicanirten, mit einander processirten und nur darin einig waren, die Eingriffe Dritter zurückzuweisen. So blieb der Square Jahre lang in seiner äußersten Verwahrlosung, und so habe ich ihn, zu meiner Zeit, oft genug gesehen, eine verrufene Wüstenei, deren Namen man in guter Gesellschaft kaum aussprechen durfte.

Daß die Respectabilität des Ortes, allgemein gesprochen, sich gebessert, muß ich bezweifeln; aber er selber ist, wie durch Zauber, ein anderer geworden. Wo Schutt und Verwesung war, ist jetzt ein duftiger Garten mit leuchtenden Blumenbeeten, mit springenden Wassern und bequemen Ruhebänken. Die Büsten Reynold's, Hogarth's, Newton's und Hunter's auf granitnen Piedestalen zieren, von grünenden Bosquets umgeben, die vier Ecken des Platzes, und die Statue Shakespeare's krönt das Marmorbecken der Fontäne. Kinder tummeln sich auf den Kieswegen, Männer und Frauen ruhen sich aus auf den Sitzen, den belebenden Geruch des Grüns und der Blumen einathmend, dem Spiel der Kinder und der Brunnen zuschauend — und die Sonne, die durch den Nebel dringt und in dem niederfallenden Wasserstrahl mit Regenbogenfarben funkelt, wirft einen träumerischen Schein über das Bild, dessen Unschuld, Frieden und Schönheit Demjenigen als ein Wunder vorkommen muß, der Leicester Square ehemals gekannt — das „Laster-Viereck", wie der Freund es nannte, an den ich — ach! — auf Schritt und Tritt und nicht am wenigsten hier erinnert werde, wo die Melodien der Jugend mich geisterhaft umklingen. Doch wenn es ein Wunder gewesen, so war es ein solches,

wie es eben nur in Leicester Square geschehen konnte; und der Mann, der es vollbracht, ist ein kühner Speculant, der aus kleinen Verhältnissen — man sagt, er sei der Sohn eines jüdischen Trödlers — sich zu ungeheuren Reichthümern emporgearbeitet und einen Theil derselben, mehr als 200,000 Thaler, aufgewandt hat, um von den streitenden Parteien den Grund zu kaufen, ihn zu säubern, zu schmücken und dann der Stadt London zum Geschenk zu machen. Es ist ein würdiger Abschluß für die Geschichte dieses Square's, so weit sie reicht. Denn wer von uns kann wie „Chidher", der ewig junge, sagen:

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren —?

Und wie ich so dasitze und die Sonne sich siegreich Bahn gebrochen hat über dem spitzen Dach der Sablonière, und die Thürme der Alhambra phantastisch in das zerflatternde Dunstgewölk ragen und die Stätte leer und ausgebrannt ist, wo einst die französische Sängerin sang und der Clavierspieler vom Stamme der Zigeuner spielte und seine Brüder, die „Bohémiens", schlechte Cigarren dazu rauchten und dünnen Grog dazu tranken, und wie jene Welt voll himmlischer Thorheit wieder auftaucht, als wäre sie niemals versunken, und die Brunnen von gestern rauschen, als ob sie seit Ewigkeit gerauscht — da klingt es, da zieht es durch meinen Sinn mit den Worten des englischen Dichters „this world is all a fleeting show" ... und ärgerlich spring' ich auf, daß es mir wieder einmal begegnet, auf Leicester Square — sentimental zu werden!

Ein anderes Denkmal, vom Verfall bedroht, wenn nicht zur Zerstörung verurtheilt, ist Temple Bar, die Tempelbarre, das letzte von den Stadtthoren London's. Da steht er vor mir, der alte, brave Hüter der City, wie ich ihn so oft gesehen, Jahr nach Jahr, wacklig von oben bis unten, blind die Scheiben im obern Stockwerk (durch welche seit Menschengedenken kein Mensch mehr geschaut haben mag, obwol das benachbarte Bankhaus der Messrs. Childs — eine Firma, so alt wie Temple Bar — seine Haupt- und Kassenbücher hier oben in einem Bodenraum aufbewahrt), morsch das Dach und die Wände, voll unergründlichen Staubes die Nischen und schwarz wie die Schornsteinfeger die vier Königsbilder darin, von denen zwei, die beiden Karl, Vater und Sohn, gegen den Strand und zwei, Elisabeth und Jacob, gegen Fleetstreet schauen. Wacker getrotzt hat Temple Bar der Zeit und dem Common-council von London. Um hundert und etliche Jahre hat es die sieben Citythore überlebt, welche nichts hinterlassen haben, als ihre Namen (Aldgate, Bishopsgate, Moorgate ꝛc.) und ein paar verwitterte Steinfiguren, welche dermalen die Gefängnißmauern von Newgate zieren. Ein gewaltiges Thor seiner Zeit war dieses Temple Bar. Monarchen auf ihrem Wege zur City machten vor demselben Halt, um Einlaß bittend bei Trompetenton. Die Köpfe von Rebellen moderten an langen Stangen über seiner Thorwölbung. Es war das damals noch ein gemüthliches Leben, die Häuser waren so dünn gesäet und die Menschen hatten so wenig zu thun, daß sie stundenlang auf Leicester Square standen, um durch ein Teleskop nach den Rebellenköpfen auf Temple Bar zu schauen — „half-penny the piece!" ... Inzwischen aber ist das Jahrhundert nüchtern, die Zeit Geld, der Verkehr ungeheuer und Temple Bar so baufällig geworden, daß es recht gut eines Tages,

ohne vorhergehende Notiz, hätte zusammenstürzen können. Man zitterte jedes Mal, wenn man auf einem Omnibus durch diesen Bogen fuhr, der oben zu niedrig und auf beiden Seiten zu schmal ist. Allein, wer trennt sich gern von dem Hausrath, der aus der Väter Zeiten stammt; und wer würde Temple Bar nicht vermissen, wenn es einst nicht mehr an der historischen Stelle stände, zwischen Strand und Fleetstreet, erzählend von königlichen Processionen und Danksagungstagen, vom Schwerte des Lordmayors und der alten Cityherrlichkeit, von vielen Generationen, die hier ein- und ausgegangen, und von manchem guten und weisen Mann, der sich damals unscheinbar unter dem Haufen verloren und heute in dem Andenken der Nachwelt untrennbar verbunden lebt mit dem Bilde von Temple Bar, wie Dr. Johnson, das Orakel Englands im vorigen Jahrhundert, und Oliver Goldsmith, der Verfasser des Landpredigers von Wakefield. Mit den tausend wechselnden Erscheinungen der Straße gemischt, als ob sie noch lebten und unter uns wären, und von den mächtigen Neubauten nicht verscheucht, die rings heranrückend das Ansehen dieser ihrer ehemaligen Heimstätte verwandelten, tauchen die classischen Gestalten der Vergangenheit empor, Schatten, aber mit einem erkennbaren Ausdrucke und einer vernehmlichen Stimme, sobald wir Temple Bar erblicken; und wäre es auch das Temple Bar, wie es jetzt vor mir steht, ohne Thorflügel, ein Invalide mit verbundenem Kopf, gleichsam mit Arm- und Beinschienen, die man ihm neuerdings angelegt, und aus seiner Holzverblendung hervorlugend, als ob es, an sich selbst verzweifelnd, sagen wollte: „I give it up!"

Fast scheint es auch, als ob die Mißgunst, mit welcher seit einiger Zeit und von gewisser Seite diese Reliquie angesehen wird, Hand in Hand ginge mit der Opposition gegen die Municipalverfassung der City, welche in der That ein ebenso bejahrtes, mittelalterlich verzwicktes, ehrwürdiges und unbequemes Ding ist, wie das Tempel-Thor selber. Es ist die starrste Zunftverfassung, in aristokratischem Sinne noch im Jahre 1725 durch Parlamentsacte verschärft, durch Georg II. 1750 bestätigt und durch die Reformbill, 1832, in ihrem Wesen kaum berührt; man kann sich daher etwas Incongruenteres schwerlich denken. Vergebens sucht man auf dem Continent nach einer ähnlichen Erscheinung; es müßte denn Wien sein, welches bis zum Jahre 1850 aus der Stadt und vierunddreißig selbständigen Vorstädten mit gänzlich gesonderter Verwaltung, Gerichtsbarkeit und zum Theil weltlicher, zum Theil geistlicher Oberhoheit bestand, während seitdem allerdings die Dreigliederung von Stadt, Vorstadt und Vorort nur noch einen vorwiegend historischen Sinn hat. Berlin, welches zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch vier verschiedene Bürgermeister, Magistrate und Rathhäuser von Berlin, Köln, Friedrichswerder und Dorotheenstadt hatte, ward schon zu Anfang des folgenden durch eine streng einheitliche Verfassung verbunden, indem Preußens erster König, Friedrich I., (1709) verordnete, „daß hinführo in Unsern hiesigen Residenzen ... nur ein Stadtrath sein ... und daß derselbe die Administration aller vorbenannten Unserer Residenzen, so hinführo sämmtlich den Namen von Berlin tragen sollen, unweigerlich über sich nehmen solle." London ist in dieser Beziehung heute noch immer nichts als ein Conglomerat, welches sich aus der City von London, der City von Westminster, dem Borough

Southwark (der der Gerichtsbarkeit der erstern untersteht) und unzähligen andern kleinen unabhängigen Communen zusammensetzt, die „Kirchspiels-, aber nicht Stadtverfassungen haben" (Fischel, Die Verfassung Englands, S. 293). In der ungeheuren Ausdehnung der Riesenstadt bildet die City von London, schlechtweg „die City" genannt, nur einen verschwindenden Punkt, mit etwa 175,000 Einwohnern gegen mehr als drei Millionen rings um sich her. Aber während Westminster sich inzwischen modernisirt, hat sie die corporative Verfassung, die auf dem Gildenwesen beruht, vollständig beibehalten; und man kann sagen, daß das tonangebende Gemeinwesen in dem reichsten und in politischem Betracht fortgeschrittensten Lande der Welt bis auf den gegenwärtigen Augenblick noch ganz und gar mittelalterlich organisirt ist, administrirt und regiert wird. Die City hat ihre eigenen sechsundzwanzig Bezirke oder „wards", welche den alten „Hunderten" des Shire's entsprechen, und deren jeder — auch da, wo statt der Häuser nur noch Bahnhöfe stehen und die Zahl der Einwohner auf ein Minimum herabgeschmolzen ist — einen „Alderman" wählt; sie hat ihre eigene Gerichtsbarkeit, eine eigene Polizei, zwei eigene Sheriffs, einen eigenen Syndicus (recorder), Todtenbeschauer (coroner), Stadtschreiber (town-clerk), Stadtkämmerer (chamberlain) und vor Allem einen eigenen Lordmayor, welcher erster Friedensrichter, Chef der Miliz (obwol sonst ein höchst friedfertiger Mann), Chief Justice des Criminalgerichts in Newgate und Ehrenmitglied (!) des Central-Criminalhofes ist, während des Jahres seiner Amtsverwaltung den Titel „right honourable" führt und nach Ablauf desselben von der Königin zum Ritter geschlagen zu werden pflegt. Dieser gewaltige Mann — vorher ein Krämer oder Fischhändler oder Lichterzieher — muß Alderman und Mitglied einer der Zünfte sein. Der Ausschuß der Zünfte (livery-men) bildet zusammen mit den Bürgern der City (free-men) — denn nicht jeder Zunftgenosse ist eo ipso Bürger, wol aber muß, umgekehrt, jeder Bürger Mitglied einer Gilde sein — den „Court of Common-hall", und dieser schlägt alljährlich zwei, gewöhnlich die beiden ältesten, Aldermen vor, von welchen die Körperschaft der Aldermen einen zum Lordmayor erwählt. Aber trotz seiner vielfachen obengenannten Aemter und Würden sind das Lordmayors-Banquet und der Lordmayors-Tag (9. November) fast die beiden einzigen Gelegenheiten, in welchen der City-Monarch noch in seiner alten Pracht erscheint. Die Angriffe gegen das City-Regiment mit seinen mancherlei höchst fühlbaren Unbequemlichkeiten und Nachtheilen für das große Ganze, welches London heißt, sind immer zahlreicher und heftiger geworden, und schon Gladstone hatte bei den letzten Wahlen die City-Reform zu einem Artikel seines Programmes gemacht. Bis jetzt hat die City tapfer Widerstand geleistet, wiewol vorauszusehen ist, daß ein Zustand, der zugleich ein Anachronismus und eine Anomalie ist, nicht lange mehr wird behauptet werden können. Was dann aber auch den Anforderungen der Neuzeit zum Opfer gebracht werden wird: Eins — ich bin davon fest überzeugt — wird sich der Londoner nicht nehmen lassen: das zeitgeheiligte Vergnügen, den Lordmayor am Neunten des November in seiner vergoldeten Staatskarosse durch die Straßen der City rumpeln zu sehen. Und so lange die Lordmayors-Procession stattfinden wird, so lange ist auch noch

Hoffnung für Temple Bar. Denn das Eine gehört fast nothwendig zum Andern. Also Muth gefaßt, altes Thor! Man wird Dich nicht gänzlich sterben lassen; man wird auf irgend eine Weise für Dich sorgen. Noch halten zu Deiner Rechten und zu Deiner Linken die Häuser ihre Häupter hoch, einige davon Deine Altersgenossen, andere um Jahrhunderte älter als Du selber. Eine kühle Luft weht aus den Tempelhöfen heran, voll von den fröhlichen Klängen der Vorzeit, voll von großen Namen, eine Luft mit dem Athem der Unsterblichkeit. Dem Kreuze der Tempelritter ist hier das geflügelte Roß und das Lamm mit der Fahne der Ritter des Rechtes gefolgt seit fünfhundert Jahren. Noch grünt die Rose im Garten des Tempels, wo Shakespeare's Rosen blühten —

— Der heut'ge Zank,
Der zur Parteiung ward im Tempel-Garten,
Wird zwischen rother Rose und der weißen
In Tod und Todsnacht tausend Seelen senden!

(König Heinrich VI, I, 2, 4.)

Noch steht in all' ihrer mittelalterlichen Pracht die Halle des Mittel-Tempels —

Hans, triff mich morgen in dem Tempelsaal
Um zwei Uhr Nachmittags —

(König Heinrich IV, 3, 3.)

Von der Decke herab blickt das herrlich geschnitzte Gebälk aus der Zeit der Königin Elisabeth, wie damals, wo hier in ihrer Gegenwart, zu Fastnacht 1601, von den Studenten des Tempels Shakespeare's „Was Ihr wollt", wahrscheinlich zum ersten Male, aufgeführt ward — die Wände braun getäfelt, die Eichentische noch dieselben, an welchen die Juristen des 16. Jahrhunderts speisten, die Thronerhöhung noch an derselben Stelle, an welcher die Königin saß, die Musikgalerie darüber, Waffen und Trophäen ringsum und der Schein des Tages durch hohe Glasfenster fallend, bunt von den Wappen der alten Meister dieser Innung, seit den Tagen des großen Bacon, des Zeitgenossen von Elisabeth und Shakespeare. Nirgends in ganz London vielleicht tritt uns diese Shakespeare'sche Zeit so greifbar nahe, wie in der Tempelhalle mit dem Blick über den Garten und die Themse, nach der Bankseite gegenüber, wo deutlich im Mittagsnebel die Stelle von Shakespeare's Globe-Theater zu erkennen ist und die Phantasie sich leicht die lustig bewimpelten Boote zurückrufen kann, welche Shakespeare's Theaterpublicum um diese Stunde des Tages zu den Vorstellungen hinüber trugen.

Verläßt man die Halle des Mittel-Tempels, so sieht man, von den Gebäuden des Inner-Tempels umgeben, die Tempel-Kirche, deren Rundbau, im normannischen Uebergangsstyl, Ende des 12., und deren Chor, in englischer Frühgothik, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gebaut worden ist. Der Staub der Tempelherren, deren Grabplatten, Ritter mit gekreuzten Beinen darstellend, man im Steinpflaster der Rundkirche noch erkennt, mischt sich mit dem Staube der spätern Berühmtheiten des Tempels. Hier ruht der gelehrte Selden, hier ruht Edward Gibbon, der Historiker, und hier ist auch das Grab von Oliver Goldsmith, dessen Platz aber nicht mehr mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Hier, in einem Hofe des

Mittel-Tempels, Brick Court, lebte er seine letzten Jahre, nicht weit von Dr. Johnson, der das Meiste dazu gethan, um seinen leichtsinnigen, genialen Freund aus der Noth und Verkommenheit und den Händen unbarmherziger Gläubiger zu befreien, und hierher zu retten, in die „gentile" Gegend des Tempels, wo er, in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, sich bis an sein frühes Ende wenigstens einiger Behaglichkeit erfreuen konnte — so viel als einem Mann mit Goldsmith's Natur überhaupt davon gegönnt war. Wer erinnert sich nicht jener kleinen, ebenso rührenden als charakteristischen Geschichte, wie Goldsmith einst in seiner äußersten Bedrängniß, als seine Wirthin ihn wegen rückständiger Miethe verhaften lassen wollte, zu Dr. Johnson schickte und um Hilfe bat? Johnson, damals selbst in keinen glänzenden Verhältnissen, sandte sofort eine Guinea, und damit noch nicht beruhigt, machte er sich alsbald auf den Weg, um zu sehen, was er weiter thun könne. Doch was findet er, als er das ärmliche Gemach betrat? Goldsmith hatte das Goldstück gewechselt und sich eine Flasche Madeira dafür holen lassen, welche er eben, in Gesellschaft seiner Wirthin, zu leeren beschäftigt war, als Johnson kam. Das Erste, was der Doctor that, war, den Kork in die Flasche zu stecken; und dann redete er dem Leichtsinnigen ernst in's Gewissen, worauf Goldsmith ein Manuscript zum Vorschein brachte, welches, wie er sagte, fertig zum Drucke sei. Johnson blickte hinein, sagte, daß er einen Verleger dafür suchen wolle, und kehrte nach kurzer Zeit mit 60 Pfund Sterling zurück. Wer war froher als Goldsmith, der nun seinen Wein austrinken und obendrein die Hauswirthin bezahlen konnte? Das Manuscript aber war — Der Landprediger von Wakefield! So läßt, in seinem Leben Johnson's, Boswell ihn selber diesen Vorfall erzählen; und so sehen wir diese Beiden hier, im Umkreis des Tempels, noch einmal vor uns auferstehen — den Einen, stattlich und schwer, mit dem Bewußtsein der Autorität, den Andern harmlos, sorglos, glücklich selbst im Elend, und ein Kind, fast bis an den Rand des Grabes. Was Goldsmith spielend geschaffen, ist für die Welt und unbegrenzte Zukunft; Johnson's literarische Bedeutung ist local oder national beschränkt und tritt selbst in England immer mehr nach der Vergangenheit zurück. Es war die Macht seiner Persönlichkeit mehr als die seiner zahlreichen Schriften, durch welche er seine Zeit beherrschte; er war der unübertroffene Meister der geselligen und urbanen Unterhaltung, von deren Reiz und Zauber wir noch eine sehr lebendige Vorstellung erhalten durch Boswell's „Life of Johnson" — ein Buch, dem wir aus unserer eignen Literatur nur Eckermann's Gespräche mit Goethe vergleichen könnten. Wer Boswell's Buch gelesen, der wird mit ihm ausrufen, wenn er den Hof betritt, in welchem Johnson gelebt: „Ich habe ein Gefühl der Verehrung für diesen Hof." Der wird es begreifen, daß, als Boswell sich einst beklagte, er könne das späte Aufbleiben in der Nacht und das Porttrinken (welches Johnson beides leidenschaftlich liebte) nicht vertragen, von einem gemeinsamen Freunde zur Antwort erhielt: „Besser die Gicht haben mit achtzehn Jahren, als nicht in Gesellschaft sein mit solch' einem Mann!" Das dunkle Gäßchen, Inner Temple Lane, in welchem man jetzt nur Advocatenschreiber mit den Acten unter dem Arme und Briefträger mit blauen Beuteln über den Schultern sieht, füllte sich damals mit den ersten Namen Englands; bejahrte Lords und junge

Nobelmänner drängten sich hier aus und ein, und unter der glänzenden Schaar, die dem Doctor in seiner Dachkammer ihre Aufwartung machte, war auch eine Dame, eine Französin von hohem Rang und Ruf, die Gräfin von Boufflers.

Aus den kümmerlichen Verhältnissen seiner Jugend und Mannesjahre war er erst spät, wenn nicht zu Ueberfluß, so doch zu einer gewissen Behaglichkeit des Lebens gekommen, gesucht von den Besten und ein willkommener Gast an den Tafeln begüterter Verehrer. Nicht mehr, wie auf Lord Chesterfield's Treppe, wiesen die Lakaien mit Fingern auf den im bittern Gefühl seiner Armuth gedemüthigten Mann; und was er einst in seiner Satyre spöttisch das Spielzeug der Großen, „the baubles of the great," genannt, war jetzt zu seiner Verfügung, „the polish'd marble and the shining plate." Dennoch war ihm eine gewisse Ungelenkheit der Manieren geblieben, die freilich jetzt so verwachsen sind mit dem Bilde, welches wir uns von ihm machen, daß er ohne sie nicht mehr er selber wäre.

„Oft," rief Lady Boswell aus, welche die hingebende Freundschaft ihres Gemahls nicht verstehen und dem Doctor nicht verzeihen konnte, daß er die Kerzen beim Anzünden immer nach unten kehrte und ihre schönen Teppiche ganz mit Wachs betröpfelte, „oft habe ich einen Bären von einem Manne führen sehen, aber niemals zuvor sah ich einen Mann, der von einem Bären geführt worden wäre." Dennoch ließ der schottische Edelmann nicht von seinem „bärenhaften" großen Freunde, und manche Nacht saßen sie zusammen mit Goldsmith und ein oder zwei andern guten Gesellen in dem Wirthshaus zur „Mitra", welches heute noch steht, wo es damals gestanden, in Mitre-Court, der sich nach Fleetstreet öffnet. Und gegenüber ist der „Cock", mit dem uralten Bilde des Hahnes aus Holz geschnitzt und vergoldet über der unansehnlichen Pforte — und hier erwarte ich meinen Freund — nicht irgend einen aus dem 18. Jahrhundert, sondern den von Elthorne-House, der in Tanfield Court, Inner Temple, seine „chambers" hat, früher, in den Junggesellentagen, als von der Erbtochter von Cranford noch keine Rede war, sein Wohnzimmer und jetzt seine Geschäftsräume, zwei Treppen hoch (und steile, dunkle, altmodische Treppen sind es), mit der Aussicht auf die Themse, die dort unten, glitzernd in der Mittagssonne, vorüberfließt. Aber, wie Zeiten und Umstände sich auch gewendet: jeden Nachmittag um halb zwei ist er, wie er es seit Jahren gewesen, im „Cock", um daselbst zu „lunchen", und wenn ich um diese Zeit in der City bin, so leiste ich ihm Gesellschaft. Der „Cock" ist eine alte Taverne, berühmt schon im 17. Jahrhundert und durch das 18. Jahrhundert patronisirt von den gelehrten Häuptern und hoffnungsvollen Studenten des Tempels, von Lord-Oberrichtern und profunden Gesetzes-Commentatoren, die hier ihren Claret tranken und ihre „chops" aßen, ganz in dem Style und ganz auf derselben Stelle, die wir heute noch unverändert sehen. Ein enger und finsterer Gang führt aus der Sonne des Mittags in den ehrwürdigen Raum, in welchem eine Kühle weht und eine Dämmerung herrscht, wie aus vergangenen Tagen. Kein weiblicher Fuß, seit Dr. Johnson dieses Chop-Haus mit seinen Besuchen begünstigt, hat diese Schwelle jemals überschritten; und wie zu seiner Zeit werden auch heute noch von Speisen nur Chops (Hammelcotelettes), Steaks (etwa was wir, englischer als die Eng-

länder, Beefsteaks nennen), Kartoffeln und Käse verabreicht, aber Alles von der besten Qualität. Das massive Schnitzwerk des Kamins, tiefgebräunt und ein würdiges Seitenstück zu jenem in der Halle des Mitteltempels, ist gewiß so alt wie Temple Bar, obwol ungleich besser gehalten. Das ehrwürdige Zeichen des Hahnes, nach dem die Taverne genannt ist, findet sich auf den Porcellan-Untersätzen der Gläser und an den bleiernen Kannen. Die meisten Gäste sind regelmäßige Besucher, ordnungsliebende Leute, welche präcise Stunden halten und mit steifen Vatermördern und Hüten auf dem Kopf auf den identischen Holzbänken und zwischen denselben Holzwänden in den altmodigen „boxes“ sitzen, in denen ihre Vorväter mit Perrücken, braunen Röcken, Kniehosen und Schnallenschuhen auch schon gesessen haben mögen; das Local ist niedrig und schmal und dunkel, und die Kellner sind gesetzte Männer, mit einer Miene von nüchterner Wohlanständigkeit, als ob sie sich's, ein Jeder von ihnen zur Pflicht gemacht, jene lange und wir dürfen wol sagen unsterbliche Reihe von „head-waiters“ zu repräsentiren, von denen der eine Samuel Johnson bedient und der andere von Alfred Tennyson besungen worden —

Freund Oberkellner hier im „Cock“,
Der mir der liebste Ort,
Was ist die Uhr? . . Fünf schlug die Glock'!
Geh, hol' 'ne Flasche Port . . . .

Leise nur und gedämpft, wie aus einer sehr weiten Ferne, kommen das Licht und der Schall der Außenwelt zu uns herein. Obwol nun die Stunde, wo das Herz der City laut und mächtig klopft, wo das Tagwerk dieser großen Stadt in vollem Gange, wo der Strom bewimpelt ist von Schiffen, die Straßen gedrängt von Wagen und Fußgängern, wo die Fabriken dröhnen von Arbeit und der Boden zittert vom Eisenbahnverkehr, wo der Lärm von Geschäftsstuben und Comptoiren und Gerichtssälen und Bank und Börse, von glänzenden Magazinen und schlammigen Werften sich zu einem einzigen Tone zu vereinen scheint, der dumpf und ununterbrochen auf Meilenweite die Luft erfüllt: so ist hier, im „Cock“, doch ein Ort, so still am hellen Mittag, daß man die Stimme der Vergangenheit von den Wänden zu hören glaubt....

Es kroch der Hahn aus größ'rem Ei,
Als jetzo legt ein Huhn;
Trat fester auf und fraß dabei
Mehr, als jetzt Hähne thun.
Auf größerm Miste kräht' er flott,
An jedem Morgen der Erste,
Trank Wein aus Silber und lobte Gott
Und wühlt' in goldener Gerste . . .

Freilich nur Derjenige, der so glücklich ist, Ferien in London zu haben, darf dieser träumerischen Stimmung nachgeben, die sich eigenthümlich zusammensetzt aus poetischen Reminiscenzen, dem guten Geruch von Gebratenem und der fröhlichen Aussicht auf einen tiefen Trunk, wie es in „Will Waterproof's Liede“ weiter heißt:

Und darum webt ein Zauber traut
Um jeden Kellner hier,
Bringt den willkommnen Becher Stout,
Das knusp'rige Chop er Dir!

Mein Freund von Elthorne-House, vor dem noch ein ganzer Nachmittag voll von Actenstößen liegt, muß sich kürzer fassen und knapper halten; als wir wieder draußen sind in dem Sonnenschein und der Wärme, verabschiedet er sich bis Abends sechs Uhr, wo wir uns an der Tempel-Station der Untergrundbahn treffen werden, um gemeinsam auf's Land zurückzufahren. Mir aber bleiben noch köstliche Stunden der Freiheit und Wanderschaft, wie einst; mit umgitterten Höfen, von der Nachmittagssonne beschienen, mit Seitengassen, ganz von Schatten gefüllt, mit Giebeln, scharf gezackt gegen den blauen Himmel, mit Citypalästen, in denen jetzt Waarenräume, und mittelalterlichen Klostergebäuden, in denen Schulen sind und Schüler in den Trachten von Ehemals, mit alten Kirchen und Thürmen und Gildenhäusern, und dem unaufhörlichen Rollen der Wagen und Menschenmenge und dies Alles umzogen und durchflochten gleichsam von den Nachklängen des goldenen Hahns und Tennyson'schen Versen:

Die Welt an Mann und Magd ist reich,
Die Ferne sanft umgränzt,
Indessen Licht und Schatten weich
Ihr volles Rund beglänzt.
Hoch über dem Lärm von Temple Bar,
In den dritten Himmel gehoben,
Erblick' ich die Dinge deutlich zwar,
Doch von Glorienschein umwoben.

P. M. Leontjew und die russische Presse.*)

Von * * *

II.

Die polnische Actionspartei, welche im Februar 1863 das Zeichen zum Aufstande nicht nur gegen die russische Regierung, sondern zugleich gegen das von einem großen Theil des Adels unterstützte Wielopolski'sche System gab, war von der Hoffnung geleitet worden, die radicalen Elemente der russischen Gesellschaft zu sich hinüber zu ziehen und durch Erhebungen in Petersburg und anderen russischen Städten bei der Durchführung ihrer Pläne unterstützt zu werden. Diese Rechnung war keineswegs so ungegründet, wie hinterher angenommen worden. Die russische Emigration sprach sich von vornherein zu Gunsten der Wiederherstellung Polens aus, und es verstand sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst, daß die Petersburger Radicalen das vom Kolokol ausgegebene Stichwort wiederholten: und nicht diese allein — auch die Moskauer Slawophilen neigten zu der Meinung, daß die Ausscheidung des polnisch-katholischen Elements für die Entwickelung eines echt nationalen und rechtgläubigen russischen Staatslebens eher einen Gewinn, als einen Verlust bedeuten würde. So deutlich wie nur immer möglich gaben der Sowremennik und seine Gesinnungsgenossen zu verstehen, daß sie die polnischen Rebellen für Verbündete ihrer Sache ansähen, und daß die Worte, welche der Kaiser auf die ersten aus Warschau eingelaufenen Posten hin an die zur Sonntagsparade versammelten Gardeofficiere gerichtet, bei ihnen kein Echo gefunden hätten, ja daß sie den polnischen Aufstand gerade so beurtheilten, wie ihre Londoner Freunde. Auch in Iwan Aksakow's „Denj" kamen Wendungen vor, welche auf eine nichts weniger als loyale Gesinnung schließen ließen. „Leider sind wir nicht in der Lage, uns über die Vorgänge im Königreich und in unsern westlichen Gouvernements so unumwunden aussprechen zu können, als wir wol möchten," hieß es in einer vielbesprochenen, Anfang Februar an der Spitze des Aksakow'schen Wochenblatts abgedruckten Notiz. Selbst die aus Paris und London einlaufenden Nachrichten von der moralischen Unterstützung, welche die Sache des Aufstandes bei den Liberalen des westlichen Europas gefunden, vermochten an der abwartenden und

*) Man vergl. Novemberheft, S. 187.

nichts weniger als ermuthigenden Stimmung der russischen Gesellschaft wenig zu ändern, und man mußte, nachdem verschiedene demokratisch gesinnte Officiere bereits zum Feinde übergegangen waren, jeden Augenblick auf polenfreundliche Kundgebungen im größeren Styl (wie der Kolokol sie gebieterisch verlangte) gefaßt sein. Das „Schweigen des Volks" schien auch dieses Mal eine Lehre für den Fürsten bedeuten zu sollen.

So lagen die Dinge, als die Moskauer Zeitung das allgemeine Schweigen brach und mit einer Leidenschaftlichkeit und Entschiedenheit, die aus der Tiefe wirklich patriotischer Gesinnung heraufgeholt war, erklärte, daß für Duldung liberaler und kosmopolitischer Spielereien die Zeiten vorüber seien und daß Angesichts der dem Vaterlande drohenden Gefahr Alles zum Verbrechen geworden sei, was dieser Gefahr irgend Vorschub leisten könne; für den Patrioten gebe es nur eine Pflicht, die Niederschlagung der Rebellion. Von Zugeständnissen an die Meuterer zu reden, sei Hochverrath, wo die Reichseinheit bedroht, Rußland der Gefahr ausgesetzt worden, hinter die Weichsel zurückgeworfen zu werden. „Für Polen ist nur Eines übrig geblieben — Unterwerfung unter die Gesetze der Entwickelung, welche aus dem Schoß des russischen Staatslebens hervorgegangen sind." Noch entschiedener wie den Polen selbst, ging die Moskauer Zeitung aber den halben und ganzen Gönnern zu Leibe, welche die Aufständischen unter den Petersburger Radicalen zählte. Herzen, den Katkow bis dahin mit einer gewissen Achtung behandelt hatte, wurde wegen seiner polenfreundlichen Haltung ohne Weiteres für einen Vaterlandsverräther erklärt und seinen Gesinnungsgenossen Namens aller russischen Patrioten Acht und Bann angedroht. Von Nummer zu Nummer nahm die Energie der Sprache zu, welche die Moskauer Publicisten führten, — von ihren berühmten Antagonisten hatten Katkow und Leontjew gelernt, daß dem bestimmbaren russischen Publicum vor Allem imponirt, der zu beschreitende Weg in Commandoton gewiesen werden müsse, und daß unaufhörliche Wiederholung des ein Mal Gesagten unter den gegebenen Verhältnissen die beste und wirksamste rhetorische Form sei. Es galt nicht nur, die unmündigen Massen fortzureißen, sondern auch die Regierung zu mannhaftem und entschiedenem Vorgehen zu bestimmen. Die Gelegenheit zu einer Wirksamkeit in diesem Sinne fand sich früher, als hätte vermuthet werden können; wenige Wochen nach den Warschauer Ereignissen vom 23. Januar lenkte der Aufstand aus dem eigentlichen Königreich nach Litthauen in die zum Generalgouvernement Wilna gehörigen litthauischen und westrussischen Provinzen hinüber. Civil- und Militär-Oberbefehlshaber dieser Landschaft war ein persönlicher Freund und ehemaliger Flügel-Adjutant des Kaisers, der General-Adjutant und General der Infanterie Nasimow, ein milder und humaner Herr, der wegen seiner Theilnahme an den ersten auf die Aufhebung der Leibeigenschaft gerichteten Schritten des litthauischen Adels (1857) außerordentlich beliebt war, aber wenig geeignet schien, dem Aufstande mit der rücksichtslosen Strenge entgegen zu treten, welche nach Meinung der Moskauer Patrioten durch die Umstände geboten war. Die zum ehemaligen Großfürstenthum Litthauen gehörigen Gouvernements Wilna, Kowno, Grodno, Witepsk und Minsk hatten von Alters her in der Geschichte Polens und Rußlands eine wichtige Rolle gespielt; einst

von russischen, zur griechischen Kirche gehörigen Theilfürsten beherrscht, waren sie zur Zeit der Vereinigung Polens und Litthauens fast vollständig polonisirt worden; Adel und höhere Geistlichkeit hatten das religiöse Bekenntniß, die Sprache und die Civilisationsformen Polens angenommen, der zur Zeit des Aufstandes im Uebergang von der Leibeigenschaft zur Freiheit begriffene Bauernstand war dagegen großen Theils national geblieben, wenn er gleich sehr zahlreiche Glieder der katholischen Kirche zählte. Diesen Stand auf die Seite der Regierung zu ziehen und zur Parteinahme gegen Adel und katholischen Clerus zu gewinnen, erschien als das geeignetste Mittel zur Bewältigung des Aufstandes, war aber nur möglich, wenn man die Bauern sofort von allen Verpflichtungen gegen ihre ehemaligen Herren entband und förmlich zur Erhebung gegen dieselben aufforderte. Während das Für und Wider dieses Plans in den Regierungskreisen erwogen wurde, trat die Moskauer Zeitung mit der kecken und entschiedenen Erklärung hervor, daß Noth kein Gebot kenne, daß die „Wiederherstellung des russischen Charakters der westlichen Provinzen" eine dringende Forderung des staatlichen und nationalen Interesses sei und daß es zur Durchführung dieser Umwälzung eines Mannes von unerbittlicher Strenge und Entschlossenheit bedürfe. Auf diese Erklärung folgte die Empfehlung eines Candidaten für das Wilna'sche General-Gouvernement, der nach Meinung der Moskauer Zeitung alle erforderlichen Eigenschaften besaß, dessen Namen aber freilich keinen guten Klang hatte. Dieser Candidat war kein anderer als der ehemalige Domainenminister, General Michael Nikolajewitsch Murawjew, ebenso bekannt wegen seiner streng conservativen, um nicht zu sagen reactionären Gesinnung, wie seiner unerbittlichen Strenge, an den die Regierung sich wandte und den die Moskauer Zeitung zu allgemeiner Ueberraschung als Mann der Situation mit begeisterten Ovationen begrüßte.

Für eine eingehende Darstellung der Murawjew'schen Theorie und Praxis ist hier nicht der Ort. Die Grundzüge des Systems, welches der Schützling der Moskauer Zeitung befolgte, sind bekannt: der Belagerungszustand wurde verkündigt, der Bauernstand der westlichen Gouvernements mit einem Schlage von allen Verpflichtungen gegen die Gutsbesitzer entbunden und zur gewaltsamen Erhebung gegen dieselben ermuthigt, der Gebrauch der polnischen Sprache sowie aller polnischen Bücher und lateinischen Schriftzeichen bei Strafe verboten, der katholische Clerus in die Acht erklärt und eine große Anzahl seiner Klöster und Kirchen beraubt, der Uebertritt zum griechischen Bekenntniß ermuthigt und belohnt, der große Grundbesitz mit unerschwinglichen, wenn es sich um polnische und katholische Besitzer handelte, verdoppelten Contributionen belastet, in weiterer Folge aber irgend compromittirten polnischen Edelleuten der Verkauf ihrer Güter anbefohlen und ein Gesetz erlassen, das die Erwerbung von Grundbesitz im General-Gouvernement Wilna zum Privilegium geborener und zur griechisch-katholischen Kirche gehöriger Russen machte. An diese agrarischen und kirchlichen Umwälzungen, welche zu Zeiten den Charakter einer förmlichen Jacquerie annahmen, reihten sich eine vollständige Regeneration des Beamtenthums, Aufhebung aller aus polnischer Zeit datirenden wissenschaftlichen und künstlerischen Institutionen und die Errichtung von Kriegsgerichten, deren unerbittliche Strenge historisch ge-

worden ist. — Alle diese Maßregeln erfreuten sich der ausdrücklichen Billigung der Moskauer Zeitung, deren Ansehen und Einfluß täglich wuchs und neben der keine andere Stimme mehr zur Geltung kam. Die Moskauer Publicisten fühlten sich so vollständig als Herren der Situation, daß sie es wagen durften, selbst der bis dahin für unantastbar gehaltenen Freiheit der russischen Presse im Namen des Patriotismus den Krieg zu erklären. Zwei liberale Petersburger Wochenschriften, Wjek und Wremja, welche die Ersprießlichkeit der Murawjew'schen Maßregeln in Zweifel gezogen und die (von Dostojewski formulirte) „heikele Frage" aufgeworfen hatten, ob die Vernichtung des polnischen Elements in den westlichen Gouvernements nicht am Ende für diese Landschaften einen Culturrückschritt zur Folge haben werde, wurden durch ein Verdict der Oberpreßverwaltung sofort für immer verboten, und die Moskauer Zeitung nahm keinen Anstand, diese Maßregel zu vertheidigen und unumwunden zu erklären, daß die Regierung nur ihre Pflicht gethan habe, indem sie Dostojewski's „freche Verhöhnung" der russischen Volksstimme unterdrückte. Noch bevor die öffentliche Meinung zu Athem gelangte und in die Lage gekommen war, zu der neuen Wendung, welche die innere Politik eingeschlagen, Stellung nehmen zu können, decretirten die Moskauer Dioskuren, daß die Regierung sich um das Vaterland verdient gemacht habe und daß jeder Zweifel an der Ersprießlichkeit des gegen Polen und die westlichen Gouvernements inaugurirten Systems als Hochverrath anzusehen und demgemäß zu behandeln sei. Während man in den maßgebenden Kreisen noch zweifelhaft war, ob auf dem von Murawjew beschrittenen Wege weiter zu gehen sei, ob das von dem Wilnaer General-Gouverneur aufgerichtete Bündniß des Gouvernements mit rebellischen, die Schlösser ihrer Herren verheerenden Bauern nicht am Ende den innern Frieden des Reichs und den ruhigen Fortgang des eben begonnenen Emancipationswerks gefährden und einer gefährlichen Verwirrung der Begriffe in die Hände arbeiten werde, war in den Spalten des Katkow-Leontjew'schen Organs bereits entschieden, daß eine Umkehr nicht mehr möglich sei und daß die Umstände gebieterisch erheischten, auch im Königreich Polen das Landvolk gegen Adel und Clerus auf die Beine zu bringen und durch eine agrarische Umwälzung an das russische Staatsinteresse zu fesseln. Vor Allem war die Moskauer Zeitung darauf bedacht, Murawjew's Stellung unangreifbar zu machen und die gemäßigte Partei zum Schweigen zu bringen, welche von systematischer Ausrottung des polnischen Elements nichts wissen und — im Bunde mit dem damaligen Statthalter von Polen, dem Großfürsten Constantin — an dem Gedanken einer Ausgleichung mit der (damals noch nicht zur Revolution übergegangenen) liberal-aristokratischen Fraction der „Weißen" (der Freunde Wielopolski's) festhalten wollte. In directem Gegensatz zu dem Großfürsten-Statthalter und den diesem verbündeten Ministern des Innern und des öffentlichen Unterrichts, verkündete ein von Katkow geschriebener, vielbesprochener Artikel, „Rußland werde die großen, ihm in diesen schweren Zeitläuften erwiesenen Dienste nie vergessen und die Männer hochhalten, die trotz Verleumdung und Verbrechen ihre Pflicht thaten." „Wie ein Schild wird sich Rußland vor die Männer stellen, welche vor der schrecklichen Nothwendigkeit nicht zurückschrecken, zur Rettung des Vaterlandes das Gesetz seiner ganzen

Härte nach in Anwendung zu bringen.... Wie dem mit Lorbeeren bekränzten Sieger Niemand Blutdurst vorwerfen darf, so kann ein Staatsmann, der energische Maßregeln ergreift, niemals der Barbarei angeschuldigt werden."

Vor der Energie dieser Sprache verstummte jeder Widerspruch. Die Moskauer Publicisten kannten ihr Publicum, sie wußten, daß demselben gewaltsam vorgeschrieben werden müsse, wie es zu denken und zu urtheilen habe, — und daß die Methode, durch welche Herzen sich von 1856 bis 1862 zum Gewaltherrscher der öffentlichen Meinung aufgeschwungen, die einzige sei, die zum Ziele führte. Dieses Ziel konnte schon im Winter 1863—1864 für erreicht gelten; Herzen und Bakunin hatten sich durch ihre Theilnahme an der thörichten, zur Landung bei Polangen bestimmten polnischen Expedition um den Rest ihres Einflusses gebracht, die Petersburger Demagogenpartei war in alle Winde versprengt, der kleine, den Traditionen des Sowremennik treugebliebene Stamm von Publicisten zu vorsichtigem Schweigen verurtheilt, die polenfreundliche Fraction der um den Unterrichtsminister Golowwin geschaarten europäischen Liberalen wenigstens für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt. Die Namen Katkow und Leontjew waren in Jedermanns Munde, — jedes patriotische Festmahl, jede öffentliche Veranstaltung schloß mit einem in das Redactionsbüreau der Moskauer Zeitung abgesandten Telegramm — in ganz Rußland gab es kaum eine Adelscorporation, die ihnen nicht Adressen gesendet, keinen nach Popularität strebenden Mann, der sich nicht um ihre Freundschaft beworben hätte. Fürst Gortschakow, dessen diplomatischer Action gegen die mit Oesterreich verbündeten Westmächte die Moskauer Publicisten in wirksamster Weise zu Hilfe gekommen waren, überhäufte die „Vertreter der russischen öffentlichen Meinung" bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit Beweisen seiner Anerkennung, Murawjew fragte wiederholt in Moskau um Rath an, ehe er sich zu entscheidenden Maßregeln entschloß, die Moskauer Hochschule ernannte den ehemaligen Professor Katkow zu ihrem Ehrenmitgliede, der Moskauer Gouvernements-Adel übersandte ein silbernes Schreibzeug mit der Inschrift: „Ihm, der seine Feder in Weisheit taucht," — Seine Majestät selbst zählten zu den eifrigsten Verehrern des in nicht weniger als 17,000 Exemplaren über das weite Reich verbreiteten Blattes, und unter den höchsten Würdenträgern des Hofes und der Ministerien gab es nicht *einen*, dem eine freundliche oder unfreundliche Erwähnung in den Spalten der Moskauer Zeitung nicht für ein Ereigniß gegolten hätte. Ohne Uebertreibung ließ sich behaupten, daß die Herren Katkow und Leontjew eine Stellung einnahmen, wie sie selbst den Junius, Duchesne und Görres nur für kurze Zeit gegönnt gewesen war.

Ohne Opfer war es bei der Erreichung dieser unvergleichlichen Erfolge freilich nicht abgegangen: das Programm, welches die Moskauer Zeitung 1864 und in den darauf folgenden Jahren vertrat, war in beinahe allen Stücken von dem verschieden, zu welchem die Herausgeber dieses Blattes sich bekannt hatten, als man sie noch die Männer des Ruski Westnik nannte. Um an der Spitze der geistigen Bewegung zu bleiben, welche sie entfesselt hatten und die, wie in solchen Fällen die Regel, ihre ursprünglichen Ziele schon nach kurzer Frist übersprang, waren die beiden sonst so überzeugungstreuen Publicisten genöthigt gewesen,

Principien über Bord zu werfen und Verbindungen zu lösen, auf welche sie noch wenige Jahre früher das höchste Gewicht gelegt hatten. Wie konnte von Decentralisation und nach britischem Muster organisirter Selbstverwaltung die Rede sein, wo es sich darum handelte, ein nach Millionen von Menschen zählendes fremdes Volksthum gewaltsam niederzuhalten, durch ein zwischen Bauernthum und Büreaukratie geschlossenes Bündniß in Polen wie in den ehemals polnischen westlichen Provinzen den Einfluß der höheren, gebildeteren Gesellschaftsklassen zu vernichten? Wie ließ der Zusammenhang mit Bildung und Civilisation des westlichen Europa sich aufrechterhalten, wo die besten Kräfte in den Dienst einer ausschließlich russischen Bewegung gestellt, im Namen des Nationalitätsprincipes Forderungen ausgesprochen worden waren, die mit innerer Nothwendigkeit zu einer Aechtung aller fremden Einflüsse führen mußten? In der Natur der gegebenen Verhältnisse lag, daß ein Mal alle nicht specifisch russischen und zugleich griechisch-orthodoxen Elemente gegen die Doctrinen Front machen mußten, mit denen die Moskauer Zeitung ihre polnische Politik motivirte; doch stand fest, daß die Theorie von der Unverträglichkeit einer selbständigen polnischen Nationalität mit dem russischen Staatsinteresse in ihrer Consequenz zu einer Kriegserklärung gegen die friedlichen und loyalen deutschen Bewohner der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland und gegen die (auf ihre Selbständigkeit höchst eifersüchtigen) Finnländer führen und die in diesen Ländern bestehenden kirchlichen und staatlichen Einrichtungen in Frage stellen mußte! Ebenso unzweifelhaft war, daß die Proscription des aristokratischen Elementes in Polen und Litthauen und die einseitige, alles bestehende Eigenthumsrecht gefährdende Begünstigung der bäuerlichen Klassen dieser Länder dem russischen Adel gefährlich werden und die agrarische Organisation in neue, nichts weniger als unbedenkliche Bahnen drängen mußten. Daß ein großer Theil des grundbesitzenden russischen Adels dem Murawjew'schen Systeme gründlich abhold sei und daß die Deutschen der Ostseeprovinzen in demselben eine Gefahr für ihren historisch-politischen Besitzstand sahen, wußte man in dem Redactionsbüreau am „Strasstni-Boulevard" genau genug, um sich bei Zeiten nach Bundesgenossen umzusehen und in der Wahl derselben nicht allzu ängstlich zu sein. Die Russification Litthauens und Polens ließ sich, wenn überhaupt, nur mit Hilfe der Büreaukratie, insbesondere der jüngeren, von leidenschaftlichem Adelshaß beseelten Beamten der Hauptstädte in Ausführung bringen; in zweiter Reihe mußten die Führer der Slawophilenpartei, die professionellen Vorkämpfer des orthodoxen Kirchenthums und der russischen Volksthümlichkeit herangezogen und in den Dienst der „missionären" Aufgabe gestellt werden, die es am Njemen und an der Weichsel zu erfüllen galt. Die Einen wie die Anderen waren nur durch Zugeständnisse zu gewinnen, und diese Zugeständnisse bedeuteten nichts Geringeres als Lossagungen von den Principien, welche einst den Stolz des Ruski Westnik ausgemacht hatten. Die junge demokratische Büreaukratie brachte die Murawjew'schen Nothgesetze in ein System, welches direct auf die Ausrottung des Großgrundbesitzes hinauslief und das nationale Institut des ungetheilten Gemeindeeigenthums zur Grundlage einer unverkennbar socialistischen agrarischen Organisation machen wollte, wie sie von den „Slawophilen" seit lange angestrebt worden war; diese letzteren begnügten

sich nicht damit, eine Russification der katholischen Kirche anzustreben, sondern forderten ganz direct die Unterwerfung von 8 Millionen römischer Katholiken unter das griechisch-orthodoxe Bekenntniß. Beide Forderungen waren mit dem Programm der Moskauer Zeitung schlechterdings nicht in Einklang zu bringen, denn die Herausgeber derselben hatten als Männer einer gediegenen volkswirthschaftlichen Bildung seit Jahren die Meinung verfochten, daß die Verwandlung des ungetheilten Gemeindebesitzes in persönliches Eigenthum der bäuerlichen Gemeindeglieder den nothwendigen Abschluß der großen Agrarreform bilden müsse, und daß von Ausdehnung jener Institution auf die in agrarischer Rücksicht westeuropäisch organisirten Provinzen des ehemaligen Polen nicht die Rede sein dürfe; als nüchterne Praktiker mußten Katkow und Leontjew außerdem anerkennen, daß die angestrebte Ausrottung des Katholicismus eine gefährliche Utopie sei, deren Unausführbarkeit nur von kurzsichtigen Fanatikern verkannt werden könne. Da diese Fanatiker aber ein Mal unentbehrlich geworden waren, blieb nichts Anderes übrig, als sie gewähren zu lassen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und nur verstohlen anzudeuten, daß man ihnen nicht unbedingt zustimme. Gelegentlich erschien wol ein Artikel, der die Sache des persönlichen Grundeigenthums verfocht und auf die Möglichkeit einer russisch-katholischen Kirche hinauslief; im Großen und Ganzen aber sah man durch die Finger und ging man polemischen Auseinandersetzungen mit den neu erworbenen Bundesgenossen aus dem Wege. Gleich hier sei bemerkt, daß diese durch die Verhältnisse bedingte Zurückhaltung in den wichtigsten Principienfragen die Moskauer Zeitung in den Ruf gebracht hat, eine unbedingte Vorkämpferin des nationalen Fanatismus zu sein, der in den Jahren 1863—69 sein Wesen trieb und unsäglichen Schaden angerichtet hat. Die Gerechtigkeit fordert, anzuerkennen, daß dem nie ganz so gewesen, daß die Moskauer Zeitung nicht sowol das slawisch-nationale, als das russisch-staatliche Einheitsprincip verfochten und bezüglich ihrer letzten Absichten von jenen Verführern der öffentlichen Meinung, welche einen neuen russischen Himmel und eine neue russische Erde verlangten, stets verschieden gewesen ist. Darum bleibt aber nicht minder wahr, daß auf den beiden hervorragenden Männern, welche die Moskauer Zeitung leiteten, die Hauptverantwortung dafür lastete, daß die Reformthätigkeit der Regierung Alexander's II. einige Zeit lang in schiefe Bahnen gezwängt und vorübergehend zu einer Gefahr für die Sache wahrer Bildung und Menschlichkeit in Rußland gemacht wurde. Auf die Initiative der Moskauer Zeitung und ihre gegen Polen gerichteten Tendenzen sind jene Angriffe und Verdächtigungen gegen das deutsche Element in den Ostseeprovinzen und die administrative Selbständigkeit Finnlands zurückzuführen, in denen die russische Nationalpartei sich Jahre lang erging und die auch im westlichen Europa eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Nicht damit zufrieden, in Sachen des polnisch-litthauischen Aufstandes die Rolle von Staatsrettern gespielt zu haben, erfanden die Männer der Moskauer Zeitung eine „baltische Gefahr", eine bedenkliche Aehnlichkeit zwischen den im besten Sinne des Wortes conservativen Bestrebungen der deutschen Protestanten Liv-, Est- und Kurlands und der polnisch-katholischen Propaganda in Litthauen — fabelten sie von einem großen Separatisten-Complot, welches Deutsche, Polen, Schweden, Armenier —

kurz alle „unrussischen" Elemente des weiten Reichs umfassen sollte. Im Namen der „Reichseinheit" wurde die Unterdrückung der verfassungsmäßigen Glaubensfreiheit, die Knebelung der deutschen Presse, die Antastung der ständischen Verfassung und die Beschränkung der deutschen Sprache in den Ostseeprovinzen gefordert und die albernen Bestrebungen der sogen. „junglettischen" Partei — eines Häufleins exaltirter Volksschullehrer und Subalternbeamter, welche eine eigene lettisch-estnische Civilisation auf Unkosten der Deutschen aus dem Boden stampften — gehätschelt und zahlreiche der hervorragendsten und verdientesten Beamten des Ostseegebiets aus ihren Aemtern verdrängt. Ein im November 1863 erschienener Artikel über den deutschen Charakter der baltischen Justizreform gab das Signal zur Abberufung des General-Gouverneurs von Liv-, Est- und Kurland, Baron Wilhelm Lieven; im Mai 1864 mußte der wegen seines edlen, unabhängigen Charakters und seiner unermüdlichen Thätigkeit vom Kaiser stets mit Hochachtung behandelte General-Superintendent von Livland, Bischof Walter, sein Amt niederlegen, nachdem die Moskauer Zeitung eine Landtags-Predigt dieses freisinnigen, echt patriotischen Geistlichen für verdächtig erklärt hatte; drei Jahre später traf dasselbe Loos den populärsten Mann des ganzen Landes, den Civil-Gouverneur von Livland, Herrn von Oettingen, den Herr Katkow seit Jahren in giftigster Weise angegriffen hatte, und mit dem im Jahre 1869 seiner Stellung enthobenen Curator der Dorpater Hochschule, dem als Geologen ehrenvoll bekannten Grafen Keyserlingk, war der letzte höhere Beamte der deutschen Provinzen aus dem Staatsdienst geschieden, der das volle Vertrauen seiner Landsleute besaß. Auf dieses traurige Capitel in der Geschichte der Moskauer Zeitung näher einzugehen, versagen wir uns aus doppelten Gründen; ein Mal ist dasselbe aus den Schriften der ziemlich zahlreichen, in den Jahren 1866—69 nach Deutschland ausgewanderten Livländer ziemlich genau bekannt geworden, und zweitens kann als feststehend angesehen werden, daß die Polemik der Herren Katkow und Leontjew gegen die Ostseeprovinzen nur die Consequenz des Systemes war, dessen Urheber dieselben gewesen und dessen Werkzeuge sie schließlich geworden waren. Wären diese Männer zum zweiten Mal in die Lage gekommen, frei und in Voraussicht der Wirkungen ihres Vorgehens wählen zu können — schwerlich hätten sie sich entschlossen, einen Kampf aufzunehmen, der sie schließlich mit ihren eigenen Principien in Widerspruch brachte und auf die Beziehungen der Regierung zu ihren deutsch-protestantischen Unterthanen nachweislich von verderblichstem Einfluß gewesen ist. Daß die beiden Moskauer Dioskuren trotz ihrer civilisatorischen Absichten und Bestrebungen der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen für die Vertreter eines kurzsichtigen und brutalen Racenfanatismus gelten, haben sie wesentlich der brüsken, schließlich in die armseligste Rechthaberei ausartenden Weise ihres völlig unmotivirten Vorgehens gegen die loyalsten, gebildetsten und bestverwalteten Provinzen des russischen Reichs zu danken.

Während die hier geschilderten Kämpfe um die Entwickelung der russischen inneren Politik und die Zustände der westlichen Hälfte des Reiches den einschneidendsten und nachhaltigsten Einfluß übten, waren die beiden, eine Großmacht repräsentirenden Beherrscher der russischen öffentlichen Meinung bereits mit Problemen anderer, anscheinend minder wichtiger Art beschäftigt. Eine

wunderbare Verkettung von Umständen wollte, daß der damalige Minister des öffentlichen Unterrichtes, Golownin, nicht nur (wie die Moskauer Zeitung unaufhörlich wiederholte) ein verkappter Polenfreund und Verbündeter des (von der Nationalpartei ziemlich unverblümt angefeindeten) Statthalters von Polen, Großfürsten Constantin, sondern eingestandener Maßen zugleich Gegner des humanistischen, auf das Studium der classischen Sprachen gegründeten Unterrichtssystems war. In den eben damals „probeweise" neuorganisirten russischen Gymnasien war der thörichte Versuch gemacht worden, die alten Sprachen in die zweite Reihe zu stellen und den Unterricht wesentlich auf die naturwissenschaftlichen Disciplinen zu gründen. Hatte dieses Experiment auch unzweifelhaft dazu beigetragen, die radicalen, zugleich materialistischen und revolutionären Neigungen der russischen Jugend zu nähren und der Zuchtlosigkeit Vorschub zu leisten, welche sich des unter den Auspicien der neuen Aera emporgekommenen jungen Geschlechtes zu bemächtigen begonnen hatte, so war es doch eine arge Uebertreibung, wenn Leontjew (der die zahlreichen pädagogischen Artikel der Moskauer Zeitung schrieb) den Minister für den gefährlichen Geist des „nihilistischen" Studenten- und Schülerthums förmlich verantwortlich machte, ihm allein die Schuld an der einreißenden Verwilderung aufbürdete und schließlich dabei anlangte, einen inneren Zusammenhang zwischen dem gottvergessenen Treiben der polnischen Henkergensdarmen und den „Theorien gewisser Petersburger Pädagogen" zu behaupten. Materiell hatte Leontjew unzweifelhaft Recht, wenn er im Namen wahrer Bildung gegen das hohle und dilettantische Treiben der jungen Pädagogenschule protestirte, welche unreife Knaben und halbwüchsige Mädchen mit Anatomie, Physiologie und Zoologie aufpäppeln und die Elementarschule zum Tummelplatz Darwin'scher und Moleschott'scher Theorien machen wollte; es wird ihm als höchstes Verdienst angerechnet werden müssen, daß er sich weder durch die allgemeine, in die Reihen seiner engsten politischen Freunde hineinragende, ächt-nationale Abneigung gegen den Classicismus, noch durch politische Rücksichten der gewichtigsten Art davon abhalten ließ, die populäre Pädagogenweisheit der Petersburger Naturwissenschaftler auf ihren wahren Werth zurückzuführen und unermüdlich zu predigen, daß das Studium der alten Sprachen die einzige, diesen Namen verdienende Grundlage höherer Bildung abgebe: die Methode von Leontjew's Polemik gegen das Golownin'sche System war und blieb aber doch unzulässig und ungerecht und schoß über das Ziel hinaus. Nicht nur daß dem Minister Dinge aufgebürdet wurden, auf welche er schlechterdings keinen Einfluß besaß, zu ihm und von ihm wurde in einer Sprache geredet, welche überhaupt illoyal war und sich in den Spalten eines Blattes besonders übel ausnahm, das in der Kräftigung des Staatsgedankens und der Regierungsautorität eine seiner Hauptaufgaben sah. Zur Entschuldigung gereichte Herrn Leontjew dabei freilich, daß er seine Sache völlig isolirt zu führen hatte, daß der Sieg derselben mehr wie zweifelhaft war und daß er sich sagen mußte, das vom Minister vertretene Unterrichtssystem erfreue sich allgemeiner Popularität und werde von den politischen Gegnern desselben ebenso gebilligt und unterstützt, wie von Denen, welche den gesammten Streit nur dazu benutzten, das Ansehen und den Einfluß der Moskauer Zeitung zu

schädigen. Zwischenfälle politischer Natur trugen das Ihrige dazu bei, das Verhältniß Leontjew's zu dem Unterrichtsminister immer feindlicher zu gestalten. Ein Anhänger des wegen seiner damaligen Polenfreundschaft von der Moskauer Nationalpartei auf das rücksichtsloseste angegriffenen Großfürsten Constantin, der der Gesandtschaft in Brüssel attachirte Staatsrath von Fircks (Schédo Ferroti) hatte im Winter 1863—64 eine gegen das Katkow-Murawjew'sche System gerichtete Flugschrift „Que fera-t-on de la Pologne?" veröffentlicht, und der dem Großfürsten befreundete Minister des öffentlichen Unterrichtes dieses Buch sämmtlichen zu seinem Ressort gehörigen Lehrkörpern amtlich zugesendet. Leontjew's Einfluß auf den Conseil (Senat) der Moskauer Hochschule gelang es, diesen zu einer Rücksendung des „unpatriotischen" Buches und zu einer öffentlichen Erklärung gegen die Tendenzen desselben zu bewegen, welche das größte Aufsehen erregte, andere gelehrte Corporationen zur Nachfolge bestimmte und dem Credit des Ministers einen Stoß versetzte, von welchem dieser sich nicht mehr erholte. Noch wirksamer war, daß Leontjew zwei Jahre später, „um dem Mangel an soliden, auf wirklich wissenschaftlichen Grundlagen ruhenden höheren Lehranstalten in Moskau abzuhelfen," ein Privatgymnasium begründete, das als „Lyceum Sr. Kaiserl. Hoheit des verstorbenen Großfürsten-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch" die kaiserliche Bestätigung erhielt, mit großem Pomp und unter Theilnahme zahlreicher geistlicher und weltlicher Würdenträger eröffnet wurde und unter der energischen Leitung seines unermüdlichen, gleichzeitig als Publicisten, academischen Lehrers und Pädagogen wirkenden Leiters sofort einen beträchtlichen Aufschwung nahm. Leontjew's Thätigkeit hatte um diese Zeit einen Umfang erhalten, der geradezu fabelhaft erscheint, in allen Richtungen gleich wirksam war und selbst den zahlreichen Gegnern dieses außerordentlichen Mannes Respect abnöthigte. Und doch stand er noch nicht an der Grenze seines Könnens. Im Mai 1866 mußte Golowwin zufolge des Karakosow'schen Attentates auf das Leben des Kaisers und der bei dieser Gelegenheit gemachten Entdeckungen über den großen Umfang und den Einfluß, den die „nihilistischen" Ideen auf die studirende Jugend gewonnen, sein Amt niederlegen. Ein an den damaligen Präsidenten des Minister-Comités, den Fürsten P. P. Gagarin, gerichtetes kaiserliches Handschreiben hob die Nothwendigkeit einer energischen Bekämpfung der revolutionären Tendenzen hervor, welche sich gewisser Schichten der russischen Gesellschaft und insbesondere der Jugend bemächtigt hätten, und bezeichnete eine Veränderung des Unterrichts-Systems als geeignetstes Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Der Ober-Procureur des Synod, Graf Tolstoy, wurde zum Nachfolger Golowwin's ernannt und mit der ebenso schwierigen wie undankbaren Aufgabe betraut, die über die weitesten Kreise verbreitete Abneigung der russischen Gesellschaft gegen das classische Unterrichtssystem zu überwinden und dieses zum Ausgangspunkt einer vollständigen Umgestaltung der Organisation der Gymnasien und höheren Lehranstalten zu machen. Naturgemäß mußte der Blick des Ministers sich auf den Mann richten, der die Fahne des Humanismus, unbekümmert um Gunst oder Ungunst der wechselnden Tagesströmung, hochgehalten und derselben als Schriftsteller wie als Lehrer und Pädagog, im „Ruski Westnik", im „Athe-

näum", in der „Moskauer Zeitung", in der „philologischen Gesellschaft", auf dem academischen Lehrstuhl und in seinem allgemein als tüchtig anerkannten Lyceum die größten Dienste geleistet hatte. Daß Leontjew's Rath für die im Schoße des Unterrichtsministeriums vorzunehmenden Organisationsarbeiten maßgebend sein und daß der neue Minister seine Unterstützung in Anspruch nehmen werde, stand im Voraus fest. Einer sofortigen Zuratheziehung des einflußreichen Mannes stand indessen unter den gegebenen Umständen ein ziemlich ernstes Hinderniß im Wege: gerade in den Wochen, welche auf Tolstoy's Berufung folgten, war die Moskauer Zeitung in eine heftige Fehde mit dem obersten Leiter der Ober-Preß- und Censur-Verwaltung*), dem Minister des Innern Walujew, begriffen, den Herr Katkow als angeblichen Polenfreund und Verbündeten Golownin's seit lange scheel ansah. Auf Grund des Preßgesetzes vom 18. April 1865 hatte der Minister der Redaction der Moskauer Zeitung eine Verwarnung zugehen lassen, welche diese an der Spitze ihres Blattes abzudrucken verpflichtet war. Katkow, der die Empfindung haben mochte, im Augenblick sehr viel fester dazustehen wie der Minister, dessen längst erschütterte Position seit dem Rücktritt Golownin's für unhaltbar geworden galt, behauptete, diese Rüge nicht verdient zu haben, und verweigerte den Abdruck; wochenlang zahlte er alltäglich die hohe, auf die Verzögerung des Abdruckes ministerieller Verwarnungen gesetzte Geldstrafe, bis Herr Walujew endlich die Geduld verlor und von dem Rechte, widerspenstige Blätter auf drei Monate zu suspendiren, Gebrauch machte. So weitreichend aber war der Einfluß der publicistischen Dioskuren, daß der Kaiser schon nach wenigen Wochen, bei Gelegenheit eines Besuches seiner „ersten" Hauptstadt, Gnade walten und das Forterscheinen des unentbehrlich gewordenen Blattes anordnen ließ.

Mit dieser Verwarnung — unseres Wissens der einzigen, welche der Moskauer Zeitung überhaupt zu Theil geworden — schließt die Sturm- und Drangperiode des Katkow-Leontjew'schen Blattes und seiner Herausgeber. Behaupteten dieselben sich auch in der Folge in der Stellung, welche sie als einflußreichste Vertreter der russischen periodischen Presse erworben, so war die Politik, zu der sie den Anstoß gegeben, doch seit dem Jahre 1867 in langsamem, aber stetigem Niedergang begriffen. Die auf die Russification Polens und der west-

*) Bis zum April des J. 1865 standen sämmtliche Organe der russischen periodischen Presse unter Präventiv-Censur. Zu dem gedachten Zeitpunkt wurde diese aufgehoben, indessen nur für die Zeitungen und Journale der beiden Residenzstädte Moskau und Petersburg. Dieser Umstand hat zu dem Uebergewicht der Moskauer Zeitung außerordentlich viel beigetragen, da dieses schon vorher nur der Form nach censirte Blatt den freiesten Spielraum gewann, während die Organe der von ihm befehdeten polnischen, kleinrussischen, baltischen u. s. w. Provinzen unter strenger Präventiv-Censur standen. Dieses Verhältniß besteht noch gegenwärtig. Die censurfreien Blätter haben eine ziemlich hohe Caution zu hinterlegen und sind der vom Minister des Innern geleiteten Oberpreßverwaltung unterstellt, welche das Recht hat, jedem Blatt zweimal Verwarnung zu ertheilen und bei dritten Contraventionsfällen Suspension auf drei Monate zu verfügen. Außerdem kann mißliebigen Blättern das Recht zum Verkauf einzelner Nummern entzogen werden, und bedarf jeder neu eintretende Redacteur der Bestätigung durch die Oberpreßverwaltung. Für das Großfürstenthum Finnland ist ein besonderes finnländisches Preß- und Censurgesetz in Geltung.

lichen Provinzen gerichtete Agitation war zum einen Theil gegenstandslos geworden, zum andern auf praktische Hindernisse gestoßen, welche die Bedeutung ihrer Urheber zurücktreten ließ und die Regierung in die Lage versetzte, ohne Rücksicht auf die gute oder üble Meinung der Parteien ihres Weges zu gehen. Dazu kam, daß seit dem Sommer 1866 die Fragen der auswärtigen Politik, auf welche die russische Presse nie einen in Betracht kommenden Einfluß geübt, an Bedeutung gewannen und die inneren Händel von der öffentlichen Bühne verdrängten. Nahm die Moskauer Zeitung auch nach wie vor unter sämmtlichen Organen der russischen Presse die erste und geachtetste Stellung ein, so war sie doch nicht mehr in der Lage, sich so nachdrücklich Gehör verschaffen zu können, wie in dem vorhergegangenem Lustrum. Nur auf einem Gebiete behielt sie nach wie vor die publicistische Führerschaft, dem des Unterrichtswesens. Während alle übrigen russischen Zeitungen mehr oder minder entschieden gegen das vom Grafen Tolstoy inaugurirte, als Waffe gegen die „nihilistische" Verwilderung von der Regierung begünstigte System des classischen Gymnasialunterrichtes Partei ergriffen, blieben Katkow und Leontjew der alten Fahne treu. Für die Entschließungen des Unterrichtsministeriums kam in erster Reihe Leontjew's Rath in Betracht; auf Einladung des Ministers ging der berühmte Publicist und Lehrer wiederholt nach Petersburg, um an den Berathungen des für Feststellung des Gymnasialreglements niedergesetzten Comités Theil zu nehmen und darauf hinzuwirken, daß die Absolvirung des vollen Gymnasialcursus für die Aufnahme in die Universitäten, die Petersburger medicinisch-chirurgische Akademie und die übrigen höheren Lehranstalten zur Bedingung gemacht würde. Die Gegner der von der Moskauer Zeitung verfochtenen Anschauungen thaten ihr Möglichstes, um die Ausführung der im Unterrichtsministerium beschlossenen, von dem Minister-Adjuncten und Staatssecretär Herrn Deljanow besonders nachdrücklich vertretenen Beschlüsse zu durchkreuzen und zu hemmen; der Umstand, daß mehrere höhere Lehranstalten nicht zum Ressort des Unterrichtsministeriums gehören und daß der politische Einfluß der Moskauer Zeitung, wie erwähnt, im Rückgange begriffen war, machte es ihnen leicht, im Einzelnen Erfolge zu erringen und die Durchführung des gesammten ministeriellen Programmes zu stören — im Großen und Ganzen behielt Leontjew aber doch das Uebergewicht. Mindestens für die Gymnasien und Universitäten behielt es bei der Förderung der classischen Bildungsgrundlage sein Bewenden und kamen die 1866 beschlossenen, während der folgenden Jahre ausgearbeiteten Pläne zur Ausführung. Freilich büßten die Moskauer Verbündeten des Grafen Tolstoy nicht nur ein gut Theil ihrer Popularität, sondern auch den Zusammenhang mit vielen alten, während der Krisis von 1863—64 gewonnenen Freunden ein; gerade in den liberalen und nationalen Kreisen, welche die systematische Ausrottung des polnisch-aristokratischen Elementes mit Jubel begrüßt, die Ausführung der litthauisch-weißrussischen Agrarreformen durchführen geholfen und an dem Sturmlauf gegen den deutschen Einfluß in den Ostseeprovinzen lebhaftesten Antheil genommen, war die Abneigung gegen den „Classicismus" tief eingewurzelt und der Wahn verbreitet, das orthodoxe, von dem römischen Recht unberührt gebliebene Rußland habe mit der Sprache und Cultur des römischen Weltreichs und der lateinischen Kirche nichts zu schaffen, es nehme an seiner nationalen Würde und

Gesundheit Schaden, wenn es sich auf die Zuhilfenahme occidentaler Bildungsmittel einlasse, u. s. w. — Leontjew war nicht der Mann, sich durch Rücksichten auf die schwankende Tagesmeinung in Fragen beirren zu lassen, an welche er die Arbeit seines Lebens gesetzt hatte; die Reorganisation des Unterrichtswesens und die Bekämpfung des Pseudorealismus, der sich der russischen Jugend bemächtigt hatte, war in seinen Augen wichtiger, als jede auf das Parteiwesen bezügliche Entscheidung, denn er war sich bewußt, über diese Angelegenheit ungleich besser Bescheid zu wissen, als über irgend eine andere, ihr eingehendere Studien gewidmet zu haben, als irgend einer seiner Landsleute und Zeitgenossen. Während Katkow die Auseinandersetzungen mit den politischen Freunden von jetzt und von ehemals besorgte, sich als unermüdlicher Polemiker tummelte und das stetig an Wichtigkeit zunehmende Gebiet der auswärtigen Politik mit wechselndem Erfolg bearbeitete, wandte Leontjew während der letzten Jahre seines Lebens alle Kraft seines Geistes und alle ihm zu Gebote stehende Zeit pädagogischen Aufgaben zu. Obgleich der Minister seinen Rathschlägen nach wie vor folgte und keine wichtige Entscheidung getroffen wurde, zu welcher er nicht mitgewirkt hätte, wurde Leontjew's Stellung von Jahr zu Jahr schwieriger. Die mit Neid und Mißgunst gegen ihren Hauptvorkämpfer gepaarte Abneigung des großen Publicums gegen die Methode des classischen Gymnasialunterrichtes wurde immer fühlbarer und anmaßlicher: Leontjew, dessen Einfluß noch vor wenigen Jahren die gesammte Moskauer Universität beherrscht und zu den waghalsigsten Kundgebungen gegen ihren Chef, den ehemaligen Minister, bestimmt hatte, stand beim Ausgang der sechziger Jahre innerhalb seiner eigenen Facultät so isolirt da, daß er nach Ablauf der fünfundzwanzig Jahre, für welche die russischen Universitäten ihre Lehrer berufen, nicht wiedergewählt, sondern mit der ihm zustehenden Pension verabschiedet wurde.

Die Herren Facultätsgenossen, auf deren Voten es ankam, waren der Meinung gewesen, daß die akademische Thätigkeit sich mit der publicistischen und pädagogischen nicht wohl vereinigen lasse — eine Erwägung, die ihnen wenige Jahre früher durchaus fern gelegen hatte und zu der um so weniger Veranlassung gegeben worden war, als Leontjew seine gegen die Universität übernommenen Verpflichtungen stets mit der minutiösesten Gewissenhaftigkeit erfüllt hatte. — Sein Leben war so ausschließlich der Arbeit zugewendet, daß er sich auf sich selbst und seine persönlichen Interessen kaum besann, so zu sagen gar keine persönlichen Interessen hatte. Leontjew war unverheirathet, führte nie eine eigene Wirthschaft und begnügte sich zeitlebens mit den bescheidenen Existenzformen, welche er als Schüler deutscher Universitäten kennen gelernt und angenommen hatte. Während der letzten siebzehn Jahre seines Lebens bewohnte der anspruchslose Mann zwei Zimmer der Wohnung seines Freundes Katkow, von der Frau desselben wie ein Hausohn versorgt und verpflegt, von den Kindern wie ein zweiter Vater geliebt und verehrt. „Er war" — so bezeugt Katkow in dem Nachruf, den er dem geliebten Freunde widmete (Moskauer Zeitung vom 20. April 1875, Nr. 97) — „der eigentliche Herr meines Hauses, die Seele meiner Familie; alle meine Kinder waren von ihm aus der Taufe gehoben worden, es geschah Nichts im Hause, bevor seine Zustimmung, sein Segen eingeholt worden. Dreißig Jahre lang haben wir einander gekannt, zwanzig Jahre lang

waren wir durch gemeinsame Thätigkeit verbunden, ohne daß je ein Streit, geschweige denn eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit zwischen uns stattgehabt hätte. Keine Seite meines Wesens, die nicht mit ihm auf's engste verbunden gewesen wäre, keine, die durch seinen Tod nicht schmerzlich getroffen worden wäre! Im eigentlichsten Sinne des Worts habe ich an ihm einen Theil meiner Existenz, und zwar den besseren, verloren." — So eng war der Zusammenhang dieser beiden Männer, daß niemals festgestellt worden ist, wo die Thätigkeit des Einen aufhörte und die des Andern begann. Der allgemeinen Annahme nach ist Katkow der fruchtbarere Publicist, Leontjew der eigentliche Redacteur und Verwalter des gemeinsam gepachteten und geleiteten Blattes gewesen. Wie er es angefangen, außerdem noch der Leiter und Hauptlehrer des Lyceums und einer der einflußreichsten Berather des Unterrichtsministers zu sein, erscheint geradezu räthselhaft. Was Katkow über seines Freundes unermüdliche Arbeitskraft und Arbeitslust, über seine Bereitschaft, stets für Andere einzutreten und ihnen Lasten abzunehmen, erzählt, muß jeden Leser mit tiefster Ehrfurcht erfüllen. Leontjew gehörte zu den seltenen Menschen, die in der Arbeit vollständig aufgehen, nie etwas für sich verlangen und dem idealen Drang ihrer Natur mit innerer Nothwendigkeit, und ohne darüber zu reflectiren, jede äußere Rücksicht opfern. „Zu heftigen Erörterungen," so schreibt Katkow, „ist es zwischen uns nur gekommen, wenn ich ihm seine überreizte Thätigkeit vorwarf und ihn von der Uebernahme neuer Verpflichtungen abhalten wollte .... Er war von kindlicher Reinheit des Gemüths und von einer Hingabe an Andere, die keine Grenzen hatte. An sich selbst zu denken, kam ihm nie und bei keiner seiner Unternehmungen in den Sinn. Nie daß er für sich selbst etwas suchte, nie daß er für sich selbst fürchtete. Aus dieser Quelle flossen die Ruhe seines Geistes, seine Selbstverleugnung, seine immer gleiche Thatkraft und Energie: was er in die Hand nahm, glückte — was andere Leute Nervosität nennen, war ihm vollständig unbekannt, und selbst die schwersten körperlichen Leiden vermochten den Fluß seiner geistigen Thätigkeit und seiner Gedankenarbeit nicht zu unterbrechen."

In der Natur einer so hingebenden und so ununterbrochenen Thätigkeit lag es, daß dieselbe aufreibend und zerstörend wirken mußte, zumal der Träger derselben von schwächlicher physischer Constitution war. Hörten während der letzten Jahre seines Lebens auch die heftigen Kämpfe auf, in welche die Moskauer Zeitung durch ihre polnische Politik verwickelt worden war, so hatten die Redacteure des einflußreichsten und verbreitetsten Blattes doch fortwährend alle Hände voll zu thun, um sich auch nur annähernd auf der Höhe ihres früheren Einflusses zu erhalten. Nicht nur, daß ihre großen Erfolge den beiden berühmten Publicisten zahllose Neider und Feinde zugezogen hatten, der Gang der äußeren Ereignisse sorgte dafür, daß dieselben nicht zur Ruhe kamen. Daß das von ihnen bevorwortete Unterrichtssystem im Großen und Ganzen unpopulär blieb und immer wieder in Frage gestellt wurde, daß die gesammte periodische Presse die beiden „Generalpächter des russischen Patriotismus" bei jeder Gelegenheit angriff und gerade da verdächtigte, wo sie wirklich für die Sache der Bildung und Vernunft eintraten, ist bereits gesagt worden. Zu diesen Händeln kamen seit dem Jahre 1866 noch andere. Nach der Beendigung des

preußisch-österreichischen Krieges trat die Moskauer Zeitung entschieden auf die Seite der Gegner der vom Hof und der officiellen Welt begünstigten Bismarck'schen Politik. Ohne Rücksicht auf das enge Verhältniß zum Fürsten Gortschakow, das in den Jahren 1862—1864 geknüpft worden war, glaubten Katkow und Leontjew Volk und Regierung vor der an der russischen Westgrenze aufsteigenden neuen Großmacht warnen und zu einem nähern Bündniß mit Frankreich rathen zu müssen. Gerade wie der Golos und die meisten übrigen Organe der Nationalpartei declamirte auch die Moskauer Zeitung von dem drohenden Verlust der Großmachtstellung Rußlands und der Gefährlichkeit der preußischen Absichten auf Litthauen und die Ostseeprovinzen. Alle Versuche, welche von Seiten Gortschakow's, mittelbar auch von Seiten der Berliner Regierung gemacht wurden, um die Moskauer Dioskuren umzustimmen und für eine unbefangene Auffassung der politischen Lage zu gewinnen, blieben fruchtlos. Von jeher auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig, wiesen Katkow und Leontjew jeden Vermittelungsversuch vornehm zurück, um unverrückt auf dem eingenommenen Standpunkt zu verharren. Noch beim Beginn des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 stand die Moskauer Zeitung mit ihren Sympathien auf Seiten Frankreichs; unterschied ihre Sprache sich auch von der der Gemeinheit und des Cynismus, welche damals von der „Börsenzeitung", dem „Golos" u. s. w. über Deutschland geführt wurde, so sagte sie doch rund heraus, daß die rasche Niederwerfung Frankreichs für Europa ein Unglück, für Rußland eine Gefahr bedeute. Da die Parteinahme Kaiser Alexanders für die Sache der deutschen Waffen ein öffentliches Geheimniß war, und die Moskauer Publicisten sehr genau wußten, daß ihre französischen Sympathien ihnen die Gunst des Monarchen kosten könnten, auf dessen Zustimmung und Gunst sie stets ihren höchsten Stolz gesetzt hatten, so war ihre Stellung eine außerordentlich schwierige. Nichts desto weniger behaupteten sie die einmal genommene Position unverrückt weiter, bis die im October 1870 erfolgte Aufkündigung des Pariser Vertrages die Situation plötzlich veränderte und neue Gesichtspunkte für Beurtheilung derselben eröffnete. Nachdem sich gezeigt, daß der große, über die Gegner von 1856 erfochtene diplomatische Sieg Gortschakow's mit der Parteinahme dieses Staatsmannes für die deutsche Sache auf's engste zusammenhänge, änderte die Moskauer Zeitung allmälig ihre Sprache; die frühere Sympathie für Frankreich kühlte sich ab, um allmälig einer nüchternen, ausschließlich das russische Interesse berücksichtigenden Beurtheilung Platz zu machen, und als Prinz Friedrich Karl im December 1871 bei Gelegenheit seines Aufenthalts in den beiden russischen Hauptstädten dem Nikolai-Lyceum die Ehre eines Besuches erwies und Herrn Katkow einer längeren Unterredung würdigte, machte die Moskauer Zeitung mit dem neuen deutschen Reich in aller Form ihren Frieden. Katkow's damals gethaner und rasch bekannt gewordener Ausspruch, „er sei nie ein Feind Deutschlands und der Deutschen gewesen und habe die Bismarck'sche Politik lediglich bekämpft, weil er geglaubt, die Interessen eines mächtigen Deutschlands seien mit denen Rußlands nicht in Einklang zu bringen," konnte nur bei Denen Verwunderung erregen, welche die Tendenzen der Moskauer Zeitung nicht verstanden und nicht gewußt hatten, daß der einseitige Nationalismus dieses Blattes, wie er in den Jahren 1862—1865 zu Tage getreten, lediglich eine Consequenz

des falschen und unheilvollen Principes gewesen, welches Katkow und Leontjew zur Zeit des polnischen Aufstandes gegen ihre eigentliche Neigung aufstellen zu müssen geglaubt hatten. — Heute zählt die Moskauer Zeitung zu den eifrigsten Verehrern der Dreikaiser-Alliance, und redet sie — trotz ihrer Zweifel an der Ersprießlichkeit der deutschen Kirchenpolitik — von dem Fürsten Bismarck nie anders als im Tone der höchsten Achtung.

An diesen, vornehmlich von Katkow geführten Kämpfen und Wandlungen hatte auch Leontjew eifrigen Antheil genommen; seine Hauptthätigkeit war seit dem Jahre 1872 indessen dem Lyceum gewidmet, in dessen Dienst er sich im eigentlichsten Sinne des Wortes aufrieb. Bei der Schwierigkeit, Lehrkräfte zu gewinnen, die seinen Anforderungen an philologische Gründlichkeit und pädagogische Bildung entsprachen, übernahm er neben der Direction der großen Anstalt noch einen beträchtlichen Theil des Unterrichts in den alten Sprachen. Ueberanstrengung und Ungunst des Klimas, das im Winter 1874/75 für Moskau besonders hart war, hatten ihn wiederholt auf's Krankenlager geworfen, seine Thätigkeit aber immer nur für kurze Zeit unterbrochen. Im April v. J. erkrankte der bereits geschwächte Mann an einer heftigen Erkältung; da er sich in der Abhaltung der gewohnten Unterrichtsstunden nicht unterbrechen lassen wollte, wurde die Krankheit verschleppt, um dann einen raschen und tödtlichen Verlauf zu nehmen. Er starb, umgeben von seinen Freunden und der Katkow'schen Familie, ruhig und gefaßt, wie er gelebt — sein Ende war das eines ächten Mannes und gläubigen Christen.

Auf die Feierlichkeiten näher einzugehen, welche die Bestattung Pawel Michailowitsch Leontjew's begleiteten, liegt außerhalb des Plans und der Absicht dieser Blätter: daß die philologische Gesellschaft und die Gesellschaft für slawische Literatur und Geschichte sein Andenken durch besondere Sitzungen ehrten, daß das Unterrichtsministerium sich am Grabe seines wichtigsten Bundesgenossen durch einen eigens nach Moskau entsendeten höheren Beamten, den Geheimrath Georgiewski, vertreten ließ, daß die gesammte höhere Gesellschaft Moskau's, die Geistlichkeit, Generalität, Universität u. s. w. seinem Sarge folgte — das Alles verstand sich von selbst. Leontjew war das Glück geworden, in der Fülle seiner Kraft, auf der Höhe seiner Bedeutung zu sterben und eine Lücke zu hinterlassen, die auch nach dem Urtheil seiner Gegner lange offen bleiben wird. Ueber seine Wirksamkeit ein letztes Wort zu sagen, abschließend darüber zu urtheilen, ob Leontjew's politische Irrthümer durch seine hohen und unleugbaren Verdienste um das russische Unterrichtswesen stark aufgewogen worden, wird der Zeitgenosse sich versagen müssen. Als feststehend wird aber schon gegenwärtig angesehen werden müssen, daß P. M. Leontjew sich durch sein Talent, wie durch seinen Charakter eine bleibende Stelle in der Geschichte der russischen Journalistik erworben hat. Die Presse dieses Landes hat in erster Reihe ihm und seinem Freunde Katkow zu danken, daß sie in ihrer Kindheit ein Ansehen und einen Einfluß erworben, wie sie in der der periodischen Publicistik anderer Länder nur als seltene Ausnahme vorgekommen sind. — Daß diese Bedeutung des „russischen gedruckten Wortes" eine bleibende sein werde, wird in Rußland selbst am lebhaftesten bestritten.

Paul Heyse.

(Gesammelte Werke I—X. Berlin, W. Hertz. 1872, 73. Kinder der Welt I—III. Das. 1873. Im Paradiese I—III. Das. 1875.)

Von

Dr. **Georg Brandes.**

„Woher kommt es," fragte ich neulich einen ausgezeichneten Portraitmaler, „daß Sie, der Sie früher mit Erfolg sich in mehreren andern Kunstfächern versucht haben, allmälig sich ganz auf das Portrait beschränkten?"

„Ich glaube, daher," antwortete er, „weil es mich am meisten ergötzt, so ein Ding, das nie dagewesen ist und nie wieder kommen wird, zu studiren und festzuhalten."

Er schien mir mit diesen Worten schlagend das Interesse zu bezeichnen, das Einen zu der einzelnen Individualität, der innern wie der äußern, hinzieht. Auch für den Kritiker ist das Individuum ein besonders verlockender Gegenstand; auch für ihn ist die Ausführung eines Portraits eine seltsam fesselnde Beschäftigung. Leider stehen seine Mittel nur allzusehr hinter denen des Malers zurück. Was kann schwieriger und vergeblicher sein, als das rein Individuelle in Worten ausdrücken zu wollen — das, was seiner Natur nach jeder Wiedergabe durch Worte spottet! Ist die Persönlichkeit in ihrem ununterbrochenen Flusse nicht das wahre perpetuum mobile, das sich nicht construiren läßt?

Und doch reizen und locken diese unlöslichen Aufgaben Einen immer auf's neue. Wenn man allmälig mit einem Schriftsteller vertraut geworden ist, sich in seinen Schriften frei bewegt, dunkel fühlt, daß gewisse Charakterzüge bei ihm die andern beherrschen, und dann von Natur einen kritischen Hang hat, so läßt es Einem keine Ruhe, bevor man sich selbst über seinen Eindruck Rechenschaft gegeben und sich das undeutliche Bild eines fremden Ich, das sich in unserm Innern gebildet, klar gemacht hat. Man hört oder liest Urtheile über einen Schriftsteller und findet sie albern. Warum sind sie albern? Andere Aeußerungen über ihn dünken uns halbwahr. Was fehlt ihnen, um völlig wahr zu sein? Ein neues großes Werk von ihm erscheint. Wie ist es von den

früheren schon vorbereitet? Man wird fast neugierig, zu erfahren, wie man selbst sein Talent charakterisiren würde — und man befriedigt seine Neugier.

I.

Wer einen Blick auf die lange Reihe enggedruckter Bände wirft, die Paul Heyse's gesammelte Werke bilden, und sich erinnert, daß der Geburtstag des Verfassers in das Jahr 1830 fällt, wird vermuthlich zuerst ausrufen: Welcher Fleiß! Unwillkürlich wird er diese staunenswerthe Productivität auf eine Willenskraft von seltener Ausdauer zurückführen. Nichts desto weniger entstammt sie einer selten glücklichen Natur. Diese Natur war an und für sich von so üppiger Fruchtbarkeit, daß sie ohne Willensanspannung oder Kraftanstrengung ihre Ernte geliefert hat; sie hat sie so mannigfach geliefert, daß man glauben möchte, sie sei nach einem bestimmten Plane und mit sorgsamem Willen gepflegt worden; es war ihr jedoch augenscheinlich vergönnt, völlig frei zu walten. Die Natur walten, „sich gehen zu lassen," *) das war, wie man fühlt, von Anfang an Heyse's Wahlspruch, und so kommt es, daß er mit Eigenschaften, die zu einer zerstreuten, spärlichen und fragmentarischen Production zu führen pflegen, jedes Unternehmen vollendet und abgerundet, daß er lyrische und epische Gedichte, ein größeres Epos (Thekla), ein Dutzend Dramen, mehr als fünfzig Novellen, und zwei große Romane geschrieben hat. Er begann frühzeitig, schon als Schüler trat er seine literarische Laufbahn an. Und sorglos wie ein Fußwanderer, sein Lied vor sich hinpfeifend, nie sich übereilend, aus jeder Quelle trinkend, stillstehend vor den Sträuchern am Wege und Blumen wie Beeren pflückend, im Schatten ausruhend und im Schatten wandernd, hat er nach und nach eine Bahn durchschritten, die nur möglich scheint, wenn man das Auge bei athemlosem Marschiren fest auf das Ziel heftet.

Die Stimme, der Heyse als Schriftsteller folgt, ist also unzweifelhaft die Stimme des Instincts. Nichts liegt ihm, obwol er Norddeutscher ist, ferner, als Instinctlosigkeit und Absichtlichkeit. Obgleich in Berlin geboren, faßt er in München Wurzel und findet in der vollblütigen süddeutschen Race und dem säftereichen süddeutschen Leben die Umgebungen, die mit seiner Anlage übereinstimmen; obgleich in Süddeutschland zu Hause, fühlt er sich immer nach Italien hingezogen, wie nach dem Lande, wo die Menschenpflanze ein von der Reflexion noch weniger gestörtes, schöneres und üppigeres Wachsthum erreicht hat, und wo die Stimme des Blutes am klarsten und stärksten spricht. Diese Stimme ist die Sirenenstimme, die ihn lockt. Natur! Natur! klingt es in seinem Ohre. Deutschland hat Schriftsteller, die fast instinctlos scheinen, und die nur ein kräftiger norddeutscher Wille zu dem, was sie geworden, gemacht hat (wie Karl Gutzkow z. B.), andere (wie Fanny Lewald), deren Werke vor Allem das Gepräge eines kräftigen norddeutschen Verstandes tragen. Nicht wollend oder über-

*) Auf Schritt und Tritt sich aufzupassen,
Was soll es frommen?
Wer nicht wagen darf, sich geh'n zu lassen,
Wird nicht weit kommen. P. H.

legend, sondern seinem inneren Drange folgend, schafft und formt Heyse seine Werke.

Es ist für manchen Dichter eine Versuchung, dem Leser ein etwas anderes Bild von sich, als das wirkliche, mitzutheilen. Er stellt sich gerne als das, was er zu sein wünschte, dar, in früheren Tagen entweder als empfindsamer oder melancholischer, in neuerer Zeit bisweilen als erfahrener oder kälter oder rauher, als er ist. Mehr als ein ausgezeichneter Dichter scheut sich, wie Mérimée oder Lecomte de Lisle, so sehr, seine Gefühle zur Schau zu stellen, daß er umgekehrt dahin gelangt, eine Gefühllosigkeit an den Tag zu legen, die ihm nicht ganz natürlich ist. Man setzt eine Ehre darein, erst jenseits der Schneelinie, wo das Menschliche endet, recht frei und leicht zu athmen, und aus Verachtung Derer, die dort unten das Mitleid der Menge in Anspruch nehmen, erliegt man der Versuchung, sich selbst zu einer Höhe emporzuschrauben, wohin nicht der Instinct, sondern der Stolz zu steigen gebietet. Für Heyse existirt diese Versuchung nicht. Er hat nie einen Augenblick sich in eine größere Hitze oder Kälte als die, welche er empfand, hineinschreiben können oder wollen. Er hat sich nie geberdet, als ob er mit seinem Herzblut schreibe, wenn er ruhig als Künstler formte, und er hat sich geduldig darein gefunden, daß die Kritik ihm Mangel an Wärme vorwarf. Er hat auf der anderen Seite nie, wie so viele von Frankreichs vorzüglichsten Schriftstellern, eine furchtbare oder empörende Handlung mit derselben stoischen Ruhe und in demselben Tone berichten können, mit welchen man es erzählt, wo ein Mann von Welt seine Cigarren kauft, oder wo man den besten Champagner erhält. Er strebt weder nach dem Flammenstyl der feurigen Temperamente, noch nach der Selbstbeherrschung des Weltmanns. Im Vergleich mit Swinburne scheint er kühl, und im Vergleich mit Mérimée naiv. Aber der schmale Pfad, auf welchem er wandelt, ist genau derjenige, welcher ihm vom Instincte seines Innern, von dem rein individuellen und doch so complicirten Wesen, das seine Natur ausmacht, angewiesen wird.

II.

Die Macht, der man selbst als Künstler gehorcht, wird nothwendig die Macht, welche man in seinen Werken auf den Ehrenplatz erhebt. Daher verherrlicht Heyse als Schriftsteller die Natur. Nicht, was der Mensch denkt oder will, sondern was er von Natur ist, interessirt Heyse an ihm. Die höchste Pflicht ist für ihn, die Natur zu ehren und ihrer Stimme zu folgen, die wahre Sünde ist Sünde gegen die Natur. Man lasse sie gewähren und walten!

Es gibt darum nicht viele Schriftsteller, die so ausgeprägte Deterministen wie Heyse sind. An den freien Willen im überlieferten Sinne des Wortes glaubt er nicht, und steht augenscheinlich ganz ebenso skeptisch, wie sein Edwin oder Felix,*) Kant's kategorischem Imperativ gegenüber. Aber glaubt er auch nicht an angeborne Ideen, so glaubt er doch an den angebornen Instinct, und dieser Instinct ist ihm heilig. Er hat in seinen Novellen geschildert, wie unglücklich sich die Seele fühlt, wenn dieser Instinct entweder gestört oder unsicher ward.

*) Kinder der Welt II, 17. Im Paradiese I, 31.

In der Novelle „Kenne Dich selbst" ist die Intelligenz, in der „Reise nach dem Glück" die Moral der Friedensstörer.

In der ersten Novelle hat Heyse die Qual dargestellt, welche aus einem zu frühen oder absichtlichen Eingreifen in das instinctive Leben der Seele hervorgeht. „Jene schöne Dumpfheit der Jugend, jene träumerische unbewußte Fülle, die reine Genußkraft der noch unerschöpften Sinne gingen dem jungen Franz über seinem vorzeitigen Ringen nach Selbstgewißheit verloren.*) Er schildert hier die Schlaflosigkeit des Geistes, die ebenso gefährlich für die Gesundheit der Seele ist, wie wirkliche Schlaflosigkeit für das Wohl des Körpers, und zeigt, wie der Reflexionskranke „jenen heimlichen dunkeln Kern verliert, welcher der Kernpunkt unserer Persönlichkeit ist".

In der Novelle „Die Reise nach dem Glück" ist es die conventionelle Moral, welche durch Verdrängung des Instincts die Seele zersplittert hat. Ein junges Mädchen hat mit Ueberwindung ihres eigenen Herzenstriebes aus eingeprägten Sittlichkeitsrücksichten in später Nacht den Geliebten fortgewiesen und ist dadurch die unschuldige Ursache seines Todes geworden. Nun verfolgt die Erinnerung an dieses Unglück sie beständig. „Wenn Einem nicht das eigne Herz den Weg weist, läuft man immer in die Irre. Ich bin schon einmal elend geworden, weil ich nicht hören wollte, ob auch mein Herz noch so laut schrie. Jetzt will ich aufmerken, wenn es nun halblaut flüstert, und für alles Andere kein Ohr haben."**)

In dem Instinct ist die ganze Natur gegenwärtig. Ist nun die innere Zersplitterung, die dort eintritt, wo der Instinct seine leitende Kraft verloren hat, für Herzen das tiefste Unglück, so besteht umgekehrt für die beiden Charaktere, welche er schildert, das Lebensgefühl, d. h. das tiefste Glücksgefühl, in dem Genusse der Ganzheit und Harmonie ihrer Naturen. Heyse ist selbstredend weit davon entfernt, die Selbstreflexion ohne Weiteres als ein für das gesunde Lebensgefühl feindliches Princip anzusehen. Es scheint ungefähr seine eigne Ansicht zu sein, welche der Kranke in „Kenne dich selbst" mit den Worten ausspricht: ebenso angenehm, wie es ihm sei, in der Nacht aufzuwachen, sich zu besinnen und zu wissen, daß er noch weiter schlafen könne, ebenso herrlich scheine es ihm, sich aus traumhaften Glückszuständen aufzuwecken, sich zu sammeln, zu reflectiren und dann sich gleichsam auf die andere Seite zu legen und weiter zu genießen. Wenigstens hat er in seinem Roman „Kinder der Welt" Balder, den am idealsten angelegten Charakter des Buches, diesen letzten Gedanken noch gewichtvoller ausführen lassen. Schwermüthige Betrachtungen sind eben ausgesprochen worden; Betrachtungen über die Sonne, die gleichgültig über Gerechte und Ungerechte scheine und mehr Elend als Glück sehe, über die endlose, sich stets erneuende Noth des Lebens u. s. w. Franzel, der junge socialistische Buchdrucker, hat eben entwickelt, wie Der, welcher das allgemeine Loos der Menschen bedenke, erst recht nie zur Ruhe komme, und hat in seinem Schmerz das Leben ein Unglück und eine Lüge genannt, als Balder ihm zu zeigen sucht,

*) G. W. IV, 135.
**) G. W. V., 199.

wie ein Leben, worin man zur Ruhe käme, überhaupt nicht mehr diesen Namen verdienen würde. Er erklärt ihm dann, worin der Lebensgenuß für ihn bestehe, nämlich darin, „Vergangenheit und Zukunft in Eins zu empfinden". Höchst eigenthümlich hebt er hervor, daß er nicht genießen könne, wenn er sich nicht ganz empfinde, und daß er in den stillen Augenblicken der Betrachtung alle die zerstreuten Elemente eines Wesens in einen Accord vereine. „So oft ich wollte, das heißt, so oft ich mir ein rechtes Lebensfest machen und mein bischen Dasein aus dem Grunde genießen wollte, habe ich so zu sagen alle Lebensalter zugleich in mir erweckt, meine lachende, spielende Kindheit, wo ich noch ganz gesund war, dann das erste Aufglänzen des Denkens und der Gefühle, die ersten Jünglingsschmerzen, die Ahnung, was es um ein volles, gesundes Mannesleben sein müßte, und zugleich auch die Entsagung, die sonst nur ganz alten Menschen leicht zu werden pflegt." Für eine solche Lebensauffassung ist das Menschenleben nicht in Augenblicke zerklüftet, die verschwinden und deren Verschwinden beklagt wird, auch nicht im Dienste sich gegenseitig widerstrebende Triebe und Gedanken zersplittert; für eine solche, in jedem Augenblick Anker werfende Fähigkeit, die Ganzheit und Wirklichkeit seines Wesens zu fühlen, kann das Leben nicht wie ein böser Traum zerreißen. „Glaubst Du nicht," sagt Balder, „daß Der, welcher in jedem Moment, wenn er nur will, eine solche Fülle des Daseinsgefühls in sich erzeugen kann, es für ein leeres Wort halten muß: nicht geboren zu sein, wäre besser?"*) Man beachte, daß es ein todtkranker Krüppel ist, welcher diese Worte spricht. Die eigenthümliche Art von Genußphilosophie, die in denselben ausgesprochen wird, und die durch eine synthetische Reflexion die ganze Zeit im ewigen Jetzt sammelt, ist im Grunde die schließliche Lebensanschauung des Dichters. Es ist das Lauschen der harmonisch angelegten Natur auf ihre eigenen Harmonien. Alles geben die unendlichen Götter ja ihren Lieblingen ganz, alle die unendlichen Freuden und alle die unendlichen Schmerzen ganz. Diese Lebensphilosophie nimmt selbst den Mißklang des unendlichen Schmerzes in ihre innere Harmonie auf und vermag ihn für sich aufzulösen. Hier ist der Punkt, wo Heyse sich am schärfsten von Turgéniew und den andern großen modernen Pessimisten der Poesie scheidet. Er wagt es, seinen Lieblingspersonen selbst sehr unschöne und abschreckende Vergehen beizumessen, um ihnen nach allerlei Prüfungen und Qualen den innern Frieden wiederzugeben. Der junge Baron im neuen Roman ist ein Beispiel. Eine Sünde gegen sein besseres Ich lastet auf seinem Gewissen. Die innere Harmonie mit dem eigenen Gefühl, „auf die Alles ankommt," ist ihm verloren gegangen. Es zeigt sich im Laufe des Buches, daß er sich durch jenes Vergehen noch dazu gegen seinen besten Freund verbrochen. Aber durch alle Irrungen und alles Unglück, das hieraus erwächst, findet er sich wieder. Die Harmonie der Natur war nur zeitweise aufgehoben, nicht, wie er es fürchtete, heillos zerstört.

Unmittelbar ist der Instinct die Stimme des Blutes. Daher kommt es, daß die Individuen bei Heyse tief in Stamm und Race wurzeln. Sie scheinen wie das Gesetz Mosis zu lehren, daß die Seele im Blute ist. Sie folgen der

*) K. d. W. II. 162.

Stimme des Blutes und appelliren an sie. Die unentwickelten sind der kräftige Ausdruck eines Racentypus; die entwickelten unter ihnen kennen ihre Natur und respectiren sie; sie nehmen sie als gegeben mit dem Gefühle, daß sie sich nicht ändern läßt; sie werden ebenso durchgängig von ihrem Naturinstinct geleitet, wie die Charaktere Balzac's vom Eigennutze. Um zu verdeutlichen, was ich meine, führe ich ein paar Stellen aus den „Kindern der Welt" an: Als Edwin in Toinette glühend verliebt ist, geht sein Bruder Balder ohne sein Wissen zu ihr, um sie zu bitten, nicht aus einer Grille oder im Leichtsinn den Bruder zurückzuweisen und sich an einen Fremden wegzuwerfen. Hierauf bekommt er die Antwort, daß sie erst jetzt erfahren und begriffen habe, woran es liege, daß sie kein Glück im Leben gewinnen könne. Sie hat das Geheimniß ihrer Herkunft erfahren, daß nämlich ihre unglückliche Mutter nur gezwungen in die Gewalt ihres Vaters kam, und daraus erklärte sie sich's nun, daß sie, wie sie glaubt, nicht lieben kann: „Mein Freund," sagt sie, „ich glaube, daß Sie es gut mit mir meinen, Sie und Ihr Bruder. Aber es wäre ein Verbrechen, wenn ich mir einredete, Sie könnten mir helfen, jetzt, da ich so klar Alles einsehe, von meinem Schicksal weiß, daß es mir nun einmal *im Blute liegt*." (Die Worte sind auch im Texte gesperrt.) Dies ist für sie das letzte unwiderlegliche Argument. Und bei allen Personen des Buches tritt dieser an Aberglauben grenzende Respect vor der Natur hervor. Wie es sich bei Toinette findet, so bei ihrem Gegenpol Lea. Sie contrastiren in allen Punkten; nur in dieser einen Hinsicht stimmen sie überein. Als Lea, die Edwin's Frau geworden ist, erfahren hat, wie viele Macht die Erinnerung an Toinette noch über sein Herz besitzt, und als sie während ihrer Trauer einen Augenblick, in einem Buche Edwin's lesend, sich damit tröstet, wie gut sie Vieles von dem, was er geschrieben und was manchem anderen Weibe zu hoch sein würde, versteht, wirft sie plötzlich das Buch wieder fort, denn es fährt ihr durch den Sinn, „wie ohnmächtig alles Einverständniß der *Geister* sei gegen den blinden, unvernünftigen, elementaren Zug der *Naturen*, der alle Freiheit knechtet und die Weisesten bethört." Sie ist ein scheinbar rein intellectuell angelegtes Weib. Ein lebendiger Drang nach Wissen und geistiger Klarheit hat sie zu Edwin geleitet, er hat sie in — der Philosophie unterrichtet. Man könnte also glauben, daß sie jetzt ihrerseits einen Kampf gegen jene magische Macht des Blutes durch einen Appell an die Geistesmächte, die sie so lange mit Edwin verbunden haben, versuchen würde. Im Gegentheil! Weit entfernt, als lauter Geist und Seele charakterisirt zu sein, ist sie vor Allem eine Natur. Sie hat ihn immer glühend geliebt, aber sie hat gefürchtet, daß seine Liebe, weniger heiß als die ihrige, durch ihre Leidenschaftsausbrüche zurückgeschreckt werden möchte, und doch hat sie — die Philosophin — in ihrer Einsamkeit zu sich selbst gesagt: „Liebe ist Thorheit — seliger Unsinn — Lachen und Weinen ohne Sinn und Verstand. So habe ich ihn immer geliebt, bis zum Vergehen und Vergessen aller Vernunft." Jetzt, da das Glück ihrer Ehe auf dem Spiele steht, bricht sie in die Worte aus: „Wenn er merkt, daß ich das Blut meiner Mutter in den Adern habe, heißes, alttestamentarisches Blut, — vielleicht kommt er dahinter, daß er sich sehr verrechnet hat, als er

mit einem solchen Wesen eine „Vernunftehe" schließen zu können glaubte. — Vielleicht kommt der Tag, wo ich ihm Alles sagen darf, weil er selbst nicht mehr genug hat an einem bescheidenen Lebensglück, wo er etwas Stolzeres, Uebermüthigeres, Ueberschwänglicheres verlangt — und dann kann ich ihm sagen: Du hast nicht weit zu suchen, die stillen Wasser sind tief." *) Alles ist hier charakteristisch, sowol die Zurückführung auf Abstammung und Race, wie der Protest der heißen, leidenschaftlichen Natur gegen die Formulirung von Natur und Leidenschaft als abstracte Vernunft. Erst Derjenige, welcher mit diesem Grundzuge Heyse's vertraut ist, wird auch das rechte Verständniß und Interesse für eins seiner Dramen besitzen, das sonst sein schwächstes sein dürfte, und das aus mehreren Ursachen mir seiner nicht ganz würdig erscheint; ich meine „Die Göttin der Vernunft". Oder ist es nicht höchst eigenthümlich, daß Heyse Angesichts der ganzen gigantischen französischen Revolution sich aus ihr gerade diesen Stoff zurecht legt, und ihn gerade so behandelt? Mancher Dichter würde mit der Wahl eines solchen Sujets sich ein Organ für das Pathos der Revolution suchen oder die rein ideelle Begeisterung der Vernunftgöttin im historischen Momente eine gedankenlose und unwürdige Vergangenheit, die sich dennoch tragisch rächt, adeln lassen. Ein Dichter wie Hamerling könnte etwas Ansprechendes aus diesem Gegenstande machen. Heyse stutzte, in Uebereinstimmung mit seiner Naturanlage, bei diesem Phänomen: Ein Weib, ein Stück Natur mit weiblichem Instinct und weiblicher Leidenschaft, wird für die Vernunft, die Vernunftgöttin, d. h. die trockene, steife, todte, rationalistische Vernunft des 18. Jahrhunderts, ausgegeben! Und er dichtet dann ein Weib, das kraft der Tiefe ihrer Natur (im Grunde ihrer Zeit vorausgeeilt) von dem Gefühl ergriffen ist, daß das ungeheure All-Leben sich auf keine Schulformel zurückführen läßt, ein Weib, das liebt und fürchtet, leidet und hofft, das für das Leben ihres Vaters und ihres Geliebten zittert, das im Schmerze, von ihrem Geliebten verkannt zu werden, verzweifelt — und läßt dann dies Weib, das als ein echtes Kind ihres Dichters gesagt hat: „Mir ist das Höchste: Nichts zu thun, was sich mit mir selbst entzweit," sie läßt er, mit allen Fibern vor Leidenschaft bebend, in persönlicher Verzweiflung, ohne einen Gedanken an das Allgemeine und Abstracte, an Republik oder Geistesfreiheit, und während ihr Vater vor der Kirchenthür getödtet wird, nothgedrungen vom Altare herab das neue Evangelium verkünden, das sie selbst spöttisch als das Weltgesetz, daß zwei mal zwei vier sind, bezeichnet hat. Viel werthvoller, als in poetischer Hinsicht, scheint mir dies Stück als Beitrag zur Psychologie seines Dichters.

Man würde Heyse indeß sehr Unrecht thun, wenn man aus dem bis jetzt Hervorgehobenen schließen wollte, daß er nichts Höheres als die elementare Natur und ihre Triebe anerkenne. Mit dem Worte Instinct ist hier etwas von dem einzelnen Triebe völlig Verschiedenes gemeint. Der Instinct ist der Drang, sich ganz zu bewahren. Darum kann Heyse auch sehr wol eine freie Sympathie über die Bande des Blutes und selbst über das nächste Verwandtschafts-Verhältniß triumphiren lassen. In der Novelle „Der verlorene Sohn" versteckt

*) K. d. W. III, 210, 242, 256.

und pflegt eine Mutter, ohne es zu wissen, den unschuldigen Mörder ihres Sohnes, und als dieser durch seine Liebenswürdigkeit sowol das Herz der Mutter wie der Tochter gewinnt, läßt der Dichter ihn die Tochter als Braut heimführen. „Der verlorene Sohn" wurde in ehrlicher Nothwehr getödtet und sein Gegner hat nicht einmal seinen Namen gekannt. Selbst als die Mutter die näheren Umstände von dem Tode des Sohnes erfährt, legt sie darum der Heirath kein Hinderniß in den Weg, sondern trägt allein und ohne Jemandem ihr Geheimniß zu vertrauen, das Unglück, das sie getroffen hat. Hier ist also mit voller Zustimmung des Charakters ein rein geistiges Band an die Stelle der Blutsbande getreten; die Mutter nimmt Den als ihren Sohn an, durch dessen Hand ihr eigener Sohn gefallen ist; aber indem sie das thut, handelt sie in Uebereinstimmung mit ihrer tiefsten Natur und bewahrt ihre Seele ungetheilt. Das Gleiche gilt in allen Fällen, wo bei Heyse die Persönlichkeit aus Pflichtrücksichten eine wirkliche Leidenschaft, eine tiefe Liebe zurückdrängt. Wo es geschieht (wie im Drama „Marie Moroni", in der Novelle „Die Pfadfinderin", oder in dem Romane „Die Kinder der Welt"), da geschieht es eben, um die Treue gegen sich selbst zu bewahren, um nicht die Ganzheit und Gesundheit seines eigenen Wesens einzubüßen, und man sieht die Pflicht aus dem eigenen Born der Natur entströmen, indem die höchste Regel für die Pflicht die ist, nicht in Zwiespalt mit seinem eigenen Ich zu gerathen. So weit ist Heyse davon entfernt, die Natur als feindlich gegen Geist und Pflicht aufzufassen.

Für ihn ist sie Alles: Alles, was in unserer Macht steht, was wir ausführen oder vollbringen, trägt, insofern es etwas werth ist, untrüglich ihren Stempel, und über Alles, was nicht in unserer Macht steht, über unser ganzes angeborenes Schicksal gebietet sie direct, unmittelbar, allmächtig und unumschränkt. Selbst der unglücklichste Charakter, den er geschildert hat, findet, wie übel er auch vom Schicksal behandelt worden ist, einen Trost darin, daß er ein Kind der Natur, d. h. daß er nicht beeinträchtigt worden ist. „Wenn die Elemente meines Wesens, die mich vom Glück ausschließen, durch eine große blinde Fügung des Weltlaufes sich gefunden und vereinigt haben und ich an dieser Constellation zu Grunde gehen muß — so ist das fatal, aber kein unerträglicher Gedanke. Ein Gottvater aber, der mich unseliges Geschöpf de cœur léger, oder auch aus pädagogischer Weisheit so traurig zwischen Himmel und Erde herumlaufen ließe, um mir später einmal für die verpfuschte Zeit eine Gratification in der Ewigkeit zukommen zu lassen — nein, lieber Freund, alle durchlauchtige und undurchlauchtige Theologie kann mir das nicht plausibel machen." *)

So nimmt bei Heyse selbst Der, dessen Leben am qualvollsten verfehlt ist, seine Zuflucht zum Naturbegriff, als zum letzten beruhigenden Gedanken, und so hat er selbst in den schmerzlichsten Stunden seines Lebens dazu eine Zuflucht genommen, und die wunderbaren Gedichte „Marianne" und „Ernst", das Tiefste und Ergreifendste, was er geschrieben hat, sind als Zeugnisse davon

*) K. d. W. III, 109.

zurückgeblieben. Die Natur ist sein Ausgangspunkt und sein Endziel, die Quelle seiner Poesie und ihr letztes Wort, sein Eins und Alles, sein Trost, sein Credo.

III.

Was er verehrt, anbetet und darstellt, ist also, ganz allgemein ausgedrückt, die Natur. Aber wie er seiner eigenen Natur folgt, so stellt er auch seine eigene Natur dar, und ihr Grundzug ist der, ursprünglich harmonisch zu sein. Eine solche Bezeichnung ist sehr weit und vag. Sie läßt, unbestimmt wie sie ist, Heyse wol am ersten als einen Nachkömmling Goethe's erscheinen und paßt eben so gut auf die großen Meister. Die Harmonie ist indessen, näher bestimmt, nicht eine weltumspannende, sondern eine verhältnißmäßig enge, es ist eine aristokratische Harmonie. Es gibt Vieles, das sie ausschließt, Vieles, das sie nicht versöhnt, ja nicht einmal berührt. Nicht als Naturforscher, sondern als Schönheitsanbeter betrachtet Heyse das bunte Treiben des Lebens. Es ist ersichtlich genug, daß er nicht begreift, wie man Lust dazu verspüren kann, als Künstler mit Vorliebe solche Gestalten zu schildern, denen man im Leben seine Thür verschließen würde; ja er hat selbst mit großer Offenheit ausgesprochen, daß er nie eine Figur habe zeichnen können, die nicht irgend etwas Liebenswürdiges gehabt hätte, nie einen weiblichen Charakter, in den er nicht bis zu einem gewissen Grade verliebt gewesen wäre.*) Darum besteht auch seine ganze Gestaltengalerie mit wenigen Ausnahmen (wie Lorinser oder Jansen's Frau) aus gleichartigen Wesen. Sie haben nicht blos Race, sondern edle Race, d. h. angeborenen Adel. Ihre gemeinsame Eigenschaft ist, was Heyse selbst als Vornehmheit bezeichnet. Wie versteht er dies Wort? Die Vornehmheit ist bei allen seinen Charakteren die angeborene Unfähigkeit, etwas Niedriges oder Schmutziges zu begehen, bei dem Naturkinde durch die einfache Güte und Gesundheit der Seele bedingt, bei dem Culturmenschen mit dem bewußten Gefühl seines Menschenwerthes, mit der Ueberzeugung von dem Rechte eines vollen und kräftigen Menschenlebens versetzt, das seine Norm und seinen Richterstuhl in sich selber hat und mehr vor Halbheit als vor Irrthum schaudert. Heyse hat selbst einmal seinen Lieblingsterminus definirt. Im „Salamander“**) heißt es:

Ich habe meiner Tugenden und Fehler
Mich nie geschämt, mit jenen nie geprunkt,
Und meiner Sünden macht' ich nie den Hehler.

Denn dies vor Allem, dünkt mich, ist der Punkt,
Wo Freigeborne sich vom Pöbel scheiden,
Der feig und heuchlerisch herumhallunkt.

Den nenn' ich vornehm, der sich streng bescheiden
Die eigne Ehre gibt und wenig fragt,
Ob ihn die Nachbarn lästern oder neiden.

Und mit fast ähnlichen Worten spricht die früher von aristokratischem Schein geblendete Toinette diesen Grundgedanken aus: „Es gibt nur Eine wahre

*) K. d. W. I, 111; G. W. VI, 206.
**) G. W. III, 300.

Vornehmheit: sich selber treu zu bleiben. Gemeine Menschen kehren sich an das, was die Leute sagen, und bitten Andere um Auskunft darüber, wie sie selbst eigentlich sein sollen. Wer Adel in sich hat, lebt und stirbt von seinen eigenen Gnaden und ist also souverän."*) Diese Art von Adel ist also der Stempel, den die ganze, diesem Dichtergehirn entsprungene Menschenrace trägt. Sie besitzen ihn alle, vom Bauer bis zum Philosophen, und vom Fischermädchen bis zur Gräfin. Die einfache Kellnerin in der „Reise nach dem Glück" spricht eine Lebensanschauung aus, die genau mit der eben angeführten zusammen fällt,**) und wer sich nur die Mühe geben mag, die Schriften Heyse's zu durchblättern, wird entdecken, daß das kleine Wort „vornehm" oder ein Aequivalent dafür immer eins von den ersten ist, die er anbringt, sobald es gilt zu charakterisiren oder zu preisen. Man sehe z. B. in einem einzigen Band der Novellen die Anwendung des Wortes „vornehm", um die äußere Erscheinung, Blick und Haltung zu bezeichnen (in „Mutter und Kind", in „Am todten See", in „Ein Abenteuer" VIII. 44, 246, 321). Oder man durchblättere, um sich von der durchgreifenden Bedeutung dieses Charakterzuges zu überzeugen, Heyse's zwei Romane. In den „Kindern der Welt" bezeichnen alle die dem Leser sympathischen Personen sich wechselsweise als adelige Geister: Franzelius nennt Edwin und Balder die wahren Aristokraten der Menschheit, Edwin findet in der höchsten Schwärmerei der Leidenschaft kein höheres Lob für Toinette und Lea als das, daß sie das Adelsgepräge tragen, und als Toinette nach der Begegnung mit Lea diese als die würdige Gattin Edwin's anerkennt, ist es wieder derselbe Ausdruck, der sich ihr zu allererst darbietet; sie bezeichnet in ihrem Briefe Lea als Edwin's „so vornehme, kluge und holdselige Lebensgefährtin".***) Und im neuen Roman, dessen ersten Entwurf wir vermuthlich im versificirten Fragmente „Schlechte Gesellschaft" haben, hat Alles den Zweck, die sogenannte „schlechte" Künstlergesellschaft als die wahrhaft gute und vornehme der vornehmen Gesellschaft entgegen zu stellen.†) Von den Künstlern ist keiner im gewöhnlichen Sinne des Wortes Aristokrat. Ihre Herkunft ist, wie die der Helden in den „Kindern der Welt", durchgehends äußerst unansehnlich. Aber die Vornehmheit liegt ihnen im Blute, sie gehören zu den Auserkorenen, die gut und richtig handeln, nicht aus Pflichtgefühl oder durch mühsame Ueberwindung schlechter Triebe, sondern aus Natur. Was Toinette irgendwo „dem redlichen Willen der Menschheit keine Schande zu machen" nennt, wird auch im neuen Roman als der natürliche Adel im Gegensatze zu der auf künstlichen Principien beruhenden Noblesse aufgestellt.

Wenige Dichter haben darum eine solche Reihe von Charakteren ohne Falsch und ohne Gemeinheit geschildert, wie Heyse. Niemand hat einen besseren Glauben von den Menschen gehabt. Den triftigsten Beweis dafür, wie lebendig sein Bedürfniß ist, überall das edle Erz in der Menschennatur hervorzuheben, liefert

*) K. d. W. II, 47.

**) G. W. V, 201. Seite 175 wird das Wort „vornehm" von ihr gebraucht.

***) K. d. W. II, 335. Daß Du das beste, tiefste, holdeste, adligste Menschenbild bist. — Das arme, tapfre, freigeborne Herz — es hat seinen Adel bewährt. K. d. W. III, 309.

†) Im Paradiese III, 6 ff.

der Umstand, daß, wo bei ihm ein Umschlag im Charakter des Handelnden dem Leser oder dem Zuschauer eine Ueberraschung bereitet, die Enttäuschung immer darauf beruht, daß die Erwartung übertroffen wird und die Persönlichkeit sich weit besser und tüchtiger, weit edelgesinnter erweist, als Jemand es geahnt hatte. Bei fast allen andern Dichtern ist die Desillusion die entgegengesetzte. In den Novellen, wie z. B. in „Barbarossa“ oder „Die Pfadfinderin“, wird die Versöhnung dadurch bewirkt, daß die schlechte Person der Erzählung zuletzt in sich geht, und da der Kern ursprünglich gut ist und der Betreffende wol manchen hitzigen und schlechten, aber keinen eigentlich bösen Blutstropfen in sich hat, kommt eine Art Friedensschluß zwischen ihm und dem Leser, zur Verwunderung des letzteren, zu Stande. Weit bedeutsamer jedoch als in den Novellen tritt dieser charakteristische Optimismus in Heyse's Dramen hervor. Sie verdanken ihm ohne Frage ihre besten und wirkungsvollsten, vielleicht ihre entschieden dramatischsten Scenen. Ich will ein paar Beispiele anführen. In „Elisabeth Charlotte“ hat der Chevalier von Lorraine unedle Mittel aller Art benutzt, um die Heldin zu stürzen und die männliche Hauptperson des Stückes, den deutschen Gesandten Grafen Wied, aus Frankreich zu entfernen. Von dem Grafen gefordert, ist er schwer verwundet worden, und als der Graf, von politischen Intriguen umstrickt, in die Bastille geschickt worden ist, tritt er im fünften Act im Audienzzimmer des Königs auf. Was kann er wollen? Den Grafen noch ärger anklagen? sein unehrenhaftes Betragen fortsetzen, das seinem Gegner so viel Unglück und ihm selbst eine Wunde eingebracht hat, für die er, wie man vermuthet, sich rächen wird? Nein, er kommt, um die feierliche Erklärung abzugeben, daß der Graf wie ein echter Edelmann gehandelt hat, und daß er selbst an dem Duelle Schuld ist. Er wünscht sogar selbst, in die Bastille gesandt zu werden, damit sein Gegner nicht glaube, er hätte ehrlos einen unrichtigen Grund des Duells angegeben; mit anderen Worten: selbst in diesem verderbten Hofmanne lebt das Ehrgefühl als Rest des altfranzösischen Rittergeistes, ersetzt bis zu einem gewissen Grad das Gewissen, und bringt im entscheidenden Augenblick den Chevalier dazu, sich von seinem Schmerzenslager zu erheben, um zu Gunsten des Feindes einzuschreiten, den er rachsüchtig und rücksichtslos verfolgt hat. — In dem lebendigen und ansprechenden Schauspiel „Hans Lange“ findet sich eine Scene, die bei der Aufführung die Zuschauer in athemloser Spannung erhält, und deren Ausgang immer vielen Augen Thränen entlockt: es ist die Scene, wo das Leben des Junkers auf dem Spiele steht, wenn die Reiter ahnen, daß er es ist, der als Sohn des Juden verkleidet auf der Bank liegt. Da tritt der Großknecht Henning auf, von Reitern geführt, die ihn im Stalle haben brummen hören, er wisse wol, wo der Hase im Pfeffer liege. Henning ist vom Junker verdrängt worden; bevor dieser nach Lanzke kam, war er wie ein Kind im Hause, jetzt ist er weniger als Stiefkind geworden und er hat immer einen Groll auf den Vorgezogenen gehabt. Mit größter Kunst wird die Scene nun so geführt, daß Henning trotz der Bitten und Verwünschungen der Eingeweihten immer deutlicher zu verstehen gibt, daß er sich an dem Junker rächen will, daß er weiß, wo derselbe ist, und daß keine Macht in der Welt ihn davon abhalten wird, seinen Feind zu verrathen — bis er, feurige Kohlen auf

des Anderen Haupt sammelnd und sich mit dem eingejagten Schrecken begnügend, endlich das Blatt vom Munde nimmt, um die ihm jetzt natürlich blindlings glaubenden Verfolger vollständig auf die falsche Spur zu bringen. — Und genau von derselben Natur ist endlich die entscheidende und schönste Scene in dem patriotischen Drama „Colberg". Es wird Kriegsrath gehalten, aber auch die Bürger sind berufen, denn die Wichtigkeit des Augenblicks macht es wünschenswerth, daß alle Stimmen gehört werden. Alle Hoffnung für die belagerte Stadt scheint aus zu sein. Der französische General hat ein Schreiben gesandt, um Gneisenau zu einer ehrenhaften Capitulation aufzufordern. Das ganze Officiercorps beschließt gleich, daß von Uebergabe der Festung keine Rede sein kann, und Gneisenau legt dann der Bürgerschaft die Frage vor, ob man sich vom Feinde eine Frist erbitten solle, damit die Bürger, Frauen und Kinder die allen Schrecken preisgegebene Stadt verlassen können. Da erhebt sich der alte pedantische Pädagog Zipfel, ein echter altmodischer deutscher Philolog, um im Namen der Bürgerschaft die Antwort zu ertheilen. Mit vielen Umschweifen, mit lateinischen Redensarten spinnt er unter allgemeiner Ungeduld seine Rede aus. Man unterbricht ihn, man gibt ihm zu verstehen, wie man wol wisse, daß er nur daran denke, dem Commandanten und den Truppen die gefährliche Vertheidigung der Stadt zu überlassen — bis es ihm endlich gelingt, die Ansicht zu erklären, die er mit seiner langen Erzählung vom großen Perserkriege und Leonidas mit seinen Spartanern im Sinne gehabt; die Ansicht nämlich, daß es Allen ohne Unterschied gebühre, dazubleiben und zu sterben. Diese Scene hat Heyse con amore geschrieben. Sie enthält, so zu sagen, sein ganzes System. Denn wann triumphirt wol in dem Grade sein guter Glaube an die Menschen, als wenn er so im Spießbürger den Helden enthüllen, im armen Pedanten den unbeugsamen Mann aufweisen kann, den kein Anderer in ihm gefunden hätte, außer dem Dichter allein, der es weiß, daß jede seiner Gestalten im tiefsten Grunde der Seele ein unauslöschliches Adelsgepräge trägt.

IV.

Den Schriftstellern, die, wie Spielhagen z. B., am häufigsten bei den Kämpfen des Bewußtseins und des Willens verweilen, und die am liebsten die großen socialen und politischen Conflicte schildern, werden selbstverständlich die Männerfiguren besser gelingen als die der Frauen. Ein Mannescharakter wie Leo in dem Romane „In Reih' und Glied" sucht seines Gleichen, aber eine ebenso vorzügliche Frauengestalt hat Spielhagen nicht gezeichnet. Der dagegen, dessen Geist den Adel und die Anmuth der unmittelbaren Natürlichkeit, die sichtbare und seelische Schönheit sucht, wird selbstverständlich lieber und besser Frauen schildern, als Männer. Hierin ist Heyse seinem Meister Goethe ähnlich. In fast allen seinen Productionen steht der Frauencharakter im Vordergrunde, und die männlichen Gestalten dienen hauptsächlich dazu, ihn hervorzuheben oder zu entwickeln. Da die Frauennatur in der Liebe ihre kräftigste Entfaltung erlangt und die schönste Blüthe treibt, so verherrlicht Heyse vorzugsweise die Liebe des Weibes. In der Liebe wird durch tausend Illusionen die Natur als Natur

zum Geist geadelt. Er feiert daher die Liebe und er feiert das Weib. Es ist seine höchste Lust und Freude, diese beiden Großmächte im Kampfe mit einander darzustellen. Denn indem die Liebe siegt, indem sie als die Macht erscheint, deren Geboten man vergeblich trotzt, strahlt sie, den Widerstand überwältigend, wie eine Allmacht, und indem sie die Wirkung hat, daß das Weib unter ihrem Einflusse, im Trotz gegen sie, im Kampf wider sie, von ihr beseelt, sich im ganzen Stolz ihres Geschlechtes zusammenrafft, verleiht die Liebe ihr jene aristokratische Schönheit, welche Heyse liebt und darstellt.

Der angeborene Mädchenstolz ist für Heyse das Schönste in der Natur. Eine ganze Gruppe seiner Novellen könnte die Ueberschrift „Mädchenstolz" führen. Kierkegaard nennt irgendwo das Wesen eines Weibes eine Hingebung, deren Form Widerstand ist. Dies ist wie aus Heyse's Herzen gesprochen, und dieser Widerstand ist es, der als Merkmal der adeligen Natur ihn interessirt und bezaubert. Es ist das Weib als Festung, das ihm vor Allem als ein würdiger Gegenstand der Poesie erscheint, als Sphinx, deren Räthsel er weiß. Der süße Kern ist doppelt süß in seiner harten Schale, der feurige Champagner doppelt heiß in seiner Umwallung von Eis. Es liegt um die weibliche Natur, wie Heyse sie schildert (von L'Arrabbiata bis Julie und Irene im neuen Roman) ein Eispanzer, der verbirgt, abweist, irre führt, zerbricht und schmilzt. Sie behauptet ihren Adel, indem sie so lange wie möglich sich weigert, ihr Ich aus den Händen zu geben, indem sie den Schatz ihrer Liebe aufspart und aufbewahrt. Sie erhält sich ihren Adel, indem sie ihr Ich ausschließlich in die Hände eines Einzigen legt und der übrigen Welt gegenüber abweisend dasteht. Sie ist keiner blinden Macht unterworfen. Ist der Mädchenstolz gebrochen und besiegt, so findet sie sich selbst auf der anderen Seite des Schlundes, und gibt sich frei, naturfrei möchte ich sagen. Nie kommt bei Heyse eine Verführung vor; wird eine solche ein einziges Mal als vergangenes Ereigniß erwähnt („Mutter und Kind"), so dient es nur dazu, die stolze Selbstbehauptung und die stolze, bewußte Selbsthingebung in das schärfste Licht zu stellen.

Diese Selbstbehauptung und die Widerstandskraft (Rabbia) wird in der Schilderung auf's Mannichfaltigste variirt: Atalante in dem Drama „Meleager" hat die ganze frische Wildheit des Amazonentypus; sie zieht das Leben und das Spielen in der freien Natur, Wettlauf und Speerkampf und das Geschäft des Waidwerks weichlicher Zärtlichkeit und schmeichelnder Liebkosung, den Siegeskranz dem Brautkranze vor. In Syritha wird die erste Schamhaftigkeit, die aufgescheucht von der Hochzeit entflieht, geschildert; in L'Arrabbiata der Mädchenstolz, der es weiß, wie nahe bei der schüchternen Bitte in der Seele des Mannes das rohe Verlangen liegt; im Mädchen von Treppi die instinctive Weigerung der Jungfräulichkeit; in Marianne („Mutter und Kind") der Frauenstolz, der bei dem sogenannten gefallenen Weibe sich unter dem Gefühl der unverschuldeten Schmach verdoppelt; in Madeleine („Die Reise nach dem Glück") das Pflichtgefühl gegen den von Kindheit an eingeprägten Sittlichkeitsbegriff; in Lore („Lorenz und Lore") das Schamgefühl darüber, daß ihr in einem Augenblicke, wo ihr der Tod vor Augen stand, das Geständniß entschlüpft ist; in Lottka die melancholische Verschlossenheit im Gefühl angeerbter Erniedrigung; im schönen

Käthchen der verzweifelte Unwille darüber, Allen zu gefallen, der alle Bewunderer und die eigene Schönheit zum Kukuk wünscht; in Lea die Scheu des entwickelten und reservirten Weibes, ihre Schwäche ahnen zu lassen; in Toinette der Abscheu des eingefrorenen Herzens, eine Leidenschaft zu heucheln, die es noch nicht fühlt; in Irene die Sittenstrenge einer kleinen Prinzessin; in Julie die Kälte einer Cordelianatur — bis der Augenblick kommt, da alle diese Bande gesprengt werden, da alle diese Herzen flammen, da der Männerhaß der Amazone und die Schüchternheit des Mädchens und die Schamhaftigkeit der Jungfrau und der Stolz der Frau und die Pflicht der Strengerzogenen und die Schwermuth der Erniedrigten und die Hülle der Schneekönigin, Alles, Alles als Holz zu einem einzigen ungeheuren Scheiterhaufen in süßem Rauch auf dem Altare des Liebesgottes aufgeht.

Denn nicht im Widerstande, der nur Form und Schleier ist, sondern in der Hingebung sieht Heyse das Wesen des Weibes und ihre wahre Natur; und Naturanbeter, wie er ist, preist er Eros als den Unwiderstehlichen, der alle Schranken durchbricht. Das Weib bereut es nie, sich seiner Macht unterworfen zu haben, aber sie kann ihren Trotz bereuen. Bettina sagt irgendwo in ihren Briefen ungefähr so: „Die Erdbeeren, die ich pflückte, hab' ich vergessen, aber die, welche ich stehen ließ, brennen mir noch auf der Seele." Heyse hat mehr als eine Variation dieses Themas gegeben: Das Mädchen von Treppi hat sieben Jahre hindurch ihre jugendliche Sprödigkeit bereut, und besiegt, als der Geliebte wieder durch einen Zufall in ihr Dorf kommt, kraft einer begeisterten und abergläubischen Ueberzeugung von der Macht und dem Recht ihrer Liebe, alle äußeren und inneren Hindernisse, die sich ihrem Glücke in den Weg stellen, vor Allem die Gleichgültigkeit und die Kälte des Geliebten. Madeleine in der „Reise nach dem Glück" hat, wie oben erwähnt, in einer Nacht ihren Geliebten von ihrer Thür fortgewiesen, und da er in der Finsterniß wegreisen muß, ist er mit dem Pferde gestürzt und auf der Stelle gestorben. Die Reue über ihren Trotz gegen die Liebe läßt ihr keine Ruhe: „Was half mir meine Tugend?" sagt sie; „sie war heil und ganz, und durchaus nicht fadenscheinig, und doch fror mich darin bis in's innerste Herz." *) Doch nicht genug damit, daß sie es bereut, der conventionellen Moral gefolgt zu sein: das Bild des Todten verfolgt sie Jahr aus Jahr ein; eifersüchtig scheint er über sie zu wachen. Jedes Mal in ihrem Leben, wenn sie glaubt, das Geschehene vergessen zu können und das Glück auf's Neue zu finden, hört sie den Finger des Todten an die Thür klopfen, wie er klopfte in der Nacht, als er abgewiesen wurde. Streng straft Eros Den, der nicht auf seinem Altare opfert. Und Heyse führt in anderen Dichtungen diesen Gedanken noch weiter aus. Hier hat der abgewiesene Liebhaber den Tod doch nur als zufällige Folge der Strenge gefunden, die der Gegenstand seines Verlangens bewiesen. Laßt uns den Fall setzen, daß er sich nicht als Bittender, sondern als Gewaltthäter nähert, und daß der Widerstand des stolzen Weibes statt auf einem Pflichtgefühl, das die Versuchung besiegt, zu beruhen, nur Nothwehr gegen eine gefürchtete Ueberrumpelung ist, was dann? Auch dann straft Eros wie ein

*) G. W. V, 197.

eifriger Gott. Sein Drama „Die Sabinerinnen" hat Heyse augenscheinlich um eines einzigen Charakters willen geschrieben. Wie konnte er sonst darauf verfallen, sich zu tragischer Behandlung dies für die Tragödie so wenig geeignete, rein burleske Sujet zu wählen! Jener Charakter ist Tullia, die sabinische Königstochter. Von einem römischen Krieger geraubt, in seinem Hause eingeschlossen, tödtet sie ihn, da er in der Brautnacht es wagt, sich ihr zu nähern. Wenn ein tragisches Leid jetzt als Rache der Römer die Tollkühne träfe, würde sich Niemand darob wundern; aber die psychologische Pointe ist in Uebereinstimmung mit der ganzen Erotik Heyse's die, daß sie durch Ermordung ihres Gatten den erwachenden Trieb ihres eigenen Herzens zu tödten gesucht und so sich irreligiös gegen Eros empört hat.

Er neigte
Sein Angesicht herab zu meiner Stirn,
Daß mich des Athems Hauch umrieselte
Und seine leise Stimme mir wie Gift
Schleichend durch alle Adern rann.

Jetzt schaudert sie mit zersplitterter Seele über ihre so echt weibliche, so tief berechtigte That. Die Erscheinung des Todten verfolgt sie überall, aber noch mehr als der Anblick seiner Leiche die Erinnerung an seine Liebkosungen. Nur Tag und Nacht, sagt sie, ist's her, daß jene That vollbracht wurde, und doch liegt's hinter mir wie tausend Jahre und tausend Tode. Eins nur ist gegenwärtig und ich werd' es immer empfinden: sein Kuß auf meiner Wimper, seine Hand an meiner. Gegen den Schluß spricht sie dann zu ihrer Schwester die Grundidee des Stückes in diesen Worten aus:

Flieh' vor der Liebe nicht,
Sie holt dich dennoch ein. Geh' ihr entgegen
Und beuge dich vor ihr. Denn tödtlich zürnt sie
Dem, der ihr trotzt, und saugt das Blut ihm aus.
Hat nicht der grimme Gott die Jungfrau'n alle
Sich unterworfen? Ich allein, o Schwester,
Entgelt' es, daß ich frei mich aufgelehnt.*)

Selbst der Gewaltthäter kann die Jungfrau nicht hassen. Er brach den Frieden; aber was thut Liebe anders? Er überlistete; aber die Liebe ist listig. Er höhnte; aber spottet nicht die Liebe selbst des Gewaltigsten und Freisten? — Mit andern Worten: ist nicht Eros selbst ein Gewaltthäter ohne Scheu und Scham, ein Verbrecher, der alle herkömmlichen Gesetze sprengt?

Alle? Das ist zu viel gesagt. Heyse kann wol bisweilen, wie in den angeführten Fällen, eine an Kleist erinnernde Neigung zu rein pathologischen erotischen Problemen fühlen, aber er ist allzu harmonisch angelegt, allzu reif und allzu deutsch-national, um ohne Weiteres die Leidenschaft als Ordnung und Gesetz der Gesellschaft durchbrechend zu schildern. Er ist entwickelt genug, um einzusehen, daß die Gesetze der Leidenschaft und die Gesetze der Gesellschaft zwei höchst ungleichartige Dinge sind, die sehr wenig mit einander gemein haben; aber er bezeigt letzteren den Respect, den sie verdienen, d. h. einen bedingten.

*) G. W. IX, 73 ff.

Seit seiner frühesten Jugend hat es ihn gereizt und gelockt, die nur relative Wahrheit und den nur bedingten Werth dieser Gesetze darzustellen, Fälle zu erdichten, wo sie auf solche Weise übertreten werden, daß die Ausnahme gegen die Regel Recht zu haben scheint, und sogar der verhärtetste Spießbürger sich bedenken wird, ob er hier verurtheilen soll. In seiner Besorgniß, der Ausnahme volles, unumstößliches Recht zu geben, hat er bisweilen rein barocke Ausnahmen aufgesucht, wie in seinem ersten — in die gesammelten Werke nicht aufgenommenen — Drama „Francesca von Rimini"; aber durchgehends ist es sein Bestreben, den Fall so mit Pallisaden zu umzäunen, daß kein Sturmlauf der gewöhnlichen Moral zum Ueberspringen dieser Wehr führen kann. Wenn Goethe Egmont und Clärchen zusammenführt, stellt er das Verhältniß nicht dar, als ob es einer Entschuldigung bedürfe; die Schönheit des Verhältnisses plaidirt für dasselbe. Heyse, der minder großartige, aber ebenso vorsichtige als kühne Dichter, hat immer ein Auge auf die conventionelle Moral geheftet und bestrebt sich stets, die Moral zu versöhnen, entweder dadurch, daß er ihr so zu sagen Recht gibt in allen andern Fällen, als eben diesem einen, wo ihre Uebertretung unvermeidlich war, oder dadurch, daß er das Vergehen wider die Sittenlehre sühnt, indem die Persönlichkeit absichtlich das verbotene Glück um einen so hohen Preis erkauft, daß es so theuer erkauft keinen Philister locken würde.

In „Francesca von Rimini" ist der Fall dieser: Lanciotto ist häßlich, roh und verderbt, sein Bruder Paolo edel und schön. Lanciotto entbrennt leidenschaftlich für Francesca. Durch Bruderliebe zu dem durchaus unwürdigen Lanciotto verleitet, hat sich Paolo nun dazu mißbrauchen lassen, nicht nur als Liebeswerber, sondern sogar auf dem Hochzeitstage in einer Verkleidung seinen Bruder zu vertreten, welcher befürchtet, daß seine Häßlichkeit nie das Jawort des Mädchens erringen könne. Erst im Dunkel des Brautgemachs wagt er sich seine Braut anzueignen. Aber auch Paolo liebt Francesca, wie sie ihn wieder liebt. Es ist also kein Wunder, daß die junge Frau, als sie den plumpen Betrug, dessen Beute sie geworden ist, entdeckt, sich durch die Liebkosungen ihres Gatten entehrt fühlt, und weit entfernt davon, ihre Liebe zu Paolo als Sünde zu betrachten, sie als berechtigt und heilig ansieht.

Der Kuß von Deinem Mund war wie die Hostie
Die den entehrten Mund mir neu gereinigt

Um seine Verschanzung recht tüchtig zu bauen, hat also der Dichter in dieser naiven Jugendarbeit sich den unmöglichsten an den Haaren herbeigezogenen Fall construirt; denn was kann ungereimter sein, als daß Paolo aus purer einfältiger Gutmüthigkeit gegen einen verächtlichen Bruder seine Geliebte dem gemeinsten Betrüger preisgibt, der noch dazu sein eigenes Lebensglück vernichtet. Aber man findet in diesem grellen Beispiel den Typus, nach welchem in Heyse's so zahlreichen späteren tactvollen und feinen Arbeiten die moralische Collision construirt wird. Ich greife auf's Gerathewohl einige Beispiele heraus. In „Beatrice" ist die legitime Ehe, welche die Liebesgeschichte durchbricht, eine Zwangsehe, ebenso unheilig wie die Ehe Francesca's, obschon besser motivirt. In „Cleopatra" wehrt der junge Deutsche sich so hartnäckig gegen die Liebe

der schönen Aegypterin, wie Graf Wetter von Strahl bei Kleist sich gegen die Leidenschaft des Käthchens von Heilbronn. Erst als die Sehnsucht nach ihm Cleopatra dem Tode nahe bringt, erbarmt er sich ihres Unglücks. Die stolze Gabriele, in der Novelle „Im Grafenschlosse", läßt sich erst dann zu ihrer „Gewissensehe" mit dem Grafen überreden, als er sein Leben ihretwillen auf's Spiel gesetzt hat. Die junge Frau in „Rafael" erkauft sich einige Stunden des Zusammenseins mit dem Geliebten für lebenslängliche Einsperrung im Kloster; Garcinde („Geoffroy und Garcinde") und Lottka erwerben sich das Recht zu dem Glücke eines flüchtigen Augenblicks durch Selbstmord, und die Hingebung wird geadelt, indem das nach außen gebundene, aber innerlich freie Ich sich eine Hingebung, die die Verhältnisse verbieten, unter keiner anderen Bedingung denken kann, als unter der, daß sie den Tod zur Folge hat. Den Glücksbecher, den diese Persönlichkeiten leeren, hat ihr Schicksal mit Gift gewürzt. Heyse behauptet mithin für diese heroischen Seelen das Recht, einen Streit der Pflichten anders zu lösen, als „der ängstliche, von kleinen Gewohnheiten und Rücksichten eingeengte Mittelschlag der Philister" es zu thun pflegt, und in der Einleitung zu seiner „Beatrice"*) hat er selbst seine ethische Ketzerei mit diesen Worten theoretisch formulirt: „Geniale Naturen, die auf sich selbst beruhen, erweitern durch ihre Handlungen, indem sie das Maß ihrer innern Kraft und Größe als ein Beispiel vorleuchten lassen, eben so sehr die Grenzen des sittlichen Gebiets, wie geniale Künstler die hergebrachten Schranken ihrer Kunst durchbrechen und weiter hinausrücken. Und was an Uebermaß und Uebermuth des Selbstgefühls in jenen heroischen Seelen sich rühren mag, wird es nicht eben durch den tragischen Untergang geläutert und gebüßt?"

Nicht weniger als durch diese immer nahe liegende Association mit Untergang und Tod adelt Heyse die Liebe, legitim oder illegitim, wie oben berührt, durch die Art der Hingebung. Sie ist immer bewußt. Diese Weiber lassen sich nie hinreißen, sie verschenken sich als eine freie Gabe — wenn sie sich überhaupt verschenken. So schon in Arbeiten aus Heyse's früher Jugend, wie „Der Kreisrichter",**) so in „Rafael", in „Lottka" und in so vielen andern Novellen in Prosa und Versen. Ueberall ist die Selbstherrlichkeit und das Selbstbestimmungsrecht des Individuums gewahrt. Frei gibt sie sich dem Geliebten hin, frei geht sie der Vernichtung entgegen oder gibt sich mit eigner Hand den Tod, und wo das Liebesglück nicht geadelt wird durch den Preis, den es kostet, da wird es wenigstens durch den Stolz, womit es verschenkt und genossen wird, erhöht. Kraft dieses Stolzes fühlt sich die Persönlichkeit, selbst von der stärksten Naturmacht beherrscht, unabhängig und souverän in dem Behaupten ihrer Herrscherwürde. Im neuen Roman hat Heyse aber zum ersten Male principiell die Freiheit der Liebe im Gegensatz zu den Gesetzen der Gesellschaft als Problem behandelt und als Recht vertheidigt. Die Grundidee des „Paradieses" ist keine andere als die, daß die Sittlichkeit und Würde der Liebe

*) G. W. VIII, 168.

**) G. W. VI, 71. „Ich bin einmal in meinem Leben verkauft worden. Wie wollen die Menschen mich nun schelten, wenn ich mich verschenke, um jene Schmach zu verschmerzen!"

zwischen Mann und Frau von der äußeren Bestätigung des Ehebandes unabhängig sei. Nach seiner Gewohnheit hat Heyse den hier gegebenen Fall mit den kräftigsten Festungswerken umgeben: Jansen kann nicht, ohne seinen Freund zu beschämen, von seiner verächtlichen Frau sich befreien, und ohne Julie wird er als Künstler und Mensch verkümmern. Doch als Julie in der Gegenwart aller Freunde, mit dem Myrthenkranze geschmückt, sich frei mit Jansen vermählt, wird ebensowenig die Ausnahme von den Regeln der Gesellschaft allein vertheidigt, wie diese Ausnahme selbst als Beispiel zur Nachfolge hervortritt. Der Dichter, der in den „Kindern der Welt" seinen Zeitgenossen es eindringlich an's Herz legte, daß die Moralität des Einzelnen nicht von seinen metaphysischen Ueberzeugungen abhängt, hat im „Paradiese" lehren wollen, daß die Reinheit und Würde eines Liebesverhältnisses sich nicht nach dem äußern Sittengesetze beurtheilen läßt, sondern daß die Liebe außerhalb und innerhalb der Ehe wahr und unwahr, sittlich und unsittlich sein kann. Auf den Adel des Herzens kommt Alles an.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der Schiffbruch des „Deutschland".

Von

Friedrich Kapp.

Das Jahr 1875 hat die Welt mit außergewöhnlichen und schweren Unglücksfällen heimgesucht. Es schien, als ob alle Elemente losgelassen wären, und als ob Orcane und Erdbeben, Feuer und Wasser sich verschworen hätten, um mit oder ohne Zuthun der Menschen ihre zerstörende Macht zu zeigen. Auch unser Vaterland blieb von derartigen Heimsuchungen nicht verschont, und namentlich hatte unsere Schifffahrt arg unter zwei harten Schlägen zu leiden. Nachdem am 7. Mai der Hamburger Dampfer „Schiller" mit einem Verluste von 337 Menschenleben an den Scilly-Inseln gescheitert war, strandete am 6. December der Bremer Dampfer „Deutschland" auf Kentish-Knock, einer siebzehn Seemeilen von Harwich gelegenen englischen Sandbank, und ging nicht allein total verloren, sondern büßte auch 46 von seinen Passagieren und 13 Mann von seiner Besatzung in den Wellen ein.

Der Verlust dieser beiden stolzen Dampfer, und besonders des „Deutschland", hat Fragen angeregt, welche von ebenso hoher nationaler als internationaler Bedeutung sind und namentlich in einer, alle unsere öffentlichen Interessen vor ihr Forum ziehenden Zeitschrift, wie die Rundschau, vollen Anspruch auf eine kurze sachliche Erörterung haben. Ich werde mich in den folgenden Ausführungen auf den „Deutschland" beschränken.

Dieser Dampfer, welcher im Jahre 1866 gebaut war, 2953 Tons hielt und für 50, 110 und 560 Personen in der ersten, resp. zweiten Cajüte und im Zwischendeck Platz hatte, gehörte dem norddeutschen Lloyd, einer im Jahre 1857 in Bremen gebildeten Actiengesellschaft mit jetzt zusammen 8,100,000 Thlrn. Gold-Capital. Nach dem Verlust des „Deutschland" beträgt die Zahl seiner transatlantischen Dampfer noch 27, deren heutiger Werth nach großen Abschreibungen mit noch über 30 Millionen Mark zu Buche steht. In Folge seiner vortrefflichen Verwaltung, der tüchtigen Leistungen seiner Capitäne und der Sicherheit seiner Schiffe, hat sich der Lloyd sehr bald zu einer Linie ersten Ranges emporgeschwungen und den ältesten englischen Gesellschaften würdig zur Seite

gestellt. An der Spitze seines Verwaltungsraths steht, vom Tage seiner Gründung an, ein durch die Weite seines Blickes, die unbeugsame Energie seines Willens und die reiche Fülle seiner Erfahrungen hoch bedeutender Kaufmann, Herr H. H. Meier in Bremen; ihm stehen als Verwaltungsräthe die ersten Rheder dieser Stadt zur Seite, und als ihre Agenten in Amerika wirken ebenso erfolgreich weltbekannte Häuser wie Oelrichs & Co. in Newyork oder Schumacher in Baltimore. Die Dampfer des Lloyd haben bis Ende 1875 im Ganzen 2046 Reisen nach und von Amerika gemacht. Die Gesammtzahl der auf ihnen beförderten Passagiere beläuft sich auf 581,276 Personen. Die auf dem „Deutschland“ Umgekommenen waren seine ersten Verluste an Menschenleben, indem bei den früheren Unfällen, der Strandung des „Union“ (1870) und des „König Wilhelm“ (1872) sämmtliche Passagiere und die Mannschaften gerettet wurden. Es sind also von je 100,000 Passagieren etwa 8 durch die den Schiffen des Lloyd zugestoßenen Unglücksfälle ertrunken: ein Erfolg, dessen sich, mit einziger Ausnahme der Liverpooler Cunard-Linie, keine andere europäische oder amerikanische Dampfschiff-Gesellschaft rühmen kann.

Die mit dem Schiffbruch des „Deutschland“ zusammenhängenden Thatsachen dürfen wol in der Hauptsache als bekannt vorausgesetzt werden; es wird deshalb auch genügen, wenn ich den Thatbestand in einigen wenigen Sätzen zusammenfasse.

Der Dampfer verließ Bremerhafen am Sonntag, 5. December, Morgens $7\frac{1}{2}$ Uhr, und hatte außer 99 Mann Besatzung nur 113 Passagiere an Bord. Gegen Nachmittag setzte stürmischer Nordostwind mit heftigem Schneegestöber ein. Der den Befehl führende Capitän E. Brickenstein war für diese Reise von seinem Schiffe, dem „Rhein“, auf den „Deutschland“ abcommandirt worden. Ein Seemann von großer Pflichttreue, Vorsicht und Geistesgegenwart, ist er einer der tüchtigsten und erfahrensten Officiere des Lloyd, welcher ihn selbst dann noch in seinen Diensten behielt, als er in Folge der schlechten Zeiten und der durch sie erzwungenen Auflegung der Mehrzahl der Dampfer verschiedene Capitäne auf unbestimmte Zeit beurlauben mußte. Auch auf seiner letzten, so unglücklich endenden Reise vernachlässigte Brickenstein keine Vorsichtsmaßregel. Er war die ganze Nacht vor dem Unfall auf seiner Brücke und that seine Pflicht im vollsten Maße, ließ loggen, nahm zur Feststellung des wahren Curses mehrfache Lothungen vor, da die bezogene Luft nicht erlaubte, irgend welche Beobachtungen anzustellen, und fuhr von vier Uhr Morgens an mit nur halber Kraft. Gleichwol gerieth er, von der, bei dem Nordoststurme doppelt starken Strömung etwa zwanzig Seemeilen zu weit westwärts getrieben, am Morgen des 6. December gegen $5\frac{1}{2}$ Uhr auf eine Sandbank, den Kentish-Knock. Er gab sofort Befehl, mit voller Kraft rückwärts zu fahren; unglücklicher Weise aber zerbrach in diesem verhängnißvollen Augenblick die Schraube, so daß das Schiff fest saß, sich etwas über Backbord legte und widerstandslos der furchtbaren Gewalt der stürmischen Wellen preisgegeben sah. Trotz aller Ruhe, Kaltblütigkeit und Besonnenheit gelang es dem Capitän jetzt nicht mehr, von der Bank los zu kommen. Er ließ zwar bei Tagesanbruch Ladung über Bord werfen, um den Dampfer aus der ärgsten Brandung zu bringen und machte alle Segel auf, um

ihn in tieferes Wasser zu versetzen. Letzteres Manöver gelang aber nur theilweise; indessen bewirkte es wenigstens, daß die Masten in der Nacht vom Montag auf Dienstag noch hielten, während ihr Zusammenbruch für alle an Bord befindlichen Unglückliche verhängnißvoll geworden sein würde. An eine Aussetzung der Boote zu ihrer Rettung war bei dem schweren Wetter und der furchtbaren Brandung während des ganzen Montag nicht zu denken. Uebrigens herrschte bis zum Abend dieses Tages die beste Ordnung an Bord; die Pumpen hielten bis zur Dunkelheit aus, und Mittags wurden sogar noch die regelmäßigen Rationen unter die Passagiere vertheilt. Von Stunde zu Stunde hofften sie auf Erlösung und Rettung; aber alle Bemühungen, abgefeuerte Raketen, Pistolenschüsse — die Mündung der Kanone hatte sich verstopft — Hilferufe und Aufhissen der Nothflagge halfen nichts. Ein Dampfer und ein Segelschiff kamen sogar in Sicht; aber sie wandten ihren Curs vom „Deutschland" ab. So brach die furchtbare Nacht ein, doch die sehnlichst erwartete Hilfe blieb aus. Gegen Morgen des Dienstag, des 7. December, drang das Wasser in die Cajüten und inneren Räume. Um zwei Uhr gab der Capitän Befehl, daß alle Passagiere und die Mannschaft Zuflucht in den Wandten suchen sollten, da das Wasser bereits die Gänge füllte. Bis sieben Uhr stieg die See immer höher und brandete beständig über das Schiff. Viele der Unglücklichen wurden von ihr aus den Wandten geschlagen oder fielen im Schlafe oder halberstarrt herunter, wo auch sie von den Wellen fortgespült wurden. Gegen acht Uhr legten sich Wind und Seegang, und das zurücktretende Wasser gestattete den Ueberlebenden, das Deck zu besteigen und ihre erstarrten Glieder zu wärmen. Erst gegen elf Uhr nahte die Rettung, indem der Schleppdampfer Liverpool den Rest der Passagiere und Mannschaft an Bord nahm und nach fast dreißigstündiger Todesangst gegen vier Uhr Nachmittags nach Harwich brachte.

Diesem entsetzlichen Unglück gegenüber hätte man wol erwarten können, daß jeder, nicht durch Thatsachen zu beweisende Tadel verstummt wäre; allein leider hat ein Theil der deutschen Presse hier einen Ton angeschlagen, welcher in einem durch provinziale Eifersüchteleien weniger zerklufteten Lande gradezu unmöglich sein würde. Wir Deutschen laufen noch viel zu sehr mit den Eierschalen des philisterhaftesten Kleinstaatenthums einher und bilden uns leider häufig sogar ein, das Unglück unserer Nachbarn sei unser Glück und Vortheil. Namentlich findet man in den Seestädten, wie man es bei dem Länder-verbindenden, den Blick schärfenden Berufe so vieler ihrer Bürger am wenigsten erwarten sollte, die kurzsichtigsten Gesichtspunkte, eine wahrhaft Krähwinkelsche Kirchthurmspolitik. Der Hamburger rümpft die Nase über den Bremer, dieser wieder über jenen, und die Nordseestädte sehen mit äußerster Geringschätzung auf die Angehörigen der Ostsee herab. Während eines langen Aufenthaltes im Auslande war ich leider sehr häufig in der Lage, die Ausbrüche der Eifersucht, Selbstbewunderung und sogar des Brodneides der deutschen Seestädter zu hören. Wenn z. B. in Newyork ein Bremer Dampfer einige Tage länger ausblieb als gewöhnlich, so konnte man sicher sein, daß der erste beste Hamburger Bekannte, dem man auf der Straße begegnete, Einem unaufgefordert seine Befürchtungen aussprach und mit einem vielsagenden Achselzucken oder einem mitleidigen Blick seine

Hoffnung auf eine immer noch mögliche glückliche Ankunft aussprach. Umgekehrt, wenn ein Hamburger Dampfer sich verspätete, so sprach der Bremer von alten saumseligen Kutschen, Mangel an Vorsicht oder dem Zurückbleiben Hamburgs hinter den Aufgaben unseres vorwärts stürmenden Zeitalters. Der Hamburger wieder meinte, Bremen baue seine Schiffe zu billig und spare am unrechten Orte, da könne ein Unglück am Ende nicht ausbleiben; der Bremer aber hoffte, daß der Nachbar an der Elbe sich auf die Dauer der besseren Einsicht nicht verschließen und zeitgemäße Reformen einführen werde. Auch auf anderen Gebieten spielt sich dasselbe Verhältniß ab. Als nach Ausbruch der großen Handels-Krise des Jahres 1857 ein Bremer einen Hamburger frohlockend seine Freude darüber aussprach, daß Bremen bei seiner Solidität von den Folgen dieses Ereignisses unberührt geblieben sei, und damit sein Bedauern über die Hamburg widerfahrenen schweren Schläge verband, meinte der Hamburger sich höhnisch rächend: „Auch Wandsbeck ist wie Bremen von der Krise verschont worden."

Dies Mal ist es übrigens die Ostsee, welche gegen die Nordsee, Stettin, welches gegen Bremen auftritt. Hätte sich u. A. die „Ostsee-Zeitung" auf eine strenge Kritik des Benehmens des Capitän Brickenstein beschränkt, so wäre ein solches Verfahren selbstredend ganz in der Ordnung gewesen; allein wenn sie einerseits sagt, daß für eine Untersuchung des Unglücksfalles nur wenig Material vorliege, verschmäht sie es andrerseits nicht, die abenteuerlichsten Erdichtungen, welche den Charakter und namentlich die Zuverlässigkeit der ganzen deutschen Seeschifffahrt empfindlich schädigen müssen, als angebliche Thatsachen in die Welt zu schicken.

„Da man dem Capitän Brickenstein," heißt es in einem Artikel dieses Blattes vom 22. December 1875, „unmöglich die für diese Gewässer nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen absprechen kann, so wird man zu der Annahme gezwungen, daß er sich nicht die Zeit nehmen *wollte* oder *durfte*, um vorsichtig zu verfahren: er hatte vielleicht öfter das Glück gehabt, ein Feuer bei dickem Wetter auf den Kopf zu treffen, und hoffte auch diesmal darauf — er ging vielleicht, wenn die Reise einen Tag länger als gewöhnlich dauerte, seiner Prämie, die der „Norddeutsche Lloyd" seinen Capitänen für schnelle Reisen zahlt, eine für Menschenleben höchst gefährliche Einrichtung, verlustig, und erfüllte seinen Postcontract nicht! In dem Contract mit der Englischen Post hat sich der „Norddeutsche Lloyd" verpflichtet, an jedem Dienstag ein Schiff zur Mitnahme der Post in Southampton zu stellen, bei 300 Lstr. Strafe, wenn kein Dampfer eintrifft. Von dem Augenblick an, da die Post an Bord ist, muß sie vom April bis October in 276 Stunden, und vom October bis April in 300 Stunden in Newyork abgeliefert sein! *Nur bei Quarantaine* wird eine Verspätung gestattet; *Sturm, Eis, Nebel und Unfälle an der Maschine* werden nicht als Hindernisse angesehen! Für jede 12 Stunden Verspätung wird ein Achtel der ganzen Postfracht abgezogen, so daß ein Schiff, welches sich um 4 Tage verspätet hat, gar nichts erhält. Die englische Regierung hat eine Verordnung erlassen und alle Seefahrt treibenden Nationen haben sie angenommen, welche den Dampfschiffen vorschreibt, bei Nebel oder dickem Wetter langsam zu fahren. Das englische Postamt aber schließt Verträge ab, wonach das langsame (vorsichtige) Fahren der Dampfschiffe mit Geldstrafe belegt wird! Ob die Deutsche Post einen ähnlichen Contract mit den Dampferlinien geschlossen hat?

„Daß der Capitän eines die Post führenden Schiffes als Beamter seiner Gesellschaft auf's Aeußerste dahin bestrebt sein wird, diesen Postcontract zu erfüllen, um seine Gesellschaft vor Strafe und Verlust zu bewahren, und daß er mehr an diesen Contract und an seine Gratification für schnelle Reise denkt, als an die Sicherheit der ihm anvertrauten Menschenleben gut ist, bedarf wol keiner weiteren Erklärung. Wegen Verlust von Menschenleben zur Rechenschaft gezogen zu werden, läuft er keine Gefahr; wenn er nur auf seinem Posten ist und, wo

nöthig, gelothet hat, dann hat er in den Augen seiner Passagiere und seiner Regierung genug gethan, und wenn er dann auch noch nach der Strandung seine Menschenpflicht erfüllt, so hat, wie der „Reichs-Anzeiger" sagt, die Deutsche Handelsmarine Ursache, stolz auf ihn zu sein!"

Ganz abgesehen von den persönlichen Verdächtigungen des Capitäns, mit welchen diesen guter Geschmack wenigstens bis nach erfolgter Feststellung des Thatbestandes verschont hätte, will ich hier nur einige Thatsachen gegen obige Unwahrheiten anführen: Der norddeutsche Lloyd zahlt seinen Capitänen keine Prämien für schnelle Reisen. Er hat keinen Postcontract mehr mit dem englischen Postamt, der unter den oben specificirten Bedingungen erfüllt werden muß. Ein solcher Contract lief bis zu der vor einigen Jahren erfolgten Herabsetzung des an sich schon billigen Seeporto's. Uebrigens würde er, wenn er wirklich noch in Kraft wäre, durchaus nichts gegen die deutschen Dampfer oder die englische Regierung beweisen. Diese, der man wahrlich keinen Leichtsinn in Seesachen vorwerfen kann, hatte mit allen Dampfschifflinien einen Postcontract mit bestimmt festgesetzter Durchschnittsfahrzeit abgeschlossen, um sie zur Stellung ihrer besten Schiffe zu zwingen: ein sehr weises Verfahren, wenn man sich die langjährige Saumseligkeit der ältesten und angesehensten transatlantischen Dampferlinie — der Cunards — vergegenwärtigt. Gegen den Vorwurf aber, daß die englische Regierung dem Postschiffe zu große Geschwindigkeit zumuthet, brauche ich sie doch wol der „Ostsee-Zeitung" gegenüber nicht in Schutz zu nehmen. Eine langjährige Erfahrung hat vielmehr bewiesen, daß jedes gute und neue Schiff, ohne seiner Sicherheit irgend etwas zu vergeben, die Reise bequem innerhalb der oben angegebenen Durchschnittszeit machen kann. Allein wenn das nicht der Fall wäre und wenn der obige Vertrag noch in Kraft stände, so hätte der „Deutschland" auf seiner letzten unglücklichen Reise doch gar nicht davon berührt werden können, weil jener Vertrag nur für die Fahrten zwischen England und Amerika galt. Die Entfernung zwischen Bremerhafen und Southampton wird gewöhnlich in 24 bis 36 Stunden zurückgelegt. Nun haben aber die Lloyd-Dampfer drei volle Tage vom Augenblick der Abfahrt aus dem erstgenannten und bis zum Verlassen des zweiten Hafens, in welchem sie meistens noch 24—36 Stunden liegen bleiben, um neue Ladung, Kohlen und Passagiere aufzunehmen. Welcher irgend denkbare Grund konnte nun den Capitän Brickenstein zu einer leichtsinnigen Schnellfahrt bestimmen? Andererseits aber möchte ich fragen, welchen Titel verdient eine Zeitung, die sich in den einfachsten und offenkundigsten deutschen Schifffahrtsfragen einer so bodenlosen Unwissenheit schuldig macht?

Das Verfahren der „Ostsee-Zeitung" und der Blätter, welche ihr nachgeschrieben haben, ist übrigens um so unbegreiflicher, als von Anfang an Niemand daran gezweifelt hat, daß die Strandung des „Deutschland" einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen werden würde, und daß dann auch darüber volle Aufklärung gebracht werden müsse, ob der Unglücksfall durch ein schuldbares Versehen von irgend einer Seite veranlaßt sei.

Während sich die öffentliche Meinung noch lebhaft damit beschäftigte, in welcher Form voraussichtlich diese Untersuchung erfolgen werde, wurde alle Welt plötzlich durch ein fertiges Urtheil überrascht. Die Presse brachte nämlich das

Verdict der „Coroner's Jury“, d. h. der Geschworenen, welche in Harwich nach Ankunft der ersten Leichen von dem Todtenbeschauer zusammenberufen war, um die Todesursache der bei der Strandung Verunglückten festzustellen. Aus welchen Ursachen die Strandung des Dampfers erfolgt sei, darüber hatte sich dieses Gericht gar nicht auszusprechen; diese Frage gehörte in keiner Weise zu seiner Kompetenz. Nach englischem Rechte ist der Coroner, der Todtenbeschauer, verpflichtet, bei jedem nicht natürlichen Todesfalle oder anderem schweren Unglücksfalle, welcher zu seiner Kenntniß kommt, ein Geschworenengericht zusammenzuberufen, welchem die Aufgabe obliegt, sich über die vermuthliche Ursache dieses Todesfalles, resp. Unglücksfalles zu äußern, und Alles zu veranlassen, um die Identität der Leichen, den Ort und die Art ihres Todes u. s. w. klarzustellen. Naturgemäß ist zur Abgabe eines solchen Urtheils in der Regel die größte Eile erforderlich. Der Coroner nimmt also seine Geschworenen da, wo er sie eben findet. Meist ist es nicht schwer und übersteigt nicht die Fähigkeit eines Mannes von gewöhnlicher Fassungskraft, mit Hilfe von Sachverständigen sich ein Urtheil über eine rein thatsächliche Frage zu bilden. Im Falle des „Deutschland“ wird auch ohne einen Arzt jeder halbwegs gebildete Einwohner von Harwich, welcher von der Strandung des „Deutschland“ und den an's Land gebrachten Leichen gehört hatte, bei ihrer Besichtigung in der Lage gewesen sein, nach bester Ueberzeugung zu erklären, daß die hier vorliegenden Leichen den Tod durch Ertrinken erlitten hatten, und daß wiederum dieser Tod die traurige Folge der Strandung des „Deutschland“ war. Wenn das Geschworenengericht in Harwich diese beiden Thatsachen feststellte, so hatte es seine Schuldigkeit gethan und konnte auseinandergehn.

Die Harwicher Jury nun befand sich in äußerst gereizter Stimmung. Den Herren Geschworenen mochte ein wenig das Gewissen schlagen darüber, daß nicht schneller Rettungsversuche von Harwich gemacht waren. Aeußerst unangenehm aber war es ihnen, daß nicht nur die Deutschen, nein, daß sogar die englische Normalzeitung, die „Times“, mit anerkennenswerther Offenheit die Schäden bloßlegte, welche bei diesem Unglücksfalle in Harwich zu Tage getreten waren. In Harwich war kein Rettungsboot, ein Hafen von der Bedeutung dieses Platzes war so mangelhaft mit den gefährlichen Punkten der Küstengewässer in seiner unmittelbarsten Nähe verbunden, daß ein großer Dampfer über 24 Stunden auf einer, 17 englische (d. h. etwa 4 deutsche) Meilen entfernten Sandbank festsitzen konnte, ohne daß man in Harwich eine Ahnung davon hatte! Diese drei Thatsachen waren nicht zu bestreiten. Vielleicht aber ließen sie sich in den Hintergrund drängen, wenn man die öffentliche Meinung auf ein anderes Gebiet lenkte; wenn man diese Thatsachen todtschwieg und den Nachweis lieferte, daß die Strandung selbst durch ein Verschulden des Capitäns, durch eine mangelhafte Beschaffenheit und Ausrüstung des Schiffes verursacht war. Unsere Jury äußerte sich also in ihrem Verdict auch über die Ursachen der Strandung des „Deutschland“ selbst; sie bedauerte und mißbilligte, daß

1) an Bord des Schiffes keine Patentlogge gewesen;

2) daß die besten Vorrichtungen zum Herablassen der Boote gefehlt

3) daß nicht ein erfahrener Nordseelootse das Commando des Schiffes gehabt habe.

Der deutsche Zeitungsleser, welcher ein Geschworenengericht in einem englischen Hafenplatze drei so schwere Vorwürfe gegen einen deutschen Capitän und eine deutsche Rhederei erheben hört, wird unwillkürlich mit seinem Urtheil über die Ursache der Strandung sich dem des englischen Gerichtshofes anschließen. Zumal das erste Bedauern klingt so plausibel. A priori ist doch wol anzunehmen, daß eine „Patentlogge" etwas Vortrefflicheres ist, als eine „gewöhnliche Logge"; namentlich wenn dabei behauptet wird, die größten englischen Dampferlinien bedienten sich nur der Patentlogge. Letztere Behauptung ist nun zwar unrichtig. Es ist nachträglich, und zwar in der Untersuchung des Handelsamtes über die Strandung, unumstößlich erwiesen worden, daß die beiden bedeutendsten englischen Dampferlinien, die Canard- und die westindische Linie, keine Patentloggen benutzen, und zwar deshalb, weil diese bei Dampfern ein weniger zuverlässiges Resultat liefern als die gewöhnliche Logge, und weil dieselben sich außerdem häufig mit der Schraube oder mit Gegenständen, welche in der See schwimmen, oder von Bord geworfen werden, verwickeln und dadurch gänzlich unbrauchbar werden. Die Strandung des „Deutschland" wäre durch den Gebrauch einer Patentlogge ganz sicher nicht verhindert, weil eine solche ebensowenig, wie eine gewöhnliche Logge, dem Führer des Schiffes darüber Aufklärung zu geben vermochte, ob er durch Stürme und Strömung von seinem Curse abgetrieben sei.

Eben so unbegründet ist der zweite Vorwurf. Der „Deutschland" hatte diejenigen Vorrichtungen zum Herablassen der Boote, welche in England selbst von seinen Erbauern, der berühmten Firma Caird & Co. in Greenock, als die besten erachtet waren. Sodann aber war es im vorliegenden Falle ganz einerlei, ob diese Vorrichtungen sich als gut oder schlecht erwiesen; denn alle Boote, bis auf eins, wurden von der Brandung von Bord geschlagen, und das eine Boot, welches sich gleich im Anfange losriß, brachte von seinen drei Insassen nur einen einzigen lebend in Sicherheit. Die See war am 6. und bis zur Nacht vom 6. auf den 7. December so wild und aufgeregt, daß alle vom Dampfer herabgelassenen Boote sofort kentern mußten.

Der wunderbarste ist aber der dritte Vorwurf. Es ist nämlich erwiesen, daß ein Lootse an Bord des „Deutschland" war und daß derselbe die Nacht über neben dem Capitän auf der Commandobrücke stand und daß über den vom Schiffe einzuhaltenden Curs zwischen Capitän und Lootsen völlige Uebereinstimmung herrschte. Was sollte nun wol geändert sein, wenn der Lootse statt des Capitäns das Commando geführt hätte? In einem solchen Falle, wie der uns vorliegende, ist es doch wahrlich eine bloße Formalität, welcher von zwei Sachverständigen dem anderen übergeordnet ist! Und die Herren Geschworenen von Harwich werden doch selbst nicht sagen wollen, daß ihr Landsmann, der Lootse, deswegen, weil er das Commando nicht hatte, dem Capitän absichtlich in Folge gekränkter Eitelkeit verschwiegen, daß er einen falschen Curs steuere?

Kurz, die Geschworenen, sämmtlich Angehörige des kleinen Bürger- und Handwerkerstandes, haben mit ihrem Urtheil nur ihre Unwissenheit verrathen.

Ich habe diesen Unsinn nur deswegen so ausführlich widerlegt, weil die Begriffe von allen, mit dem Seewesen in Verbindung stehenden Angelegenheiten in dem größten Theile unseres Vaterlandes leider sehr unklar sind, und weil uns vielfach noch die sehr schlechte Gewohnheit anhaftet, in diesen Fragen die unbedingte Ueberlegenheit der Engländer ohne weitere Prüfung zuzugestehen. Statt sich um Dinge zu kümmern und in Angelegenheiten einzumischen, welche sie nichts angingen, hätten die Herren besser gethan, sich die Leichen der Verunglückten etwas genauer anzusehen, als es geschehen ist. Sie hätten völlige Klarheit darüber schaffen können, ob in der That Beraubungen und Verstümmelungen derselben vorgekommen sind oder nicht, welche die englische Presse anfänglich behauptete, und welche nach den Resultaten der Untersuchung des Handelsamtes wenigstens indirect widerlegt zu sein scheinen.

Glücklicherweise war der Wahrspruch dieser Geschworenen ohne alle Bedeutung, und für die eigentliche Untersuchung des Falles durchaus unpräjudicirlich. Die wirkliche Untersuchung über die Ursachen der Strandung des „Deutschland" vor der zuständigen Behörde hat in London vom 20. bis 30. December v. J. stattgefunden. Dieselbe erfolgte nach den Bestimmungen der englischen Kauffahrteischiffahrtsacte von 1854 vor einem, von dem englischen Handelsamte (board of trade) besonders für diesen Fall zusammengesetzten Gerichtshofe. Da die Strandung eines deutschen Schiffes auf hoher See, d. h. in einer Entfernung von mehr als vier Seemeilen von der Küste, in Frage stand, so hatte die englische Regierung an sich kein Recht, zu verlangen, daß die Untersuchung von englischen Behörden erfolge. Die deutsche Regierung hat indeß ihre Zustimmung zu diesem Verfahren ertheilt, und sie hat Recht daran gethan, denn es ist unter allen Umständen besser, daß der Fall durch englische Behörden untersucht wurde, als daß überhaupt gar keine Untersuchung erfolgte. Und in Deutschland konnte nach Lage der bestehenden Gesetzgebung eine Untersuchung überhaupt nicht vorgenommen werden. In unserem Falle ist es aber der deutschen Regierung als ein besonders hohes Verdienst anzurechnen, daß sie nach allen Kräften Fürsorge dafür getroffen hat, daß die Untersuchung möglichst unparteiisch geführt wurde. Nicht nur hat dieselbe die deutschen Interessen durch einen hervorragend tüchtigen englischen Anwalt vertreten lassen; es wurde außerdem der kaiserliche Commissar für Auswanderungswesen, ein ehemaliger Marineofficier, von der Regierung abgeordnet, welcher neben den Richtern Platz nahm und die Untersuchung überwachte.

Beim Schlusse dieses Artikels war die Untersuchung zwar beendigt, das Urtheil des board of trade aber noch nicht gesprochen. Es ließ sich also noch nicht ersehen, ob auch der englische Gerichtshof dem Capitän Brickenstein ein schuldbares Versehen zur Last legt. Soviel ist aber aus dem Gang der Verhandlungen zu entnehmen, daß bei allen Parteien das einmüthige Bestreben herrschte, den Thatbestand so klar zu stellen, als es bei dem vorhandenen Beweismaterial irgend möglich war.

Trotz alledem ist es in hohem Grade zu beklagen, daß die deutschen Schiffer und Rheder nicht in der Lage waren, vor deutschen Gerichten Recht zu nehmen. Allein schon der Umstand machte die Untersuchung

vor englischen Behörden zu einem bedenklichen Vorgange, daß dieselbe in englischer Sprache vor sich gehen mußte. Durch ein Beispiel, welches allerdings nicht vor dem Seegerichte, sondern vor der Coroner's-Jury sich ereignete, wurde dies treffend illustrirt. Bekanntlich hat Capitän Brickenstein behauptet und bewiesen, daß er die ganzen Nächte hindurch Raketen hatte abfeuern lassen. Ein Zeuge (Schiffspassagier) wurde von dem Coroner gefragt: „Did you see any rockets?" (Haben Sie Raketen gesehen?) Derselbe antwortete: nein! Die Frage wurde wiederholt, und wiederum verneint, und nunmehr der Gerichtsschreiber veranlaßt, diesen auffallenden Widerspruch des einen Zeugen mit den anderen sofort aufzuzeichnen. Capitän Brickenstein, welcher dieser Vernehmung beiwohnte, fragte darauf den Passagier ganz erstaunt: „Was, Sie wollen keine Raketen gesehn haben?" Worauf dieser seinerseits sichtlich erstaunt erwiderte: „Raketen habe ich in Masse gesehn, aber keine rocks (Felsen)". Der Mann hat also den Coroner mißverstanden, und hätte hierdurch in bedenklicher Weise, ohne daß er es wußte, die Untersuchung beeinflussen können. Wie viel ähnliche Fälle mögen vorgekommen sein! Wenngleich wir bei den Officieren des norddeutschen Lloyd eine erträgliche Kenntniß der englischen Sprache zu finden gewöhnt sind, so ist es doch ein gewaltiger Unterschied, ob einer fertig englisch spricht, oder ob er sich von einem englischen Gerichtshofe im Kreuzverhör vernehmen lassen muß. Es gibt wol kaum ein gerichtliches Verfahren, welches den deutschen Zeugen weniger geläufig und innerlich mehr zuwider ist als dieses. Im englischen Recht gehört der Proceß zu ausschließlich den Parteien oder vielmehr deren Advocaten; im Deutschen aber zu sehr dem Richter. Eine zwischen beiden Extremen gezogene Mitte würde vielleicht die richtige Linie bilden. Ein gewandter englischer Advocat macht mit dem Zeugen so ziemlich was er will, und er muß es schon arg treiben, wenn der Richter ihn überhaupt in seine Schranken zurückweist. Er benutzt aber seine, ihm über den Zeugen eingeräumte Gewalt in der Regel mehr zum Beweise seines Scharfsinns, zur Erringung von Vortheilen über den Gegner als zur objectiven Ermittlung des Thatbestandes. Es gilt ihm deshalb vor Allem, den Zeugen einzuschüchtern, zu verwirren und zu ärgern, um ihn schließlich wie weiches Wachs zu kneten und das Gegentheil von dem aussagen zu machen, was er eigentlich bekunden wollte und sollte. So wird der Zeuge unversehens zum Angeschuldigten und als solcher vom Advocaten behandelt oder auch mißhandelt. Ich verkenne übrigens durchaus nicht die Vorzüge dieses Verfahrens bei einem mit und unter ihm aufgewachsenen Volke, welches zudem seit Menschenaltern an die unbeschränkteste Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gewohnt, auch durchaus nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt ist; ich würde sogar unter Umständen seine Einführung bei uns für wünschenswerth halten; allein ich bestreite, daß es bei deutschen, der Sprache und Sitten Englands wenig oder gar nicht kundigen Zeugen das beste Mittel zur Feststellung des Thatbestandes sei. Ich habe in meiner früheren Praxis als Advocat in Newyork immer Angst gehabt, wenn einer meiner deutschen Zeugen seine Aussage machte, weil ich wußte, daß er die beste Sache im Kreuzverhör leicht verderben konnte, und fühlte mich immer sicher, wenn ein Deutscher von mir dem Kreuzverhör unter-

worfen wurde, während man bei einem Amerikaner ganz genau im Voraus wußte, daß er sich so leicht nicht einschüchtern lassen würde. Ich hörte einmal in Newyork einen sehr tüchtigen und erfahrenen französischen Advocaten aus Lyon als Zeugen seine Sache im Kreuzverhör mehr schädigen, als seine Gegner es beim besten Willen vermocht hätten. Der Mann war ganz außer sich vor Zorn über die ihm zugemutheten Antworten auf Fragen, welche nach seiner Ansicht mit der Sache selbst nichts zu thun hatten. Er knirschte, wüthete, tobte und fluchte, natürlich nur zum Vortheil des Gegners. Und nun erst die deutschen Seeleute und Schiffer! Der englische Advocat müßte ein arger Stümper sein, der es nicht fertig brächte, wenn er wollte, sie nur das aussagen zu machen, was er von ihnen wissen will. Dazu kommt nun noch die Befangenheit des der Sprache nur halbkundigen Zeugen und die souveräne Verachtung eines englischen Gerichtshofes gegen den mißachteten oder nicht für voll angesehenen Fremden, um diesen noch mehr zurückzuschrecken und unbehülflicher erscheinen zu lassen, als er wirklich ist.

Eine so traurige Katastrophe, wie die Strandung des „Deutschland", muß den deutschen gesetzgebenden Körperschaften und den englischen Behörden ein Sporn sein, nach allen Kräften dafür zu sorgen, daß allen Mängeln abgeholfen wird, welche vornehmlich in der Beleuchtung der englischen Küste und der Communicationsmittel zwischen den Leuchtschiffen und den Küstenplätzen hervorgetreten sind; daß ferner bei uns alle die Verbesserungen eingeführt werden, deren Nichtvorhandensein möglicherweise dazu beigetragen hat, das Schiff von seinem richtigen Curse abzulenken. Für uns Deutsche hat aber die Untersuchung auf's Neue eine Frage in den Vordergrund gedrängt, welche seit Jahrzehnten auf der Tagesordnung der gesetzgebenden Factoren in den deutschen Seestaaten gestanden hat, und welche unlösbar war, so lange Deutschland an dem staatlichen Particularismus krankte; ich meine die Frage der Einsetzung von deutschen Seegerichten zur Untersuchung aller Totalverluste, Collisionen und Strandungsfälle an der deutschen Küste und derselben Schiffsunfälle deutscher Schiffe an fremden Küsten oder auf hoher See. Die deutschen Schiffer und Rheder müssen ihren Schutz im eigenen Vaterlande haben; der deutsche Handelsstand, das deutsche Publicum, welches in großer Zahl jährlich auf unseren Schiffen die Welt durchreist, muß gewiß sein, daß von Seiten der Regierung seine Interessen mit aufmerksamen Augen überwacht werden, daß alles geschieht, was den Menschenkräften möglich ist, um die Seeschiffe für Passagiere und Güter sicher und ungefährlich zu machen. Die Hauptaufgabe solcher Seegerichte muß sein, jeden einzelnen Seeunfall der vorgedachten Art zu untersuchen, jedem bei der Untersuchung hervorgetretenen Mangel Abhilfe zu schaffen, und die Personen, welche ein Verschulden trifft, aus dem Schifferstande auszustoßen. Der letztere Punkt ist von ganz besonderer Wichtigkeit. Es gibt wol wenige öffentliche Beamte, welche eine solche Verantwortung tragen, als die Führer unserer großen überseeischen Dampfer. Hunderte von Menschenleben, Millionen von Werthen sind alljährlich ihrer fast ausschließlichen Fürsorge anvertraut. Es liegt im öffentlichen Interesse, daß solche Führer die Garantie einer unbedingten

Zuverlässigkeit bieten. Wenn sich bei einem Unglücksfalle herausgestellt hat, daß sie das ihnen geschenkte Vertrauen nicht verdienen, so muß ihnen die Dienstlizenz entzogen werden. — Diese Seegerichte aber müssen eingesetzt werden von Reichs wegen, sie müssen gipfeln in einer einheitlichen höchsten Instanz. Die einzelnen Gerichte müssen bestehen aus einem studirten Richter, als Vorsitzenden, und nautischen Sachverständigen als stimmberechtigten Beisitzern, sie müssen niedergesetzt werden in allen deutschen Küstenplätzen. Die Aufgabe der Gerichte ist eine Untersuchung des Thatbestandes, und Feststellung der Frage, ob ein Verschulden vorliegt, oder nicht? Sie haben ihre Acten der höchsten Reichsbehörde einzureichen, welche dann die Strafe gegen den Schuldigen feststellt und den Unschuldigen freispricht. — Wie tief das Bedürfniß nach solchen Behörden beim deutschen Schifferstande vorhanden ist, das beweist schon der Umstand, daß der norddeutsche Lloyd Privatseegerichte niedergesetzt hat, welchen alle Officiere seiner Schiffe sich unterwerfen müssen. Eine Verurtheilung und Entlassung des Capitäns des gestrandeten „Union" konnte aber nicht verhindern, daß derselbe von der concurrirenden Gesellschaft „Baltischer Lloyd" sofort wieder als Führer eines transatlantischen Dampfers angestellt wurde!

Die Strandung des „Deutschland" hat der Reichsregierung denn auch Veranlassung geboten, die Vorarbeiten eines Gesetzentwurfes zur Einsetzung deutscher Seegerichte so zu beschleunigen, daß dieser Entwurf in einer auf den 31. Januar d. J. zusammenberufenen Conferenz von Delegirten der Seeuferstaaten vorberathen werden kann. Die Frage wird also jetzt hoffentlich nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden.

Durch unseren Unglücksfall sind aber ferner die Augen der Welt auf's Neue auf einen Zweig menschenfreundlicher Thätigkeit gelenkt, welcher im deutschen Binnenlande leider viel zu wenig bekannt ist und gewürdigt wird; auf die Thätigkeit der Gesellschaften zur Rettung Schiffbrüchiger, welche die gefährdeten Punkte an den Küsten mit Geräthschaften ausstatten, durch welche den armen Schiffbrüchigen vom Lande aus Hilfe gebracht werden kann. In England besteht hiefür die „Royal Life-Boat-Institution" seit über fünfzig Jahren. Ihre Mittel sind nun durch freiwillige Beiträge aufgebracht, sie hat an der englischen Küste über 200 Rettungsstationen errichtet, durch welche bis jetzt über zwei und zwanzig Tausend Personen dem sicheren Tode entrissen sind. In Harwich war leider kein Rettungsboot; es unterliegt wol keinem Zweifel, daß der Unglücksfall des „Deutschland" für die englische Nation ein Antrieb sein wird, sofort diesen Hafen mit den vollkommensten Rettungsapparaten auszurüsten. Auch unser deutsches Vaterland besitzt eine „deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" seit zehn Jahren. Ihre Organisation ist der englischen nachgebildet; sie hat an den deutschen Küsten von Memel bis Borkum 71 Stationen mit Rettungsbooten, Raketen- und anderen Geschoßapparaten ausgerüstet, und diese Stationen haben bis Ende des Jahres 1875 achthundert zwei und siebenzig Menschen aus dem Tode in den Wellen gerettet. Die Gesellschaft verfolgt lediglich humane Bestrebungen, sie hält sich fern von allem politischen und confessionellen Getriebe; die Mannschaften in den Stationen setzen ihr Leben aufs Spiel, ohne Rücksicht

darauf, ob das gestrandete Schiff ein deutsches oder ein fremdes ist. Leider ist das Interesse an den Bestrebungen der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger im deutschen Binnenlande vielfach ein außerordentlich schwaches. Um Mitglied derselben zu werden, und dadurch über ihre gesammte Thätigkeit stets unterrichtet zu bleiben, bedarf es nur des geringen Opfers eines Jahresbeitrages von 1 Mark 50 Pfennigen und doch hat die Reichshauptstadt nur 58 Mitglieder, Breslau 27, Frankfurt a. M. 21 und München 11. In Städten wie Düsseldorf, trotz seiner 80,000 Einw., hat die deutsche Gesellschaft keinen einzigen Theilnehmer aufzuweisen, während in den Küstenbezirken, vor Allem in Bremen (derzeitiger Vorort) und Hamburg mit bez. 1640 und 842 Mitgliedern und regelmäßig sehr bedeutenden außerordentlichen Einnahmen, ein sehr reges Interesse für diese menschenfreundlichen Bestrebungen herrscht. Auch die süddeutschen Hauptstädte Stuttgart, München und Darmstadt, sowie einige größere rheinische Plätze, wie Barmen, Elberfeld und Crefeld, beschämen die zuerst genannten Städte durch eine große Anzahl von Freunden des deutschen Rettungswesens; ja in der Schweiz haben Zürich und St. Gallen mehr Mitglieder, als die deutsche Reichshauptstadt Berlin!

Die deutsche Gesellschaft, deren regelmäßige jährliche Ausgaben sich auf weit über 100,000 Mark belaufen, kann selbstredend nur dann ihre Aufgabe vollständig erfüllen, wenn sie auch aus dem deutschen Binnenlande regelmäßige Beiträge erhält, wenn sie in ihren gemeinnützigen Bestrebungen auf die werkthätige Theilnahme der ganzen Nation rechnen kann. Hoffentlich wird das Unglück des „Deutschland", welches Jedermann, wenn leider auch nur negativ, den unendlichen Werth des Rettungsdienstes an den Küsten so überzeugend dargethan hat, auch dieser vortrefflichen Anstalt zahlreiche neue Freunde gewinnen, damit Unglücksfälle, wie der Untergang eines großen Passagierschiffes, an deutschen Küsten wenigstens ohne Verlust von Menschenleben vorübergehen.

Wenn das Reich die hohe Aufgabe hat, dem deutschen Schiffer die tröstliche Gewißheit dafür zu geben, daß, wenn ihm auch an der fernsten Küste ein Unglück zustößt, der mächtige Arm des Vaterlandes ihn aufrichtet und stützt: so ist es für unser Volk eine hohe Ehrenpflicht, ihm an unseren eigenen Küsten jeden nur möglichen Schutz zu seiner Rettung und Sicherheit angedeihen zu lassen. In solchen außerordentlichen Fällen kann nicht der Staat, sondern nur der öffentliche werkthätige und hingebende Geist der Nation nachhaltige Linderung der geschlagenen Wunden schaffen. Zugleich aber erfüllt er damit eine Pflicht der internationalen Dankbarkeit, indem er zugleich den fremden, an unseren Küsten scheiternden Seeleuten die hilfreiche Hand entgegenstreckt, welche das Ausland unseren Landsleuten in den fernsten Meeren schon so oft gereicht hat.

Berlin, 12. Januar 1876.

Literarische Rundschau.

Prof. Billroth über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften.

Ueber das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation, nebst allgemeinen Bemerkungen über Universitäten. Eine culturhistorische Studie von Dr. Th. Billroth. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Eine bedeutsame und erfreuliche Erscheinung ist es, daß die berufensten Vertreter der Naturwissenschaften und Medicin in Deutschland in den letzten Decennien den allgemeinen Culturinteressen über den engern Rahmen der Fachwissenschaft hinaus die regste Beachtung widmen und auf diese Weise die Resultate ihres geistigen Lebens und Schaffens der großen Menge aller Gebildeten direct zu Gute kommen lassen. Zu den großen Namen Virchow, Helmholtz, du Bois-Reymond, um nur einige Beispiele anzuführen, gesellt sich nunmehr ein Mann, welcher als Koryphäe ärztlichen Wissens und Könnens in Fachkreisen längst die gebührende Achtung gefunden.

Theodor Billroth, der klinische Lehrer der Chirurgie an der Wiener Universität, ist als Theoretiker wie als Operateur einer der hervorragendsten deutschen Chirurgen, welcher zur Zeit nur mit wenigen Andern sich in den Ruhm theilt, auf der höchsten Höhe ärztlicher Kunst und Wissenschaft in Deutschland zu stehen. Den wesentlichsten Einfluß auf seine Studien übten zwei Männer, von denen der eine, Baum in Göttingen, durch seine eminente Gelehrsamkeit und die Heranbildung zahlreicher bedeutender Schüler, der andere, B. v. Langenbeck, durch die Genialität der Auffassung und vollendete Meisterschaft der operativen Technik sich zu größter Bedeutung für die deutsche Medicin emporgeschwungen hat: zu Beiden stand B. Jahrelang als Schüler und Assistent in den intimsten Beziehungen. Seine Bestrebungen als Privatdocent in Berlin fanden 1860 durch die Berufung als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Zürich einen immerhin schon glänzenden Erfolg, welcher aber durch die 1867 erfolgte Berufung nach Wien, an Stelle des genialen Schuh, weit übertroffen wurde. Dort, an der größten Universität deutscher Nation, wirkt B. seit nun bald neun Jahren als einer der Magnete, die von Nah' und Fern alljährlich Schaaren strebsamer Jünglinge und Männer nach Oesterreichs Hauptstadt ziehen, um medicinischen Studien obzuliegen. B. ist trotz der großen Aufgaben, welche ihm Lehrthätigkeit und Praxis stellen, einer der productivsten deutschen Gelehrten; außer einer, durch ihren geistvollen Inhalt wie ihre fesselnde Form in Fachkreisen sehr populär gewordenen „Allgemeinen Pathologie der chirurgischen Krankheiten" verdankt die medicinische Literatur ihm zahlreiche kleinere Arbeiten, mehrere ausführliche Exposés über seine klinische Thätigkeit in Zürich und Wien, und ganz neuerdings eine, auch durch ihre

äußere Form als Riesenwerk gekennzeichnete, Monographie über die Bedeutung der, seit einiger Zeit als universelle Krankheitserreger so vielfach angeschuldigten kleinsten Organismen (Bacterien), für die Chirurgie. Die Kühnheit des Operateurs kennzeichnet die auch in der Tagespresse vielfach erwähnte Totalexstirpation eines menschlichen Kehlkopfes mit erfolgreichem Ersatz durch einen höchst sinnreichen Mechanismus, — eine Operation, deren Basis die sorgfältigsten Experimente an Thieren bilden. Seit dem deutsch-französischen Kriege, wo B. sich der durch Oesterreichs Neutralität ihm aufgezwungenen, dem geborenen Preußen doppelt peinlichen Inactivität durch freiwillige Uebernahme einer äußerlich anspruchslosen, innerlich höchst segensreichen Thätigkeit in Weißenburg und Darmstadt entzog, hat B. das lebhafteste Interesse für den Humanitätsdienst im Kriege an den Tag gelegt und neuerdings wieder durch sein erfolgreiches Eingreifen in die 1873 gepflogenen internationalen Verhandlungen bekundet. Wenn nun ein solcher Mann, nach zwanzigjähriger Lehrthätigkeit, auf der Höhe äußerer Erfolge, frei von allen Einflüssen subjectiver Enttäuschungen, die schwer verdiente Muße der geliebten Musik entzieht, um mit emsigstem Fleiße ein Werk zu schaffen, welches, außerhalb seines eigentlichsten Faches stehend, zur Lösung allgemein interessirender Culturfragen bestimmt ist, — so wird Jeder, dem die Förderung deutschen Geisteslebens am Herzen liegt, mit herzlichem Danke ein solches Geschenk entgegennehmen. Nicht nur der Mediciner wird aus dem vorliegenden Buche mannigfachste Anregung schöpfen: jeder Gebildete vielmehr sich nach dem Studium desselben innerlich bereichert fühlen. Darin finden wir nicht nur eine Rechtfertigung, sondern ebensosehr eine Verpflichtung, durch kurzen Hinweis auf das Wesentlichste des Inhaltes die Leser der „Rundschau" zur Lectüre eines Werkes zu veranlassen, welches gleichzeitig durch später zu erörternde Gründe eine, außerhalb seiner eigentlichen Grenzen liegende, und eben um dieser Gründe willen zum Theil bedauerliche Popularität erlangt hat.

B. bespricht in dem ersten Theile (p. 1—59) die historische Entwickelung der medicinischen Facultät an den deutschen Universitäten: als solche gelten ihm neben der im Deutschen Reich vorhandenen noch Wien, Graz, Innsbruck, Prag, Basel, Bern, Zürich und Dorpat: eine Erweiterung deutschen Elementes, dessen Berechtigung unanfechtbar. Von Prag beginnend, dessen fünfhundertjähriges Jubiläum in das Jahr 1848 fiel, bis zum erstgeborenen Geisteskinde des neuen Deutschen Reiches, dem mächtig erblühenden Straßburg, schildert B. die allmälige Abgrenzung der medicinischen Facultäten aus der „Universitas studiorum", die langsam sich vollziehende Emancipation der Hochschulen vom Einflusse der Kirche und die gleichzeitig sich vollendende Organisation der deutschen Universitäten zu Staatsinstituten, denen aber doch, im Gegensatz z. B. zu den französischen Zuständen, eine nicht so juristisch verbriefte, als factisch bestehende geistige Autonomie bis heute geblieben ist. Mit großem Interesse verfolgt man in diesem historischen Exposé die Entwicklung der umfangreichen Lehrkörper an unseren modernen Universitäten aus der geringen Zahl von 2—3 Professoren, welche, im 14. und 15. Jahrhundert, eine auch für heutige Verhältnisse sehr große Anzahl von Schülern (Wien soll im Anfang des 15. Jahrhunderts bis 7000 Studenten gehabt haben) mit starrem Haften an der Tradition die Lehren des Hippokrates, Galen und Avicenna lehrten.

Der zweite Theil (p. 60—136) behandelt den gegenwärtigen Lehrstoff deutscher medicinischer Wissenschaft im weiteren Sinne des Wortes. Ausgehend von dem allein berechtigten Standpunkte, daß „die höchstmögliche wissenschaftliche Ausbildung des Arztes eine wissenschaftliche nationale Culturfrage" sei, entwickelt B., gestützt auf umfassende persönliche Erfahrung, als Universitätslehrer, und freundschaftliche Beziehungen zu allen hervorragenden deutschen medicinischen Professoren, die Nothwendigkeit eines innigen Zusammenhanges zwischen den Naturwissenschaften im Allgemeinen und der Medicin: er gelangt zu dem Schlusse, daß die derzeit bestehenden Verhältnisse dem theoretischen Postulate sowol rücksichtlich der beschreibenden Naturwissenschaften (Botanik, Zoologie, Mineralogie), wie der Chemie und Physik entsprechen. In Bezug auf die letztgenannten Disciplinen möchte Ref. allerdings etwas liberaler rücksichtlich

der aufzuwendenden Zeit verfahren; doch erscheint es an dieser Stelle nicht zweckgemäß, auf derartige Detailfragen einzugehen. Die Präcisirung der für die Einzelfächer der eigentlichen Medicin in Frage kommenden Gesichtspunkte muß gleichfalls einer eventuellen Besprechung in der Fachpresse vorbehalten werden, da sie für größere Kreise kein Interesse bietet. Auch in diesem Abschnitte findet sich manch schönes Wort von bleibendem Werthe: namentlich ist die in kräftigen Zügen entworfene Schilderung der aus unwissenschaftlicher Routine der Aerzte dem Publicum erwachsenden Gefahren entschieden beherzigenswerth; gleicher Weise erklärt B. mit schonungslos sondirendem Urtheil manche nebelhafte Darstellungen und gelegentlich geäußerte Befürchtungen in Universitätskreisen, die sich auf formelle und sachliche Veränderungen in der Anordnung des Lehrstoffes beziehen.

Das zu bildende Material, der Student der Medicin, ist das Thema des nächstfolgenden Abschnittes (p. 137—251). Als zweckmäßig und zur Conservirung durchaus geeignet bezeichnet B. — im Gegensatze zu neuerdings häufig verlautbarten Reformvorschlägen — die Vorbildung zum medicinischen Studium, wie sie die norddeutschen Gymnasien (nur über solche besitzt B. persönliche Erfahrung) in ihrer jetzigen Gestaltung erzielen. Den classischen Sprachen soll ihr volles Recht bleiben, der Geschichte, wenn thunlich, ein größeres Feld eingeräumt werden, die Kenntniß der modernen Culturssprachen will B. der Selbsthilfe anheimstellen (*wann* die eingehende Beschäftigung mit denselben dem Mediciner möglich sei, wird freilich nicht gesagt). Für den Unterricht in den Naturwissenschaften dürfte nicht sowol eine extensive als intensive Reform (in der Methode) wünschenswerth sein. Die Bedeutung der sorgfältigsten Vorbildung für den werdenden Arzt erscheint B. von um so größerer principieller Tragweite, als ihm, nach seinem Geständnisse, zumal während seiner Lehrthätigkeit in Wien, sich durch eine Reihe concreter Erfahrungen die Ueberzeugung aufgedrängt hat, daß neben einer gründlichen *Schulbildung* auch noch eine relativ günstige Gestaltung der socialen (und womöglich materiellen) Verhältnisse, resp. die darauf basirte sorgsame *Erziehung*, unumgängliche Requisiten zu einer gedeihlichen Entwicklung werdender Aerzte seien. Als Beweise für die Richtigkeit dieser Anschauungen führt B. die unglücklichen Verhältnisse an, in welchen ein relativ großer und deshalb auch absolut nicht unbeträchtlicher Theil der Wiener medicinischen Studenten sich befinde. Er entwirft, in hoffentlich etwas zu starken Farben, ein Bild des Nothstandes, in welchen eine Reihe armer ungarischer und galizischer Studenten durch den Conflict ernsten Strebens nach Bildung und Wissen, auf der einen Seite, mit absoluter Mittellosigkeit, vernachlässigter Erziehung und individueller Ungeschicklichkeit zu technischem Thun, auf der anderen Seite, geräth. Als Resumé betont B., daß dem Staate absolut keine Verpflichtung vorliege, durch Stipendien u. s. w. die Bestrebungen derartiger durchaus unqualificirter Jünger Aesculap's zu fördern. Die Constatirung der Thatsache, daß diese „schlimmen Elemente" zumeist gleichzeitig jüdischen Ursprungs, hat bekanntlich zu einigen stürmischen und beklagenswerthen Auftritten innerhalb der Wiener Studentenschaft Veranlassung gegeben, an deren Entstehung ebensowol das persönliche Empfinden der zunächst Betroffenen, wie die enthusiastischen Gegendemonstrationen der „urdeutschen", im Leseverein der Studentenschaft vertretenen Elemente der Wiener Universität Antheil hatten. Für den räumlich entfernten und objectiven Beobachter haben diese Vorgänge ein äußerst geringes Interesse: man wird annehmen dürfen, daß B. thatsächlich bestehende Verhältnisse schildert, die ihm als Universitätslehrer genau bekannt sein müssen, und wird vielleicht nur das Gefühl haben, daß dieser Mißstand um dessentwillen keine so ausführliche Besprechung verdient hätte, weil er nach B.'s eigenen Aeußerungen von Jahr zu Jahr abnimmt. Alles in Allem hätte, für den ferner stehenden Leser, diese Schilderung Wiener Universitätsverhältnisse einer Apologie nicht bedurft, und es kann nicht lebhaft genug bedauert werden, daß B. sich veranlaßt gesehen hat, eine solche, in Form einer Anmerkung, hinzuzufügen. Selten hat das französische Sprüchwort: „qui s'excuse, s'accuse" eine unerfreulichere Bestätigung gefunden als hier, wo Herr Prof. B. sich gegen Etwas vertheidigt, was

ihm bis dahin kein Mensch vorgeworfen hat und, ohne diese Vertheidigung, jemals vorgeworfen haben würde. Diese wenigen Zeilen, nicht die Besprechung der Wiener Verhältnisse, erscheinen geeignet, den Glanz von B.'s Namen in den Augen der Gebildeten zu trüben. B. negirt durch seine scharfe nationale Auffassung den Begriff des modernen Staates, der bei Verallgemeinerung dieser Ansichten schließlich auf das Niveau der Stammesgemeinschaften reducirt werden würde. Er wird weiterhin durch die Behauptung, daß ein Jude oder Franzose nie ein Deutscher zu werden, nie deutschnational zu empfinden vermöge, in einen Conflict mit den offenbarsten Thatsachen gedrängt. Wenn B. sagt, „daß ein Jude ebensowenig wie ein Perser oder Franzose oder Neuseeländer oder Afrikaner je ein Deutscher werden kann," und hinzufügt, daß, „was man jüdische Deutsche heißt, doch eben nur zufällig deutsch redende Juden" sind, so darf man nach den einfachsten Gesetzen der Logik und in B.'s eigenem Sinne folgern, daß er auch den französischen Ansiedlern, die in den Tagen des großen Kurfürsten zu uns nach Berlin kamen und seitdem friedlich und freundlich unter uns gewohnt und unsere Mitbürger geworden sind, daß er auch ihnen, die sogar in ihren Kirchen noch die französische Predigt und das französische Gebet haben, kein anderes Recht zugestehen kann. Wer aber würde wagen, um auf B.'s eigenstem Gebiete zu bleiben, einen der strahlendsten Sterne deutscher medicinischer Wissenschaft, du Bois-Reymond, einen „zufällig deutsch redenden Franzosen" zu nennen? Laut genug, wenn es überhaupt nöthig gewesen wäre, protestirt gegen eine solche Zumuthung seine bekannte Rede vom 3. August 1870; und in dem nun folgenden Kriege haben seine Stammesgenossen, die Mitglieder der französischen Colonie zu Berlin, nicht weniger als die deutschen Juden, dort und anderwärts Gut und Blut ebenso willig geopfert, als Germanen und Teutonen. Wir fürchten, daß B. lieber die Logik opfern wollte, als ein Vorurtheil, und daß es ihm in Wahrheit nicht um den nationalen Gegensatz, sondern um den religiösen zu thun war. Wo sind die Beweise, mit denen B. die prophetische Behauptung stützt, daß die Juden stets eine scharf ausgeprägte Nation im Staate, ihrem jeweiligen zufälligen Aufenthaltsorte nach seiner Meinung, bilden müssen? Wenn 190 Jahre genügten, um Franzosen zu Deutschen zu machen, so werden, deß sind wir überzeugt, nach gleicher Periode staatlicher und socialer Gleichberechtigung auch die typischen Charaktere der Juden verschwunden sein; bis zur Erreichung dieses Zieles bleiben den Juden noch viele Jahre der Regeneration. Denn es begann, thatsächlich, ihre volle Emancipation erst in den letzten Decennien dieses Jahrhunderts und ist heute noch nicht völlig abgeschlossen. Der Drang der Juden nach geistiger Thätigkeit ist das sicherste Mittel, die Raceneigenthümlichkeiten zu beseitigen: wenn gleichzeitig der ärmere Theil der jüdischen Bevölkerung sich mehr und mehr vom Handel ab- und dem Gewerbe zuwenden wird, so ist damit die bestimmte Aussicht gegeben, daß im Laufe der Jahrhunderte alles Typische schwinden wird. Ref. ist nicht hinlänglich ethnographisch gebildet, um zu wissen, ob vor Jahrtausenden die Ahnen des Herrn B, welcher geborener Pommer, zum Stamme der Teutonen gehörten und wirklich „eine Kluft zwischen sich und den Phöniciern" (p. 154) empfanden: dessen aber hält er sich, bei ruhiger Würdigung der im gebildeten Judenthum rastlos arbeitenden emancipatorischen Bestrebungen, für versichert, daß die Epigonen des geschätzten Verfassers von dieser Kluft keine Empfindung haben werden. Weit besser wäre es gewesen, wenn B. seine, eingestandenermaßen vorhandene, persönliche Sympathie, seine Geistesgemeinschaft mit gebildeten Juden zum Ausgangspunkt einer Erörterung gemacht, die dann vielleicht, weit milder und gerechter, nicht in dem Satz gegipfelt hätten: es sei „weder zu erwarten, noch zu wünschen, daß die Juden in dem Sinne deutschnational werden, daß sie bei nationalen Kämpfen so zu empfinden vermöchten, wie die Deutschen selbst." Die Schlachten des Jahres 1870/71, wo Juden auf beiden Seiten kämpften und fielen, reden eine Sprache, so mächtig und grandios, daß dagegen des Herrn Professor B.'s „Erwartungen und Wünsche" ziemlich hoffnungslos verhallen. Man sollte denken, daß confessionelle Tendenzen Niemandem ferner liegen müßten, als den großen Naturforschern, und B. hat dies auch

selbst nachträglich behauptet; allein wenn dem wirklich so wäre, dann hätte die Zurückweisung derartiger Insinuationen, wie sie B. in seiner inzwischen erschienenen Antwort auf die Huldigungsadresse des Wiener Lesevereins für nöthig hält, allerdings etwas schärfer ausfallen dürfen.

Der breite Schatten, welchen die Betrachtung dieser bedauerlichen Stelle auf den eng zugemessenen Raum dieses Referats geworfen, beeinträchtigt in empfindlichster Weise die dankbare Aufgabe des Ref., mit gewünschter Ausführlichkeit die zum Glück unendlich überwiegenden Lichtseiten des geistvollen Buches den Lesern zu skizziren. B. läßt kein wesentliches und nebensächliches Moment in den Zuständen deutschen Universitätslebens unberührt; mit genauester Sachkenntniß, auf der breiten Basis eines ebenso zuverlässigen wie gut geordneten statistischen Materials, schildert er nicht nur die thatsächlichen Verhältnisse, die er einer strengen Kritik unterzieht: er knüpft an die Besprechung der factischen Zustände eine Reihe von Reformvorschlägen, deren Bedeutung durch den Umstand, daß manches Detail sachlich bestritten werden könnte, nicht geschmälert wird. Zunächst folgt räumlich eine Geschichte der Examina, weiterhin eine durch Tabellen illustrirte Statistik der Frequenz an den deutschen medicinischen Facultäten, unter denen Leipzig, Straßburg, Würzburg und Freiburg die stärkste Zunahme aufweisen.

Der vierte Abschnitt (p. 251 — 409) behandelt den akademischen Lehrkörper nach allen seinen Beziehungen; Nationalität der Universitätslehrer, Ergänzung der Vacanzen, Heranbildung jüngerer Lehrkräfte, staatliche Beaufsichtigung der Facultäten, Collegiengelder, Gehalte und Pensionen werden eingehend besprochen. Die Bildung der deutschen medicinischen Schulen, ihre hervorragendsten Führer werden mit allen Schülern von Bedeutung aufgeführt; von Interesse wäre eine vom Verfasser bei seinen ausgebreiteten Beziehungen leicht anzufertigende Berufungsstatistik nach dem Alter der Docenten gewesen. Endlich stellt B., mit größter Gründlichkeit, das Budget und den Organisationsplan einer naturwissenschaftlich-medicinischen Facultät auf, deren Unterhalt nach seinen Berechnungen weit weniger kosten würde, als der eines preußischen Infanterieregiments, und an welcher die Ausbildung eines Arztes, selbst bei Annahme einer fünfjährigen Studienzeit, dem Staat wohlfeiler zu stehen käme, als dies z. B. in Kiel derzeit der Fall.

Im letzten Abschnitt (p. 410—446) entfaltet sich die glänzende stylistische Begabung B.'s bei Besprechung der Stellung der naturwissenschaftlich-medicinischen Facultät zur Universität, welche B. in ihrer jetzigen Gestalt conservirt wissen will, zu ihrer vollen Blüthe; ein Referat über diese kernigen, originell gedachten und gesagten Ansichten ist unthunlich: es kann nur auf das Original verwiesen werden.

Mit einer detaillirten Schilderung der medicinischen Universitäts-Facultäten und Fachschulen in den außerdeutschen Ländern (p. 447—508), in deren Reihe Referent Japan ungern vermißt, und von deren Institutionen B. die zweckmäßigere Eintheilung der Semester resp. Trimester vielleicht etwas eingehender hätte würdigen können, schließt das Werk ab.

Sein Werth ist ein zu großer und bleibender, als daß Ein Mißton den harmonischen Totaleindruck mehr als vorübergehend stören sollte. Mit gerechtem Stolze wird nicht nur der deutsche Mediciner, nein jeder Gebildete in Deutschland sich bewußt sein, welch' reiche Fundgrube edelster wissenschaftlicher Arbeit unsere Universitäten sind. Sie nicht am wenigsten werden dazu beitragen, das Nahen jener Zeit zu beschleunigen, wo alle Söhne eines Staates, innig verbunden durch das Streben nach den höchsten Zielen, sich die brüderliche Hand reichen werden. Denn wenn Billroth schon von dem „nationalen Dünkel und mancher andern Schroffheit der Auffassung" sagt, daß sie mehr und mehr verschwinden, so wird er nicht umhin können, dasselbe von den noch weniger zu entschuldigenden Vorurtheilen gelten zu lassen, sogar von denjenigen, zu welchen er sich, unglücklicherweise, gegenwärtig selber noch zu bekennen scheint.

Neue musikalische Charakterbilder von Otto Gumprecht.*)

Der vorliegende Band des gerühmtesten der Berliner Musikrichter enthält eine, auch durch Mannigfaltigkeit sich auszeichnende Reihe von Aufsätzen, deren Inhalt näher zu treten schon die Dankbarkeit für den Genuß derselben zum Bedürfniß macht. Im ersten, „die Frauen in der Musik", bespricht Herr Gumprecht in höchst sinniger Weise das stärkere Geschlecht (so müßte es wol genannt werden, da es das starke unterjocht) in seinem Verhältniß zur Tonkunst und deren Jüngern; er weist die Grenze nach, die dem Talente der Frauen gezogen ist; die ihres Einflusses vermag er nicht nachzuweisen, denn dieser ist unermeßlich. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Ruhm der Tondichtung, im höhern Sinne, den Frauen nicht zu Theil geworden, und man hat wol öfters nachgeforscht, wo der Grund hiervon zu suchen sei. Der Autor findet ihn vor Allem in der Abwesenheit der freischöpferischen Phantasie, und mag vollkommen Recht haben. Jedoch möge es einem alten Conservatoriumsdirector erlaubt sein, hinzuzufügen, daß schon die Aneignung dessen, was Herr Gumprecht „das technische Rüstzeug" nennt, dem weiblichen Geiste fast unmöglich scheint. Das Stück Combination, was schon bei dem einfachsten musikalischen Gebilde sich geltend macht und was bei bedeutsameren Schöpfungen sich mit der Einbildungskraft vollständig zu vermählen hat, wenn sie überhaupt entstehen sollen, bleibt den feinsten Frauenköpfchen in der Musik unerreichbar, wenn sie es auch im Leben noch so genial zu handhaben wissen. Um so glänzender zeigt sich „das weibliche Genie" auf den Brettern und im Gesange und wird dort zuweilen schöpferischer, als es der Autor war, dessen Gedanken zur Erscheinung gelangen sollen. Das ist freilich immer noch kein Grund, eine Patti, wie es neulich in Moskau geschehen, hundertmal hintereinander herauszurufen. Was Herr Gumprecht in seinen Betrachtungen über: „Klatschen und Zischen" in Bezug auf jene Aeußerungen des Künstler- und namentlich des Künstlerinnen-Enthusiasmus sagt, ist eben so beherzigenswerth, als es unbeherzigt bleiben wird.

Das lebhafteste Interesse wird wol die Besprechung einiger Wagner'schen Opern und der Tendenzen ihres berühmten Verfassers erregen. Das hier Ausgesprochene enthält sicherlich die Ansichten einer viel größeren Anzahl Kunstverständiger, als freimüthig Zugestehender. Der Erfolg des genialen Dichter-Componisten-Regisseurs ist so betäubend, daß er die Widerstrebenden zweifeln läßt an der Richtigkeit ihrer Eindrücke. Wagner hat Vieles gemein mit Napoleon dem Dritten. Gleich diesem wurde er unter den eigenthümlichsten Verhältnissen nie irre an seinem Glücksstern, wendete er alle Mittel an, um zu seinem Zwecke zu gelangen, und zwar mit einer Ausdauer und Energie, die, nach Außen gerichtet, kaum bei einem Tonkünstler je dagewesen. Auch das hat er mit dem Genannten gemein, daß er Viele fast unlöslich mit seinen Bestrebungen zu verknüpfen wußte, und daß er das Confiscationssystem ausübte an denen, deren ruhmvolle Stellung ihm gefährlich schien. Er ist zur Herrschaft gelangt, und als Bekundung höchsten Glanzes wird der Pariser Ausstellung vom Jahre 66 die Bayreuther im Jahre 76 folgen. Wird er auch noch ein Sedan erleben? Schwerlich; — von musikalisch-dramatischen Bismarcks und Moltkes zeigt sich bis jetzt keine Spur, und so schnell wie durch militärische Feldzüge sind künstlerische Eroberungen noch nie errungen worden. Aber seine Sache wird ihr Sedan finden, denn sie beruht, wie die des einst so mächtigen Kaisers, auf der Unwahrheit.

Die allgemeinste Zustimmung wird jedenfalls der Besprechung unseres vielgeliebten Joachim zu Theil werden, dessen Lebenslauf hier, nach den zuverlässigsten Quellen mitgetheilt, Herrn Gumprecht Veranlassung gibt, sowol über die Leistungen des Helden, als über die Aufgabe der ausübenden Tonkunst im Allgemeinen, Vortreffliches auszusprechen. Wenn Joachim in seiner Stellung als Geigerfürst bestätigt und zu gleicher

*) Neue musikalische Charakterbilder. Von Otto Gumprecht. Leipzig, H. Haessel. 1876.

Zeit zum wirklichen Botschafter des deutschen Musikreichs bei Polyhymnia ernannt wird, so mag Niemand, ich am wenigsten, etwas dagegen einwenden. Aber einige Aussprüche in diesem Essay muß ich mir zu bekämpfen erlauben. Erstens den gegen das musikalische Paris, welches der „unermeßlichen Hohlheit, der gänzlichen Abhängigkeit von der jeweiligen Mode" geziehen wird. In diesem frivolen Paris hat man Beethoven's Symphonien in der höchsten Vollendung zu Gehör gebracht, als man sie in Deutschland nur noch auf's Oberflächlichste herunterfegte. Man führt dort die Mendelssohn'schen Instrumentalwerke schöner auf, als irgendwo in der Welt. Man hat Haydn zu einer Zeit die höchste und thätigste Verehrung bewahrt, als dessen Symphonien in Deutschland nur noch als Zwischenactsmusiken galten. Die edelste Violinschule, nach der italienischen, war die französische, und das Pariser Conservatorium fand bis jetzt in Deutschland keine ebenbürtige Anstalt. Wenn sich Joachim, Mendelssohn und so manche andere bedeutende Deutsche mehr nach England gezogen fühlten, so liegt das vor Allem daran, daß man sie auch mehr hinzog. Die Engländer haben mehr Musikliebe und weniger Talent als die Franzosen, — sie brauchen die Ausländer, um ihre Neigung zu befriedigen, — die Franzosen kommen mit ihren eingebornen Künstlern aus. Und dennoch, haben sie nicht von Lulli bis Meyerbeer einem Gluck und Cherubini, einem Spontini und Rossini, den glänzendsten Wirkungskreis geboten? In welche Händel wir mit den Franzosen gerathen sind und noch gerathen mögen: kein gebildeter Deutscher sollte eine Stadt und ihr Treiben in Bausch und Bogen angreifen oder gar verdammen, welcher Deutschland nach allen Seiten hin so viel schuldig ist, und der es auch heute noch fortwährend so viel in Kunst und Literatur verdankt.

Ferner fertigt Herr Gumprecht die musikalische Production unserer Zeit mit folgenden Lessing'schen Worten ab: „Das Neue, das wir hervorbringen, ist nicht das Wahre, und das Wahre nicht neu." Ein solches Septembrisiren geht über die Grenze, die selbst dem competentesten Richter gesetzt ist. Die Epoche, in der man lebt, klar und objectiv aufzufassen, ist überhaupt gar nicht möglich; man sieht in derselben vor lauter Wald keine Bäume mehr. Gewiß, wir haben keinen Genius wie Mozart oder Beethoven, auch keinen, wie Rossini es gewesen, aber, wenn Schiller und Goethe nicht wieder erstanden sind, sollen wir uns darum nicht an einem Lenau, einem Auerbach, Geibel, Heyse und wie sie alle heißen mögen, erfreuen? Dieser Absolutismus der Kritik, der einem ganzen Geschlecht mit einem Federzuge das Todesurtheil schreibt, ist ebenso unberechtigt, wie jeder andere. Glücklicherweise gibt uns Herr Gumprecht selbst einen Trost, der sein grausames Verdict zum guten Theil wieder aufhebt, indem er die Worte ausspricht: „Gegen künstlerische Thaten ist, im Grunde genommen, alle ästhetische Weisheit in den Wind geredet," und so wird das alte Spiel sich fortsetzen zwischen Jenen, die muthig vorwärts streben, und Jenen, die betrachtend den Weg verfolgen, den sich jeder Schaffende sucht, wie und wo er kann — nach den Kräften, die ihm verliehen worden.

Ich wünsche aber zum Schluß dem Autor recht viele so dankbare und aufmerkende Leser, als sein Buch sie verdient — und als ich mir bewußt bin, es gewesen zu sein.

Köln. Ferd. Hiller.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Mitte Januar 1875.

Diesmal haben alle Theater das Weihnachtsfest mit neuen Aufführungen gefeiert und, was mehr sagen will, auch weihnachtliche Geschäfte damit gemacht. Die Dichter haben eine Reihe von Erfolgen, die Schauspieler mehrere Dutzend Hervorrufe, das Publicum ein halbes Dutzend lustiger oder doch angenehm verbrachter Abende zu verzeichnen. So leicht, wie in den vergangenen vier Wochen, war das Geschäft eines objectiven Kritikers selten; denn was er auch subjectiv auf dem Herzen haben mochte: die Uebereinstimmung der drei Factoren, die das Gelingen eines Stückes ausmachen, Dichter, Schauspieler und Publicum, konnte er nicht leugnen. Ich gestehe nun gern, daß ich der Volksstimme in Theatersachen ein großes Gewicht beilege. Die Menge bezahlt und sie hat das Recht, für ihr Geld annähernd in ihrem Sinne und nach ihrem Geschmack unterhalten zu werden — annähernd, denn da sie aus tausend Einzelnen besteht, von denen Jeder ein besonderes I-tüpfelchen hinsichtlich seines Geschmackes hat, so vermag sich die Bühne nur nach dem Durchschnittsgeschmack und der Durchschnittsbildung zu richten, sie wäre verloren, wollte sie einzig nach dem Beifall Plato's trachten. Das Falsche, das Unsittliche bekämpfen, ist eine Aufgabe Derer, welche das öffentliche Wort führen, aber sie sollen leben lassen, was sich als lebensfähig erweist. Ein Höcker, ein lahmer Fuß verhindern Niemand, auf der Bühne der Welt eine Rolle zu spielen, warum sollte man einem neuen Stück auf den Brettern gegenüber unbarmherziger sein? Weil die Lerchen besser singen, als die Spatzen, haben die Spatzen darum kein Recht zum Leben? Ich komme zu diesen Bemerkungen, indem ich den so ganz verschiedenen Eindruck betrachte, den Paul Lindau's neuestes Schauspiel „Tante Therese" in Wien und Berlin auf die Kritik gemacht hat. In Wien eine mehr als herbe Beurtheilung, in Berlin eine fast allgemeine Zustimmung.

Nach den Aufführungen in Hamburg, Weimar und Wien ist „Tante Therese" am 21. December zum ersten Male auf der Bühne des Schauspielhauses dargestellt worden.*) Seit dem außerordentlichen Erfolge von „Maria und Magdalena", den sich jetzt Diejenigen gar nicht „erklären" können, die damals ihn herbeiführen halfen, ist ein neues Stück von Paul Lindau eine Art Ereigniß. Nicht ganz mit Unrecht; Lindau ist ein Charakterkopf auf der modernen Bühne, den man nicht übersehen darf. Ein Virtuose im leichten, gewandten Dialog, ein scharfer Beobachter der Gesellschaft, besonders ihrer brüchigen Verhältnisse und Persönlichkeiten, versteht er es vor allen seinen Mitbewerbern, uns ein Bild des modernen Lebens vorzuführen.

*) Soeben auch in Buchform erschienen: Tante Therese. Schauspiel in vier Acten von Paul Lindau. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1876.

Die Redaction der „D. R."

Seinen Fabeln wie seinen Gestalten fehlt die Vertiefung, fehlt der ethische Zug, den wir doch auch von dem Komödiendichter fordern, aber sie treten uns greifbar und selbstbewußt entgegen. Die Aufdringlichkeit sogar, von der sie nicht immer frei sind, ist ein Zeichen ihrer Wirklichkeit; zum Theil sieht sich Alles, was er uns zeigt, wie ein Selbsterlebtes an. In „Diana" und „Ein Erfolg" schien mir das Talent des Dichters auf einer bedenklich abschüssigen Bahn sich zu bewegen; in „Diana" spielte es mit einem gefährlichen Problem in leichtsinniger Weise, ohne den Muth zu haben, weiß weiß und schwarz schwarz sein zu lassen; in „Ein Erfolg" versuchte es eine Selbstbespiegelung und Selbstberäucherung, wie wir sie bisher nur in lyrischen Gedichten und Selbstbiographien zu finden und zu belächeln gewohnt waren. Hier, wenn jemals, war es die Pflicht der Kritik, Halt! zu rufen. Sowol im Interesse des Dichters wie des Theaters. Paul Lindau's Beispiel wirkt ansteckend; zu seinem eigenen Erstaunen mag er sehen, wie rasch seine kritischen Rücksichtslosigkeiten „Ungezogenheiten" erzeugt haben, die ihrerseits in nicht langer Frist „Flegeleien" großziehen werden. Wie viele Poeten würden, ohne die Warnung der Kritik, sich schon, nach dem Erfolg des „Erfolges", auf der Bühne den Lorberkranz haben überreichen lassen! Auf den Dichter selbst sind die Einwände der Kritik nicht ohne Eindruck geblieben; so weit sie sich dem Wesen seines Talents anpassen ließen, hat er sie beherzigt. Wenn ein Virtuose auf die Kunststücke verzichtet, die Keiner besser als eben er auszuführen weiß, und sich der schlichten und flitterlosen Einfachheit der Kunst zu nähern sucht, so verdient schon dies Bestreben Anerkennung. Es setzt eine gewisse Läuterung und Wandlung voraus. Und offenbart sich diese nun in einem anziehenden, in vielen Einzelheiten der unmittelbaren Wirklichkeit glücklich abgelauschten Schauspiel, was verlangt man mehr? „Tante Therese" besitzt vor den andern Stücken Lindau's den Vorzug einer liebenswürdigen, unser Gemüth sanft ergreifenden und bewegenden Gestalt. Dem Norddeutschen ist das alternde Mädchen mit warmem Herzen und leise „tantenhaftem" Anhauch sympathisch, es ist so recht aus der Mitte unsers Familienlebens heraus ergriffen, es empfängt von unserm Himmel eine ganz eigene, sentimentalische Beleuchtung. Wie unwahrscheinlich es auch sein mag, daß der junge Maler Hans Baldenius zwei Jahre lang Thür an Thür neben Fräulein Therese von Estberg wohnt und in freundschaftlich herzlicher Weise mit ihr verkehrt, ohne sich in sie zu verlieben, obgleich sie nur ein Jahr älter als er ist, ihn in einer Krankheit recht als barmherzige Schwester gepflegt hat und noch immer aufopfernd und zärtlich und natürlich auch ein wenig tyrannisch für ihn sorgt: das Herz des Menschen hat so viele Räthsel, so seltsame Wunderlichkeiten! Gibt man dem Dichter diese Empfindung zu, so entwickelt sich das Ganze folgerichtig, im schnellen Fortgange, ohne Uebertreibung und Romantik. Der Maler ist harmlos, denn er liebt seit einigen Wochen ein junges Mädchen und erblickt in dieser Stimmung in der dreißigjährigen Therese eben nur eine „Tante". Sie aber wird nun ihrerseits durch sein unruhiges und aufgeregtes Wesen aus ihrer stillen und sicheren Gelassenheit erschreckt; ihre Besorgniß, daß er in die Netze einer listigen Kokette gefallen sei, enthüllt ihr plötzlich das Geheimniß ihres Herzens: sie selbst liebt ihn. Und als darauf jene reiche und gefallsüchtige Weltdame, eine ehemalige Jugendfreundin, bei ihr eintritt und ihr das seltsame Verhältniß mit dem Maler in grellem Licht vorhält; als ihre Nichte kommt und sie bittet, ihre Liebe zu Hans zu beschützen und bei dem Vater ihre Vermittlerin zu sein: was kann sie thun, als sich heroisch und entsagend zu fassen? Daß der zweite Liebhaber nicht fern ist, der sie, wenn man ihm nur Zeit läßt, seine Werbung schicklich vorzubringen, schließlich trösten wird, verlangt die leidige Komödiensitte. Der Charakter Theresens ist so fein und lebenswahr gezeichnet, in all' den guten und bedenklichen Zügen, die bei einem gebildeten, allein stehenden Mädchen an der Schwelle der verhängnißvollen „dreißig" Jahre hervortreten, so richtig erkannt und so sorgfältig ausgearbeitet, daß diese Figur allein ein besseres Zeugniß für das Talent des Dichters ablegt, als die meisten seiner früheren Schöpfungen. Die Klippen, die der Stoff bietet, sind geschickt umschifft; in gleicher Weise wirken hier die edle und

zarte Weiblichkeit Thereſens und die naive Unbekümmertheit des Künſtlers zuſammen, der, mit dem Bilde ſeiner Unbekannten vor den Augen, gar keinen Blick für ſeine Umgebung hat, um das Fahrzeug auf hoher See zu halten. Nicht durch einen äußerlichen, mehr oder minder wahrſcheinlichen Zufall wie in „Maria und Magdalena", wird der Gegenſatz und der Streit der beiden Frauen Thereſe und Gabriele begründet: er liegt in dem Widerſpruch ihrer Naturen. Der ernſten, puritaniſch ſtrengen, grauen Lebensanſchauung Thereſens ſteht die Vergnügungsſucht, der Schmetterlingsleichtſinn, das buntſchillernde Weſen Gabrielens, aus innerer Nothwendigkeit, feindlich gegenüber. Der Zuſammenſtoß beider iſt ebenſo kunſtvoll herbeigeführt, wie maßvoll behandelt. Das Zankduett im dritten Act, wie ſcharf und bitter es iſt, hält ſich durchaus in den Grenzen geſellſchaftlicher Sitte. Um dieſe Hauptperſonen hat der Dichter eine Anzahl bekannter Typen, halb aus der Wirklichkeit, halb aus der Komödie, mit jener meiſterlichen Geſchicklichkeit gruppirt, die ſich, meiner Meinung nach, freilich erlernen läßt, einmal erlernt aber doch auch eine Kunſt iſt; das farbige Bild eines Geſellſchaftsabends mit Muſik und Tanz unterbricht gefällig die ſtilleren Scenen im Daheim der Tante Thereſe. So ſtellt ſich der innerliche Gegenſatz der Häuslichkeit und des Weltlebens, des Seins und des Scheins, der Wahrheit des Herzens und der Lüge des Mundes auch äußerlich anſchaulich und feſſelnd dar. Irre ich gar zu weit vom Richtigen ab, wenn ich behaupte, daß die ſo ganz verſchiedene Aufnahme des Stückes in Wien und Berlin aus einem ähnlichen Gegenſatz entſpringt? Dem leichtlebigen Temperament des Wieners erſchien das Gemach der Tante Thereſe eintönig und altmodiſch, uns heimelte es an; wir zogen unwillkürlich ein Geſpräch mit dem klugen und gemüthvollen Fräulein dem rauſchenden Feſte Gabrielens vor. Das treffliche Spiel der Frau Erhartt in der Rolle der Thereſe, das lebhafte und muntere Enſemble, die gefällige Ausſtattung trugen dann das Ihrige zu dem bleibenden Erfolge des Schauſpiels bei.

Am Sylveſterabend hatte der vieractige Schwank von Julius Roſen: „Citronen", ein ähnliches Glück. Ob es ihm an einem anderen Abende, mit Ausnahme des Faſtnachtdienſtags, auch zu Theil geworden wäre, bezweifle ich. Aber unter einem freundlichen Stern in's Leben zu treten, iſt auch etwas, und nicht Jeder kann's. Durch eine Reihe von Schnurren und Poſſen, die nur dadurch fehlen, daß ſie einen drolligen Einfall gar zu breit in die Alltäglichkeit treten, hat ſich Julius Roſen einen feſten Platz auf der deutſchen Bühne erobert. Da es ihm nicht einfällt, eine Technik des Drama's zu ſtudiren, um ſeine Schwänke auf's Papier zu werfen und ſeine Marionetten tanzen zu laſſen, ſo würde er die Kritik mit Recht auslachen, wenn ſie ihm mit der Poetik des Ariſtoteles oder mit den Hexametern des Horaz aus der ars poetica begegnen wollte. Statt aller Antwort würde uns Frau Katharina Scherr eine Naſe drehen und der brodloſe Advocat Dr. Julius Hirſe, der in gerader Linie von dem ſchnöde zu Leipzig verbrannten Hanswurſt abſtammt, einen Purzelbaum ſchießen. Roſen's Abſicht geht nicht auf die Bewegung unſers Herzens, ſondern auf die Erſchütterung unſers Zwerchfells aus. Was kümmern ihn Gedanken und Empfindungen, wenn er nur unſere Lachmuskeln zu reizen vermag! Aber bei alledem — wie gering man auch den Kunſtwerth eines ſolchen Schwankes anſchlagen muß, auch das heitere und fröhliche Gelächter einer Menge zu erregen, iſt ein Verdienſt. Wenn ich den Inhalt der „Citronen" erzählen würde, brächte ich mich aus reinem Muthwillen in den Ruf eines langweiligen albernen Schwätzers und könnte die Schuld nicht auf den Autor zurückwerfen, denn das, was ich berichtete, wäre ein Nonſens, ja noch mehr ein Unſinn, der ſich beſtändig überſchlägt, während das Stück auf der Bühne, in der meiſterhaften Darſtellung der Fr. Frieb-Blumauer und der Herren Liedtke und Oberländer, mit den drei Brautpaaren, Hand in Hand, bei dem Fallen des Vorhangs, eine fortlaufende Kette drolliger Scenen mit vergnüglichſtem Ausgang iſt. Um ihrer Tochter zu einem Grafen und ihrem Sohne zu einem reichen Mädchen und der Verwaltung eines großen Vermögens zu verhelfen, gedenkt eine kluge Frau, die nicht umſonſt Katharina heißt, wie die leidlich bekannte ruſſiſche

Kaiserin, ihre Umgebung, die Freunde und die Bekannten, als „Citronen" zu benutzen. Unvorsichtig setzt sie ihren Plan dem Doctor juris Julius Hirse auseinander, der, et par droit de conquête et par droit de naissance, viel besser zum Citronenpresser als zur Citrone ausersehen ist. Zu ihrem Schaden erfährt nun Frau Katharina Scherr, daß der Name allein es nicht thut, um in die Weltgeschichte zu kommen; statt wie ihre Namensschwester die Männer zu leiten, wird sie von dem grausamen Hirse unbarmherzig in die Presse genommen. Die tollen Verwechselungen und Irrungen, die Theaterstreiche und komödienhaften Charakterwandlungen, die aus diesem Vorwurf entspringen, sind nur auf den Brettern erträglich, in einer künstlich gemachten Welt, sie wollen gespielt, nicht gelesen sein. Der Bau des Ganzen verräth den geübten Possenarchitekten, der genau weiß, daß er mit Kartenpapier arbeitet und aus einer gewissen Entfernung schon blenden muß. Denn ließe er uns näher herantreten, würde unser Athem sein Schloß umstürzen. So ist der erste Act am besten ausgeführt, die Handlung gedrungen, natürlich in sich geschlossen: es gilt, den Zuschauer sicher zu machen. Erst als das Publicum den Dichter am Abend der ersten Aufführung gerufen hatte, merkte es beim Nachhausegehen, daß er mit ihm wie mit seinen Marionetten Hokuspokus getrieben.

Noch übermüthiger und unverhüllter als in Rosen's Schwank tritt der Hanswurst in der dreiactigen Posse mit Gesang „Ein vorsichtiger Mann" von G. von Moser und E. Jacobson auf, die am Sylvesterabend im Wallner-Theater das alte Jahr beschloß. Den Rentier Runkel hat die Lectüre der Gerichtszeitung mit all' ihren Geschichten von Diebstählen und Einbrüchen, von Todtschlägen und Mordthaten in dieselbe Verwirrung versetzt, wie das Studium der Ritterromane vor Zeiten den Junker aus der Mancha. Ueberall sieht er Diebe, Bauernfänger, Schwindler; seinen Garten verwahrt er mit Selbstschüssen, Wolfsfallen und einer „Einbrecherscheuche" in Gestalt eines Schutzmanns. Diese seine gewohnte Gemüthsstimmung steigert sich an dem Tage, wo er zwei jungen Männern ihr väterliches Vermögen auszuzahlen hat, aus begreiflichen Gründen bis zur fixen Idee. Der Charakter des „Vorsichtigen" war für die Possendichter nicht brauchbar, aber seine Carricatur bot sich ihnen zum Spielball dar. Mehr und mehr wird es für die Schauspieler zur Nothwendigkeit, einen Cursus in der höheren Seiltanzkunst durchzumachen und ein Jahr als freiwillige Clowns in einem Circus zu dienen. Dieser Rentier Runkel, der beständig hin und her schleicht, springt, hopst, auf seine Selbstschüsse tritt, in seinen Fallen sich fängt; der Balletfigurant, der, um nicht aus der Uebung zu kommen, zwischen zwei Worten einen Luftsprung, einen Tanzpas oder eine Gliederverrenkung ausführt, gehören der Pantomime, nicht dem Drama an. Sie zu hören, ist ermüdend, sie zu sehen lustig. Der vollkommene Aberwitz zwingt die Thoren wie die Klugen zum Gelächter. Um den beiden Kautschukfiguren zuweilen für einige Minuten Ruhe zu gönnen, ist eine Haushälterin da, die in diesen Kunstpausen Couplets vorträgt; die Musik von R. Bial ist nicht ungefällig, die Verse fließen glatt und ihr Inhalt ist harmlos; überdies besitzt Frl. Wegner die Sympathien ihres Publicums und hat eine leidliche Stimme — mehr braucht es nicht, um die Posse auch nach dieser Seite hin anziehend zu machen. Wie bescheiden ist doch der Mensch im Wallner-Theater! Dankbar nimmt er jede Dummheit hin und hat für jedes Stirnrunzeln Helmerding's ein bereites Lächeln. Dadurch vor Allem beweist diese Stätte des heiteren Blödsinns ihre magische Kraft, daß sie uns alle unter den Eselskopf Zettel's bringt und uns dabei den Wahn unserer Verständigkeit läßt. Wir glauben, uns als Menschen höchlich vergnügt zu haben, und waren doch nur Esel, denen aber eine Titania den Kopf kraute, sagt mein Nachbar — er meint nämlich Frl. Wegner und summt die Melodie eines ihrer Couplets „Träume sind Schäume!" Und da redet man draußen im Reich von dem geistigen Hochmuth der Berliner!

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater zehrt noch immer von dem Gastspiel des Frls. Finaly, die Abend für Abend Offenbach und seine Nachahmer singt. Jedes Ding hat seine Zeit, ist ein altes Wort, manche Dinge und manche Menschen vergessen leider, daß sie ihre Zeit gehabt haben. Sie sind freilich noch da,

aber ihre Zeit ist vorüber. So will die Offenbachiade nicht sterben, obgleich sie längst eine Ruine und ein Anachronismus ist. Wo sind die Melodien, wohin hat sich die satyrische Verve des „Orpheus“ und der „schönen Helena“ verflüchtigt? Unermüdlich aber rührt der Meister die alte Trommel und, als reichte seine Musik nicht aus, alle Theater Europa's mit Tonfluthen zu überschwemmen, hat sich ein ganzes Corps kleiner Tambours in dem Schatten seiner Riesentrommel allmälig zusammengefunden. Sind wir denn, weil wir uns an dem großen Paukenschläger ergötzten, auf ein Jahrzehnt hinaus verurtheilt, die Reveille der Zwerge anzuhören? O schwermüthiger Prinz von Arcadien, du Hamlet der Unterwelt, wenn wir gewußt, welch' stroherne Gesellen in unabsehbarer Reihe in deine Fußtapfen treten und deinen Triumphzug ausbeuten würden! Was hilft die Klage? Im Augenblick, wo ich seufze, dirigirt der Meister im Theater an der Wien seine neueste Oper: „Die Creolin“. Vermuthlich eröffnet sich damit ein neues Genre der burlesken Oper: nach dem mythologischen, dem romantischen, dem modernen Genre das ethnographische. Der Rahmen ist weit, und billig löst einmal die schwarze Cocotte die weiße ab.

Neben der Aufführung von Lindau's „Tante Therese“ übte ein neues Stück von Victorien Sardou, „Ferréol“, ein vieractiges Schauspiel, im Residenztheater die stärkste Anziehungskraft aus. Die neue Direction des Herrn Emil Hahn, der seit Mitte November dies Theater übernommen hat, während der bisherige Besitzer Rosenthal sich nach dem, wie mir scheint, verlorenen Posten des Stadttheaters zurückzog, beging mit dieser Aufführung am 23. December ihren Antritt. Ein Schauspiel Sardou's, „Fernande“, hatte das Glück dieser Bühne gemacht und das kleine Theater, trotz der erdrückenden Concurrenz, die ihm dicht gegenüber das Wallner-Theater ausübte, rasch in Aufnahme und Gunst erhoben. Ein gut gewähltes Repertoire; die besondere Pflege, welche eine gewandte Leitung der modernen französischen Komödie angedeihen ließ; eine gefällige Ausstattung; drei oder vier talentvolle Künstler sicherten dem Residenztheater bald ein ständiges Publicum und eine hervorragende Stelle in dem abendlichen Unterhaltungsprogramm der Großstadt. Auch sein Aeußeres verwandelte sich allmälig; es ist jetzt ein kleines Schmuckkästchen, in zierlicher Salondecoration in hellen Farben, vor allen anderen Theatern der Stadt zur Aufführung von Schauspielen aus dem Leben der modernen Gesellschaft geeignet. Wird diese Richtung innegehalten, werden hiernach die Lücken des Personals ausgefüllt, das Ensemble gepflegt, lassen die Dichter, diesseit wie jenseit der Vogesen, die Bühne nicht im Stich, so kann das Residenztheater für unsere Stadt neben dem Schauspielhause die Stelle einnehmen, die unter dem Bürger-Theaterkönig Louis Philippe das Gymnase-Theater neben dem classischen Théâtre français einnahm. Der jetzige Director Herr Emil Hahn ist nicht allein ein vortrefflicher Regisseur, der sich durch die glänzenden Einrichtungen der Feenmärchen im Victoria-Theater den Berlinern seit Jahren empfohlen hat, sondern auch ein vorzüglicher Schauspieler im Fach des Heldenliebhabers. Ich habe ihn den Melleſont in „Miß Sara Sampson“ und den Petruchio in der „Bezähmten Widerspänstigen“ mit seltenem Talente, mit leidenschaftlichem Feuer und frischem Humor spielen sehen. Wenn man erwägt, daß mehr noch als die Liebhaberinnen die sogenannten Liebhaber das Kreuz der zweiten Theater sind, so wird man schon darin ein günstiges Vorzeichen für die Direction des Herrn Hahn erblicken, daß er keinen Liebhaber braucht. Aber die Leserin will von Sardou's „Ferréol“ unterhalten sein und nicht von Zukunftsmöglichkeiten. Hätte Sardou immer seinen geheimen Mitarbeiter bei der „Fernande“, nämlich Diderot, zur Seite, würde er der erste der französischen Komödiendichter sein. Aber man kann Diderot nicht jeden Tag plündern, obgleich dies Goldbergwerk keineswegs durch Brachvogel und Sardou erschöpft ist. Nach seinem Gedankengehalt wie nach seiner künstlerischen Form nimmt „Ferréol“ unter Sardou's Schöpfungen nur einen mittleren Rang ein. Der Versuch, eine Criminalgeschichte in all' den Aeußerlichkeiten des Processes auf die Bühne zu bringen, ist nicht ohne Originalität, aber der Gedanke, der von so vielen spannenden und peinigenden Auftritten zuletzt

in dem Gedächtniß der Zuschauer zurückbleibt, daß sehr oft der Unschuldige in Gefahr schwebt, verurtheilt zu werden; daß zuweilen der Schuldige sich selbst entdeckt, von einer unsichtbaren Gewalt wider Willen zu einem Geständniß fortgerissen, zeichnet sich eben nicht weder durch Neuheit, noch durch Tiefe aus. Der Form endlich fehlt, zumeist im ersten Acte, der an einer bedenklichen Verworrenheit leidet, jenes Bestimmte und Scharfe, jenes genaue Ineinandergreifen der einzelnen Scenen und Motive, die rein äußerlich betrachtet eine französische Komödie zu einem ähnlichen Dinge wie jene Meisterwerke der englischen Möbeltischlerei machen, bei denen Alles vortrefflich schließt und ineinander paßt. Es ist eine wirkliche Begebenheit, die uns Sardou vorführt: ein Mord und ein sich daran knüpfender Proceß, der in Aix in der Provence um das Jahr 1823 die Bevölkerung in Aufregung brachte. Sardou's Stück versetzt uns in die Mitte dieser erregten Gesellschaft, es ist am vorletzten Tage des Processes, in einem Abendcirkel bei der Baronin Orbesson. Ein junger Mann, ein Herr von Egremont, ist des Mordes angeklagt; der Mann, den er erschlagen haben soll, war sein Gläubiger, Egremont ist ein leichtsinniger Verschwender und Hitzkopf; unmittelbar vor der That hat man beide in einem heftigen Wortwechsel gefunden, mit drohenden Worten gegen einander haben sie sich getrennt. Alle Anzeichen sprechen gegen Egremont, da erscheint plötzlich Ferréol, ein Officier, aus Afrika. In der Nacht, wo der Mord geschehen, hat er Aix verlassen, er kennt den wahren Schuldigen. In seiner Garnison am Rand der Wüste hat er erst jetzt von dem Proceß, von der Anklage eines Unschuldigen, dessen junge Schwester überdies seine Verlobte ist, Näheres vernommen, er eilt nach Aix, um ihn zu retten. „So nenne mir nur den Schuldigen," unterbricht sein Freund, der Substitut des Staatsanwalts, seine hastige, stürmische Erzählung, „und Alles ist gut." Das ist's; Ferréol kann den Mörder nicht nennen, denn dieser hat ihn von dem Balcon eines Zimmers herabspringen sehen, das eine Frau, die Gemahlin des Gerichtspräsidenten, bewohnte. Den Mörder angeben, heißt zugleich, die Ehre dieser Frau bloßstellen. Ganz vergebens werden Ferréol und Gilberte sagen, daß sie an jenem Abend Abschied für immer von einander nahmen; daß dies Lebewohl der unschuldige Abschluß einer unschuldigen Jugendschwärmerei war. Nicht die Welt, nicht der beleidigte Gatte wird ihnen glauben. Der Mörder, Martial, ein Forsthüter des Präsidenten, der die That aus Eifersucht begangen, macht sich aus diesen Verwicklungen des Zufalls einen undurchdringlichen Schild. Der Seelenzustand der drei Personen ist ganz vortrefflich geschildert; eine Weile dämmert ihnen die Hoffnung, der Angeklagte werde freigesprochen werden und damit ihre Unruhe und Angst sich lösen. Aber trotz der ausgezeichneten Rede seines Vertheidigers wird Egremont verurtheilt, zu den Galeeren verurtheilt. Der Schmerz seiner Schwester ist grenzenlos; in ihrer Verzweiflung beschwört sie ihren Verlobten, zu dem sie ein unerschütterliches Zutrauen, wie zu einem Helden hat, der Alles vollbringen kann, ihn zu retten. Ferréol glaubt, mit einem heroischen, tollen Entschluß den Knoten wie mit einem Schwerte durchhauen zu können: in einem Brief an den Staatsanwalt gibt er sich selbst als Mörder an. Jetzt erst, im Anfang des vierten Actes, beginnt die Kunst Sardou's sich in ihrem Glanz zu zeigen, bis dahin hat man nicht viel mehr als eine dramatisirte Geschichte von Temme, mit einigen burlesken Figuren, mit einigen Streiflichtern aus der Sphäre der Ehebruchsdramen, vor sich gehabt. Ferréol hat seine Rechnung ohne Kenntniß der Proceßordnung gemacht. Der Staatsanwalt wie der Präsident fordern ihn auf, ihnen den Hergang der That genau zu berichten. Es ist klar, daß er sich dabei in die wunderlichsten Widersprüche verwickelt. Der Name des Waldhüters Martial wird genannt. „Rufen wir doch Martial," sagt der Präsident, „er ist im Hause." Der Waldhüter erscheint; er sieht Ferréol ganz niedergeschmettert am Tisch sitzen, der Staatsanwalt fordert ihn auf, die Wahrheit zu gestehen und dem Gericht mitzutheilen, was er von der Mordthat weiß. Mit einem Blick auf Ferréol murmelt Martial: „er hat also gesprochen". Ja wol, entgegnet der Staatsanwalt, dessen feinem Ohr das Wort nicht entgangen, er hat Alles bekannt. In dieser Schlinge bleibt Martial hängen, er selbst bringt sein Verbrechen an den Tag.

Nach seinem Geständniß, als er nun seinerseits Ferréol und Gilberte anklagen will, erfährt er, daß Ferréol nicht ihn, sondern sich selbst der Unthat bezichtigt hat, und ist großherzig genug, sein Geheimniß mit in's Grab zu nehmen; wir erfahren, daß er auf dem Wege zum Gefängniß sich getödtet hat. Aber die Schuld Gilberte's soll nicht verborgen bleiben. In dem freudigen Ausruf, daß endlich der wahre Schuldige entdeckt worden, verräth sie sich selbst. Wenn wir nun den Präsidenten der reuigen Gattin schnell die Hand der Vergebung und Versöhnung entgegenstrecken sehen; wenn uns sein ruhiges und würdiges Auftreten von vornherein dafür Bürgschaft geleistet, daß er nicht das Dumas'sche „Tödte sie!" in's Werk setzen — im Gegentheil sich philosophisch über ein Unglück trösten wird, das, den Komödiendichtern und Erzählern nach, in Frankreich von einer Ehe unzertrennlich ist, gleichsam die Rückseite der Medaille, dann fragen wir freilich: wozu der Lärm? Das unschuldige Stelldichein mit einem Jugendfreund, der nach Afrika geht, würde den Präsidenten vermuthlich noch viel weniger beunruhigt haben, wenn es ihm in einer Dämmerstunde anvertraut worden wäre; der Staatsanwalt ist bei solchen Ehegeheimnissen ein ebenso unnöthiger wie häßlicher Dritter. Hierin finde ich die Schwäche des Stücks. Die Handlungen Ferréol's und Gilberte's sind Theatereffecte, sie entspringen nicht aus der Nothwendigkeit der Dinge und der Eigenart der Charaktere, sondern aus der Willkür des Dichters. Einzig die Gemüthserregung, in die er mit großem Geschick Ferréol sich hineinreden läßt, der Sturm und Drang der ganzen Umgebung, die er trefflich zur Anschauung bringt, entschuldigen die Tollheit der Selbstanklage. Jeder mäßig besonnene Mann würde sich gesagt haben, daß er damit muthwillig das Verhängniß heraufbeschwöre. Aber der wol gelungene vierte Act, an dem man wieder die Musterhaftigkeit der französischen dramatischen Technik studiren kann, entschädigt halbwegs für die Schwäche des Ganzen auch den feineren Kenner. Stellt man die modernen Schauspiele unserer Dichter neben ein solches Werk, so erkennt man auf einen Blick, daß ihnen nicht sowol der Gehalt, der tiefere Sinn und die poetische Anregung, als der eigentlich künstlerische Verstand, der Bausinn, die Kenntniß der Welt, die Anmuth und Schärfe des Ausdrucks — kurz, das Kunsthandwerk fehlt. Stümperarbeit, denkt man tief beschämt bei sich; es ist mit deutschen und französischen Komödien gerade so, wie mit deutschen künstlichen Blumen gegenüber den französischen. Der Deutsche empfindet anders, als der Franzose; die deutsche Sprache ist schwerer zu handhaben, als die französische; die deutsche Bühne hat ihre Eigenheiten, die unsern Dichtern immer gewisse Effecte der Franzosen verbieten werden, Alles zugegeben, und das zierliche Wesen und eine gewisse kokette Grazie noch obendrein — dennoch behaupte ich, die französische Technik läßt sich lernen; der an- und aufregende Stoff der französischen Dramen sich finden, denn er liegt in der Atmosphäre der modernen Gesellschaft; und die Sprache und Kenntniß des Salons und der vornehmen Welt sich erwerben. Ehe unsere dramatischen Dichter sich nicht das Handwerk, seine Kunstgriffe und Ateliergeheimnisse zu eigen machen, ist jede Mahnung, jede Theorie zur Erneuerung des deutschen Theaters vergeblich. Ohne Zweifel ist es angenehmer, sich mit den Flügeln des Ikarus in einem kühnen Aufschwung der Phantasie über den Berg zu erheben, als ihn mühsam, schrittweise zu erklimmen; aber man erspart sich bei dieser Weise der Wanderung auch den Sturz des Ikarus. Die griechischen Muster, die Horaz seinen Freunden zum täglichen und nächtlichen Studium empfahl, passen nicht mehr in unsere Welt; mit fremden, kalten Augen schauen wir uns gegenseitig an. Die Blumen, die sie uns reichen, sind Blüthen von der Asphodeloswiese. Schiller und Goethe gehören in das Reich der tragischen Muse, Shakespeare's Komödien spielen in einer Welt, die für uns noch tiefer verschüttet liegt, als das Athen des Terenz. Schmerzlich genug, daß wir trotz Lessing die Kunst der Komödie immer noch von den Franzosen lernen müssen, aber es ist und bleibt eine rücksichtslose Wahrheit und eine „literarische Rücksichtslosigkeit" — ich weiß nicht, gegen wie viele deutsche Dichter. Um aber nicht mit einer solchen Philippika zu schließen — die Darstellung Ferréol's auf der Bühne des Residenztheaters, in erster Reihe durch Hrn. Hahn und Frl. L'Allemand, denen

die Herren Keppler als Staatsanwalt, Pander als Carricatur eines Geschworenen und Scheedel als Waldhüter brav zur Seite standen, war vortrefflich: Sardou würde seine Freude daran gehabt haben.

Karl Frenzel.

Die Berliner Concertsaison. Eine Novität im Opernhause.

Berlin, Mitte Januar 1876.

Obgleich in diesem Jahre der Strom der Töne keineswegs zu so überwältigender Fülle angeschwollen, wie in manchem vergangenen Winter, wird es doch Mühe kosten, bei der folgenden Rückschau auf die erste Hälfte der Concertsaison den mir zugewiesenen Rahmen nicht zu überschreiten. Ich kann natürlich nur das Wichtigste, das durch seine Neuheit oder den ungewöhnlichen Glanz seiner Erscheinung besonders in's Auge Fallende hier hervorheben und verwahre mich nachdrücklich gegen jeden auf statistische Vollständigkeit gerichteten Anspruch.

Die königliche Capelle hat bereits fünf Sinfonie-Soiréen absolvirt, aber in ihnen nur Raum für zwei Novitäten gehabt, deren eine schon ein Alter von etwa hundertfunfzig Jahren aufweist und schwer genug an dieser Bürde trägt. Das Händel'sche G-moll-Concert für den Streicherchor, zwei Solo-Violinen und einem Solo-Violoncell gewährt nur noch historisches Interesse. Es ist gänzlich befangen in dem spröden Formalismus der vorclassischen, ihrem Muster, der Orgel, auf's Engste angeschmiegten Instrumentalmusik. Erst durch die Wiener Schule wurde dem Orchester die Zunge gelöst, sein Ausdrucksvermögen zur Darstellung echt menschlichen Empfindens geschmeidigt und gesteigert. Die andere Novität bestand in einer D-moll-Sinfonie von O. Grimm. Schon früher war der Componist mit einer trefflich gearbeiteten Suite in Canonform vor dem Berliner Publicum erschienen. Auch das neue Werk gibt durchweg Zeugniß von einer dem Ernsten und Idealen zugewandten Natur, von einem in strengster Zucht geläuterten künstlerischen Wollen und Können. Irgend welche individuellere Eigenart ist der Erfindung freilich nicht nachzurühmen. Allein wie viele unter den Zeitgenossen erfreuen sich dieser Gottesgabe? Sind sie nicht insgesammt den begnadigteren Vorgängern auf's Tiefste verschuldet? Während heutzutage wol alle Musiker ohne jede Ausnahme zu dem Glauben an Beethoven sich bekennen, aber die meisten neben ihm noch ihren besonderen Schutzpatron haben, sei es nun Weber oder Mendelssohn, Schubert oder Schumann, ist der Autor unserer Sinfonie von den Einflüssen der modernen Romantik fast unberührt geblieben. Die ersten drei Sätze suchen ihre Wirkung weniger in den ihnen zu Grunde liegenden Themen als in deren gewandter Benutzung und Verwerthung. Das Finale, welches reichen Beifall erntete, wird dagegen durch eines jener sprudelnden, den Hörer stets mit sich fortreißenden Violinmotive eingeleitet, wie wir sie so oft bei Haydn, aber auch bei den B-dur-Sinfonien von Beethoven und Schumann, antreffen. Von den Mitlebenden kamen noch zu Worte Gade, Rubinstein und Brahms. In das übrige Repertoire der fünf Abende theilten sich die Unsterblichen.

Die Singakademie hat in dem ersten ihrer drei Abonnementsconcerte Händel's „Samson" zur Aufführung gebracht. Das Werk bezeichnet einen der stolzesten Gipfel in dem Schaffen des Meisters. Voll intensiven poetischen Gehaltes ist der Stoff, der sich ihm hier dargeboten. Jubel und Schmerz, erschütternder Ernst und bestrickende Sinnlichkeit, die Leiden des Einzelnen und die Trauer eines

ganzen Volkes vereinigen ihre Stimmen zu einem der gewaltigsten Denkmale epischer Musik. Eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der tiefsten allgemein menschlichen Beziehungen, das bewegteste Leben, die ergreifendsten Gegensätze gruppiren sich um die hochaufgerichtete Gestalt des büßenden Helden. Mit Ausnahme des „Messias" enthält kaum eine andere Händel'sche Partitur eine gleiche Menge stimmungsvoller Arien. Während sonst in den alttestamentlichen Oratorien der Chor der Hauptfactor ist, erscheint hier das Persönliche weit mehr in den Vordergrund gerückt, und demgemäß fällt der künstlerische Schwerpunkt in die Einzelgesänge. Wol hat die Tonsprache des Meisters mit der hellsten Strahlenglorie die Häupter des Josua und Maccabäus umgeben; aber unserem Gemüth tritt keiner so nah als der zu Boden geworfene, geblendete, verspottete Heldenjüngling, der in dem eigenen Elend nur die seinem Volk und seinem Glauben angethane Schmach empfindet, und zuletzt, Sühne und Rache zusammenfassend, sich und den übermüthigen Feind mit demselben zerschmetternden Schlage trifft. In dem Samson hatte früher der Rothstift ohne jede Schonung und Rücksicht aufgeräumt. Gestrichen war die ganze Figur des Philisters Harapha und mehr als eine werthvolle Arie des Micha. Diesmal wurde uns das Meiste davon zurückerstattet, ein Rettungswerk, gegen das gewiß nichts zu sagen wäre, wenn es nur nicht die Aufführung über alles Maß hinaus verlängerte. Ein Concertabend sollte nie über zwei Stunden dauern. Was nützen selbst die hehrsten Wunder der Töne, wenn sie Ohr und Gemüth bereits von Eindrücken gesättigt finden? Auch bei den Gaben der Kunst ist Mäßigkeit die beste Würze. Das Sopransolo war Fräulein Breidenstein zugefallen. Fräulein Kling, namentlich am Rhein als Oratoriensängerin gefeiert, that sich in der Vertretung der Altpartie hervor. Das Baßsolo hatte Herr Degele, Baryton ist der Dresdner Oper, inne. Wohl zu statten kam dem Tenor des Herrn Geyer die tiefe schattige Tonlage, welche der Componist so feinfühlig der Stimme des blinden Helden zugewiesen. Ihrer langjährigen Sitte getreu beging ferner die Singakadmie die Feier des Todtenfestes durch die Aufführung der Bach'schen Cantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" und des Mozart'schen Requiem. Es gereicht der Anstalt nur zur Ehre, daß sie nicht davon abläßt, für derartige religiöse Gedenktage die künstlerische Weihe bereit zu halten. Je weniger Raum der protestantische Cultus dem Festschmuck der Töne gönnt, um so mehr haben wir Ursache, das in der Kirche Versäumte im Concertsaal nachzuholen. Auf's Lebendigste bringen uns jene zwei Werke den Gegensatz zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen vor die Seele. Zu den edelsten Blüthen, welche je die Kunst am Rande des Grabes niedergelegt, gehört das eine wie das andere. Aber bei Bach ist es vor Allem das Gemüth, das sich des Stoffs bemächtigt, ihn nach jeder Seite hin durchdringt und verklärt; bei Mozart ist es die Phantasie, die ihn mit der reichsten Fülle von Farben und Gestalten umgibt. Der singakademische Chor, der im Händel'schen Oratorium sich trefflich bewährt, erschien am zweiten Abend nicht ganz auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit.

Zum Inhalt der alljährlich vom Stern'schen Verein veranstalteten Gedächtnißfeier Mendelssohn's war diesmal der „Paulus" gewählt. Um die Solopartien machten sich die Damen Löwe aus Stuttgart, die Herren Müller und Krolop von der königlichen Oper verdient. Der erste Preis des Abends gebührt indessen dem Chor, der in Herrn Professor Stockhausen den gewissenhaftesten und sachkundigsten Führer gefunden. Der letztere hatte allerdings aus der Hand seines Vorgängers ein schon trefflich zubereitetes Material empfangen. Es gereicht ihm jedoch zu uneingeschränktem Lobe, wie er die Erbschaft angetreten und sie auf jede Weise zu mehren trachtet. Der Verein hat die Aufführung des Paulus wiederholt und wird es von nun an mit allen seinen Concerten ebenso halten. Ueberschlägt man den Aufwand an Kraft, Zeit und Geld, welchen die Einübung eines Oratoriums verschlingt, so erscheint es in der That unbegreiflich, daß dies Verfahren nicht schon

längst die Regel geworden. In der Oper ist es althergebracht, und auch nicht der geringste Grund liegt vor, es auf sie zu beschränken.

Die königliche Hochschule für Musik kam auf den glücklichen Gedanken, die erste Hälfte des seit geraumer Zeit nicht mehr öffentlich gehörten Bach'schen „Weihnachts-Oratoriums" uns darzubieten. Von Haus aus ist das Werk bekanntlich kein zusammenhängendes Ganzes, sondern man hat in ihm sechs für die verschiedenen Feste der Weihnachts- und Neujahrszeit componirte Cantaten aneinander gereiht. Durch seinen wesentlich heiteren Charakter steht es in scharfem Gegensatz zu den beiden Passions-Musiken. Wie in diesen ist die Anordnung und Behandlung des Stoffs theils episch und dramatisch, theils lyrisch, nur überwiegt in dem Weihnachts-Oratorium bei weitem das letztere Element. Unter allen größeren Schöpfungen Bach's gibt es keine, die gleich bei der ersten Bekanntschaft dem Verständniß des Hörers so freundlich gewährend sich entgegen neigt. Da ist Alles klar, fließend und durchsichtig in der Form und im Ausdruck. Derselbe Meister, zu dem wir sonst als zu dem tiefsinnigsten Exegeten transcendenter Glaubensmysterien, als zu dem kühnsten und gewaltigsten Tonbildner demüthig emporblicken, offenbart uns hier die ganze Unschuld und Einfalt seines kindlich frommen Gemüthes. Gleich in dem ersten Chore: „Jauchzet, frohlocket", jubilirt die hellste Festtagsfreude, und diese Stimmung erfüllt das Werk von Anfang bis zu Ende. Indem der Componist die Eindrücke künstlerisch gestaltet, welche der Gegenstand in ihm wachruft, greift er am Liebsten zu jenen Weisen, die einst in allen Herzen heimisch waren, die tröstend und erhebend Jeden von der Wiege bis zum Grabe geleiteten. Der Choral, ein wesentlicher Bestandtheil der Bach'schen Tonsprache, ist freilich dem heutigen Geschlechte zum bloßen Sonntagslied geworden. Dem täglichen Leben entfremdet, lediglich heimisch in Kirche und Schule, pflegt er in uns gewöhnlich nur halbverklungene Erinnerungen aus der ersten Jugend zu erwecken. Ehedem, als religiöse Anschauungen die gesammte Welt beherrschten, der Einzelne sich noch im innigsten Zusammenhang mit der kirchlichen Gemeinschaft wußte, fand das Gemüth in diesen Gesängen den Widerhall aller seiner Freuden, Schmerzen und Hoffnungen. Die Choralmelodien, diesen unerschöpflichen Schatz echter Frömmigkeit und Poesie, hat der Meister zu einer Reihe von Gebilden verwandt, deren äußere Mannigfaltigkeit und inneren Reichthum wir nicht genug zu bewundern vermögen. Das Weihnachts-Oratorium enthält nun aber auch eine ganze Reihe herrlicher Chöre, die sich auf frei erfundenen Motiven aufbauen. Zu ihnen gehört z. B. der oben angeführte Einleitungssatz. Nicht minder reich an quellender Gemüthsfülle sind die Einzelgesänge. Aus diesen will ich hier nur das köstliche Wiegenlied hervorheben, ein Stück voll der rührendsten Naivetät und Treuherzigkeit. In Rücksicht auf Macht, Größe und Kühnheit der Conception wird das Weihnachts-Oratorium gewiß von den Passionsmusiken bei Weitem überragt, aber an künstlerischer Vollendung steht es darum keineswegs zurück. Es verhält sich zu ihnen wie Bethlehem zu Golgatha. Auf das Jesuskind in der Krippe blicken wir mit ganz anderen Empfindungen als auf das Kreuz mit dem sterbenden Erlöser. Für beides hat Bach die gemäßesten Töne, hier wie dort dringt er in den tiefsten Kern der Aufgabe, und das allein ist für die objective Würdigung das Entscheidende.

Die Aufführung fand in der Kirche statt, und der Wirkung war dieser Umstand ungemein förderlich. Das Werk erschien hier in dem seinem Wesen entsprechendsten Rahmen. Der dem Gottesdienst geweihte Raum rief schon als solcher im Gemüth der Hörer eine ungleich andächtigere Stimmung wach als der profane Concertsaal. Dazu kamen die Alles idealisirenden akustischen Verhältnisse. Endlich mischte die Orgel ihre weihevollen Klänge in die Fluth der Töne. Das Bach'sche Orchester bleibt ohne die Königin der Instrumente stets in doppelter Beziehung lückenhaft. Sie ist nicht nur das allein geeignete Bindeglied zwischen seinen einzelnen registerartig behandelten Factoren, sondern auch vermöge ihrer specifischen Individualität vorzugsweise befähigt, das religiöse Gefühl anzuregen. Ihre von menschlicher Athem- und Muskelkraft unabhängige Stimme hat etwas Elementares. Jeder subjectiven

Zuthat entrückt, bringt uns der breite, gewaltige Strom ihrer Harmonien gleichsam das Rauschen der Ewigkeit vor die Seele. Herr Professor Joachim schwang den Tactstock, und mit einhelliger Begeisterung folgte der aus den Zöglingen der Hochschule gebildete Chor den Geboten des Meisters. Etwas ungemein Erfrischendes hatte die wohlgemuthe Sicherheit und Freudigkeit, mit der alle diese jungen Stimmen zugriffen. Aus den engen Räumen der Schule hinauszutreten in die helle, heißbegehrte Oeffentlichkeit, es war für sie ein festliches Ereigniß, das seinen warmen Glanz auf die gesammte Aufführung warf. Musterhaft begleitete das ebenfalls überwiegend mit den Schülern der Anstalt besetzte Orchester, und besonders that sich in ihm wieder das Streichquartett hervor. Frau Joachim, die das Altsolo inne hatte, verband mit fleckenloser Schönheit des Tons ergreifende Beredtsamkeit des Ausdrucks. Neben ihr legte Herr Henschel als Vertreter des Baßsolo Ehre ein. Die Aufführung des Weihnachts-Oratoriums brachte es, gleich der des Paulus, zu einer Wiederholung.

Auch der königliche Domchor hat von seinem Platz im Concertwesen unserer Stadt wieder Besitz ergriffen. Die von ihm veranstaltete Aufführung enthielt eine Auswahl aus den reichen Schätzen der älteren katholischen und protestantischen Kirchenmusik und als Novität ein „Credo" für Männerstimmen aus der ersten Messe von Robert Volkmann. Es gehört nicht zu den hervorragenden Arbeiten des um die Pflege der Gattung verdienten Componisten. Die Rücksicht auf die Klangwirkung tritt in den Vordergrund, von polyphoner Gestaltung, dem eigentlichen Lebenselement aller religiösen Musik, macht sich nicht viel bemerklich. Der Abend fand den von Herrn von Herzberg geleiteten Sängerchor wohl vorbereitet. Besonderer Dank gebührt ihm für das achtstimmige „Crucifixus" von Lotti, eine der duftigsten Passionsblumen, die je im Schatten des Kreuzes gewachsen.

Die Joachim'schen Quartett-Soiréen haben ihren ersten Cyclus von vier Concerten bereits geschlossen und den zweiten begonnen. Abermals reichten die Räume der Singakademie kaum aus für den gewaltigen Andrang der Hörer. An jedem einzelnen Abend ernteten die Spieler den massenhaftesten Beifall. Was wir von ihnen empfangen, zählt aber auch zu den edelsten Gaben, welche die ausführende Kunst zu gewähren vermag. Die geisterfüllten Schöpfungen auf einem unseren deutschen Meistern seit jeher vor Allem theueren Gebiet verkörpern sich hier zu vollendeter Schönheit der sinnlichen Erscheinung. Joachim's Geige ist natürlich das Herz und der Kopf dieser erlauchtesten unter allen mir bekannten Quartett-Genossenschaften. Aus dem Programm, in welchem Haydn und Beethoven am zahlreichsten vertreten gewesen, muß ich zwei Nummern hervorheben. Das Sextett für zwei Violinen, zwei Bratschen und zwei Celli (Nr. 2 G-dur) von Brahms steht hinter dessen erstem in B-dur zwar nicht an Feinheit der Tongestaltung, an sinn- und kunstreicher Verwendung der Ausdrucksmittel zurück, wol aber an Frische und Freiwilligkeit der Erfindung. Voll Kraft und Leben beginnend, geräth das Werk im weiteren Verlauf immer tiefer unter die Herrschaft eines rein subjectiven Elements. Am Meisten grünt und blüht es im ersten Satz. Gesundheit und Bedeutsamkeit der Motive, große Mannigfaltigkeit der thematischen Entwickelung, warmes Stimmungscolorit sind ihm nachzurühmen. In der sogenannten Durchführung gibt es zwar ein paar böse Stöße, allein die Harmonie beeilt sich, ihren Frieden mit dem verdutzten Ohr zu schließen. Von schlagkräftiger Wirkung ist im Scherzo der Gegensatz zwischen der körperlosen Phantastik der ersten Hälfte und dem so derb darein fahrenden Realismus des Trio. Das Adagio, ein Thema mit Variationen, ist überwiegend, das Finale gänzlich grau in grau gehalten. Jenes läßt sich wenigstens gegen das Ende hin etwas lebendiger an, in diesem breitet sich aber vom ersten bis zum letzten Tact nur freudloses Tongespinnst der Reflexion aus. Zum Vortrag gelangte ferner das Cherubini'sche D-moll-Quartett. Auch in ihm verräth sich die innige Beziehung des Componisten zu unseren deutschen Meistern. In Italien geboren, durch ein halbes Jahrhundert in Paris wirkend und schaffend, hatte er in Haydn und Mozart seine ton-

künstlerischen Leitsterne gefunden. Zu ihnen bekennt er sich in seinen Opern, in seinen der Kirche gewidmeten Schöpfungen, und auch den Weg zu dem von den Italienern und Franzosen sonst kaum gestreiften Gebiet der Kammermusik haben sie ihm gezeigt. Heimisch ist er jedoch darin nie geworden. Während sein „Wasserträger", das große „Requiem", die „D-moll-Messe", seine stylvollen Ouvertüren durchweg den Stempel einer alle Mächte des Tonreichs mit unfehlbarer Leichtigkeit und Sicherheit lenkenden Hand aufweisen, haben seine Streichquartette etwas Mühseliges, Unfertiges, Studienhaftes. Es ist, als ob ihr Autor eine seinem Denken und Fühlen fremde Sprache stockend und stammelnd zu reden versuchte. Nirgends will die Erfindung in den rechten Fluß kommen. Die Phantasie bleibt scheu im Hintergrunde, und an ihre Stelle tritt der speculirende und combinirende Verstand. Auch das „D-moll-Quartett" trägt diesen Charakter. Da ist nichts gewachsen, kein wirklich organisches Leben und Weben der Töne, sondern allenthalben nur absichtsvolle Beflissenheit, ein bunter Kleinkram mehr oder minder geistreicher Einzelheiten.

Auch als Sologeiger hat Joachim dem Publicum einmal wieder gegenüber gestanden. Es geschah das in einem, vom Frauen-Verein für die Gustav-Adolph-Stiftung zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens jüngst veranstalteten, Festconcert. Die von diesem Verein bereiteten Aufführungen, deren vier jeden Winter stattfanden, nahmen ehedem einen hervorragenden Platz in unserem öffentlichen Musikleben ein. Die gefeiertsten einheimischen Künstler gewährten ihnen bereitwillig ihre Unterstützung, und den Gästen aus der Fremde gereichte es zur gewichtigen Empfehlung, wenn ihr Name auf dem Programm erschien. Neuerdings hat das Unternehmen mehr und mehr den launenhaften Unbestand der Mode erfahren müssen, aber bei dem oben erwähnten Anlaß strahlte es noch einmal in dem alten Glanze. Unser König der Geiger trug die Tartini'sche Teufelssonate und eine Bach'sche Sonate vor, die letztere ohne jede Begleitung. Wie sich erwarten ließ, gerieth die Ausführung meisterlich, trotzdem überkam dabei den Hörer das Gefühl der Entbehrung, denn eine Violine allein vermag nimmermehr das Ohr zu erfättigen. Die ihr gewidmeten Sachen können vortreffliches Studienmaterial abgeben, mit dem Concertsaal haben sie nichts zu schaffen. Am nämlichen Abend spielte Herr Ober-Capellmeister Taubert mit dem ihm eigenen Schmelz des Tons und perlenden Fluß der Figuration sein neuestes Clavier-Concert in A-dur. Das den ältern Mustern der Gattung nachtrachtende Werk thut sich namentlich durch die feinsinnige Behandlung des Soloinstruments und des Orchesters hervor.

Herr Stockhausen hat sich auch als Sänger an unserem öffentlichen Musikleben wieder eifrig betheiligt. Wie sehr auch die Stimme allmälig die Macht der Zeit zu spüren beginnt, in Rücksicht auf künstlerische Verschmelzung von Wort und Ton sucht sie weit und breit ihres Gleichen.

Auf meiner heutigen Tagesordnung steht ferner ein Name, der die Erinnerung an längst entschwundene Tage wachruft. Mehr als ein Menschenalter ist seit dem ersten Triumph des norwegischen Geigers Ole Bull verstrichen. Dieser Patriarch des Virtuosenthumes hat noch einmal zum Wanderstab gegriffen. An seinem Spiel sind die letzten drei Decennien spurlos vorübergezogen; unberührt ist es geblieben von der immermehr zur Herrschaft gelangten Richtung auf geistige Tiefe und kräftige Bestimmtheit des Ausdrucks. An dem Abend unmittelbar vor dem ersten Ole Bull'schen Concert war das des Herrn de Ahna an der Reihe gewesen, und man konnte bei dieser Gelegenheit des ganzen Gegensatzes zwischen dem Virtuosenthum älteren und neueren Styls inne werden. Der Vertreter des ersteren gab blos eigne Sachen zum Besten, lauter inhaltsloses Zeug, lediglich darauf berechnet, das Beifallsbedürfniß des Spielers in Nahrung zu setzen. In dem Programm unseres einheimischen Künstlers, dessen Individualität im ununterbrochenen Verkehr mit Joachim sich immermehr geläutert und bereichert, begegnete man Bach, Spohr und Mendelssohn. Dort nur eitles Prunken mit allerlei blendendem Flitterstaat der Bravour, hier eine durch und

durch gediegne Technik im Dienste eines dem Ernsten und Edlen mit unerschütterlicher Treue zugewandten Willens.

Die Altistin Fräulein von Belocca, wie Adelina Patti und Minnie Hauk eine Schülerin Strakosch's, hat zwei Concerte bei uns gegeben. Am meisten heimisch ist der Vortrag im anmuthig bewegten Tonspiel. Für schwerer gewogene Aufgaben fehlt ihm die wärmere Innerlichkeit.

Unter den zahlreichen Pianisten, die in jüngster Zeit um die Gunst des Berliner Publicums geworben, machte sich ein junger Amerikaner, Herr Pinner, besonders bemerklich. Er besitzt eine eminente Bravour und geht, wie ich glaube, einer glänzenden Zukunft entgegen, wenn er dazu gelangt, der energisch nach außen drängenden Mittheilsamkeit der Empfindung die goldene Rüstung des Maßes anzulegen. Sein Spiel, in dem echtes warmes Virtuosenblut pulsirt, geberdet sich bis jetzt noch zu ungestüm und reckenhaft. Unersättlich schwelgt es in einem allen weicheren, zarteren Gefühlsschattirungen gänzlich abholden Kraftstyl des Ausdrucks.

Zu den genußreichsten Gaben der Saison gehörte noch die von den Schwestern Fräulein Julie von Asten, einer geschätzten Pianistin, und Frau Schultzen von Asten, einer unserer liebenswürdigsten Concertsängerinnen, veranstaltete Aufführung. Sie erfreute sich der Mitwirkung der Frau Clara Schumann, wie der Herren Joachim und Stockhausen. Die Constellation solcher Namen mußte natürlich den intensivsten Glanz ausstrahlen.

Von der königlichen Gesangsbühne wurde uns als erste Novität der Saison Ignaz Brüll's zweiactige komische Oper „Das goldene Kreuz" geboten. Sie hat beim Publicum und der Kritik eine außerordentlich günstige Aufnahme gefunden und verdankt diesen Erfolg der wohlgemuthen Unbefangenheit, der sorglosen, von keiner Bläße des Gedankens angekränkelten Productionsfreudigkeit, in deren frischem, erquicklichem Hauche die Tonsprache lebt und athmet. Mosenthal, der unermüdliche literarische Genosse unserer dramatischen Componisten, entlehnte den Stoff zum Libretto einem vor etwa dreißig Jahren allgemein beliebten französischen Stück. Der Zuschnitt der Handlung und Charaktere ist überaus schlicht und bescheiden, ja geradezu altmodisch. Napoleon trommelt für den Zug nach Rußland seine große Armee zusammen. Zu den Conscribirten gehört der Wirth zur Mühle, Nicolas. Just am Hochzeitstage soll er, zur tiefen Betrübniß seiner Braut Therese und seiner Schwester Christine, abmarschiren. Die Letztere verheißt Demjenigen ihre Hand, der bereit sei, für den Bruder Soldat zu werden. Unter der Dorfjugend will sich kein Stellvertreter finden, aber der junge Edelmann Gontran ist ungesehener Zeuge des ganzen Vorgangs gewesen. Er meldet sich bei der Compagnie und sendet den Sergeanten Bombardon ab, um für ihn das Zeichen des Verlöbnisses, Christinens goldenes Kreuz, in Empfang zu nehmen. Der zweite Act spielt drei Jahre später. Als der Feind die französischen Grenzen überschritten, ist auch Nicolas unter die Fahne geeilt. Er hat dem inzwischen zum Hauptmann avancirten Gontran das Leben gerettet und ebenso dieser ihm. Beide sind unter der sorglichen Obhut der Frauen kaum von ihren Wunden genesen. Christine liebt ihren Pflegling, aber dem unbekannten Stellvertreter des Bruders will sie die Treue nicht brechen. Versicherungen Gontran's, er sei der Ersatzmann gewesen, schenkt sie keinen Glauben, da er das geforderte Erkennungszeichen nicht vorzuweisen vermag. In Rußland auf den Tod verwundet, hat er das goldene Kreuz einem Kameraden übergeben mit der Bitte, es ihr sammt dem verpfändeten Worte zurückzubringen. Das Erscheinen Bombardon's, der jenen Auftrag empfangen, löst das Mißverständniß. Der dramatische Gehalt der Handlung ist gewiß äußerst ärmlich. Christinens wunderliches Mißtrauen gegenüber der Betheuerung eines Ehrenmannes hat nur in dem Bedürfniß seinen Grund, dem Stück noch einen halben Act hindurch das Leben zu fristen. Trotzdem dünkte mich das Textbuch von guter Vorbedeutung für die Musik. Wirklich singen und klingen mußte es in der Seele eines Componisten, der die Hand nach einer so harmlosen Idylle ausstrecken mochte. Lediglich das feste Vertrauen auf seine Töne konnte ihm den

Muth geben, die tausenderlei psychologischen Reizmittel zu verschmähen, welche zu unentbehrlichen Requisiten der modernen Oper gehören. In unserer Poesie ist auf den Bankerott der Romantik der Realismus der Dorfgeschichte gefolgt, und es wäre möglich, daß sich diese Erscheinung im Bereich der Oper wiederholt. Vielleicht wird auch hier die Einkehr in die engsten, ursprünglichsten Kreise des Lebens bald die Regel. Unserer nervenkranken dramatischen Tonkunst können wahrlich ein paar volle Athemzüge gesunder Landluft nur frommen. Ignaz Brüll — er hat sich den Berlinern auch als trefflicher Klavierspieler präsentirt — ist ein Wiener Kind, und sein Werk ein echtes Product des österreichischen Bodens. In Gegensatz zu so vielen mühselig ergrübelten und verkünstelten neueren und neuesten Partituren muthet es uns auf's Traulichste an durch die liebenswürdige Natürlichkeit und Freiwilligkeit der Erfindung. Nicht aus der Reflexion, sondern aus dem unmittelbaren Lebensdrang eines leicht erregbaren Gemüthes schöpft es seine Nahrung. Allenthalben hat die Melodie das erste und letzte Wort. Gefällig ordnen sich ihr die krystallhelle Harmonie und das durchsichtige Klangwesen unter. Die glatte, reinliche Factur zeugt von gewandter Herrschaft über die Form und die Ausdrucksmittel. Obgleich sie der komischen Oper der Franzosen und Italiener manchen Vortheil abgesehen, ist die Tonsprache doch weit entfernt von einem buntscheckigen Eklekticismus; überall tritt vielmehr das deutsche Grundelement zu Tage. Am meisten gemahnt die Weise des Componisten an die Lortzing's. Seitdem dieser heitere, liederreiche Mund verstummt, ist auf der vaterländischen Bühne keine so frische Stimme wieder erklungen wie im „goldenen Kreuz". Ich kann von der anmuthigen Oper nicht scheiden, ohne noch ein paar Einzelheiten hervorzuheben. Zu den Haupttreffern der Partitur zähle ich die so freundlich bewegte Einleitungsscene, in welcher die Mädchen des Dorfs der Braut und der Schwester des Nicolas den Hochzeitsstrauß bringen, und vor Allem die letzten beiden Nummern des ersten Acts, zwei kleine Cabinetsstücke ihrer Art. Die Bauern, deren mancher sich schon einen Korb bei der schönen Christine geholt, werden von dieser bedeutet, daß, wer sie wirklich liebe, es jetzt durch ein großmüthiges Opfer beweisen könne. Die ergötzlichsten Töne hat nun hier der Componist für den täppisch zufahrenden Eifer der Burschen und dann für ihre Betroffenheit wie für das zornige Keifen der Weiber, als sie vernommen, um was es sich handelt. Auf den muthwilligen Spottchor, in welchem sich zuletzt Alle vereinigen, folgt ein breit ausgeführtes Finale. Es ist reich an charakteristischem Gehalt und zugleich trefflich gegliedert. Der Jubel der Hochzeitsgäste, die zum Tanz aufspielenden Musikanten, Soldatenchöre, die in der Ferne verhallenden Abschiedsgrüße Gontran's, alle diese Elemente sind zu einem ebenso lebendig wie natürlich sich entwickelnden Ganzen verbunden. Die munter einsetzende, allein im weiteren Verlauf immer bedenklicher hinkende und schleppende Handlung hat es zu verantworten, daß hinter dem ersten Act der zweite doch einigermaßen zurücksteht. Seine drei Trümpfe sind das von den Leiden der großen Armee erzählende instrumentale Vorspiel, ein gar beweglicher, aber dennoch schalkhaft angehauchter Trauermarsch, das den Manen Dittersdorf's gewidmete Duett zwischen Nicolas und Therese, endlich das einfache, fast coupletartige, trotz der Trübsal, die es kündet, doch in die frischesten Farben des Humors getauchte Lied des Sergeanten.

Otto Gumprecht.

Wiener Chronik.

Das Wiener Burgtheater.

Ad. Wilbrandt's Trauerspiel „Nero".*)

Wien, Mitte Januar 1876.

Das feinangelegte Talent des Verfassers hat es in seinem neuesten Werke fertig gebracht, mit gewissenhafter Benützung so ernster Quellen, wie jener des Tacitus und Sueton, ein tragisches Spectakel- und Schauerstück zu liefern, das sich von den Criminal- und Rührdramen der Volksbühnen, wenigstens durch die Technik und Methode der Effecte, nicht wesentlich unterscheidet.

Wenn Wilbrandt seine Aufgabe in äußerlich theatralischer Weise löste, so konnte er vielleicht darauf hinweisen, daß Nero schon in der Wirklichkeit den Eindruck eines Theaterhelden, eines Gecken des Effects macht. Sueton sagt, daß zu allen Zeiten bei ihm das leidenschaftliche Streben nach Beifall beim Publicum hervortrat, und er demgemäß der Rivale von Allen war, die irgendwie die Augen der Menge auf sich zogen. Er beneidete dem Gladiator den blutig errungenen, traurigen Ruhm der Arena, er strebte nach den Ehren des Mimen, ja sogar des Athleten. Apollo wollt' er erreichen im Gesang, den Sonnengott im Wagenlenken, Hercules in Thaten — wie er sich denn theils zum Komödianten erniedrigte, theils die Götterspielerei der Cäsaren bis zum wahnwitzigen Exceß trieb. Selbst durch seine Grausamkeit geht ein bühnenmäßiger Zug; er ist der Theatermeister seiner Frevelthaten — seine ganze bombastische Regierungsrolle ein mit verrücktem Talent in Scene gesetztes Sensations- und Schauerdrama. So wäre denn Nero Alles in Allem, der richtige, ausbündige Theaterheld — freilich in der Art, wie er uns auch bei Wilbrandt entgegentritt, nur ein Held für die sinnlich combinirende, scenische Bühnenkunst, nicht für die echten, tragischen Wirkungen im höheren, geistigen Sinn. Da träte aber gerade die Aufgabe des berufenen Dichters ein, über jene theatralische Außenseite hinweg den räthselhaft unheimlichen Charakter zu vertiefen, einen eigentlich dramatischen Kern in ihm aufzufinden, der Tyrannenseele Nero's gewisse große, wenn auch ins Ungeheuerliche

---

*) Indem wir den obigen Bericht des Herrn Prof. Bayer unsern Lesern übergeben, haben wir zugleich, im Namen des Herrn Prof. Ambros, die Erklärung hinzuzufügen, daß diesem, unserm geschätzten Mitarbeiter, die Absicht fern gelegen, mit einem, am Schlusse seines vorigen Musikbriefes gebrauchten, die Tragödie Wilbrandt's berührenden Ausdrucke den Dichter zu verletzen; und daß er über dessen Werk ein eigenes Urtheil weder habe aussprechen wollen noch können. Wir befinden uns in derselben Lage; glauben jedoch aus den Grenzen unserer Befugniß nicht herauszutreten, wenn wir der Bemerkung Raum geben, daß wir eine zu hohe Meinung von Wilbrandt's dichterischer Kraft und eine zu große Achtung von seiner Persönlichkeit und Bildung hegen, um nicht an der Ueberzeugung festzuhalten, daß die Zeit wiederkommen wird, wo wir die angenehmere Pflicht zu erfüllen haben werden, neue und unbestrittene Leistungen seines ungewöhnlich reichen Talentes in diesen Blättern zu verzeichnen.

Der Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

verkehrte Züge zu leihen: sobald dies in keiner Weise gelingen mag, dann entschließe man sich den Stoff wegzuwerfen, dann taugt er nichts.

Vor allem ist die psychologische Erklärung von Nero's Wesen die nächste Aufgabe, deren Lösung wir von dem Dichter erwarten. Eine solche wird in dem Drama Wilbrandt's nur angestrebt, aber keineswegs geboten. Wenn er die Nacht mit dem Freunde durchschwärmt — so sagt er in einer der ersten Scenen, im Gespräch mit Otho, — „Veilchen im Haar und Wein im Herzen", wenn bacchische Thorheit Beide durch die dunklen Gassen hetzt: so kenne jener noch immer den Nero nicht.

Wer zecht mit Dir,
Wer lacht, wer schwärmt mit Dir? Der Kerkermeister
Des echten, wahren Nero; nicht er selbst.
Der liegt hier (auf die Stirn deutend), wohlbewacht im dunklen Käfig;
Ein Unhold, den nur Einer kennt — nur ich.
Der lacht nicht, singt nicht, trinkt Dir auch nicht zu;
Er spricht mit Niemand; still im Käfig liegt er
Und brütet über sich. Ich kenn' ihn, 's ist
Der Sohn der Agrippina.

Wer sich selbst so genau kennt, ist gleichsam dramatisch verpflichtet, sich einigermaßen in seiner Gewalt zu haben. Nur dann würde das zwiespaltige Wesen Nero's zu einem inneren Verhängniß, wenn es ihm unbewußt hervorträte; so nur behielte auch die Gestalt das dämonische Halbdunkel, durch das sie allein zu interessiren vermag. Aber dieser Nero hat alle Entschuldigungsgründe für seine schlechten Regungen auswendig gelernt; in einem heftigen Gespräch mit seiner Mutter wirft er ihr geradezu vor, sie und sein Lehrer Seneca hätten ihn so schlecht erzogen. „Verstümmelt habt ihr mein Wissen, fettgemästet den Gaukler hier, den Narren seiner Lust — und so wie ihr mich liebtet, will ich's danken!" Es ist die Virtuosität des Feigen und des Weichlings, in solcher Art seine eigene lügnerische Rechtfertigung zu versuchen.

Da es mit dem psychologischen Problem nicht weit reicht, so bleibt zuletzt nur die reine Ausbeutung der äußeren theatralischen Wirkung übrig. Die einzelnen Acte sind als große, bewegte Bühnentableaux gedacht, welche uns in reicher, coloristisch blendender Gruppirung die Hauptmomente aus Nero's Leben versinnlichen sollen. Ein durchgehends angewandter Haupteffect ist dieser, daß mit der sichtbaren Hälfte der Handlung auf der Bühne immer zugleich eine hörbare hinter der Scene parallel einhergeht; dies wirkt spannend und erregend, ist eine erwünschte Verstärkung jener Wirkung, die zunächst aus sinnlichen Mitteln bestritten wird. Doch sehen wir einmal in die ganze Maschinerie der Handlung näher hinein.

Der erste Act spielt bereits in den höchsten, schrillsten Tönen der Contraste. Der Anfang ist so prunkhaft und pompös als möglich. Großer Empfang und officielle Gratulation zur Jahresfeier von Nero's Regierungsantritt; all' die wohlgesetzten Schmeichelreden erwidert er mit scharfen, ironischen Worten. — Gleich da treffen die Blicke des Cäsars und seiner Mutter Agrippina feindselig aufeinander; sie ist entrüstet, weil er vor ihr und seiner Gattin Octavia den Glückwunsch des Sclavenkindes Acte so gnädig und huldreich angenommen. Nun öffnet sich zum ersten Male die „geheime Thüre" in der rechten Decorationswand, die fortan durch das ganze Stück auf und zu geht. Acte muß vorläufig abtreten, um aber dann, nachdem die Zeugen fort sind, wieder zu erscheinen. Es folgt eine Liebesscene voll träumerisch verlorener Sinnenlust. Nero nennt sie „sein blasses Traumgesicht, sein Musenkind und Nachtigallenweibchen" — liebkosend droht er ihr mit der Ruthe, wenn sie noch einmal sage: fort und lebe wohl! Der Zorn ist der Wollust gewichen — doch jetzt ist wieder ein anderes, starkes Erregungsmittel bereit: es beginnt das blutige Festspiel im Circus. Aus dem offenen Vorbau dieses Palastflügels sieht man wie aus Logen in den Circus maximus hinunter; um sich den Vorgang in seinen Räumen zu vergegenwärtigen, denke man nur an die beiden berühmten Gladiatorenbilder von Leon

Gérôme: die Begrüßung des Cäsar durch die in die Arena eintretenden Fechter (Ave Caesar Imperator, morituri te salutant) und an den siegenden Secutor mit dem blinkenden Visirhelm, der über dem niedergeworfenen Gegner dasteht, indeß selbst die Frauen im Zuschauerraum die Daumen abwärts wenden. Auch Acte sieht aus den Arcaden des Palatiums hinab in den menschenerfüllten Circus: da erkennt sie Lucilius, den von ihr verlassenen Liebhaber, jetzt zum Fechtertod in der Arena bereit. Er siegt im ersten Gang gegen einen erklärten Liebling des Publicums, und verweigert dann die übliche Begrüßung mit dem Palmenzweig vor dem Kaiser und dem Volk; man dringt darauf, ihm einen zweiten Kämpfer entgegenzustellen. — Während die arme Acte dem neu beginnenden, furchtbaren Netzkampf mit bebenden Nerven folgt, hat schon das rasche Augenspiel der eben eingetretenen Poppäa, der Gattin des Otho, im Herzen Nero's gezündet; er trinkt aus dem bekränzten Becher und schlürft den Zauber ihrer Blicke, indeß unten lang gezogene Trompetentöne die Musik des Mordes anstimmen. „Mir wird heiß!" sagt Nero, die Toga lüftend. „Der Dunst des Blutes, dünkt mich, steigt herauf! Blut, Wein — und Schönheit!" ruft er aus, für Poppäa die Trinkschale erhebend. Dies ist das richtige Motto für die ganze Tragödie; Blut, Trunkenheit und entfesselter, wilder Sinnenreiz sind die Elemente, die da in raffinirt berechneter Mischung durcheinander gähren. Wie wird aber gerade jetzt mit dem Augenblick theatralisch gewuchert. Das ehebrecherische Spiel der Koketterie, der Schlag eines angsterfüllten Herzens, das Pochen der Adern zwischen Leben und Tod auf dem blutigen Sande des Circus — dies alles in derselben Minute! Lucilius fällt; die Daumen kehren sich abwärts. Nero, der den flehenden Blicken Acte's begegnet, ruft mit mächtiger Stimme hinab: „Gnade dem besiegten Sieger!" und entbietet Lucilius zu sich in den Palast. Forschend sieht er ihm in das trotzige, verfinsterte Gesicht; der gnädig gestimmte Herrscher ahnt nicht, daß er da just den Boten und das Werkzeug seines eigenen Verhängnisses gerettet und das verfallene Leben desselben dem Unwillen des ganzen Volkes abgetrotzt hat. Das Murren im Circus steigert sich zum drohenden Lärm: da gebietet Nero, daß Burrus, der Präfect der Prätorianer, seine Meute auf das Publicum hetze, und in dasselbe einhauen lasse. Es ist dies das erste Tyrannendebut Nero's, der bis dahin höchstens liederlich, doch nicht grausam gewesen: aber wie wir sehen, ist's ein vielversprechender Anfang. „Die Flamme schlägt heraus" — sagt der weise Seneca. — Während nun das Angstgeschrei, die Jammerrufe aus dem Gemetzel im Circus heraufdringen, macht Nero der Poppäa seine Liebeserklärung voll wilden Sinnentaumels, er wirbt um sie wie „der blutige Mars, dem Venus sich dahingab, in seinem wilden Arme wonnevoll erzitternd". Die schlaue Poppäa weicht zunächst scheinbar dem sinnlichen Ungestüm Nero's aus, um seine Lust noch mehr zu reizen; sie geht ab durch die „geheime Thüre". Es folgt noch eine widerliche Scene. Der Senator Pedius Bläsus und noch mehrere andere Honoratioren, sämmtlich bei dem Gemetzel mit verwundet, bedanken sich mit hündischer Devotion für die „gnädige Strafe". Nero ist wieder allein; er horcht an der Thür. „Harrt Poppäa dort? Es rauscht ihr Kleid — es knistert — sie wartet mein!" Mit theatralischer Attitüde nimmt er der Statue des Apoll den Kranz vom Haupte: „Leihe mir den Kranz, Apoll — ein Gott dem andern!" und mit dem Ruf „Poppäa" öffnet er die uns bereits wohlbekannte, „geheime Thür". Der Vorhang fällt.

Ich habe diesen Act als bezeichnende Probe des Ganzen ausführlicher vorgenommen. Im theatralischen Sinne ist er ein gar kluges Meisterstück — aber es ist nur scenische Einbildungskraft, nicht echtes dichterisches Schaffen; und so ausdrücklich der Verfasser auf starke sinnliche Erregung in seiner Composition ausgeht, so fehlt es ihm doch an nichts mehr, als an eigentlich sinnlicher Kraft. Auch durch die scheinbar leidenschaftlichsten Scenen zieht ein kühler Luftstrom der Reflexion hindurch.

Der zweite Act bringt zunächst jenes entscheidende Pourparler zwischen Nero und seiner Mutter, dessen ich schon früher gedachte. Es enthält die Motivirung vom Morde des Britannicus: denn jeder der folgenden Acte hat nun seinen spannungsvoll

vorbereiteten Mord, bis endlich Nero im fünften den Stahl mit zaghafter Hand in die eigene Brust stößt. Auch diese Scene ist ohne wahre Blutwärme des Affects: was sich für Leidenschaft gibt, ist nur echauffirte Reflexion mit unvermittelten, gereizten Ausbrüchen. „Laß mich nicht daran gedenken," sagt Nero zu seiner Mutter,

„daß mein Leben
Aus deinem wilden, dunklen Blut entsprang;
Daß ich den ruhelosen Frevelsinn,
Den du mir mitgabst, hier (an sein Herz fühlend) mich rufen höre!
Von allem Schlimmen, das du mir geschenket,
Werf' ich dies Schlimmste vor die Füße dir:
Blut deines Bluts! vergiftet, weil geboren!"

Sie schleudert ihm darauf einen „verruchten Schurken" in's Antlitz und droht ihn, den Abgefallenen, zu vernichten. „Nach dem Rechte bist du nicht Cäsar! Dem Britannicus gebührte das Reich, nicht dir. Ich gab es dir — ich kann es dir auch nehmen. Mit dem echten Erben will ich in das Lager der Prätorianer treten, rufen will ich: seht hier den echten Cäsar, gebt ihm das Reich, das ihm gestohlen ward, jagt Nero aus dem Hause der Cäsaren!"

Ich werf' ihn von mir, ich, die ihn gebar —
Ich, die für ihn gefrevelt, stürz' ihn nieder!

„Nun weiß ich denn, was geschehen muß" — erwidert Nero mit kalter Ruhe. „Noch lebt der echte Cäsar, sagst du. Gute Mutter, so stirbt der echte Cäsar. Britannicus, fahr' wohl!"

Auch die Appartements der Agrippina haben eine „geheime Thür". Durch dieselbe tritt Poppäa ein, ihr Spiel aus dem ersten Act wolberechnet fortsetzend. Es ist die im Dialog umgesetzte Stelle aus Tacitus (Ann. XIII. 46). „Poppäa suchte „zunächst durch Schmeicheleien und Buhlkünste Einfluß zu gewinnen, sich stellend, „als erliege sie ihrer Leidenschaft und sei von Nero's Wesen ganz eingenommen; „dann, als des Fürsten Liebe sich immer mehr steigerte, spielte sie die Spröde, sprach „von der Pflicht der Ehe und den seltenen und hohen Eigenschaften ihres Gemahls." Uebrigens ist die unternehmende Buhlerin, in deren Adern so recht das freche Blut jener Zeit pulsirte, von Wilbrandt in ganz oberflächlichen Theatercontouren gezeichnet; der scharf beleuchtete, weibliche Charakterkopf bei dem römischen Historiker zeigt ungleich individuellere Züge.

Inzwischen werden die Vorbereitungen zu dem Tode des Britannicus getroffen, der bei dem Festmahle, die Cither in der Hand, an dem schärfsten Gifte aus Locusta's Apotheke sterben soll. Hinter der Scene spielt die Gesangsproduction und der Tod des armen Prinzen, getreu nach dem Berichte des Geschichtsschreibers (Ann. XIII. 16) inscenirt; auf der Bühne nöthigt Nero seinen Freund Otho, den Gemahl Poppäa's, zu gleicher Zeit mit ihm um den Besitz „der schönsten Frau" das Glück der Würfel zu prüfen. Jetzt hört man aus der Coulisse den erschütternden Todesschrei des hinsinkenden Britannicus — zugleich ruft Nero in das entsetzte Schweigen hinein dem Otho zu: „Wirf!" und dann: „Du hast verspielt!" Dasselbe Raffinement des Contrastes, wie im ersten Act, aber noch verletzender für das Gefühl durch das Absichtsvolle der Handlung, Nero's Mordgier und Sinnenlust sind da auf der Schneide eines und desselben Momentes vereinigt.

Auf dem Programm des nächsten Actes steht der Hauptmord des Stückes, jener der Agrippina. Dieses unerhörte Verbrechen bildet die Peripetie der Handlung und bedingt zugleich die auf's Höchste gesteigerte Verwilderung im Charakter des Helden; von da ab müssen wir die Kugel seines Verhängnisses unaufhaltsam dem Abgrund entgegenrollen sehen.

Nach der Darstellung des Tacitus ging die Anreizung zum Muttermorde zunächst von Poppäa aus — „welche die Ehe mit ihm und seine Scheidung von

„Octavia, so lange Agrippina lebte, nicht hoffend — unter häufigen Anschuldigungen, „bisweilen durch Witzreden dem Fürsten Vorwürfe machte und ihn einen Mündel „nannte, der, von den Befehlen Anderer abhängig, nicht nur keine Herrschaft, sondern „nicht einmal Freiheit besäße." (Ann. XIV. 1.) Der furchtbare Entschluß aber gehörte Nero allein an; er kochte ihn reif in seiner unergründlichen Seele, und nur über die Art der Ausführung war er in Zweifel, bis die Erfindungsgabe des Anicetus auf die Maschinerie des versinkenden Schiffes verfiel. Erst dann kam bei ihm der Moment der Unsicherheit und die Berathung mit Burrus und Seneca, als es nach dem Mißrathen des allzu gekünstelten Attentats nothwendig erschien, zur ganz rohen Gewaltthat zu schreiten.

Dieses directe Losgehen auf den Frevel erschien wol dem modernen Dramatiker zu brutal. Vor dem Furchtbaren hatte er eine gewisse Scheu — lieber stellte er das Erbärmliche an dessen Stelle. Verächtlich und erbärmlich ist aber dies, daß Nero wol den Gedanken und Wunsch des Muttermordes in der eigenen Seele trägt, den Entschluß und die That aber von fremden Händen sich zulangen läßt. Seine Umgebung, Poppäa voran, lesen es ihm an den Mienen ab, wie gern er zu jenem entsetzlichsten Verbrechen verführt, von außen her dazu bestimmt sein möchte. Man erweist ihm auch willfährig diesen Dienst. Er spricht vor sich hin: „So lange „diese Mutter lebt, bin ich, der stolze Gott, dem Neugeborenen gleich, der an der „Nabelschnur noch hängt. Und drohend umschlingt die Schnur wie eine Schlange mich . . ." Poppäa tritt hinter ihn, und wirft ihm den lüsternsten ihrer Blicke zu. „Ich bin nicht, was ich sein sollte, mein Nero!" flüstert sie ihm zu. Er erwidert: „Sag' eines Tages mir: Agrippina zahlte der Erde ihren Zoll — und noch derselbe „Morgen soll als Kaiserin dich begrüßen." Sie darauf: „Wann wird sie ster„ben? . . . Gibt es also doch etwas auf Erden, das selbst mein Gott nicht wagt — —" Und was antwortet ihr Nero? „Laß Seneca und Burrus kommen und mir sagen: „tödte sie! dann will ich tödten — doch sie sagen es nie!" Sie werden es schon thun — denkt Poppäa bei sich selbst: und zunächst bringt sie Seneca dahin, sein philosophisches Gutachten über die Zulässigkeit des Muttermordes abzugeben. „Ich bin nicht Herr, so lange sie lebt!" sagt Nero. „So werd' es!" erwidert der Philosoph, nachdem er vorher aus seinem Citatenvorrath den Ausspruch angeführt: „Was der Herrscher thut, das sei erlaubt und recht!" Darauf hin nimmt Nero von seiner Mutter schnellen Abschied, küßt noch hastig ihr Haar und überliefert sie ihrem Schicksal. Der weitere Hergang ist hinreichend bekannt, und nach der theatralischen Seite hin in dem Stücke durch das Hereinwirken der vernehmbaren Ereignisse hinter der Scene wirkungsvoll verdeutlicht. Dieses technische Kunstmittel, im ganzen Stück mit berechneter Consequenz angewandt, war hier wenigstens eine Nothwendigkeit.

Im vierten Acte brennt Rom. Es ist dies der eigentlichste Spektakel-Act in unserem römischen Sensationsdrama, und die Wirkung desselben so äußerlich grell, wie nur immer der theatralische Feuerschein an Prospect und Coulissen. Nero ist in fieberhaft erregter Stimmung — diese gehört einmal hieher. Lang sind seine Nächte, unheimlich und lebendig seit jener schrecklichen Nacht des Muttermordes. Wieder dunkelt's — er ruft nach Menschen, nach Fackeln und Wein — denn auch im Wein ist Flamme. „Vergessen muß man," sagt Poppäa, indem sie ihm zutrinkt. „Laß uns Narren sein und Narrenstreiche thun!" — „Nicht denken! Toll sein! „Tollheit nur vergißt!" antwortet Nero. Und während der wilderregten Zechstunde entwickelt sich folgendes Gespräch:

Poppäa. — — die Welt!
Sie sink' in Asche, wenn ich nicht mehr lebe!

Nero. Nein: wenn ich lebe! (Sueton Nero 38.)

Poppäa. Wildes Wort.

Nero (starrt umher). Zu dunkel!
Ihr macht mir's dunkel wie im Tartarus.
Tag! Tag! Auch über Rom ist Nacht. Mehr Licht!

Poppäa (scherzend).
Steck' Rom in Brand, so wird dir's heller Tag.

Nero. Beim Zeus! Des Nero würdig.

Dies ist die ganze Motivirung des Brandes von Rom. In der Aufregung des Rausches realisirt Nero sofort das Scherzwort der Poppäa, das sie vergebens zurückzunehmen sucht. Aus der volltrunkenen Stimmung fällt freilich wieder ganz die folgende nüchterne Reflexion heraus:

Pah, dies schnöde Nest,
Dies finstre Knäul von engen Gassen, die
Wie Regenwürmer durcheinander kriechen,
Ich bau' es menschenwürdig wieder auf.

So was sagt man nicht im Rausch. Nun aber geht die wüsteste Tollheit mit dem letzten Rest von Besinnung durch. Schon leuchtet die „aufgeschreckte Nacht". Die Feuerrosse des „Sonnengottes Nero" ziehen herauf. Der kaiserliche Virtuose versucht es mit weinschwerer Zunge, das Lied von Ilion's Brand zu lallen; aber im Wein ertrank ihm die Stimme, wie er wol merkt. Da erblickt mit einem Male sein irres Auge im Schein der Flamme den weißen Schatten der Agrippina. Er beginnt zu rasen.

Und kommst du
Noch einmal wieder, diesen Dreifuß nehm' ich,
Und schleudr' ihn in die tollgewordne Luft,
Die Dich beherbergt — —

In demselben Augenblick öffnet sich die vielgenannte „geheime Thür", Poppäa erscheint in derselben. Wieder glaubt Nero den Schatten der Mutter zu sehen, und wirft nach ihr; die Mitgenossin seiner furchtbaren Schuld stürzt sterbend zusammen — er beugt sich verzweifelnd über sie hin. Der Schluß dieses Actes ist so, daß bei einer einigermaßen verdeutlichenden, schauspielerischen Darstellung der Eindruck geradezu widerwärtig und abstoßend wird.

Es bleibt nichts mehr übrig, als der sich austobende Wahnsinn und — das Ende. Die Liebe hat in der verlassenen Acte auch in den schlimmsten Tagen des Niederganges bei Nero ausgeharrt — die Rache erwartet ihn in dem rückkehrenden Lucilius, den er nach dem Gold der Dido ausgesandt hat, und der statt dessen das Eisengeklirr der Schwerter, die Nachricht von dem vollzogenen Staatsstreich des Otho und Galba mitbringt. Die Delirien des Nero sind nach den Notizen des Suetonius geschildert, so insbesondere, mit Benutzung des ausdrucksvollen Traumbildes von den geflügelten Ameisen, die ihm schwirrend den Athem benehmen (Sueton. Nero. 46). Es scheint fast, als ob der fünfte Act auch ohne Mord nicht verlaufen sollte; Nero zieht schon den Dolch, um auch Acte, die „sanfte, kalte Natter" zu tödten, die den Lucilius liebte und rettete: da rettet sie Phaon vor dem Unzurechnungsfähigen durch die nochmals benützte, „geheime Thüre". Aber auch Tigellinus benützt diesen Ausgang, um mit dem Abschied von seinem Kaiser „Narr, fahre wohl!" den eindringenden Prätorianern zu entfliehen. Nero sträubt sich unmännlich gegen das Ende; zuletzt, da er das Schwert des Lucilius über sich blitzen sieht, durchbohrt er sich mit den Worten: „Ein schlechter Cäsar, guter Sänger stirbt in mir!"

Wir scheiden aus dem Eindrucke dieses pompösen Effectstückes ohne jede Katharsis, ohne alle Läuterung der theatralisch hervorgerufenen Nervenerregung in eine höhere, tragisch-sittliche Wirkung. Ich habe hier einen Satz niedergeschrieben, der den Vertretern der modernen Bühnentechnik vom neuesten Datum viel zu lachen geben wird. Welch' ein Schulmeister! werden sie sagen. Unser Einer bekennt sich aber hierin nur zu der Schulmeisterei Goethe's und Schiller's, wol auch Shakespeare's, die ja

meines Wissens und meiner Gemüthserfahrung nach alle an diesem günstigen Ausklang des tragischen Eindrucks festhielten . . .

Wie lang sich das neue Stück Wilbrandt's auf der Bühne des Burgtheaters halten wird, nachdem sich „Arria und Messalina" so lang erhalten, ist schwer zu prognosticiren. Vorläufig wirkt noch der Reiz der Neuheit, der für unser Publicum besonders stark bei Erscheinungen ist, die von der Kritik bestritten werden; aber für eine nachhaltige Wirkung fehlt es an der fesselnden, schauspielerischen Kraft, wie es für die Messalina die Wolter ist. Obgleich Herr Sonnenthal an den Nero viel Virtuosität und Sorgfalt wendet, so ist dies doch kaum eine Rolle, mit der sich eine ganze Bühnensaison erfolgreich beherrschen läßt.

Josef Bayer.

Das Wiener Hofoperntheater.

Wien, Mitte Januar 1876.

Die schrillen und grellen Dissonanzen, welche Richard Wagner's Aufenthalt in Wien begleiteten, haben sich wenigstens in der letzten Stunde in eine Consonanz aufgelöst — die Aufführung des „Lohengrin" war wirklich musterhaft — das längst bekannte Tonwerk gewann die packende Wirkung einer Novität. Das wäre also doch glücklicher Weise ein Gewinn! Wagner zeigte sich überdies noch im letzten Moment gnädig, und daß er nicht den Tod des Sünders wolle, sondern, daß er lebe und — applaudire. Nicht den Tag vor, sondern den Tag nach der Aufführung des Lohengrin entführte ihn die Westbahn gegen Bayreuth; die treue Schaar aber, welche ihn zum Bahnhofe begleitet hatte, sang uns andern Leuten aus ihrem Credo vor: „iterum venturus est cum gloria" — und bald lasen wir die Zeitungsnotiz, „Tristan und Isolde" sei in Aussicht genommen.

Die Wiener in ihrer Beweglichkeit sind leicht erzürnt, aber auch schnell wieder versöhnt — und so hatte es allen Anschein, als werde „Lohengrin" die Dinge wieder in's Gleiche bringen. Aber es ist doch ein sehr bitterer Nachgeschmack zurückgeblieben, und die Journalistik fährt fort zu schmollen. Hanslick insbesondere hat die sehr richtige Bemerkung gemacht: „Wagner absorbire, wo er hinkomme, sofort wie ein Badeschwamm alle künstlerischen Elemente." Kann man es aber unter den gegebenen Umständen verargen? Sollen Tonwerke dieser Art zu ganz vollendeter Anschauung gebracht werden, so heißt es eben mit ganzer Kraft arbeiten. Daß momentan alles Uebrige darunter leiden muß, ist nicht zu leugnen. Wo Wagner's Werke, wie im Wiener Hofoperntheater, auch sonst das tägliche Brod sind, drücken sie sehr fühlbar das Repertoire, und wenn in die wenigen Spatia, welche zwischen ihnen übrig bleiben, sich dann vollends noch Meyerbeer's Riesenopern drängen, daneben allenfalls Gounod und Thomas, denen und deren Opern in Wien denn doch viel zu viel Gewicht beigelegt wird, und lauten die sechs Tagwerke: „Lohengrin, Mignon, Robert, Tannhäuser, Margarethe, Prophet" (als siebentes und Sabbat-Stück irgend ein Prachtballet mit wenig Sinn und Verstand, aber desto mehr Tricots und bengalischen Flammen) und so Jahraus, Jahrein, so muß sich am Ende mißmuthig abwenden, wer in der dramatischen Musik noch einen bedeutenden Factor des Kunstlebens erblickt. Mozart und Beethoven kommen dabei nur etwa so mit in's Spiel, wie alte Onkels, welche man jezuweilen besucht und begrüßt, theils aus pietätvollem Mitleiden mit den alten Herren, theils weil man am Ende doch weiß, daß sie einige alte Thaler, alten Gepräges, aber vollwichtig und von feinem Silber besitzen. Gluck darf sich gar nicht zeigen, Spohr eben so wenig, Spontini, dessen „Vestalin" eben jetzt in Italien ihre glänzende Auferstehung gefeiert, ist verschollen, Weber ist ein Lückenbüßer, dessen „Freischütz" aus der Noth hilft, wenn Elsa oder Valentine heiser ge-

worden, Marschner's „Hans Heiling" spielt eine ähnliche Rolle — während des Componisten frischeste und vielleicht genialste Oper, „Der Vampyr", welchen doch sogar „Provinzbühnen" wie Brünn und Graz auf dem Repertoire haben, für Wien nicht existirt, obschon für die Rolle des Lord Ruthven an Beck ein Darsteller zur Verfügung stände, wie sich ihn Marschner's kühnste Wünsche kaum träumen konnten. „Euryanthe", „Die Entführung" und andere Werke, die uns sonst zwischen der Strapaz und Anstrengung der täglichen Kunstgenüsse gelegentlich aufzuathmen gestatteten, scheinen ganz bei Seite gelegt worden zu sein. Als glänzende Erbstücke aus Herbeck's Directionsepoche hat die Direction Jauner Verdi's „Aida" und Goldmark's „Königin von Saba" übernommen — sie selbst hat Bizet's „Carmen" mit entschiedenem Glück als Novität gebracht. Wir nehmen es mit Dank entgegen; wie viel Schönes und Schönstes aber liegt begraben — wird nicht gebracht und kann nicht gebracht werden, weil Solisten, Chor und Orchester ohnehin den Anstrengungen des täglichen Repertoires von Riesenopern beinahe erliegen. Wo soll denn da noch Kraft, Zeit und Lust für „Anderweitiges" übrig bleiben? Rechnet man dazu, daß in den sogenannten Vorstadttheatern die „Operette" als Alleinherrscherin ihr Wesen oder Unwesen treibt, daß die „komische Oper", welche Abhilfe schaffen sollte und wollte, an inneren und äußeren Mißgriffen zu Grunde ging, und das für sie in der vorkrachlichen Zeit mit übertriebener Pracht gebaute Theater jetzt eben auch wieder nur als Operetten- und „Sensationsstück"-Theater dient, nachdem es von Directorshand zu Directorshand gegangen, welche jedesmal sehr bald verzweifelt zum Directorshaupt emporfuhr, um Directorshaare auszuraufen: bringt man alles dieses in Anschlag, so wird man zu der betrübenden Ueberzeugung gelangen, daß von einer Heranbildung des Publicums für richtige Würdigung dramatischer Musik keine Rede sein kann, vielmehr endlich alles auf Ohrenkitzel (oder Ohren-Keulenschläge) und blendenden Prunk hinauslaufen muß. Wenn Schiller sagt, man solle dem Publicum beharrlich das Gute bieten, so werde es damit aufhören, das Vortreffliche zu verlangen, so ist es umgekehrt eben so sicher, daß wenn man das Publicum unaufhörlich mit colossaler Luxusmusik betäubt, oder ihm leere Klingeleien, Frechheiten und Frivolitäten auftischt, das Ende vom Liede kein anderes sein kann, als daß das Vortreffliche nicht blos mit Gleichgültigkeit aufgenommen, sondern daß es geradezu verhöhnt wird. Es ist nicht leicht ein wahreres Wort gesprochen worden, als der Vers von Jean Baptiste Rousseau: „l'ennui du beau nous fait aimer le laid." Gluck nennt in seiner geharnischten Alcesten-Vorrede bekanntlich die Oper „Das schönste und prächtigste Schauspiel." Aber unter allen Gattungen von Musik ist es vielleicht gerade die Opernmusik, welche sich verhältnißmäßig am seltensten zur reinen, vollen Kunsthöhe zu erheben vermochte — die Oper war nie im Stande ihren zweideutigen Ursprung, als Prachtstück für Hoffeste, ganz zu verleugnen — und wenn die allerersten Künstler, denen wirklich ein reines Kunstideal vorschwebte — Ottaviano Rinuccini, der Dichter, und Jacopo Peri und Giulio Caccini, die Musiker — sich ein hohes Ziel setzten, — und ein höheres als die Musiker zur Zeit zu erreichen vermochten — so finden wir wenige Jahre später die „favola in musica" bereits in einer Verfassung, daß des Apostels Wort, von der „Hoffahrt der Welt, der Augenlust und der Begehrlichkeit des Fleisches" ganz eigens auf sie gemünzt scheint. Welche unübersehbare Menge der herrlichsten Musik haben nicht die venezianischen, die neapolitanischen Meister an nichtige Ziele und Zwecke vergeudet, an die elenden Operndichtungen der Herren Orazio Persiani und Giovanni Faustini und Giacomo Cicognini, Werke, welche ihrer Aufgabe vollauf genügt hatten, wenn sie einen Carneval lang die Abende des Senats und Volks der allerdurchlauchtigsten Republik Venedig versüßen geholfen. Gluck versuchte eine Reform — er stellte sich, nicht musikalisch, aber ästhetisch so ziemlich wieder auf den Standpunkt der ersten Florentiner — nicht ohne bedeutende Opfer in rein musikalischer Beziehung. Die Zehntausendthaler-Opern mit ihren Maschinen- und Decorationswundern, ihren welschen Sängern und welschen Primadonnen, welche neben den Feuerwerken, Carroussels und Hetzjagden, Serenissimum und

allerhöchst dessen Hof zu amüsiren die erhabene Aufgabe hatten („cela amuse le maître" — nämlich August III., pflegte Graf Brühl zu sagen —) sollten nach Gluck's Absicht dem echten, wirklichen Kunstwerke weichen. Mozart brachte wieder mehr Musik in die Sache, aber er mußte sich gar oft unabweisbaren Rücksichten bequemen — der „geläufigen Gurgel der Mademoiselle Cavalieri" oder gar den Theaterprincipals-Anforderungen eines bornirten Idioten, wie Ehren-Schikaneder. Die Oper hat immer und jederzeit darunter zu leiden gehabt, daß sie Sache des Luxus, der Mode, der Unterhaltung gewesen. Der Luxus wechselt mit seinen Launen, Moden veralten schnell, die Unterhaltung begehrt stets Neues, ob es besser oder schlechter sei, als das bisherige. Eben darum aber sollten Institute, welche nicht auf die Speculation und den Gelderwerb hinauslaufen, sich die Aufgabe stellen, das Kunstideal nach Möglichkeit der beweglichen Menge ernst und energisch entgegenzuhalten. Die Opern Mozart's, die fünf Reform-Opern Gluck's (Orfeo, die zwei Iphigenien, Alceste, Armida) eine Auswahl des Trefflichsten, was Italien, Deutschland und Frankreich in so reicher Fülle bietet, bleibend auf dem Repertoire zu haben, sollte ein Ehrenpunkt sein. Wir würden dafür auf den fabelhaft glänzenden Ausstattungsspectakel, der Hunderttausende in Anspruch nimmt, gerne verzichten. Wenn nun irgend ein sonderbarer Schwärmer gelegentlich einmal träumt, daß es Meister gegeben, genannt Gluck, Cherubini ꝛc., so erhält er, wenn er etwa aus dem Traume zu sprechen angefangen hat, die Antwort: „Du hast ja Gounod und Wagner, schlafe, was willst Du mehr?" Leipzig hat seinen Mozart-Cyclus gehabt, für uns ist und bleibt z. B. „Idomeneo" ein für allemal eine Terra incognita. Man schelte nur nicht das „Publicum!" Was geht die Mehrzahl der Theaterbesucher der Krieg der weißen und rothen Rose an? Und dennoch hat das Hofburgtheater mit der Vorführung sämmtlicher Königsstücke Shakespeare's nicht nur Erfolg gehabt, sondern auch ein glänzendes Geschäft gemacht! Allerdings müßte aber dann auch die Kritik ihre Aufgabe richtig verstehen und sie gehörig erfüllen. Goethe schrieb einmal, da einer der Schlegel sich über dem „Jon" des Euripides kritisch ausgelassen: das stehe Sch. allerdings frei, nur unter der Bedingung, daß er solche Kritiken nicht anders schreibe, als auf den Knieen liegend." An solche kniefällige Kritiken sollten alle Diejenigen denken, welche als Geistesgoliathe dergleichen thun, als lebten die Meister nur noch von ihren Gnaden. Man prüfe die Meister, wie wir sie genannt, mit aller möglichen kritischen Schärfe — es wird immer noch ein unverwüstlicher Kern, ein lebensfähiger Punkt in ihnen zu finden sein, wenn man ihn nur finden will. Was hilft es? Das Hofoperntheater brachte, noch unter Herbeck, wieder einmal Gluck's „Iphigenie in Aulis". Die Oper wurde mit Aufmerksamkeit, Ernst und Antheil gehört; sie hatte alle Aussicht, sich bleibend einzubürgern. Am folgenden Morgen stand gedruckt, schwarz auf weiß, daß wir uns entsetzlich gelangweilt! Und wir lasen, erschraken, gingen in uns, und waren überzeugt: daß wir uns entsetzlich gelangweilt. Wer im Café chantant Offenbach Stammgast ist, den wird es freilich in den griechischen, marmornen Tempelhallen Gluck's, wo statt der tanzenden Loretten weißgekleidete Priesterjungfrauen in festlichem Opferzug einherschreiten, arg frösteln. Wenn Jemand eine chinesische Fratzenpagode etwa der Venus von Melos vorzieht, so ist das seine Privatsache; wenn er's aber drucken läßt, und obendrein als kritischen Orakelspruch, dann wird die Sache bedenklich. Es wäre endlich auch noch zu wünschen, daß wir, wenn wir schon von dem Alten nichts wissen mögen, bei neuen Partituren nicht vor allen Dingen darauf sähen, ob dem Titelblatte auch, wie ehemals bei über Paris expedirten Briefen, der Stempel aufgedrückt sei: P. P. P. (passé par Paris). Franz von Holstein's „Haideschacht" läuft z. B. schon eine gute Weile auf den deutschen Bühnen herum, aber den Weg nach Wien hat er bis zur Stunde nicht gefunden. Was für ein anmuthiges Werk ist nicht „Thürmers Töchterlein" von Rheinberger — da es aber keine Oper „im großen Styl" ist, so haben wir keine Stelle, wo wir sie unterbringen könnten. Gramman mußte, mit der Partitur seiner „Melusina" unter dem Arm, jenseits der Grenze seine Erfolge suchen, er hat sie auch

gefunden. Die gewaltigen Dimensionen des Opernhauses erheischen Opern, welche ausreichen, um diese Dimensionen zu füllen, wie z. B. Goldmark's glänzend aufgenommene „Königin von Saba".

Es ist kaum noch irgendwo genügend in Erwägung gezogen worden, daß die Anlage und Ausschmückung unserer modernen großen Opernhäuser, unter welchen das Wiener sicher eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle behauptet, auf die Oper selbst, und dadurch auf die dramatische Musik, und dadurch auf die Musik überhaupt eine tiefgreifende Einwirkung ausübt. Ich sage: auf die Musik überhaupt. Das Theater hat hierin die Kirche abgelöst. Mit Recht hat man bemerkt, daß vor 1600 auch die weltlichen Gesänge fast wie Kirchengesang klingen. Jeder Kenner der musikalischen Bewegung des 17. Jahrhunderts wird wissen, wie rasch der thatsächlich erst im Jahre 1600 in's Leben getretene dramatische und monodische Musikstyl alle Musik, auch die Kirchenmusik, reformatorisch umgestaltete. Sieht man die Kirchenstücke, die geistlichen Gesänge in Claudio Montaverde's „Selva morale e spirituale", oder die von Orazio Benevoli 1628 zur Einweihung des Domes in Salzburg componirte Pracht- und Colossalmesse, mit ihrer Armee von Singstimmen und Instrumenten, so kann man es kaum fassen, daß wenige Jahre vorher der Palestrinastyl noch in voller Blüthe gestanden. In unseren Tagen hat Wagner's Opernmusik schon in Liszt's „Graner Messe" mit ihren dogmatisch commentirenden „Leitmotiven" ein kirchliches Echo gefunden; ähnlich in Liszt's Oratorium „Elisabeth", wo das Princip der „Leitmotive" mit so unerhörter Consequenz durchgeführt ist, daß wir darüber verzweifeln könnten, und insbesondere bei dem kurzen, uns ohne Aufhören verfolgenden Motiv „wie ist das Haus voll Sonnenschein" am Ende eine Empfindung haben, wie Jo in der Mythologie, als die Bremse nicht aufhören wollte, ihr um die Ohren zu summen. Ebenso sollen wir uns in Liszt's „symphonischen Dichtungen" mittelst der Signalstangen in angemessenen Entfernungen aufgesteckter „Leitmotive" zurechtfinden und diese sollen Ersatz für den stolzen architectonischen Aufbau leisten, wie wir ihn von Beethoven her gewöhnt sind. Wir haben kürzlich ein Fragment aus der „Frithjofsage", componirt für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von Lassen gehört — der Componist walkürt und götterdämmert, daß es eine Art hat — welche ganz andere Färbung würde aber z. B. Franz Schubert der Composition gegeben haben. Es ist also für die musikalische Entwickelung einer ganzen Epoche wichtig genug, wie und was im Theater gesungen wird.

Die colossalen Bühnen- und Zuschauerräume unserer Opernhäuser erheischen nun gebieterisch Berücksichtigung — für erstere werden massenhafte Evolutionen einer Armee von Choristen und Figuranten nöthig — ein schwach besetzter Chor, eine Menschengruppe in irgend einem Winkel der „ungeheuern Weite" würde sich lächerlich ausnehmen. Dramatische Handlungen, wo es auf lustiges, bewegliches, rasches Spiel ankömmt, werden fast unmöglich. Figaro tritt zu Rosine in's Zimmer, es ist eine kleine Reise, ehe er sie erreicht. Leichte Spielopern, wo eine, zwei, drei Personen kommen und gehen, machen absolut keinen Eindruck; C. M. von Weber's reizender „Abu Hassan" im Hofoperntheater wurde ausdrücklich aus diesem Grunde als „unpassend" angefochten! Der gewaltige Saal erfordert ein gewaltiges Orchester — daher die Batterieen von Posaunen, Ophikleiden, Baßtuben, Pistons — denen eine Dreizahl in den Holzbläsern zur Ausgleichung entgegengesetzt werden muß, und diese ganze riesige Tonwucht drückt das Streichquartett (meist die Seele des Orchesters!), welches nun auch auf Masseneffecte losarbeiten muß; da ist keine Spur mehr von der graziösen, reizenden Beweglichkeit, wie wir sie z. B. in Mozart's Orchester, insbesondere bei der Violine finden. Der Sänger aber muß das Alles übersingen oder vielmehr überschreien. Geht es so fort, so werden die Traditionen der großen italienischen Gesangsweise von weiland Bernacchi, Porpora u. s. w. verschollen, die Masse rohen Materials an Stimm- und Lungenkraft wird das allein Entscheidende sein. Unsere Vorfahren wußten ferner recht gut, warum sie den Zuschauerraum in Farbe und Ausschmückung möglichst einfach hielten. Daß er deswegen nicht kahl und

armselig zu werden brauche, dafür geben S. Carlo in Neapel, Teatro Apollo in Rom, die Fenice in Venedig lehrreiche Beispiele. Der Luxus, die Prachtliebe unserer Zeit läßt sich damit nicht genügen; da ist Gold, da sind Farben von allen Seiten, brillante Fresken am Plafond, Statuen, wo sich ein Platz finden will, Reliefs auf Goldgrund u. s. w. Was bedarf es nun auf der Bühne für einer Ausstattung, um diesem Glanz die Wage zu halten! Eine Oper ohne immense Prachtaufzüge, Kämpfe, Feuersbrünste, dramatische Zauberstücke u. s. w. wird in solchen Räumen fast eine Unmöglichkeit — die Musik aber dann vollständig zur Nebensache — man meint vor einem Guckkasten zu sitzen, zu dessen wechselnden Bildern ein wenig musicirt wird. So ergeht es z. B. dem mit fabelhafter Pracht ausgestatteten „Oberon" Weber's, der „Zauberflöte", in der wir förmlich einen ägyptologischen Anschauungsunterricht genießen. Das Publicum ist bereits gründlich verwöhnt. Bizet's brillante „Carmen" gefiel zwar; aber man tadelte: „Das sei eine bloße Operette, das gehöre nicht in die große Oper." Nun handelt es sich aber in diesem geistvollen Werke um die Geschichte einer fast wahnwitzigen Leidenschaft mit tragischem Ausgang — farbenprächtige, aber auch treue Bilder spanischen Volkslebens ziehen darin an unseren Blicken vorüber, während von der fratzenhaften Carricatur und der tollen Narrenspoße, welche das Kennzeichen des Genres „Operette" sind, darin keine Spur zu finden ist. Schon ist der Plan wiederholt aufgetaucht; im Opernhause nicht täglich, sondern nur drei- bis viermal die Woche zu spielen. Ganz vortrefflich — wenn ein zweites kleineres Theater zur Verfügung da wäre, wo wir Meister wie Auber, Boieldieu, Mehul, Lortzing, ja unsern alten, braven Dittersdorf, dessen „Doctor und Apotheker" in neuester Zeit in Deutschland seine frische Lebenskraft neu bewiesen hat, unseren alten, braven Schenk, den Vater des „Dorfbabiers" und was sonst hier zu nennen wäre, mit Freuden begrüßen würden. Einsichtsvolle — vor Allem Hanslick in einem trefflichen Artikel — haben auf das dringend Wünschenswerthe der Sache vergebens aufmerksam gemacht. Das „alte Kärnthnerthortheater" hart neben dem neuen Opernhause wurde demolirt; ein Privatmann hat an seine Stelle einen abscheulichen Riesenkasten hinbauen lassen, welcher die Kühnheit hat, sich für ein „Prachtgebäude" auszugeben, wie deren die berühmte „Ringstraße" leider nur zu viele aufzuweisen hat. Nun wäre auch das Theater der ex-komischen Oper dagewesen. Dieser Musentempel, dessen Thore sich zum Widerspiele des römischen Janustempels schlossen, so oft Krieg erklärt, d. h. Concurs angesagt wurde, und sich öffneten, wenn ein neuer Director als Friedensengel mit der Palme hergeflogen kam, hätte mit seiner luxuriösen Ausstattung, seiner günstigen Lage, seinen comfortablen Räumen, ein nicht unwürdiges Seitenstück zum großen Opernhause abgegeben und wäre für kleinere Opern, für „Spielopern" so zweckmäßig wie möglich gewesen. Einmal sang dort Fräulein Emilie Tagliana von der Hofoper als Gast. Sie, deren niedliches Miniaturpersönchen, deren Silberstimmchen in den Hallen des großen Opernhauses sich ausnehmen, als flattre ein Topascolibri in einer kolossalen Volière herum, machte dort völlige Sensation. — Sie war, wie der heilige Augustinus sagen würde, ein Argumentum ambulans (und, fügen wir hinzu: cantans) für die Zweckmäßigkeit, dieses kleineren — obschon gar nicht kleinen — Theaters. Hanslick machte zur Zeit, als wieder einmal der Janustempel geschlossen war, darauf aufmerksam — aber, ach, es kam ein neuer Director, welcher gleich im Prolog der Eröffnungsvorstellung das Publicum mit rührender Offenherzigkeit versicherte: er wolle es gar nicht auf Kunst absehen, er wolle kurz und gut reich werden, und nebenher das verehrliche Publicum amüsiren. Sollte der treffliche Mann trotzdem hingehen quo pater Aeneas, quo dives Tullus et Ancus, wo alle seine Vorgänger hingegangen sind, so wird das kleine Operntheater am Ende noch, wovon schon einmal die Rede war, eine — Synagoge. Da hätten wir dann im Wortverstande das — „Judenthum in der Musik!"

A. W. Ambros.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. Januar.

An Jahresrückblicken und Neujahrs-Betrachtungen hat es uns in Deutschland nicht gefehlt. Daß auch wir, seitdem die große wirthschaftliche Krisis Gerechte und Ungerechte heimgesucht, nicht unter den allertröstlichsten Auspicien an der Wende Rück- und Umschau zu halten vermochten, muß hingenommen werden.

Für den Augenblick ist es auf politischem Gebiete schon angenehm genug, konstatiren zu können, daß die eingestandenen Bestrebungen, einen Keil zwischen den mächtigsten Vertreter des Reichsgedankens, den Fürsten Bismarck, und die große nationalliberale Partei zu schieben, ebenso wenig gelungen, als die mehrfach laut gewordenen Besorgnisse, es stünde eine Verständigung der Reichsregierung mit dem Ultramontanismus auf Kosten der liberalen Ideen und der Reichsgesetzgebung bevor, begründet sind. Im Centrum des Reichstages allerdings gab sich eine verminderte Kampfeslust kund — aber dieselbe wird schwerlich von allen Mitgliedern getheilt. Wer daran gezweifelt hätte, den müßten die feurigen Reden des Abgeordneten Majunke, der als Kirchen-Conflicts-Reisender in Wien seine Waare anzubringen suchte, flugs eines Besseren belehren. Die Gesetzgebung auf kirchenpolitischem Gebiete kann für jetzt ruhig pausiren; das deutsche Reich und der preußische Staat sind vorläufig noch stark genug, um mit den vorhandenen Mitteln allen clericalen Umtrieben vollständig die Spitze zu bieten.

Dieser preußische Staat sieht gerade in diesen Tagen zum ersten Male die Provinziallandtage in ihrem erweiterten Wirkungskreise zusammentreten. Die auf conservativer Seite gehegten Bedenken gegen die Ausdehnung der Selbstregierung, welche damit inaugurirt wird, scheinen sich schlechterdings nicht zu bewahrheiten. Die Hoffnungen vielmehr, mit denen von liberaler Seite an die neue Bethätigung patriotischer Bürgerpflichten und Rechte gegangen wurde, sollen bereits merklich herabgestimmt worden sein.

Indessen für neue Einrichtungen, wie für neue Ideen muß immer ein gewisser Zeitraum offen gelassen werden. So auch ergeht es dem neuerdings mit einer gewissen Vorliebe umher getragenen Gedanken eines Ankaufs der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. An dieser Stelle soll natürlich das Für und Wider der wirthschaftlichen Seite solchen Planes nicht näher erörtert werden. Für uns kommt lediglich die nationale Bedeutung in Betracht, welche dem Project unstreitig innewohnt. Wie schon Post- und Telegraphenwesen der Reichscompetenz unterzogen wurden, so auch scheint der Eisenbahnbetrieb und Alles, was damit zusammenhängt, ebenfalls bestimmt, uns mehr und mehr, indem man ihn in die Befugnisse des Reiches einreiht, jener ideellen Einheit näher zu führen, die wir so oft in Wort und Lied gefeiert. Demselben Ideale soll auch jene Einheit der Rechtschreibung dienen, welche eben jetzt eine Commission in ihren Grundzügen festzustellen befliffen ist. Ob diese Einheit dann auch unseren Stil wird zu beeinflussen vermögen, soll hier nicht beurtheilt werden. Jedenfalls wird sich nicht in Abrede stellen lassen,

daß unser politischer Stil zum Mindesten noch Manches an Kürze und Durchsichtigkeit zu gewinnen vermöchte. Wir haben erst jüngst, bei Gelegenheit der vielberufenen Schmerling-Artikel der Provinzial-Correspondenz, Anlaß gehabt, gerade in diesem Punkte eigenthümliche Erfahrungen zu machen. Kein Zweifel, daß es unsrerseits keiner Rechtfertigung bedarf, wenn ein intimes Regierungsorgan politische Vorgänge ernst, mahnend und warnend bespricht, welche, in befreundetem Nachbarlande sich vorbereitend, geeignet wären, bei ihrer Vollziehung unsere eigenen Kreise zu stören. Allein man sah sehr bald, daß der Name des Ritters von Schmerling, um den sich in Oesterreich die mit dem unpopulär gewordenen Ministerium Auersperg unzufriedenen Elemente gruppirten, nur den äußeren Anlaß zu einer Kundgebung hatte darleihen müssen, für welche man anders nicht ohne Schwierigkeit die unerläßliche Einleitung hätte finden mögen. In der That war der siebenzigjährige Schmerling vielleicht dem Cabinet Auersperg, keinenfalls aber, trotz seiner antiungarischen, centralistischen Vergangenheit, dem Grafen Andrassy gefährlich und die Rede des bejahrten Staatsmannes am „Kneipabende" der Wiener Concordia war in Wien selbst viel mehr als ein Nadelstich gegen die cisleithanische Regierung aufgefaßt worden, die ihm den Tort angethan, ihm das Präsidium des Herrenhauses abzunehmen und dem Bruder des Ministerpräsidenten zu übertragen, denn als ein Mahnwort an Deutsch-Oesterreich, nicht an der Zukunft der alten und 1866 feierlich eingesargten „großdeutschen" Idee zu verzweifeln. Es ist auch schwer anzunehmen, daß man in der Redaction der Provinzial-Correspondenz den Schmerling'schen Rodomontaden ein größeres Gewicht beigelegt haben sollte, als ihnen in Wahrheit zukam. Allein es unterlag wol kaum einem Zweifel, daß man allen Grund hatte, die Stellung des Grafen Andrassy für stark unterwühlt zu halten. Der Graf aber gilt mit Recht oder Unrecht — vielleicht sogar mit Unrecht — als der allein mögliche Vertreter des deutsch-österreichisch-ungarischen Einvernehmens und jedenfalls ist ihm das Verdienst nicht streitig zu machen, daß er eine offene und ehrliche Aussöhnung zwischen dem officiellen Berlin und dem officiellen Wien begünstigen, zu Stande bringen und zu erhalten half.

Die Stellung dieses Mannes wurde also unterwaschen und zwar von Elementen, welche von der Schmerling-Propaganda Nutzen zu ziehen hofften, so wenig auch sonst der österreichische Lordoberrichter ihren Tendenzen entsprach. Graf Andrassy mußte jedem aufmerksamen Politiker der engste Verbündete des gegenwärtig am Ruder befindlichen cisleithanischen Ministeriums dünken. Wollte man das auch in Wien selbst aus gewissen Gründen nicht in allen Regionen zugestehen, so konnte doch der Betrachter aus objectiverer Ferne keinen Zweifel an diesem Zusammenhang hegen, da es ein öffentliches Geheimniß war, daß Graf Andrassy seiner Zeit der Hauptmotor des Sturzes Hohenwart's gewesen und daß dieselben czecho-slavisch-feudal-ultramontanen Factoren, welche die Seele jeder Coalition gegen das Cabinet Auersperg bildeten, auch in Graf Andrassy den Gegenstand ihres intimsten Hassens ersahen. Wer auch immer aus diesen Reihen der Nachfolger des Grafen werden konnte — man durfte sich zu ihm einer innigen Hinneigung zu all den Elementen versehen, welche im Vatican und in Versailles und anderswo nur auf die günstige Gelegenheit lauerten, eine europäische Liga gegen die Ergebnisse des Frankfurter Friedens zusammenzubringen. Wenn man indeß auch anscheinend und formell dazu berechtigt war, den Ritter von Schmerling mit diesen Intentionen zu identificiren, soweit sie ihm in Aussicht stellten, seine ehemaligen großdeutschen Ideale abermals in Angriff zu nehmen: so sehr war man thatsächlich im Unrecht, dem Reichsminister von 1848 derartige Unterstellungen nachzusagen, da sein glühender Franzosenhaß und seine prononcirt kirchlich-liberale Stellung ihn schwerlich zum Bundesgenossen der jesuitischen Revanche-Liga geeignet erscheinen ließen.

Wie dem immer auch sein möge: sicher ist es, daß es sich namentlich um die Stellung des Grafen Andrassy handelte, als von Berlin aus die Mahnrufe nach Wien erschallten. Sie sollen dort auch nicht ungehört verklungen sein; wenigstens

an der Stelle nicht, auf die sie zunächst gemünzt waren. Die Orientpolitik des Grafen Andrassy hatte zumeist das Angriffsobject seiner offenen und versteckten Gegner abgegeben. Seine ausgesprochene Abneigung gegen jede neue Landerwerbung diente als Hebel, um seinen Sinn für die Macht und die Stellung des Großstaates Oesterreich in Zweifel zu ziehen. Man warf ihm vor, als Ungar Specialinteressen zu verfolgen und die Wohlfahrt des Gesammtstaates hintenanzusetzen. Dennoch war es klar, daß für Graf Andrassy weniger der magyarische exclusive Standpunkt, als vielmehr der dualistische maßgebend sein mußte. Nur das dualistische Oesterreich-Ungarn hatte sich jenen Rang im Rathe Europa's wieder zu erringen vermocht, den es heute einnimmt, und vorzugsweise seine Stellung zu Deutschland hing lediglich von der Fortdauer eines Verhältnisses ab, welches eine der Hauptgrundlagen der staatlichen Neugestaltung des europäischen Continents bildete. Diesem Dualismus aber drohte eine äußerliche Gefahr, wenn durch neuen Landerwerb an der Südostgrenze des Reiches das slavische Bevölkerungselement neuen Zuwachs erhielt. Allerdings Grund genug, für die Slaven selbst, diese Annexionspolitik ihrerseits zu befürworten, welche sich in um so verführerischere Farben kleiden konnte, je öfter in den letzten Decennien das österreichische Staatsgebiet in den Fall gekommen war, Einbußen zu erleiden.

Neben diesen äußeren Gefahren bedrohten den Dualismus auch noch allerhand innere Drangsale, welche seine Existenz in Frage stellten. Der auf zehn Jahre geschlossene Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn war weit entfernt, ein staatsrechtliches Meisterstück darzustellen. Allein er entsprach in den Jahren 1867/68 den Bedürfnissen, welche dringend Befriedigung heischten. Jetzt aber, da die Zeit der Erneuerung gekommen, krachte das Werk, bei welchem sich jeder Contrahent übervortheilt glaubte, in allen Fugen. Die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen beiden Reichshälften, die Regelung der Verzehrungssteuer-Angelegenheit und die Bankfrage bildeten eine Trias von Problemen, die man, angesichts der überaus gehobenen Stimmung jenseits wie diesseits der Leitha, einen Augenblick lang für unentwirrbar halten durfte. Von beiden Seiten trat man mit ziemlich hochgespannten Erwartungen in die Berathung wirthschaftlicher Gegenstände ein, welche der Natur der Sache nach ohne politischen Beigeschmack nicht zu behandeln waren. Vier cisleithanische und vier ungarische Minister traten kurz nach der Jahreswende in Pest zu Pourparlers zusammen, denen auf ausdrücklichen Wunsch der Krone Graf Andrassy anwohnte. Strengstes Geheimniß thronte über diesen Berathungen, die trotz aller vorgefaßten Meinungen, mit denen man in sie eintrat, dennoch Aussicht auf Verständigung darbieten, deren Herstellung allerdings noch vorher lange Arbeit — zunächst in Wien, wo die Conferenzen fortgesetzt werden sollen — nöthig machen wird.

Gerade inmitten dieser Unsicherheit der gesammtstaatlichen Zustände kam Graf Andrassy in die Lage, seine große Orient-Action diplomatisch vom Stapel zu lassen. Es war eine Schwergeburt, das Reformprogramm für die aufständischen Provinzen der Türkei, mit dessen Ausarbeitung der österreichische Minister des Aeußern betraut worden war, da das „in erster Linie" von den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel berührte Oesterreich-Ungarn in seiner Hauptstadt den „Mittelpunkt der Action" darbieten sollte. Bei Abfassung dieses Programmes war zunächst besondere Rücksicht auf das noch befreundete Rußland zu nehmen, dessen orientalische Wege nicht immer denen parallel laufen konnten, welche man in Wien einzuschlagen wünschen mußte. Die deutsche Politik dagegen hatte kein Hehl daraus gemacht, daß sie den Strebungen dieser österreichischen Regierung stets behilflich sein werde. Seit drei Monaten beinahe ruhte die Last, einen Ausweg zu finden, welcher gleichzeitig den Pflichten der Selbsterhaltung Oesterreich-Ungarns, den mehr geahnten als ausgesprochenen Wünschen der Petersburger Regierung und der Souverainetäts-Eifersucht der Pforte entspräche, auf den Schultern des Grafen Andrassy. Zweimal mußte der Entwurf die Reise nach Petersburg, einmal sogar nach Livadia zum Czaren antreten, ehe er soweit geglättet, abgefeilt und im Ganzen nichtssagend geworden war, um auch

den übrigen Unterzeichnern des Pariser Friedens zur Kenntnißnahme, Gutheißung und Unterstützung unterbreitet zu werden.

In der Zwischenzeit hatte der Sultan seinem Reform-Iradé vom 2. October einen Reform-Firman am 12. December folgen lassen, der sich bemühte, in Versprechungen das denkbar Weitgehendste zu leisten. Wir gedachten dieses Versuches, dem europäischen Reformprojecte den Vorrang abzugewinnen, resp. es zu vereiteln, bereits in unserer letzten Rundschau.

Es war also eine Pflicht der Selbsterhaltung nach jeder Richtung hin, welche den Grafen Andrassy veranlassen mußte, die Initiative zu ergreifen.

Der Pforte andererseits konnte es nicht verübelt werden, daß sie in diesem Vorgang nicht die Schonung und Vorsorglichkeit für ihre eigene Würde fand, die man doch gern hineingelegt hätte. Sie hätte es vermuthlich nicht ungern gesehen, wenn überhaupt diese Action nicht zu vermeiden war, daß man sie auf Grund des Pariser Friedens aufgenommen. Allein gerade das Wiener Cabinet besaß alle Ursache, sich auf diesen Vertrag nicht zu berufen. Einmal hätte die Pforte im Arsenal dieses Tractates gewiß Vorwände in Hülle und Fülle gefunden, um sich den Pflichten zu entziehen, die man ihr neuerdings zuzumuthen im Begriff stand; dann aber wäre der russischen Regierung die längst ersehnte Handhabe geworden, sich den letzten noch aufrecht stehenden Resten dieses internationalen Uebereinkommens zu entziehen, das ja doch ursprünglich gegen Rußland errichtet worden war. In der diplomatischen Welt gilt es indeß bekanntlich als öffentliches Geheimniß, daß Fürst Gortschakoff keinen dringenderen Wunsch hegt, als seine lange Laufbahn durch die Annullirung des Pariser Friedens zu krönen. Damit wäre die Pforte des letzten Restes jener europäischen Lebensgarantie beraubt, deren sie sich bis dahin erfreute. Noch mehr: dann trat auch die große, umfassende orientalische Frage unabweislich und gebieterisch, eine radicale Lösung heischend, auf die politische Tagesordnung und dafür war Oesterreich-Ungarn weder genügend gefestet, noch auch sonst hinreichend vorbereitet. Graf Andrassy verfuhr in guter Absicht als Symptomatiker und ließ radicale Fragen und radicale Lösungen mit vollem Fug links liegen. Seine Note, resp. das damit verbundene Reformprogramm, welches endlich am Jahresschluß (30. December) flügge zu werden vermochte, nahm daher die Einmischung, welche sie sich gestatten mußte, als ein natürliches Recht in Anspruch, bezog sich auf die mehrfachen diplomatischen Kundgebungen, durch welche der Divan selbst die Mächte gewissermaßen aufgefordert hatte, sich ex professo mit den blutigen Vorfällen auf dem Balkangebiet zu befassen und nahm endlich, um der Souverainetät und Würde des Sultans so wenig als möglich Abbruch zu thun, ausdrücklich Bezug auf die türkischen Reformpläne und Reformverordnungen vom 2. October und 12. December.

Die Stellung Europa's zur Summe dieser Vorschläge, welche nicht über jenes Programm hinausgingen, das von uns bereits unterm 15. September (Deutsche Rundschau, II. Jahrg., Heft 1, October 1875, Seite 167) in kurzen Zügen angegeben worden war, erwies sich als eine überaus freundliche. Wir befürworteten damals „die Gewährung einer ausgedehnten provinziellen Autonomie in Gesetzgebung und Verwaltung, sowie die Regelung des Verhältnisses der mohamedanischen Begs, als des grundbesitzenden bisher herrschenden Bevölkerungstheiles, zu der christlichen Rajah, deren Hörigkeit durch eine Art von Grundentlastungs-Operation abzulösen sei." Schon damals war von uns auf die Heranziehung des christlichen Elements, durch den Hinweis auf Kreta, besonderes Gewicht gelegt worden. Und nicht mehr und nicht weniger wird auch jetzt vom Grafen Andrassy gefordert und für unumgänglich erkannt.

Was Deutschland anbetrifft, so erwies es sofort seine feste Absicht, keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß es vor Allem „der Freund seiner Freunde" sein und bleiben wolle. Graf Andrassy durfte sich zu unserer Regierung versehen, daß sie ihm niemals hindernd in den Weg treten werde, ebenso wie umgekehrt auch Andrassy niemals bisher die Bismarck'schen Kreise gestört hatte. Rußs-

land, mit seinen halbeingestandenen Hintergedanken, bezüglich der Aufhebung des Pariser Friedens, bequemte sich dem österreichisch-ungarischen Standpunkte an, wenngleich es ersichtlich auf Zwischenfälle rechnete, sie wol auch zeitweilig herbeiführen half, mittels deren es seinem Ziele näher zu kommen hoffen durfte. Wenigstens galt das Verhalten seines Botschafters in Konstantinopel, des Generals Ignatieff, nicht in allen Kreisen als in steter Uebereinstimmung mit den offenkundigen Zielen der Dreikaiserpolitik befindlich. Freilich, „on ne prête qu'aux riches" und es ist sehr wahrscheinlich, daß manche Handlung des Großveziers auf die Rechnung des russischen Diplomaten gesetzt wurde, der einmal im Rufe steht, gern seine eigenen Wege zu wandeln.

Aehnlichem Verdachte übrigens war auch mehrfach der Vertreter Englands am goldenen Horn ausgesetzt. Sir H. Elliot mußte es sich sogar bisweilen gefallen lassen, als der böse Genius und Störenfried im europäischen Concert aufgeführt zu werden. Die englische Orientpolitik hat eingestandenermaßen große Wandlungen durchgemacht und man hat in Downing-Street längst aufgehört, türkischer als die Türken selbst zu sein. Seitdem nun der große Wurf in Aegypten gelungen und damit für alle Fälle der Weg nach Indien gesichert erschien, konnte man den Vorgängen auf dem Continent bezüglich der Weiterfristung des ottomanischen Reiches mit größerer Gemüthsruhe anwohnen. Mit jenem praktischen Blick, welcher den Briten eigen, unterließ man nichts, um die gewonnene Position weiter zu befestigen. Daß man es hierbei mit einem von langer Hand vorbereiteten Unternehmen zu thun hatte, bewies das Bekanntwerden des schon unterm 10. Juli 1875 mit Tunis abgeschlossenen Vertrags zur Genüge. Durch dieses Uebereinkommen, welches in Frankreich nicht minder unangenehm berühren mußte, als in Italien, deren Einfluß sich in der Regentschaft begegnete, wußte das Cabinet von St. James sich nicht nur schwer wiegende handelspolitische Vortheile zu sichern, sondern man konnte auch unschwer das Bestreben darin erkennen, Tunis, wie Aegypten bereits, in eine Art von Schutzverhältniß zur englischen Krone zu bringen. Diese gedeckte Rückenlage mußte dem Tory-Cabinet die Stellungnahme zu dem Andrassy'schen Reformvorschlage überaus erleichtern.

Wenn sich Lord Derby dennoch nicht im Fluge entschloß, seine Zustimmung ebenso zu gewähren, wie dieselbe fast ohne Besinnen von Frankreich und Italien ertheilt worden, so war es schließlich auch nicht die Besorgniß vor einem bewaffneten Einschreiten Oesterreichs, die ihn vermögen konnte, sich mit den Anträgen der Andrassy'schen Note einverstanden zu erklären. Nur gegen die Form des Anschlusses an die Action, welche von Wien aus in Scene gesetzt werden sollte, scheint der Chef des Foreign office gewisse Bedenken geäußert zu haben. Eine identische Note, wie dieselbe für die Nordmächte in Aussicht genommen war, schien ihm als eine zu schroffe Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines befreundeten Staates einigermaßen bedenklich, und indem wir dies schreiben, ist der Modus noch nicht officiell gefunden, über den man sich zweifelsohne schließlich verständigen wird.

Italien seinerseits hatte mit unverkennbarer Absichtlichkeit die erste bedeutendere Gelegenheit ergriffen, um vor aller Welt darzuthun, daß es die Kaiserreisen von Venedig und Mailand dem nordmächtlichen Concert näher gerückt hatten, als sich dies von den anderen Westmächten behaupten ließ. Wie bereits erwähnt, erfolgte seine zustimmende Erklärung zu den Vorschlägen des Grafen Andrassy, sozusagen mit Wendung der Post. Gerade in dieser letzten Zeit waren verschiedene Gegenstände auf der politischen Tagesordnung, welche Italiens Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn berührten. Der neuzuschließende Handelsvertrag und die große Trennung des Südbahnnetzes waren Angelegenheiten, deren wirthschaftliche Bedeutung beiden Ländern von gleich einschneidender Wichtigkeit dünken mußte. Kein Zweifel, daß das bereitwillige Entgegenkommen der Regierung des Quirinals in Wien hoch aufgenommen wurde, und so dürfte sich diese Promptheit der Entschließung im gegebenen Momente vielleicht noch hoch genug verzinsen.

Für Herzog Decazes war es minder leicht, im Namen Frankreichs dessen Orientstellung zu engagiren. Zunächst machten sich gewisse Versuche von jenseit des Kanals geltend, Frankreich von jeder eigenen Entschließung abzuhalten und so für einen Augenblick jene „entente cordiale“ wieder herzustellen, welche der Mitte der funfziger Jahre ihr historisches Gepräge verliehen. Mochten nun Erinnerungen an die alte Waffenbrüderschaft in der Krim den Marschall-Präsidenten beleben oder dachte man, angesichts der bevorstehenden Wahlcampagne, für alle Eventualitäten sich im Vorhinein eine Indemnitätsbill bei der englischen Presse zu erwirken — genug, man besann sich einige Tage, ob man nicht dem Lockrufe des „perfiden Albion“ doch folgen und nur gemeinsam mit dem Cabinet von St. James einen Entschluß fassen solle. Indeß die Erinnerung an den Schlag, welchen französischer Einfluß eben an der afrikanischen Nordküste, in Egypten und Tunis, empfangen, konnte nicht zu Gunsten dieses Zusammengehens sprechen. Mit einem Worte, man emancipirte sich von allen Erinnerungen und Bedenken und ging selbständig vor, denn die vom Osten dargebotene Hand, welche Frankreich wieder in regelrechten Contact mit den Mächten des Continents brachte, bot doch auch Vortheile, welche ein Staat in der Lage dieser Republik nicht unterschätzen durfte.

Und doch setzte die Pforte gerade in Paris den Hebel ein, um die Action des Grafen Andrassy zu durchkreuzen, noch ehe sie gereift genug war, direct dem Forum des Großveziers zugewiesen zu werden. Der überstürzte Protest der Türkei ins Blaue hinein, gegen alle Zumuthungen, welche etwa ihrer Würde und ihren Souverainitätsrechten widerstritten hätten, konnte wol die Börsen Europa's momentan in Aufregung versetzen — ernsteren politischen Kreisen dagegen hatte er niemals imponirt. Der Versuch, durch einen vorläufig und zuerst in Paris angebrachten Protest, der Reformaction Oesterreich-Ungarns die europäische Zustimmung zu entziehen, kam außerdem, wenigstens in Frankreich, etwas zu spät.

Die französischen Verhältnisse verlangten überdies eine ausgesprochene Concentrirung nach Innen. Die National-Versammlung, welche seit fünf Jahren die Geschicke Frankreichs geleitet hatte, kam endlich zum Sterben. Nachdem sie noch bei den Senatswahlen, durch die fast beispiellose Coalition der Republikaner aller Schattirungen mit Legitimisten und Gutkaiserlichen, der Regierung schwere Niederlagen bereitet und dem Orleanismus so sehr den Todesstoß versetzt hatte, daß selbst seine prinzlichen Führer ihn als eine verlorene Sache im Stiche ließen: fand sich das farbenreiche Parthei-Kaleidoscop dieser Volksvertretung wieder zu einer Majorität zusammen, welche in freiheitlicher Beziehung den republikanischen Titel, den das Staatswesen führte, völlig illusorisch machte. Die National-Versammlung, welche trotzalledem die glänzendsten Namen Frankreichs in ihren Reihen zählte, hatte in allen nicht politischen Fragen sehr beachtenswerthe Erfolge zu verzeichnen. Aber in Dingen rein politischer oder kirchlicher Natur waren ihr nur dann segensreiche Ergebnisse geblieben, wenn in Folge eigenthümlich parlamentarischer Zufälligkeiten Beschlüsse gefaßt wurden, welche den Wünschen ihrer eigentlichen Majorität strict widersprachen. Es lebte auch in ihr ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. Zugleich mit dem Hintritt dieses langen Parlaments trat Frankreich in die Wahlcampagne ein, die überaus bewegt zu werden verspricht. Die Stellung der Regierung des Marschall-Präsidenten zu den Wahlen rief gleich von Vornherein im Cabinet selbst Schwierigkeiten hervor, die nicht ohne Mühe zu begleichen waren. Männer von liberaler Vergangenheit, wie Leon Say und Dufaure, konnten sich nicht ohne Weiteres in eine Politik der Wahl-Vergewaltigung finden, wie sie Buffet vertrat, in dessen Persönlichkeit die peinlichsten Erinnerungen an die alte kaiserliche Wahlbeeinflussung, vermittelst des Hochdrucks der vielästigen Verwaltungsmaschine, sich auf's Neue verkörperten. Dennoch gelang es dem Marschall nach heißem Bemühen eine Art Waffenruhe im Cabinet eintreten zu lassen, als deren erstes Resultat sich eine seltsame, im militärischsten Casernenstil geschriebene Wahlproclamation des Staatsoberhauptes an die gesammte Nation entpuppte. Man sah

förmlich in diesem eigenthümlichen Aufruf den Gensdarmen Wache an der Urne halten, damit kein Wahlzettel hineingeworfen werde, dessen Inhalt durch seine „antisocialen Doctrinen die Zukunft bedrohe". Voreilig wäre es, den voraussichtlichen Ausgang der Generalwahlen kennzeichnen zu wollen. Sicher ist, daß der Legitimismus nur in sehr vereinzelten Exemplaren wiederkehren wird; daß die Orleanisten als solche vor der Hand aufgehört haben zu existiren und daß sich der Kampf vornehmlich um jene großen Fractionen drehen wird, von denen die eine sich ehrlich zur Republik bekennt, ob sie dieselbe nun in radicaler, democratischer oder conservativer Form constituirt wünscht, während die andere jene große conservativ-klerikale Ordnungsmasse bildet, aus welcher der Bonapartismus einst seine zuverlässigsten Ja-Sager für die Plebiscit-Commödien zu recrutiren vermochte. Die Bonapartisten selbst werden in dieser letzteren Fraction einen zielbewußten Kern bilden und so mag das große Wahl-Duell beginnen, bei dem freilich, Dank Herrn Buffet, Sonne und Wind kaum billig vertheilt erscheinen.

Auch Spanien steht am Vorabende der Wahlen. Es vermochte noch immer der Carlistenbewegung nicht völlig Herr zu werden. Aber seine Hauptsorge bildet doch Cuba, das noch immer nicht pacificirte. Seitdem namentlich Präsident Grant es versuchte, die cubanische Frage zu einer allgemeinen amerikanisch-europäischen zu gestalten, mag man in Madrid, trotz des vorläufigen Mißerfolges der Union, mit banger Sorge in die Zukunft schauen.

Indessen hat auch die Katastrophe von Bremerhaven, außer der großartigen Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes, welche, wie wir mit Genugthuung constatiren, sich nicht auf Deutschland beschränkt, noch eine Art von internationalem Meeting in Berlin zur Folge gehabt, dessen an dieser Stelle zu gedenken wir uns für verpflichtet halten. Eine vielleicht in der Aufregung des Momentes und unter dem ersten Eindruck des furchtbaren Verbrechens öffentlich gethane Aeußerung, laut welcher Thomas ein natürliches, sogar unvermeidliches, nur durch ihre Tendenzen möglich gewordenes Product amerikanischer Civilisation sein sollte, rief erklärlicherweise den Widerspruch der hier wohnenden Angehörigen der Vereinigten Staaten hervor, deren Patriotismus eine solche Beschuldigung nicht wol schweigend hinnehmen konnte. Um dieselbe zurückzuweisen, wurde daher, wie gesagt, ein öffentliches Meeting veranstaltet, zu welchem sympathisirende Deutsche eingeladen worden waren, von denen auch viele entweder durch persönliches Erscheinen oder durch zustimmende Briefe ihre Theilnahme kund gegeben haben. Herr Dr. Thompson, als Referent eines Comités, verlas eine maßvolle, die alte geprüfte Freundschaft des deutschen Volks vollkommen würdigende Adresse, welche von der Versammlung, als Ausdruck ihrer eigenen Meinung, fast einstimmig angenommen worden ist. Die Verhandlungen trugen einen durchaus ruhigen und sachgemäßen Charakter. Die Leiter derselben hatten, als tonangebend, von einer edlen Aeußerung der Kaiserin Kenntniß genommen. Jemandem gegenüber, der in Gegenwart der hohen Frau seine Freude darüber aussprach, daß Thomas kein Deutscher gewesen, soll Ihre Majestät ebenso treffend als beherzigenswerth geantwortet haben: „Ein solches Verbrechen geht die Menschheit an, nicht die Nationalität."

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

An Neuigkeiten, neuen Auflagen und Fortsetzungen, die der Redaction der „Deutschen Rundschau" bis 15. Januar zugegangen sind und deren event. Besprechung nach Gelegenheit vorbehalten werden muß, sind zu verzeichnen:

Friedrich der Große. — Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von Dr. X. Franz Wegele, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Würzburg. Band II. Zweite Hälfte, 1. u. 2. Abtheilung. Würzburg, Verlag von A. Stuber. 1875.

Gettke. — Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von Ernst Gettke, Königlicher Schauspieler und Regisseur in Cassel, und dem Central-Büreau der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Vierter Jahrgang. Berlin, Selbstverlag der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger". 1876.

Glogau. — Handelsgeographie der Europäischen Staaten von Heinrich Glogau, Secretär der Handelskammer zu Frankfurt a. M. Lfg. 4. Stuttgart, Verlag von Julius Maier. 1875.

Gottschall. — Die Göttin. Eine Dichtung von Rudolf Gottschall. Zweite Auflage. (Erzählende Dichtungen Bd. II). Breslau, Verlag von Ed. Trewendt. 1876.

Götzinger. — M. W. Götzinger's Deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Götzinger, Professor an der Cantonsschule in St. Gallen. 8. und 9. Lieferung. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1875.

Grüner. — Die Geheimnisse der französischen „Causerie". Deutsch-französisches Nachschlagebuch über 20,000 in traulicher sowohl als witziger Redeweise jeden Augenblick vorkommende Ausdrücke, nach den besten (sowohl classischen als modernen) französischen Schriftstellern. Supplement zu allen deutsch-französischen Wörterbüchern. Von J. Grüner, Professor der französischen Sprache am Real- und Obergymnasium des VI. Bezirkes. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 12. Lieferung. Wien, Verlag von Rudolph Lechner. 1875.

Güll. — Kinderheimath in Liedern von Friedrich Güll. Volksausgabe. Drei Gaben in Einem Band. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1875.

Gutzkow. — Zur Geschichte unserer Zeit. Von Karl Gutzkow. (Gesammelte Werke. Erste vollständige Gesammt-Ausgabe. Erste Serie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Bd. X.) Jena, Verlag von H. Costenoble.

Hamerling. — Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas von Robert Hamerling. 3 Bände. Hamburg, Verlag von J. F. Richter. 1876.

Hanne. — Einige Worte über den liturgischen Theil des protestantischen Gottesdienstes. Vortrag gehalten am 18. October 1875 in der Prediger-Conferenz der Ephorie Tenneberg in Waltershausen. Von Dr. J. R. Hanne, Diaconus in Waltershausen. Ohrdruff, Verlag von Aug. Stadermann jun. 1875.

Hanstein. — Die Aslaug-Sage von Marie Hanstein Mit einem Titelbilde. Berlin, Verlag von E. Neuenhahn. 1876.

Hildebrandt. — Die Argonauten. Ein griechisches Mährchen für große und kleine Kinder von C. Th. H. Hildebrandt. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1875.

Holtzendorff u. Oncken. — Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken. Jahrgang IV. Heft 49—64. Berlin, Verlag der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung (Carl Habel). 1875.

Hoyns. — Die alte Welt in ihrem Bildungsgange als Grundlage der Cultur der Gegenwart von Georg Hoyns. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1876.

Jungfrau. — Die Jungfrau vom Stuhl. Ein komisches Heldengedicht. Leipzig, Verlag von Johann Friedrich Hartknoch. 1876.

Lafontaine. — Lafontaine's Fabeln übersetzt von E. Dohm. Illustrirt von Gustav Doré. 1. Liefg. Berlin, Verlag von W. Moeser, Hofbuchhandlung.

Laube. — Gräfin Chateaubriant. Roman von Heinrich Laube. 2 Bde. (Laube's gesammelte Schriften Bd. II. III.) Wien, Verlag von W. Braumüller. 1875.

Laube. — Französische Luftschlösser. Von Heinrich Laube. 2 Bde. (Laube's gesammelte Schriften Bd. IV. V.) Wien, Verlag von W. Braumüller. 1876.

Lion sen. — Handbuch der Medicinal- und Sanitätspolizei. Nach eigenen Erfahrungen und nach dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft und der Gesetzgebung für Aerzte, Apotheker und Verwaltungsbeamte bearbeitet von Dr. Adolph Lion sen., Praktischer Arzt, Geburtshelfer, Communalarzt und Königlicher Kreiswundarzt in Berlin. III. Band. Iserlohn, Verlag von J. Baedeker. 1875.

Livingstone. — Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden und letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma und Susi von Horace Waller F. R. G. S. Rector in Twywell, Northampton. Rechtmäßige Deutsche Ausgabe besorgt von Dr. Joseph M. Boyes. II. Band. Mit Portrait, 2 Karten, vielen Illustrationen und Facsimiles. Hamburg, Verlag von Hoffmann & Campe. 1875.

Lohmann. — Dramatische Werke von Peter Lohmann. Zweite vermehrte Auflage. 4 Bände. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1875.

Lueder. — Die Genfer Convention. Historisch und kritisch-dogmatisch mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, unter Darlegung und Prüfung der mit ihr gemachten Erfahrungen und unter Benutzung der amtlichen, theilweise ungedruckten Quellen bearbeitet von Dr. C. Lueder, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität Erlangen. — Mit 6 Uebersichts- und Vergleichungs-Tabellen. — Erlangen, Verlag von Eduard Besold. 1876.

Magazine. — Hallberger's Illustrated Magazine conducted by Ferdinand Freiligrath. Vol. II. Nr. 12—17. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1875.

Marty. — Ueber den Ursprung der Sprache. Von Dr. Anton Marty, a. o. Professor der Philosophie an der k. k. Universität zu Czernowitz. Würzburg, Verlag von A. Stuber. 1876.

Meißner. — Historien von Alfred Meißner. Berlin, Wedekind und Schwieger. 1875.

Mendelssohn. — Felix Mendelssohn Bartholdy's Werke. Kritisch durchgesehene Ausgabe von Julius Rietz. Mit Genehmigung der Originalverleger. Serie 7. Für Blasinstrumente. Partitur. No. 29a, Trauermarsch. Op. 103 in Am. Nr. 30 und 31. Zwei Concertstücke für Clarinette und Bassethorn mit Begleitung des Pianoforte. Op. 113 und Op. 114. — Serie 14. Geistliche Gesangwerke. Abtheilung C. Für Solostimmen und Chor ohne Begleitung. Partitur. — Serie 15. Größere weltliche Gesangwerke. Clavier-Auszug und Partitur Nr. 118. Die erste Walpurgisnacht. Ballade von Goethe. Op. 60. — Serie 15. Größere weltliche Gesangwerke. Clavier-Auszug. Nr. 119. Festgesang „An die Künstler". Op. 68. Nr. 120. Festgesang zur Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Meyer. — Zum Bildungskampf unserer Zeit. Von Jürgen Bona Meyer, Doctor und Professor der Philosophie in Bonn. Bonn, Verlag von Adolph Marcus. 1875.

Meyer. — Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. Bd. II. Friedrich's des Großen Zeitalter. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Ferdinand Meyer, Secretair des Vereins für die Geschichte Berlins ꝛc. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1876.

Münchhausen. — Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Neu bearbeitet von Edmund Zoller. Illustrirt von Gustav Doré. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger.

Ottmann. — Deutsches Heldenbuch von M. Ottmann. Heft 2. Breslau, Verlag von E. Morgenstern.

Parisius. — Im Wald und auf der Heide. Erzählung von Ludolf Parisius. 2 Bde. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Picciotto. — Sketches of anglo — jewish history. By James Picciotto. London, Verlag von Trübner & Co. 1875.

Rehbinder. — Jesus von Nazareth. Trauerspiel in fünf Acten von Nicolai Graf Rehbinder. Wiesbaden, Verlag von H. Ebbecke. 1875.

Reinhard. — Der Tanz zum Tode. Ein Nachtstück aus dem vierzehnten Jahrhundert. Nach urkundlichen Mittheilungen des Professor Franz Delitzsch erzählt von Richard Reinhard. Leipzig, P. G. Heinersdorff's Verlag.

Revue. — Revue de France. Nr. 47/48. Paris, Verlag d. Bureaux de la Revue de France. 1875.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur, C. F. Deiker, W. Diez, G. Franz, F. Keller, L. Knaus, L. Ritter, G. Schönleber, Th. Schütz, W. Simmler, B. Vautier, Th. Weber, u. A. Holzschnitte von Adolf Closs. Liefg. 7/8. Stuttgart, Verlag von A. Kröner.

Rivista Europea. — La Rivista Europea. Vol. I. Fasc. 1. Firenze. 1875.

Rocco. — Der Umgang in und mit der Gesellschaft von Emil Rocco. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel. 1875.

Rohlfs. — Drei Monate in der libyschen Wüste. Von Gerhard Rohlfs. Mit Beiträgen von P. Ascherson, W. Jordan und K. Zittel. Lieferung 4—6. Cassel, Verlag von Theodor Fischer. 1875.

Roßmäßler. — Die Geschichte der Erde. Eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen von E. A. Roßmäßler. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 130 in den Text gedruckten Illustrationen und einer landschaftlichen Ansicht aus der Steinkohlenzeit von F. H. von Kittlitz. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Rüffer. — Agis der Dritte, König von Sparta. Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Rüffer. Leipzig, Verlag von J. H. Webel. 1876.

Sacher-Masoch. — Die Ideale unserer Zeit. Roman in vier Büchern von Sacher-Masoch. Dritte Auflage. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1876.

Salzbrunn. — Farnkräuter. Ein Lebensbilderbuch. Aus dem Englischen „Fern Leaves from Fanny Fern's portfolio" übersetzt von Alice Salzbrunn. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann.

Schiller. — Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von F. Max Müller, Professor in Oxford. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1875.

Schramm-Macdonald. — Die Urne. Jahrbuch für allgemeine Nekrologie. Von Dr. Hugo Schramm-Macdonald, Herausg. d. Suppl. zum „Moniteur des dates". I. II. Jahrgang. 1873/74. Mit dem Portrait des Königs Johann von Sachsen und dem Facsimile seiner allerletzten Namensunterschrift. Leipzig, Verlag von C. G. Theile. 1876.

Serano. — Das Brautkleid. Von Ada Serano. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1875.

Stirn. — Haide-Blumen. Gedichte von Anna Stirn, geb. Niviére. Zweite vermehrte Auflage. Cassel, Verlag von Ernst Hühn.

Tschabuschnigg. — Gesammelte Werke von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. 3 Bde. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 1876.

Virchow u. Holtzendorff. — Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. X. Serie. Heft. 217—240. Berlin, Verlag der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhdlg. (Carl Habel). 1875.

Vogel. — Wissenschaft und Leben. Bilder aus dem Gebiete der Natur und Technik. Eine Gabe für Naturfreunde von August Vogel. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhdlg. 1875.

Warte. — Deutsche Warte. Umschau über das Leben und Schaffen der Gegenwart. Band IX. Heft 11/12. Carlsruhe, Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhdlg. 1875.

Wätzoldt. — Heimath und Fremde. Ein Mährchen und Lieder von Stephan Wätzoldt. Oldenburg, Verlag d. Schulze'schen Hofbuchhandlg. 1875.

Wellmer. — Theophile. Eine Erzählung von Meta Wellmer. Zweite Ausgabe. Halle, Verlag von Richard Mühlmann. 1876.

Wimmer. — Ehrenrettung der seligen Jungfrau Maria, der Mutter unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi gegen die päpstlichen Verunglimpfungen. Von G. A. Wimmer, Prediger. Dritte Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1876.

Wimmer. — Papstthum und Christenthum, oder Beweis, daß das moderne Papstthum innerhalb der christlichen Kirche keinerlei Berechtigung habe. Der gesammten Christenheit zur Beherzigung von G. A. Wimmer, Prediger. Dritte Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1876.

Zeller. — Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts von Eduard Zeller. Zweite Auflage. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland) 1875.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 6. März 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Hässel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. A. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Heinrich Homberger, Der Leitstern. Novelle. I. 329
II. H. Helmholtz, Wirbelstürme und Gewitter. Mit einer Textillustration 363
III. Gerhard Rohlfs, Ein Blick auf Aegypten 381
IV. Georg Brandes, Paul Heyse. II. (Schluß.) 393
V. Franz von Holtzendorff, Betrachtungen über die Bremerhavener Explosion 409
VI. Ernst Böhr, Die Samoas- oder Schiffer-Inseln. Blätter aus seinem Reisetagebuch 426

Literarische Rundschau:

VII. Eduard Zeller, Bernardino Ochino von Siena. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Von Karl Benrath . . 435
VIII. L. Friedländer, Uebersetzungen classischer Autoren . . 441
a) Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel.
b) Die Geschichten des Herodot. Deutsch von Heinrich Stein.
c) Giovanni Volfango Goethe, Ricordi di viaggio in Italia. Traduzione dal Tedesco di Augusto di Cossilla.
IX. C. Abel, Der Europäische Bote (Vestnik Jevropi). Zeitschrift für Geschichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Stasulewitsch 445
X. A. Lammers, Die deutschen Genossenschaften. Jahresbericht für 1874 über die auf Selbsthilfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften von Dr. Schulze-Delitzsch 446
XI. Th. Nöldeke, Die moabitischen Fälschungen 447

Berliner Chronik:

XII. Karl Frenzel, Die Theater 452
XIII. Otto Gumprecht, Aus dem Berliner Opernhause und den Concertsälen 457
XIV. W. Scherer, Die Berliner Conferenz zur Einigung über die Grundsätze der deutschen Rechtschreibung 462

Wiener Chronik:

XV. Joseph Bayer, Zur Säcularfeier des Burgtheaters . 471

Volkswirthschaftliche Rundschau:

XVI. Friedrich von Sybel, Die Uebernahme der deutschen Bahnen durch das Reich 479
XVII. Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger . 488
XVIII. Literarische Neuigkeiten 489

Der Leitstern.

Novelle

von

Heinrich Homberger.

Auf unsern Wanderungen durch die Werkstätten der florentinischen Künstler verfehlten wir nicht, auch das „Studio" des Bildhauers Francesco Sarchi zu besuchen, welcher in Amerika einer größeren Berühmtheit genießt als in Europa und selbst in Italien. Seitdem derselbe für das Capitol in Richmond die Bildsäule des berühmten Staatsmannes Madison geschaffen und sich dadurch großes Lob erworben hat, arbeitet er fast ausschließlich für amerikanische Besteller, und es dürfte unter den größeren Städten der Union wenige geben, in welchen nicht ein Werk Sarchi's sei es ein öffentliches Gebäude, einen Platz oder zum wenigsten das Haus eines Bürgers zierte. In den weiten Räumen der Werkstätte sahen wir die Gipsmodelle dieser sehr zahlreichen, über den Ocean ausgewanderten Kinder des florentinischen Meisters; bei ihnen allen fand sich als gemeinsame, auf denselben Vater hinweisende Eigenthümlichkeit eine gewisse Weichheit des Ausdrucks, die wir nicht Empfindung, und eine große Glätte der Formen, die wir nicht Schönheit nennen mochten; aber wir zweifelten nicht, daß gerade diese Weichheit und Glätte, wozu noch eine erstaunlich geschickte Ausführung des Beiwerks kam, dem Meister die Bewunderung seiner amerikanischen Mäcenate eingetragen hatte. Nachdem wir eine Stunde lang uns in den verschiedenen Hallen aufgehalten, wo ein Heer von Punktirern und Steinmetzen an den Marmorblöcken maß und meißelte, wollten wir uns eben in ziemlich lauer Stimmung entfernen, als wir, über den Hof schreitend, auf welchen sich die Thüren der Werkstätte öffneten, zufällig in einer Ecke einen mit Staub und Spinnwebe bedeckten Marmor gewahr wurden, welcher sofort unsere Aufmerksamkeit fesselte. Derselbe unterschied sich völlig von allem, was wir bisher gesehen. Er stellte keinen berühmten oder unberühmten Yankee dar, keine hochbusige Allegorie der Gerechtigkeit oder der Dampfkraft, keinen wasserspeienden Triton. Eine weibliche Gestalt war es, oder vielmehr der Torso einer solchen, denn der Kopf fehlte. Aber der brennende Span, welchen die eine Hand empor-

hielt, und der vorgestreckte Oberleib ließen dem Beschauer keinen Zweifel, wie er sich das verstümmelte Werk zu ergänzen habe. Wol sah er die Welle nicht, welche auf dem Sand unter ihren Füßen ein paar Muscheln zurückgelassen hatte, wol hörte er den Sturm nicht, der die Flamme der Windfackel bog; aber nur der feuchte Hauch des Wassers konnte die lange, ärmellose Gewandung so dicht um Busen und Leib gelegt haben, während die wehende Luft den Saum des Kleides bis zur Kniehöhe hob und es in bauschiger Fülle nach hinten drängte. Ja, ein Weib sah man, das am Meeresufer stand und hinausschaute, suchend, sehnend über die unendliche Fläche in die schwarze Nacht; auch Meer und Nacht gewahrte man freilich nicht, und doch, sie gehörten zu der schönen Gestalt, wie sie dastand, sich vorstreckte, dem da draußen verirrten Schiffer das zielweisende Zeichen entgegenhielt. Aber warum fehlte der Kopf? — eine rührende, angstvolle Zärtlichkeit mußte sich in den Gesichtszügen ausgedrückt haben — und der breite Sprung, der bis tief in den Rumpf der Statue ging, — bedeutete er, daß, noch ehe der Freund die traute Küste erreicht, die Waffe eines unsichtbaren Feindes das harrende Weib getroffen hatte? so fragte sich der Beschauer, so fragte er das überzeugend klare und doch so räthselhafte, in seiner Verstümmelung gar schmerzlich schöne Werk.

„Il povero Marco!“ rief der junge Bildhauer halblaut aus, der uns als freundlicher Führer die Werkstätte seines Meisters gezeigt hatte und jetzt bis zum Thor das Geleit zu geben im Begriffe stand.

„Von welchem armen Marco redet Ihr?“ fragte ich den gesprächigen jungen Menschen.

„Eure Signoria ist fremd hier in Florenz,“ erwiderte er, „sonst kenntet Ihr die Geschichte meines Freundes und Kameraden Marco Fabbroni. Sie hat sich erst vor drei Jahren zugetragen und ganz Florenz kann sie Euch erzählen.“

„Ich wünschte, daß Ihr sie uns erzähltet. Ihr redet gut und es ist ja Euer Freund und Kamerad gewesen, so daß Ihr die Geschichte besser kennen müßt als Andere.“

„Besser als irgend Einer, das ist wahr. Wenn die Herrschaften mir sagen wollen, wo und wann ich das Glück haben kann, Sie wiederzusehen, so will ich Ihnen das ganze, höchst jammervolle Ereigniß treu berichten.“

Wir gaben dem jungen Mann — er hieß Emilio — unsere, am Lung' Arno Acciajuoli gelegene Wohnung an und baten ihn, uns am Abend das Vergnügen seines Besuches zu schenken. Er versprach zu kommen und hielt Wort.

Nachdem er eingetreten, forderten wir ihn zunächst auf, sich durch ein paar Gläser Montepulciano die Zunge zu netzen, aber als echter Florentiner trank er keinen Wein außer zur Essenszeit. Er nippte nur, wickelte sich eine Cigarrette und begann seine Erzählung — nicht unbillig — damit, daß er uns vor allen Dingen die Bekanntschaft seiner eignen Person in etwas umständlicherer Weise machen ließ, als es am Morgen im Studio geschehen war. Ueberraschend war nur, wie er es that, indem er uns nämlich eröffnete, daß, obwol er durch seine Kunst für sich und seine, ach! etwas zahlreiche Familie zu leben habe und nicht ungeziemend, ihm als Bildhauer doch nicht die Leistungen, die tiefgehenden Wir-

kungen auf die Mitwelt gelungen seien, welche hervorbringen zu können er sich einst geschmeichelt.

Dieses freimüthige Bekenntniß, so von vorne herein gegen ein paar Fremde — denn die waren wir doch wol immer noch — mit freundlicher Treuherzigkeit ausgesprochen, war Grund genug, daß wir den zutraulichen Menschen etwas genauer in's Auge faßten.

Er mochte Anfangs der Dreißig stehen, also freilich in dem Alter, welches an die Meisten die leidige Aufforderung richtet, den übermäßigen Hoffnungen ihrer Jugend zu entsagen. Einer von uns bemerkte denn auch: sein Fall sei der Aller oder fast Aller; aber er möge darum nicht die goldnen Träume bedauern, die er einst geträumt.

Allein das wollte der junge Mann nicht Wort haben: man möge ihm nicht das Unrecht anthun, so etwas von ihm zu glauben — nur wirklich nützliche Zwecke und zwar, wie er hinzusetzen dürfe, nicht sein persönlicher Nutzen, sondern der der Allgemeinheit sei immer sein Ideal gewesen; leeren Hirngespinnsten habe er nie nachgehangen.

Dagegen ließ sich nichts sagen. In der That sah Emilio nicht darnach aus, daß er jemals mehr geträumt haben sollte, als es junge Leute seines Volks gemeiniglich zu thun pflegen. Und wir begriffen auch, warum er sich mit solchem Eifer gegen den falschen Verdacht der Träumerei verwahrte. Die durchleuchtete farbenklare italienische Sprache besitzt ja nicht das Wort oder die Wortbedeutung, welche in unserem Sinne jenen Dämmerzustand wacher Geister, jenes ziellose Sichverlieren auf nebelumzogenen Gedankenpfaden bezeichnete. Wenn aber das Träumen bei offenem Auge in der That nach dem Norden gehört, wo der Sonnenschein zehn Monate im Jahr nicht viel Besseres als ein trübes Zwielicht ist, so erscheint uns das Land des Mittags, der durchsichtigen Luft, der reinen Farben und bestimmten Linien die natürliche Heimat der plastischen Kunst. Wie geneigt ist der Nordländer, bei dem ersten Schritt durch eine italienische Straße, in deren warmem Schatten hier eine Marmorfontaine, da eine bemalte Façade leuchtet und die dorthinten mit dem Prospect eines hellbraunen Gebirges abschließt, — wie geneigt ist er, in dem ersten besten jungen Menschen, dessen Wohlgestalt nachlässig biegsam und vornehm frei an ihm vorüberschreitet, etwas wie einen Maler oder Bildhauer zu vermuthen, einen jener Helden Vasari's, welche oft wenig von Treue und Recht, aber immer viel von der Schönheit wissen. Unser neuer Freund Emilio durfte beanspruchen, so gut als irgend ein Anderer auf ein nordisches Auge diesen Eindruck zu machen. Es war ganz in der Ordnung, daß aus seinen gutmüthigen und offenen Zügen kein schwärmender, kein sinnender Geist sprach. Aber seine schwarzen Augen glänzten — warum sollte ihr Glanz nicht der Widerstrahl sein des Feuers drinnen in der heißen Künstlerseele? — von seinen Lippen floß die Rede unaufhaltsam und sein ganzes Gehaben zeigte die echt südliche Lebhaftigkeit und Unbefangenheit. Allein Emilio hatte es nun einmal darauf angelegt, uns den Wahn, daß sein Aeußeres sofort den Künstler errathen lasse, zu benehmen. Er versicherte, wenn er nochmals einen Beruf zu wählen hätte, so müßte es ein solcher sein, der ihm gestattete, sich in nachdrücklicher Weise an dem großen Fortschrittswerke des neunzehnten

Jahrhunderts zu betheiligen. Zwar könne auch ein denkender Künstler beitragen zur Verbreitung der neuen Ideen, aber doch kaum so sehr wie zum Beispiel ein Schriftsteller. Ja, ein Schriftsteller, kein solcher, der nur für sich selbst schreibe, sondern einer, der an das große Publicum denke, ein praktischer Weiser und Lehrer des Volks — das hätte er werden mögen, dazu eigne er sich durch seine philosophische Ader und eine ihm angeborene Menschenfreundlichkeit und begeisterte Theilnahme an allen großen und nützlichen Bestrebungen unserer Zeit. Allein in seiner Jugend regierten hier noch die Austriaci — er sage das natürlich ohne die Absicht, uns, die wir ja auch Tedeschi seien, zu kränken, und übrigens heute dürfe man sagen, daß der Teufel nicht so schwarz gewesen, als man ihn gemalt habe, aber damals habe es jeder Patriot als seine Pflicht erachtet, von den Fremden alles Böse, ob wahr, ob unwahr, zu sagen und zu glauben; und — hier besann sich Emilio, weil er den Faden seiner Rede verloren — ja, die Presse sei damals geknebelt gewesen, und sich ihr zu widmen würde den Andern nichts genützt, Dem aber, der's versuchte, Schaden und Gefahr gebracht haben. „Also bin ich — so schloß er diese längere Rede — nicht das geworden, wozu mich eigentlich die Natur bestimmt hatte, und ich bitte die Signori, sich nicht zu wundern, weil ich's noch immer nicht weiter gebracht als zum Gehilfen bei Francesco."

Nun sahen wir, daß Emilio's bescheidener Aufrichtigkeit auch eine Art von Selbstgefühl zu Grunde lag. Wir sprachen die Meinung aus, daß, um auch nur ein Gehilfe bei Francesco Sarchi zu werden, man sicher ein achtbares Talent besitzen müsse. Emilio lächelte, machte eine halb zustimmende, halb ablehnende Handbewegung und kam endlich, da wir erwartungsvoll schwiegen, auf die uns versprochene Geschichte.

„— Ungefähr zu derselben Zeit, wie ich selbst, wurde auch Marco Fabbroni von unserm Meister zum Schüler und Gehilfen angenommen. Marco war ein großes Genie, das sagte der Meister vom ersten Tage an, und er hätte darum vermuthlich meine Eifersucht rege gemacht, wäre er nicht damals schon in's dreißigste Jahr gegangen und ich erst in's sechsundzwanzigste. Auf ältere Leute ist man nicht eifersüchtig, weil man bei sich immer denkt: stehe ich erst in eurem Alter, so will ich noch viel geschickter und berühmter sein, als ihr. Heute bin ich um ein paar Jahre älter, als Marco damals war, da er mit mir zu Francesco kam, und Francesco hat noch immer kein einziges Mal mich für ein Genie erklärt. Aber deß bin ich nun völlig getröstet; ein Genie sein heißt nicht ein glückliches Leben führen; davon hat mich Marco's Beispiel überzeugt, und auch Euch, Signori, wird es überzeugen. Ich habe immer gehört, daß es in Eurem Deutschland und in England keine Genies gebe, und erkläre mir daher, daß Eure Länder so sehr viel glücklicher sind als dieses unser armes Italien, wo es von großen Geistern zu allen Zeiten gewimmelt hat." —

Wir glaubten, diese uns irrig erscheinenden Anschauungen von dem Glück und der Begabung der Völker berichtigen zu sollen, und erst nachdem wir dem jungen Bildhauer in längerer Rede auseinander gesetzt, daß es auch in unserm Deutschland an Unglück und großen Geistern nicht fehle, erlaubten wir ihm fortzufahren.

„— Wohl!" — rief er aus, „— wenn Ihr denn auch in Eurem kalten Vaterlande solche maßlos begabte Menschen habt, so müßt Ihr wissen, daß Gott der Herr — oder sagen wir die Natur — gleichsam um sie zu strafen für die große Geisteskraft, womit sie begünstigt worden sind, ihnen auch zwei große Fehler oder Schwächen mitzugeben pflegt, und wie nicht die gewöhnlichen Gesteine, wol aber jenen edelsten Marmor, den wir Andern Crestola nennen, so häufig böse Spalten und Brüche verderben und unbrauchbar machen, so findet Ihr gerade in den Menschen vom feinsten Korn morsche Stellen, wie sie uns gewöhnlichen kleinen Leuten nicht anhaften. Die zwei Gebrechen aber, die ich meine, sind bekanntlich die Faulheit und die Sinnenlust: oder hättet Ihr Herren schon ein Genie gesehen, das hinter der Arbeit so eifrig her gewesen wäre als hinter den Weibern?" —

Um die Erzählung nicht zu unterbrechen, zogen wir es vor, diese Frage unbeantwortet zu lassen, und Emilio fuhr mit einem bedeutsamen Nicken des Kopfes fort: „— Ihr wißt also jetzt, daß für meinen Kameraden Marco die Woche oft mehr lustige Nächte als Arbeitstage zählte, und darum brachte er es trotz all der wundervollen Feinheit seines Auges und der Leichtigkeit seiner Hand nicht weiter und verdiente selten so viel Geld, um eine seiner alten Schulden abzutragen; daß er neue dazu machte, kam öfter vor. Francesco pflegt überlaufen zu sein von amerikanischen Herren und Damen, welchen es darauf ankommt, nicht sowol daß er selbst sie abbilde, als daß ihre Büste aus seiner Werkstatt hervorgehe und mit seinem Namen versehen sei. Um nicht die Hälfte dieser gutzahlenden Fremden abweisen zu müssen, übergab er manche dieser Bestellungen Einem von uns, Marco oder mir, zur Ausführung. Mir ging's mit der Aehnlichkeit nicht leicht von der Hand, während Marco in weniger als einem Augenblick solch ein scharfkantiges, rundbärtiges Amerikanergesicht modellirte, daß es leibte und lebte in dem gelben Thon. Aber freilich, hatte er so eine Büste fertig, so ließ er sich drei Wochen lang nicht im Studio sehen und manchmal zwei Monate lang nicht, und während ich mich und meine Frau ernährte — mein Unglück hat gewollt, daß ich mich schon als Zweiundzwanzigjähriger verheirathet habe — besaß Marco nur selten die zwei Lire, die sein Mittagessen kostete. Aber ob ihm auch kein Kupferstück in der Tasche klang: wie ein Gentiluomo sah er allezeit aus; der Principe Strozzi kleidete sich nicht besser; und wenn er mit seiner Freundin — ich meine mit der Dirne, die gerade seine Freundin war — in dem ersten besten Wagen nach den Cascinen fuhr, so kam's Einem vor, als wären der arme Fiaccheraio und sein wackeliger Kasten in einen betreßten Kutscher und eine Galacarrosse verwandelt. Ein Juwel war er, mein Freund Marco, und wo er hinkam, leuchtete es. Und immer guter Laune, frisch wie ein Frühlingstag. Wenn er mich ansprach, um mir zehn Lire abzuborgen, und mir's ganz sorgenvoll zu Muth wurde, — denn was sollte ich meiner Frau sagen, wo die zehn Lire hingekommen wären? — da schlug er mir lachend auf die Schulter und rief: „Ich bin's schon lange müd', solche Dummköpfe aus der andern Welt zurecht zu kneten. Die Töpferarbeit paßt nicht für mich. Warte nur, meine erste Marmorfigur soll mir soviel einbringen, daß ich Dir nicht nur die dreihundert Lire, jetzt sind's dreihundertzehn, auf einen Strich zurückzahle,

sondern Deiner Frau, damit sie mich leiden lerne, noch ein paar Ohrringe obendrein. Sag' ihr das!"

Aber die Marmorfigur ließ auf sich warten. Jahr um Jahr verging und außer den paar Büsten brachte er nichts fertig; höchstens, wenn ihm nicht Einer von uns mehr einen Paolo zu leihen hatte, modellirte er in aller Eile einen Kamin oder Tischaufsatz und verkaufte das Ding an den Marchese Ginori — Eure Signorie müssen von des Marchese großer Majolikenfabrik La Doccia gehört haben; sie liegt wenige Miglien vor Porta Nuova und verdient gesehen zu werden. Er hat geschickte Zeichner und Modellirer, der Marchese, aber keinen, der sich mit meinem Freunde hätte messen können, und Marco, wenn er immer für La Doccia hätte arbeiten wollen, würde sich leichtlich auf seine wackeren zehntausend Lire gestanden haben. Allein diese Arbeit war ebensowenig nach seinem Geschmack als die Portraitbüsten, weil auch kein Ruhm damit zu erwerben war, — und obwol er zweiunddreißig Jahre alt ward, ohne daß sein Name je auch nur in der „Gazzetta del Popolo" oder gar im „Giornale degli Artisti" genannt worden, so sprach er doch immer von dem Ruhme, als könne der ihm so wenig entgehen, wie er unsern großen Bildhauern, den Bartolini und Duprè, entgangen ist.

Inzwischen verstrich die Zeit; das Jahr 1863 kam heran, in welchem die Welt etwas noch nie Gesehenes, die erste allgemeine Kunst- und Industrieausstellung des Königreichs Italien, hier in Florenz bewundern sollte. Das war ein großes Unternehmen; es galt zu zeigen, daß auch für die Werke des Friedens Italien sich die alte Tugend bewahrt hatte; von den Alpen bis zum Lilibeo bereitete man sich vor, ein edler Wettstreit spornte alle würdigen Söhne des Vaterlandes, ihr Bestes hieher nach Florenz zu senden, und wir florentiner Künstler, die wir uns rühmen dürfen, der ganzen Halbinsel stets vorangeleuchtet zu haben durch maßlose Liebe zur Freiheit und Einheit, wir fühlten, daß wir zumal die Pflicht hatten, uns als würdige Enkel Michel Angelo's zu erweisen, der, ich brauche es den Signori nicht zu sagen, ein gleich vortrefflicher Künstler wie Patriot gewesen ist." —

Hier fand es unser Erzähler schicklich, sich in einigen Betrachtungen zu ergehen über die enge Verbindung, welche bestehe zwischen der Kunst und der Vaterlandsliebe, Betrachtungen, die uns jeden Zweifel darüber benahmen, daß, wenn Emilio kein großer Künstler geworden, er dies allerdings nicht durch einen Mangel an patriotischer Gesinnung verschuldete. Er fuhr dann weiter fort: „— Ich hatte ein ganzes Jahr lang an einer Gruppe gearbeitet, welche die Vermählung der Italia und des Königs vorstellte, und obwol ich nicht der Einzige war, der diesen erhabenen Gedanken gefaßt, vielmehr nicht weniger als sieben Werke auf der Ausstellung gesehen wurden, die sämmtlich diesen selben ruhmvollen Gegenstand in fürwahr wunderbarer Uebereinstimmung darstellten, und obwol ich mir keineswegs einbildete, etwas Vollendetes geleistet zu haben, so machte es mich dennoch nicht wenig glücklich, daß mir so gut als den sechs anderen bei der Preisvertheilung eine ehrenvolle Erwähnung zuerkannt wurde. Ueberhaupt fand unser, der florentinischen Maler und Bildhauer, patriotisches und künstlerisches Verdienst die gebührende Würdigung; nur sehr wenige von

uns erhielten weder die goldene, noch die silberne, noch die bronzene Gedenkmünze, noch die ehrenvolle Erwähnung. Einer dieser wenigen, die leer ausgingen, war Marco Fabbroni. Die von ihm gearbeitete Büste des Senators Robinson erregte auf der Ausstellung ziemliches Aufsehen; allein sie trug den Namen Signor Francesco's. Ein nach einem Modell Marco's gebranntes Tabernakel, im Style des Quattrocento, wurde von Vielen für die beste der von La Doccia ausgestellten Sachen erklärt; und in dem königlichen Erlaß, welcher den Marchese Ginori zum Comthur des Ordens der heiligen Mauritius und Lazarus ernannte, hieß es ausdrücklich, daß der Marchese so hohe Ehre verdient habe durch seine erfolgreichen Bemühungen um die Wiederbelebung der Kunst der Della Robbia.

Einige Tage nach der feierlichen Preisvertheilung versammelten sich mehr als zwanzig von uns jüngeren Künstlern in dem Villino des alten Ascanio Del Medico. Dieser Ascanio war ursprünglich nichts weiter als einer der vielen in der ganzen Welt verstreut lebenden Leute von Carrara, welche als Sbozzatori in den Bildhauerwerkstätten wegen ihrer Geschicklichkeit in der Behandlung des Marmors bevorzugt werden. Durch besondere Anstelligkeit, Ausdauer und sparsames Leben hatte Ascanio es dahin gebracht, sich in seinen alten Tagen eine kleine Villa dort oben auf Bello Sguardo kaufen und da wie ein Signore leben zu können." —

Bei diesen Worten war Emilio aufgestanden und an's Fenster getreten, um uns wo möglich die Oertlichkeit, von welcher er eben sprach, zu zeigen. Ueber den Ponte a Santa Trinità hinweg, welcher fast zu unseren Füßen den Arno überspannte, und hinweg über den jenseits gelegenen Stadttheil deutete Emilio nach dem im Südwesten vor Porta Romana aufsteigenden Hügel, der allen fremden Besuchern der einzigen Stadt nicht minder deutlich im Gedächtniß zu bleiben pflegt als irgend einer ihrer anderen Reize. Der Hügel trägt und verdient den Namen Bello Sguardo; denn von ihm genießt man den schönsten Blick auf die Stadt drunten und den Kranz der Gebirge ringsum. Wir waren erst vor wenigen Tagen oben gewesen und hatten, auf einem kapernbewachsenen Gemäuer sitzend, den hellen Jubel eines goldenen Spätnachmittags sich verwandeln sehen in die wollustmüde Ruhe eines stillen Abends, der einen duftigen Silberschleier warf über die Dächer im Grunde, über die bis zu unserer Höhe aufragende Domkuppel, über das aus der Ferne herniedergrüßende Bergnest Fiesole. Heute dagegen schwamm kein Wölkchen im Aether, und als wir von unserem Fenster aus die Umrisse der cypressen- und mauerbekrönten Höhenzüge sich so deutlich auf dem verklärten Abendhimmel abheben sahen, da meinten wir auch das bescheidene Gebäude zu erkennen, auf welches die Hand unseres seine Aufgabe sehr genau nehmenden Erzählers wies.

„— Eure Signorie haben die Villa, welche L'Ombrellino heißt, in's Auge gefaßt; sie heißt so von dem schirmartigen Schutzdach vorn auf der Terrasse; wohl! jetzt rechts den Abhang hinunter, da kommt eine andere Villa, dann ein Bauernhaus, dann zwei Pinien, eine größere und eine kleinere, dann eine Mauer — — wo die Mauer aufhört und das kurze Dach schräg ansteigt, da ist's — das ist das Villino Del Medico, da" — setzte Emilio mit einer gewissen Feierlichkeit

hinzu — „da wohnte Ascanio Del Medico und seine Bruderstochter, Assunta Vanutelli.“ —

Wir wußten sofort, daß wir jetzt den Namen der Heldin der Geschichte gehört hatten. Emilio trat in die Stube zurück, wir nahmen unsere Sitze wieder ein und die Erzählung ging also weiter:

„— Der alte Ascanio rechnete sich nicht zu den Künstlern, wie so manche dieser Sbozzatori zu thun pflegen, aber die Kunst war seine Religion und er liebte ihre Priester, und wir jüngeren Bildhauer suchten ihn da oben an heiteren Abenden gern auf, erzählten ihm von unseren Arbeiten und von dem, was sonst in den Werkstätten vorging, und ließen uns die Limonade schmecken, welche Signora Assunta aus den frisch gepflückten Citronen des Gartens bereitete. Assunta war, ich glaube es schon gesagt zu haben, die Nichte des Alten und lebte bei ihm seit dem Tode ihres Mannes, der in Carrara einen Handel mit Grabsteinen betrieben hatte. Zu der Zeit, von welcher ich spreche, mochte sie seit drei oder vier Jahren verwittwet und dem Ende der Zwanzig nahe sein; aber obwol nicht mehr ganz jung, dünkte sie doch uns allen das begehrenswertheste Weib. Nicht eben um ihres Angesichtes halber, das, zwar wohlgebildet, doch allzu gleichmäßig den Ausdruck kindlicher Bescheidenheit und schüchterner Sanftmuth trug, als daß es ihrer im großartigsten Style angelegten Gestalt ganz würdig gewesen wäre. Aber diese Gestalt, von den keineswegs zimperlich kleinen, doch schmalen, hochspannigen Füßen bis zu der reichen, nicht überreichen Brust, dem in trefflichem Verhältniß eingezogenen und ausladenden Rücken, dem schlanken Hals und den kräftigen, leise abfallenden Schultern, war die Wonne jedes Männerauges — die schmerzliche Wonne, denn ihr Gehen und Stehen, ihr unschuldiges Gespräch, der Händedruck, den sie allen Besuchern gewährte, der immer gleich freundliche, gleich klare Blick ihrer stillen grauen Augen, das Alles sagte uns jeden Tag neu, daß sie keinem Menschen unhold sein konnte und nicht einen von uns mit bewegterem Herzen kommen und gehen sah als den anderen. „Welch ein Modell gäbe sie ab für eine Göttin!“ so riefen wir gar manches Mal aus, wenn wir spät am Abend von dem Villino nach der Stadt zurückkehrten. Wie jede Göttin oder Madonna schien sie Jungfrau und Frau zugleich, und unter uns sprachen wir wol im Scherze von ihr als von der Jungfrau von Carrara. Der alte Ascanio aber verglich gern ihre Gestalt mit einer zu voller Süße und Reife gelangten Frucht und liebte es sie zu necken mit dem Spottreime:

Fix und fertig steht die Braut,
Nach dem Bräutigam wird ausgeschaut.

Und er nannte sie auch nicht anders als die „Sposina“. Allein sein Spott verfehlte das Ziel. Denn da ihre Ehe kinderlos geblieben und sie von ihrem Manne einiges Vermögen ererbt hatte, so hätte sie so leicht einen zweiten Gatten gefunden als irgend ein achtzehnjähriges Mädchen. Aber so wenig war's ihr darum zu thun, daß, wenn ein Freier an sie herankam, sie ihn nicht ausreden ließ, sondern ihm die Worte mit einem Scherz und einem Lächeln abschnitt, und er konnte ihr, ob er auch ein für alle Mal heimgeschickt worden, nicht gram sein. So unschuldig sie aussehe, sie müsse doch im Geheimen einen Freund haben, dachten wir manchmal, denn sie für unempfindsam zu halten, ging auch

wieder nicht an. Allein Ascanio versicherte uns, daß sie so ehrbar lebte als er selbst, der Dreiundsiebenzigjährige; es thue ihm leid darum, setzte er dann hinzu, und schon oft habe er ihr in's Gewissen geredet, daß sie ihr junges Blut genießen möge; allein sie schüttele den Kopf und lache ihn aus und er frage sich dann selbst, ob sie ihn wol verstanden habe oder nicht. „Corpo di Bacco!" schrie uns auch wol einmal der Alte an, „wenn ich einer von euch Giovanotti wäre, ich ließe solch eine saftige Frucht nicht am Baume hängen, bis sie runzlig und sauer wird!" Aber obschon Manchem der Mund wässerte, er hatte nicht den Muth, die Hand auszustrecken, oder zog sie auf halbem Weg zurück. Mir war's im Grunde recht, daß Assunta von Keinem wissen mochte; ein verheiratheter Mann sieht bekanntlich nie ohne stillen Neid das Glück der jungen Wilddiebe. Und übrigens weil ich mit Weib und Kind gesegnet war, kam ich häufiger als die Uebrigen dazu, mich an Assunta's Anblick zu erfreuen; sie hatte Freundschaft geschlossen mit Isabella, meiner Frau, und wenn sie in die Stadt herunter kam, ging sie selten an unserer Thüre in Via Maggio vorüber, ohne bei uns vorzusprechen.

Doch ich sehe, ich bin weitläufiger, als es nöthig wäre. Die Signori wollen entschuldigen, ich werde mich kürzer zu fassen suchen. Also — — kam ich nicht so auf Ascanio Del Medico zu sprechen? — ja, ja, der Alte lud also auf einen Abend uns junge Leute sämmtlich ein, um Denen von uns, die bei der Preisvertheilung ausgezeichnet worden waren, noch ein besonderes Fest zu geben. Und wir alle waren mehr oder minder ausgezeichnet worden außer dem einen Marco Fabbroni. Dennoch hatte der Alte auch den eingeladen, vermuthlich um ihm durch eine neue Ausschließung nicht noch weher zu thun. Marco kam auch und schien nicht im mindesten gedemüthigt. Vielmehr brachte er beim Abendessen ein Brindisi aus auf seine lorbeerbekränzten Freunde — so nannte er uns — und trank viel und lachte unaufhörlich und ließ sich's nicht nehmen, die Raketen und Schwärmer anzuzünden, welche Ascanio besorgt hatte, damit das ganze Arnothal erführe, daß bei ihm ein Fest gefeiert wurde. Als aber zum Schlusse dieses Feuerwerks die bengalischen Flammen angezündet und auch wieder erloschen waren, und wir in den Saal des Villino zurückkehrten, um noch ein Stündlein Conversation zu halten, da fehlte Marco, und die Sposina stand endlich auf, um zu sehen, ob er im Garten geblieben war. Nach einiger Zeit trat sie denn auch mit ihm wieder ein; aber weder er noch sie nahmen an unserem Gespräch Theil, und auch wir Uebrigen wurden minder geräuschvoll als sonst zu solcher Stunde und bei solcher Gelegenheit; eine ungewöhnliche Röthe auf den Wangen Assunta's fiel mir und vermuthlich auch den Anderen auf, und im Stillen sann ich nach, was die Beiden sich wol Besonderes gesagt haben möchten.

Am anderen Morgen erfuhr ich's. Wie ich aus der Thüre meines Hauses trete, um nach dem Studio zu gehen, kommt mein Freund Marco auf mich zu. „Emilio," redet er mich an, „wir werden uns nun weniger sehen; entschuldige mich bei Francesco; für eine Weile kann ich ihm nicht zu Diensten sein, und wenn der Präsident der Vereinigten Staaten selbst käme, um sich seine Büste machen zu lassen." Ich fragte ihn, was für ein wohlwollendes Schätzchen es

ihm wieder angethan habe? — da rief er: „Sei ernsthaft, wie ich es auch bin, ich glaube zum ersten Male in meinem Leben bin —“ und dann verstummte er wieder wie unschlüssig, ob er reden solle oder nicht; aber da schweige Einer, wenn's ihm so übermenschlich zu Muth ist. „Warum sollt' ich's nicht sagen?“ brach er heraus, „es läßt sich doch nicht geheim halten. Ich gehe jetzt eben hinauf zu Ascanio, um mir dort oben eine Werkstätte herzurichten, und Assunta Vanutelli wird mein Modell sein.“ „Assunta?“ fragte ich und spürte, glaub' ich, etwas wie Zorn oder Neid. „Nun gönn' ich Euch Eure Medaillen und Diplome, Ihr armen Tröpfe! Ueber's Jahr sprechen wir uns wieder.“ „Aber,“ fragte ich, „so erkläre mir doch; Assunta, die unschuldige Assunta, die züchtige, ehrbare Wittib —?“ „Was ist da zu erklären? Die versteht mich; die weiß, daß, ob mein Name auch den Schwachköpfen von Preisrichtern nicht bekannt ist, ich doch mehr tauge als die ganze lorbeerbekränzte Heerde. Wie ich gestern, statt mit euch hineinzugehen, auf der Terrasse sitzen bleibe, halb lustig, halb wüthend, steht mit einem Male die Sposina vor mir und sagt: „Ich weiß, warum Ihr so einsam hier sitzet, Marco Fabbroni; Euer Lachen hat mich nicht getäuscht: mit dem Mund lacht Ihr, im Herzen weint Ihr. Ihr lacht, weil Ihr Euch besser fühlt als alle die da drinnen, und Ihr weint, weil vor der Welt sie für besser gelten. Woran liegt es, daß Ihr die Welt nicht von Eurem Verdienste überzeugt?“ Das sagte sie in einem Tone, der mich durchschauerte, und mir war, als hörte ich meine arme Mutter reden, an die ich Gott weiß wie lange nicht gedacht hatte. Aber es verdroß mich doch auch, daß sie mir Mitleid zeigen zu dürfen glaubte, und ich rührte mich nicht vom Platze und antwortete: „Ihr täuscht Euch, Assunta, ich bin nicht traurig; wenn die Anderen mehr Ehre und Geld gewinnen, so genieße ich etwas Besseres: die Gunst der Weiber — — seid Ihr zu mir herausgekommen, um mich für den mir entgangenen Ruhm durch Eure Liebe schadlos zu halten? Nein, Ihr versteht nicht zu lieben; Euer Mitleid aber kann ich nicht brauchen.“ Sie schwieg und schaute mich lange an, mit einem Blicke, so gut, so zärtlich; dann strich sie mir die Haare von der Stirne und wandte sich, um mich wieder allein zu lassen. Da aber stürzte ich ihr nach, faßte ihre Hand, sagte ihr Dinge, die ihr nicht wundersamer geklungen haben können als mir selbst, Dinge, die mir nie eingefallen waren, oder die ich verlacht hatte, wenn ich sie von Anderen hörte; — und nun mußte ich so reden und glaubte daran und wußte nicht, wie ich dazu kam: ihr und mir gestand ich mit einem Male, zum ersten Male all' mein Elend ein; gelogen sei's, daß ich des Ruhmes nicht begehre; wol könne die Liebe dafür entschädigen, aber nicht solche Liebe, wie sie bisher mir zu Theil geworden. „Wenn ein Weib wie Du mich liebte, Assunta, dann erst würde ich in Wahrheit das Lob der Menschen ohne Bedauern entbehren,“ so rief ich. Da drehte sie sich um und antwortete rasch: „Nimm an, daß ich Dich liebte. Glaubst Du denn, daß ich auf den Ruhm Deines Namens verzichten möchte?“ In diesen ihren Worten ging mir ein wunderbares Licht auf, als ob jeder der tausend Sterne, die zu unseren Häupten funkelten, zugleich mit süßer Wärme mein Herz erfüllt und einen Strahlenkranz um meine Stirne gewoben hätte. Ich begriff, daß Assunta mich retten, daß ich ihr Liebe und Ruhm, Ruhm und Liebe danken

werde. Beide brauche ich sie und beide sind mir bisher entgangen, gleichwie der Knabe, welcher zwei Vögeln nachstellt, den einen um den anderen verscherzt. Nun aber halte ich sie beide." So sprach er und sein Athem flog, und ehe ich ihn noch des Näheren hatte befragen können, war er davon geeilt nach Bello Sguardo.

Den ganzen Tag über mußte ich nachdenken über den sonderbaren Fall. Assunta, die Jungfrau von Carrara — das Modell Marco's, des liederlichsten Weiberjägers von Florenz! Und was das Verwunderlichste schien: von all' Denen, die bei Ascanio verkehrten, hatte gerade Marco sich am wenigsten um die Sposina bekümmert; ja, manchmal war es uns vorgekommen, als ob er aus Absicht, aus Trotz nichts von ihr wissen wollte. Und wir hatten das auch natürlich befunden: die Spröden, die Ehrbaren waren nicht seine Sache. „Ich finde nicht," sagte er einmal lachend, „daß die Tugend besser gebaute Glieder hat als das Laster; warum sollte ich mir das Leben sauer machen?" Und nun hatte sich ihm die Tugend selbst an den Hals geworfen. O die Weiber, die Weiber! Wer lernt sie aus? Nicht umsonst pflegt man zu sagen, daß das Weiberherz beschaffen sei wie die Melone, die aus soundsoviel Scheiben besteht. Indessen that mir die Aermste gleich im ersten Augenblicke von Herzen leid, denn ich konnte nicht im Zweifel sein, daß sie ihrem Glück den Abschied gegeben hatte. Ich kannte ja meinen Marco. Wie oft hatte ich ihm seinen Unbestand, seine Trägheit, sein unsinniges Leben vorgehalten! Ich bin nun einmal solch' ein gutmüthiger Hampel, der Keinen gern auf dem falschen Wege sieht, und obwol es richtig, daß ein Jeder an seinem eigenen Bündel genug zu tragen hat, so macht mich doch der gute Rath, den ich gebe, nicht ärmer, den Anderen aber reicher. So ließ ich's denn auch bei Marco nicht daran fehlen, und weil wir so alte Kameraden waren, vielleicht auch weil er dachte, daß ich ihm niemals den Ruhm streitig machen würde, den er sich noch erwerben mußte, von mir ertrug er Manches, was er von keinem Anderen ertragen hätte, und hörte mich an, wenn ich ihm meine brave Predigt hielt. Doch freilich, nachdem er mich angehört hatte, warf er mir gewöhnlich einen schrägen Blick zu aus dem einen seiner großen Augen und kniff das andere zusammen und nickte und wiegte sich hin und her — ungefähr so wie ich's jetzt mache — und sagte kein Wort. Manchmal aber wurde es ihm doch schwül bei meinen Reden; dann focht er zornig mit den Armen in der Luft herum und sagte, ich solle ihm erklären, warum sein Kopf nicht glühen könne, ohne daß sein Blut sich entzünde. Es sei nun einmal sein Verhängniß, daß er die Schönheit, welche sich ihm drinnen im Herzen offenbare, auch draußen suchen müsse als Geschöpf in Fleisch und Bein. Oder er schob die Schuld auf die unendliche Fülle seiner Gedanken und die wunderbare Gluth seiner Einbildungskraft: zu viele Gestalten stiegen auf in seinem Geiste und drängten und folgten sich; ungeduldig greife er darnach, aber sie entschlüpften ihm und seine vor Ueberkraft und Sehnsucht zitternde Hand vermöge ihnen nicht Körper zu geben. Immer aber schloß das Lied damit, daß man ihm noch ein paar Jahre Zeit lassen solle; dann sei er älter und sein Blut werde ruhiger fließen. Solches Zeug mag auch der Geduldigste nicht immer hören, und eines Tages zählte ich ihm die großen Meister her, die schon

als Jünglinge Werke geschaffen, welche die Bewunderung der Nachwelt geblieben. Das sei ihm unbegreiflich, antwortete er, und er gäbe Alles darum, zu wissen, wie sie es fertig gebracht, mitten in der Siedehitze der Jugend dem Reichthum ihrer Phantasie Fesseln anzulegen und die Armuth der Natur genügsam hinzunehmen. Darauf erwiderte ich ihm, sie hätten eben gewußt, daß die Natur nichts Vollkommenes hervorbringe und daß der Künstler sich das Beste hinzudenken müsse. „Das ist's ja eben," rief er aus, „was mich zur Verzweiflung bringt. Ihr Anderen, ihr verhöhnt mich, weil ich jede Dirne, die mir als Modell dient, zu meiner Geliebten mache und weil ich dann des Modelles zugleich und meiner Arbeit überdrüssig und satt werde. Keine Einzige, bei der ich mir nicht sagte: das ist endlich die Rechte, die ist untadelig schön, und fehlt es irgendwo, nun, so willst Du's nicht gewahr werden. Ja, aber dann werde ich's doch gewahr, daß das Genick sich flach anfühlt wie eine Hostie, daß die Schulter nicht zum Arme paßt, daß — — ja, eine Jede hat ihren Fehler und jeden Fehler sehe ich, und wie ich ihn erst gesehen, so ist's aus und mag mich das arme Ding noch so sehr dauern, ich vertrage ihren Anblick nicht mehr. Und hat sie eine schöne Brust gehabt, so suche ich mir eine Andere mit schönem Hals und thue mir Gewalt an und geb' mir die verwünschteste Mühe, Euer Recept zu befolgen und aus Zweien, Dreien, Vieren zusammenzuflicken, was doch in meinem Kopfe als eine einzige Gestalt dasteht. Gott segne das Gestoppel! Mir will's nicht gelingen. Suchen, immer wieder suchen muß ich, bis ich die ganze, volle, heilige Schönheit, welche ich mit dem Auge meiner Seele schaue, gefunden habe als warmes Leben, als athmenden Leib." " —

Emilio, der die letzten Sätze in lebhafter Erinnerung an seinen Freund Marco und, wol um dessen Ton und Weise nachzuahmen, leidenschaftlich hastig und laut hervorgestoßen hatte, fiel hier in sein eigenes leiseres und bedächtigeres Reden zurück. „— Ich weiß nicht, Signori," — sagte er, „— was Ihnen dünkt von dieser Art Marco's, sein Nichtsthun und ausschweifendes Leben zu vertheidigen. Mir hat sie nichts Besseres als Narrheit geschienen. Per Dio! Die vollkommene Schönheit zu suchen und zu sagen: so lange ich sie nicht gefunden, bin ich ein Tagedieb und Schuldenmacher. Die vollkommene Schönheit! Mir scheint, es gibt nur zwei Mittel, ein Weib, und wäre es eine der drei heiligen Grazien selbst, immerfort fehlerlos schön zu finden: entweder müßt Ihr in sie verliebt sein, oder Ihr müßt Euch an sie gewöhnt haben. Und da das Verliebtsein ja doch auch nicht lange dauern kann, so ist die Gewohnheit das Sicherste. Deswegen, ein so ernsthaftes Geschäft die Ehe ist, sie hat ihr Gutes, und obwol ich, wenn ich heute meine Frau zum ersten Mal sähe, sie, glaub' ich, nicht mehr sehr schön fände, so ist sie doch zum Glück vor meinen Augen die geworden, die sie heute ist, und es kostet mich keine Mühe, immer noch einmal in ihr das dralle schwarze Teufelchen zu sehen, dem ich besser einst aus dem Weg gegangen wäre. Man muß eben aus jedem Unglück auch den Glückskern herauszuschälen wissen.

Doch ich sehe, das Vergnügen, mit diesen Signori zu plaudern, verleitet mich schon wieder zu Weitschweifigkeiten. Ich wollte also sagen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, es werde der Sposina nicht anders ergehen als all' den Früheren, auf deren jede Marco — auf die eine zwei Tage, auf die andere zwei

Monate — geschworen hatte. Das Mitleid mit Assunta trieb mich, es ihm offen herauszusagen. Am Abend eben des Tages, da er zum ersten Mal hinaufgegangen war, um sich oben sein Studio einzurichten, paßte ich bei Porta Romana auf, und als er kam, sagte ich ihm, er möge sich's überlegen, Assunta sei eine ehrbare Frau, kein Blumenmädchen, keine hergelaufene Popolana — — aber Alles, was ich sagte, diente nur dazu, ihn in seiner neuen Leidenschaft zu bestärken. „Das ist's ja," unterbrach er mich, „bei all' den Anderen, und wenn sie mir noch so sehr gefielen, ruhte ich nicht, bis sie mir nicht mehr gefielen, bis ich ihre Mängel sah, und obschon ihre Schönheit dann auch noch da war, sie war mir vergällt und verdorben. Warum? wer weiß es? dachte ich und wollte nicht glauben, daß ich keine von allen lieb hatte und daß es daran lag. Nie habe ich das glauben wollen, denn, so sagte ich mir immer, welchen vernünftigen Grund gibt es, warum eine zuthunliche Fioraia nicht das schönste Weib der Erde sein sollte? Wenn sie ihre Schönheit nicht hinter dem Riegel hält, so beweist das, daß sie sie nicht zu verstecken braucht, während Die, die so streng und hochmüthig thun, ihre Gründe dazu haben mögen. So pflegte ich mir's auszulegen und setzte meinen Stolz darein, den Damen Rühr-mich-nicht-an zu zeigen, daß ich sie nicht nöthig hatte. Und Du mußt Dich noch meines Streites mit Odoardo erinnern, als der behauptete, die Madonna sei eine höhere Art der Schönheit als die Venus, und ich ihn verlachte und sagte, an den Gürtel der Venus und seine Zauberkraft könnte ich glauben, dagegen der goldene Schein um den Kopf der Heiligen eitel Firlefanz sei, den die Maler malen mögen, welche ohne Lug und Trug nicht auskommen; aber die Bildhauerei sei eine redliche Kunst, die nicht verlange, daß man ihr glaube, was sich nicht mit der Hand fühlen läßt. Jetzt aber sehe ich, daß das Ding nicht so einfach ist, und so erstaunlich es mir selbst dünkt: wenn solch' eine Heilige für Dich warm wird, für Dich allein warm wird, da spürst Du etwas, was Du noch nie gespürt; Du betrachtest sie in anderer Weise als die Anderen, und verstehst nicht, wie Du aufhören solltest, sie zu lieben. Assunta, ja die liebe ich, und ich werde mich wohl hüten, an ihr einen Mangel zu entdecken."

Obwol in diesen aufgeregten Worten eine gewisse Wahrheit steckte — ich meine, die für jeden Anderen wahr gewesen wäre — im Munde Marco's konnten sie mich nicht irre machen. Ich besprach mich mit Isabella, meiner Frau, sie faßte die Sache gerade so auf wie ich, und wir fanden, daß man der Sposina einen Wink geben müsse, da von ihrem Oheim, dem alten Ascanio, nicht zu erwarten war, daß er ihrem gefährlichen Handel mit Marco ein Hinderniß bereiten würde. So verhielt es sich in der That; gerade Ascanio war schuld, daß die bisher so ehrsame Wittwe alle ihre Vernunft und Rückhaltung vergessen. Der Alte hatte ihr so viel gesprochen von der Begabung und dem Unglück Marco's, daß sie sich zuletzt ich weiß nicht was in den Kopf setzte: ein solches Bildhauergenie könne ein schönes Weib, das ihm als Modell diene, nicht entbehren; da aber fast nur lüderliche gemeine Personen sich dafür hergäben, so störten diese, wenn sie auch noch so schön wären, die rechte Begeisterung des Künstlers, weil ihrer Schönheit etwas Niedriges anhafte; und je erhabener das Genie, desto weniger könne ihm solches unholde Gesindel genug

thun. Das sei der Fall Marco's, meinte sie, und darum bringe er's zu nichts, und als nun er, er allein, bei der Ausstellung nicht die kleinste Ehre davontrug, da glaubte die gute Thörin, sie müsse ihm helfen, sie. Vergebens hatte Isabella ein sehr ernsthaftes Gespräch mit ihr, stellte ihr vor, daß Marco nicht der Mann sei, auf den eine Frau rechnen könne, daß er sie nur um ihre Ruhe und ihre Ehre bringen und daß ihr nach kurzer Süße Zeitlebens ein bitterer Geschmack bleiben werde. Assunta erwiderte nichts als: und wenn das Alles auch buchstäblich einträfe, so könne sie doch nicht anders handeln, als sie handele; was ihre Ruhe und ihre Ehre anlange, so gehörten die ihr, ihr allein, denn sie sei eine freie Wittwe; in ihrer ersten Ehe habe sie wenig Ruhe und wenig Ehre gehabt, da sie nur die Dienerin eines Mannes gewesen, für den sie keine Liebe hegen konnte; und wenn sie jetzt auch die irdische und die himmlische Ruhe für alle Zeit einbüßen sollte, ehrenvoller dünke es ihr jedenfalls, einem Manne um der Liebe willen zu dienen. Ja, aber wie lange sie denn glaube, daß es mit Marco dauern werde? fragte meine Frau, ganz entsetzt über solchen Unverstand, — ob sie nicht wisse, daß er wechselvoller sei als der Märzwind und vor der Ehe ärgere Scheu habe als der Teufel vor dem Weihwasser?

„Wer sagt euch denn, daß ich ihn heirathen wolle?" erwiderte Assunta lachend. „Der ist kein Mann zum Heirathen, das weiß ich noch besser als Ihr." Doch als sie die Verwunderung meiner Frau gewahrte, ward sie beinahe traurig und setzte hinzu: „Wenn ich so rede, so müßt Ihr nicht schlecht von mir denken. Ich hoffe, nicht frecher zu sein als ihr und andere brave Eheweiber. O daß die Madonna mich geliebt und mir einen Gatten gegeben hätte, dem sich mein Herz zuneigte! Oder möchte die Madonna beschließen, daß mich Marco zu seiner Frau machte! An mir soll's nicht fehlen. Ich will so hohes Glück durch Demuth und Hingebung zu verdienen suchen."

Das war mehr, als Isabella vertrug, denn sie hat eher zu wenig Geduld als zuviel. Sie gerieth in Aerger und konnte sich nicht enthalten, die Sposina zu fragen, ob sie sich nicht schäme, solches Zeug zu schwatzen? ob so etwas je erhört worden, daß eine Frau, welche bei Sinnen sei, einem Manne zuerst ihre Liebe gewährt habe in der Hoffnung, daß er sie später dafür heirathen werde? sie wisse nicht, in welchem Lande es solche Gimpel gebe, Marco sei jedenfalls der Letzte, für die sauern Trester zu zahlen, nachdem er den süßen Most umsonst gehabt. Doch Assunta ließ sich nicht belehren.

„Und wenn es so ist, was dann?" so sagte sie. „Wenn ich mir ein Unrecht thue, wem braucht daran zu liegen? Das Geringste aber, das ich für Marco thue, kommt der ganzen Welt zu gute."" —

Emilio hielt einen Augenblick inne und schaute uns fragend an. Da wir jedoch schwiegen, so fuhr er also fort: — „Nun muß ich die Signori bitten, zu glauben, daß es in unserm Italien solcher Weiber, die dieser Assunta Vanutelli an Unbesonnenheit gleichen, nicht viele gibt. Ich sage das, weil ich weiß, gar Mancher kommt von jenseits der Alpen und meint, die Gunst der Weiber lasse sich hier genießen wie die Gunst der Sonne. Gott behüte uns! Ich möchte um Alles nicht in Euren Signorie einen solchen Irrthum erregen oder bestehen lassen, und versichere Sie darum, so wahr ich ein Galantuomo bin, daß die

Italienerinnen so gut als die tugendhaftesten Frauen Eures Landes und der ganzen Erde ihre Ehre und ihren Vortheil kennen, und zumal in diesem unserm Florenz, darauf will ich schwören, wären nur sehr wenige im Stande, so allen Geboten der Klugheit und Sitte zum Trotz zu handeln wie Assunta und einer unerwogenen Leidenschaft ihre gegenwärtige Ruhe und die Aussichten der Zukunft zu opfern. Ich sage nicht, daß wir nicht ab- und zuzuthun verstünden und einer Wittwe wie Assunta eine stille Freundschaft verargten, falls sie keinen zweiten Gatten will. Aber ich denke, eine Wittwe ist noch mehr als eine in der Ehe Stehende verpflichtet, ihren guten Namen zu wahren. Die Verheiratheten haben ihre Männer, aber auf wessen Rechnung kommen die Unklugheiten einer Wittwe, wenn nicht auf ihre eigene? Und in welchem Maße unklug sich Assunta benahm, das mußte man sehen, um's zu glauben. Sie war mit einem Male wie ausgetauscht und machte alle Menschen zu Zeugen ihrer Veränderung. Daß sie ihren Oheim bestimmte, einen Saal seines Villino herzugeben für Marco's Werkstätte, das war im Grunde ganz verständig; denn wollte sie einmal Marco's Modell sein, so geschah das nirgends besser als in den Mauern des eignen Hauses. Aber statt nun für Geheimhaltung zu sorgen und ihrem Freunde Verschwiegenheit zu gebieten, war sie selbst die, welche aller Welt ein Licht aufsteckte. Nicht daß sie, wie schamlose Weiber manchmal thun, auf ihre Verirrung stolz gewesen wäre und sich mit ihrer Leidenschaft hätte brüsten wollen. Bewahre! Sie erröthete, wenn man ihr in die Augen sah, und verwirrte sich, wenn man sie nach dem Wetter fragte. Aber daß sie eben den Zustand ihres Herzens nicht besser verhüllte, ist gewiß in keiner Art zu entschuldigen. Unsre Gesellschaft versammelte sich nach wie vor zur Conversation da oben; statt aber wie sonst dabei zu sitzen und mit der ihr so wohl stehenden unschuldigen Lebhaftigkeit am Gespräch Theil zu nehmen, schwieg sie nun, wenn Marco abwesend war, und kam er, so wurde sie roth und blaß und hörte nicht auf, ihn anzusehen, bis sie sich selbst darüber betraf und plötzlich aufstand und hinausging. Dann folgte ihr Marco nach einer Weile in den Garten nach, falls wir im Haus, oder in's Haus, falls wir im Garten saßen; der alte Ascanio, der nun einmal seinen Spaß an der Geschichte hatte, blinzelte uns zu und wir hielten nicht zurück mit unsern Spöttereien, an denen aber, glaube ich, Neid und Eifersucht ihr gutes Theil zu haben pflegten. Merkwürdig war auch das, daß Marco seiner Zunge und seinen Mienen ebenso sehr Gewalt anthat, als Assunta sich verrieth. Das war sonst sein Brauch nicht gewesen. Er hatte uns immer gern auf's genaueste eingeweiht in seine verliebten Händel, in seine schnellen Erfolge; nur diesmal beobachtete er ein geheimnißvolles Schweigen, und als einmal ein gewisser Odoardo, auf den ich noch werde zu sprechen kommen, einige allerdings sehr anzügliche Aeußerungen that: — es gebe Weiber, vor denen auch der ruchloseste Verführer Ehrfurcht empfinden müßte; für gewisse Leute sei es freilich leichter, in einem Jahre zehn Frauen zu betrügen, als eine einzige ehrliche Arbeit zu Stande zu bringen, und so weiter —, da hätte es fast ein Duell gegeben zwischen den Beiden. Marco kam selbst mit mir, dem er doch gleich am ersten Tage Alles erzählt hatte, nicht darauf zurück; ja, er mied mich und meine Frau, während sonst keine drei Tage vergangen waren, ohne

daß er uns besucht hätte. Und da wir ja auch nicht mehr bei Francesco einander trafen, so sahen wir uns eine Zeit lang selten genug. Eines Tages kam er, mir das Geld zu bringen, das ich ihm nach und nach geborgt hatte. Auch dieses plötzliche und gänzliche Rückzahlen einer zum Theil seit Jahren stehenden, von mir für halb verloren gegebenen Schuld schien mir nicht viel weniger als ein Wunder. „Er muß etwas für La Doccia modellirt und einen besonders guten Preis bekommen haben," sagte ich zu Isabella. Die aber schaute mich von der Seite an und antwortete: „Oder die Närrin zahlt ihm nun auch noch seine Schulden!" Isabella ist schlau, sehr schlau.

Natürlich war die Neugier groß in uns Allen, das Werk kennen zu lernen, zu welchem die Sposina Modell stand. Aber selbst Ascanio durfte, so versicherte er, das Studio nicht betreten. Endlich eines Morgens holt mich Marco ab. „Komm mit, Du sollst etwas zu sehen bekommen." Wir stiegen hinauf nach dem Villino. Ich war nicht nur gespannt, sondern fühlte mich auch geschmeichelt, weil Marco mir mit einem Male wieder solches Vertrauen zeigte, und ich beschloß, mit meinem Lobe nicht zu geizen, selbst für den Fall, daß mir das Werk so gut gefiele, wie es nun einmal keinem Künstler lieb ist, der doch vor Allem an sich selber Freude erleben möchte. Aber ich empfand zuerst nichts als eine große Enttäuschung, als Marco den feuchten Lumpen herunternahm, der den Thon bedeckte. Nun, Sie kennen das Werk ja — so wie es jetzt noch vorhanden — ich meine als den Marmortorso, welchen Sie heute früh so sehr bewundert haben und dem ich die Ehre danke, den heutigen Abend in der Gesellschaft dieser Signori zu verbringen. Wie ich die Figur damals zuerst sah, sei es, daß sie sich als Entwurf im Thon weniger gut ausnahm, sei es, daß mir nicht gleich die Augen aufgingen für die sonderliche Schönheit, die man ihr später, nachdem sie in Gips gegossen worden, allgemein zuerkannte, genug, im ersten Augenblick war ich sehr verblüfft und wußte nicht, sollte ich in meinem Herzen Freude oder Verdruß empfinden. So etwas, sagte ich zu mir, brächtest du auch fertig, ohne ein Genie zu sein und ohne daß Assunta Vanutelli dir Modell stünde. Ich hatte etwas ganz Anderes erwartet, dem Gegenstande und der Behandlung nach. Und gewiß, ich war dazu befugt: nachdem Marco uns so lange und so oft auf seine erste große Arbeit vertröstet, durfte ich annehmen, dieselbe müsse den höchsten Gattungen, der Historie, der Mythologie oder der Allegorie angehören, und vollends erwartete ich eine völlig nackte Gestalt zu sehen; hatte doch Marco immer gesagt, seine Vortrefflichkeit und überhaupt die jedes rechten Bildhauers gehe auf die Darstellung des Nackten. Und nun, was schaue ich? Ein Weib, mit einem Gewande bekleidet, das nur einige wenige unrhythmische Falten schlägt, hält einen brennenden Span — nicht einmal die richtige classische Fackel — empor; immerhin, obschon sie weder nackt ist noch das Gewand ein griechisches, die Gestalt hat eine hohe, edle Schönheit, und auf den ersten Blick denkt Jeder, sie müsse eine Hero vorstellen, welche ihren Geliebten erwartet; aber das Gesicht — — einer Hero gibt man doch wol ein anderes Gesicht als das der Assunta Vanutelli, die, ich habe es schon gesagt, sich jeder Schönheit eher rühmen durfte als eines großartigen, stylvollen Antlitzes.

„Aehnlich ist sie, sehr ähnlich," sagte ich, um meine Enttäuschung zu verbergen.

„Ja, darob wundert sich Emilio, der brave Schüler der Accademia delle belle Arti," so verspottete er mich, „hab' es vorausgewußt, und ich selbst, daß ich's nur bekenne, bin nicht allezeit so kühn gewesen. Auch das ist Assunta's Verdienst — — höre nur! Also, nachdem ich mir hier das Studio hergerichtet — — das allerbeste ist es nicht, es geht immerfort ein Luftzug durch, und man kann nicht genug aufpassen, daß der Thon feucht bleibe — — also endlich hatte ich hier oben, so gut es eben gehen wollte, meine Vorbereitungen getroffen, Assunta soll mir zum ersten Male stehen, und ich bringe darum eine Anzahl Zeichnungen mit herauf, Studien, Skizzen zu allerlei Figuren, die mir seit kürzer oder länger im Kopf herumschwirren. Es war eine Kleopatra darunter, eine Sibylle, eine Amazonenkönigin und noch anderes antikes Weibervolk. Wie ich ihr aber nun die Zeichnungen vorlegen will, hält mich ich weiß nicht was ab, die Mappe zu öffnen. War es Mitleid mit ihr? Sie stand vor mir so still ergeben, so demüthig wie ein Opferlamm, blickte zu Boden, schien zu frieren. Oder fürchtete ich, mir für mein eigenes Gefühl das gute Weib zu verderben, indem ich mir ihre Willfährigkeit gefallen ließ für ein Geschäft, zu welchem gemeiniglich nur die schlechtesten Dirnen nicht zu gut scheinen? Eine sonderbare Ungewißheit machte mich stumm und verlegen. Du hast sie nicht lieb genug, sagte ich mir, als daß du ihr Opfer annehmen dürftest. Nein, antwortete ich mir selbst, du hast sie vielmehr zu lieb — — so verging eine Weile. „Ihr werdet kalt bekommen," sagte ich und suchte sie zum Lachen zu bringen, mir aus der Verlegenheit zu helfen. Aber sie lachte nicht mit, sondern fragte leise, leise: „Sprecht, was ich zu thun habe." Dabei schaute sie zu mir auf, nur ganz kurz, aber das genügte, daß die Reihe zu fröfteln an mich kam. So etwas war mir mein Lebtag nicht geschehen. Ich erschien mir wie ein Missethäter, schaute sie wieder an und sagte zuletzt: ich sehe, es sei besser, daß ich gehe und mir ein anderes Modell suche. Da aber stürzte sie mir an die Brust, umfing mich, preßte mich an sich, und unter Küssen und Thränen rief sie, daß sie meine Magd sei, meine Sklavin, mein Eigenthum, daß sie mir angehöre, Seele und Leib, daß ich nur zu fordern, sie nur zu willfahren habe. Aber statt daß ich meinen Muth zurückgewann, rührten mich ihre Worte nur noch mehr; es wurde mir so weich um's Herz, daß ich begriff, für heute sei es mit der Arbeit nichts. Ich setzte mich auf ein Postament, hieß Assunta sich neben mich setzen und fragte, was ihr den Gedanken eingegeben, mir zum Modell dienen zu wollen. Da erröthete sie und sagte: „Wenn Ihr Euch jemals in stürmischer Nacht am Strande des Meeres befunden habt, so mögt Ihr Euch vielleicht erinnern, auf einem Sandhügel oder auch auf einem von den Wellen umbrausten Felsen eine Frauenschaar gesehen zu haben, welche, falls der Grund trocken genug ist, Reisig zusammentragen und anzünden oder, falls sie mit ihren Füßen im Wasser oder nassen Sande stehen, die brennenden Zweige in den Händen halten und über ihren Köpfen im Kreise schwingen. Die Frauen und Töchter sind es der Fischer, deren Rückkehr der Sturm verspätet hat. Der Widerschein der vom Winde angefachten Flammen tanzt weithin auf den Wellen;

den heimkehrenden Barken aber zeigt sich so das Gestade, wo sie landen sollen. Halbe und ganze Nächte hindurch stehen die geängstigten Weiber, schauen ungeduldig hinaus in die tosende Finsterniß, zünden geduldig immer neue Aeste an, wagen nicht zu reden von den Gefahren des Meeres und denken doch nichts Anderes — so vergehen die Stunden, bis endlich Eine ausruft: ich sehe etwas Weißes, ein Segel. Hat sie recht gesehen? hat ihr sehnendes Herz sie getäuscht? wenn sie recht gesehen, wer ist wol die Glückliche, die zuerst ihren Gatten, ihren Bruder umarmen darf? — — Solcher drangvollen Nächte habe ich manche verbracht mit den Frauen von La Meglia, meinem Geburtsorte. Ich war nur ein Kind dazumal, und doch steht das Alles gar deutlich vor meinen Augen. Am frischesten ist mir aber die Erinnerung geblieben an eine Nacht, eine besonders graufige: als wollte er nicht blos die Schiffe auf dem Meere sondern die Berge auf dem Lande hinwegfegen, so blies der Ponente; spät am Abend kam die erste Barke heim, eine Stunde später die zweite, und so folgten sie sich einzeln, ohne daß sie von einander wußten; der Sturm hatte sie zerstreut. Mitternacht war lange vorüber, da hatten sich alle eingefunden bis auf ein Boot, welches den Vater und den Gatten eines jungen Weibes trug. Die Frauen von La Meglia sind gutmüthig und pflegen einander zu helfen, aber in jener Nacht tobte das Wetter so furchtbar und die Angst war in allen so arg gewesen, daß eine jede, sobald ihr Mann oder Bruder oder Sohn an's Land gekommen war, an nichts Anderes mehr dachte, als ihn heimzugeleiten und von den durchnäßten Kleidern zu befreien. So geschah es, daß zuletzt jene Eine allein blieb, und weil, obwol sie in jeder Hand ein glühendes Scheit hielt, sie damit doch kein großes, weithin leuchtendes Zeichen zu Stande brachte, so schritt sie in ihrer Angst allmälig von Klippe zu Klippe immer weiter hinaus in's Meer, um so ihren Freunden da draußen näher zu kommen. Ich war nur ein kleines Mädchen und begriff zwar, daß sie achtlos in schreckliche Gefahr hineinging, doch wußt' ich nichts für sie zu thun, sondern saß am Ufer und stierte nach ihr und mein Herz pochte. Immer mehr entfernte sich ihre Gestalt, so daß ich sie in der Dunkelheit verloren hätte, wären nicht die beiden Feuerbrände gewesen, welche zeigten, daß sie nun hier stand, nun dort und so immer weiter draußen. Manchmal aber bäumte sich eine Welle zwischen mir und ihr so hoch auf, daß der Schein der Flammen meinen Blicken entschwand. Da, welch eine Freude! da schoß ein Boot daher, schoß so schnell zwischen den Klippen hindurch dem Strande zu, daß ich, so jung ich war, mich wunderte, wie es nicht zerschellte. Aber die beiden Schiffer steuerten geschickt genug und landeten unversehrt. Doch wie sie nun das Licht suchten, das ihnen den Weg gewiesen, da fanden sie es nicht mehr: eine Welle hatte das arme Weib hinweggespült; als der Morgen anbrach und das Meer ruhig wurde, trieb ihre Leiche auf dem Wasser und eine Hand hielt noch den ausgelöschten Zweig fest." So erzählte mir Assunta. Ich hatte ihr so aufmerksam zugehört, daß ich meinte, dort am Gestade von La Meglia zu stehen, und das Brüllen des Meeres klang mir in den Ohren. Wie sie nun schwieg, wachte ich so zu sagen auf und fragte, warum sie mir das erzähle. „Weil," erwiderte sie, „ich das Schicksal jener Armen manchmal beneidet habe. Du verlangtest dir nichts Besseres, sagte ich mir an mehr als einem der freude- und liebeleeren Tage, aus denen mein Leben bestanden — nichts Besseres ver-

langtest du dir, als so Denen, die du lieb hättest, den Weg zu zeigen, und versänkest du selbst dabei in Finsterniß und Tod. Aber was half mir's, daß ich mir das wünschte! Ihr seht, Marco, ich bin noch unversehrt." So beendete sie mit einem Scherzwort und lächelnd ihre traurige Erzählung."

Marco selbst unterbrach sich hier und schaute mich an mit strahlender Miene. In seinem Munde hatte die Erzählung nur halb traurig geklungen; denn obwol er sie so rührend, wie er sie von Assunta vernommen, wiederzugeben suchte, so war ihm doch das Wichtigste dabei, daß er seinem Glücke Luft machen, daß er mir sagen konnte: Assunta sucht nicht länger; sie hat Den gefunden, den sie lieben, für den sie sich opfern möchte. „Nun weißt du," so fuhr er fort, „wie diese Statue entstanden, weißt, was sie mir bedeutet. Aber ich denke, auch Andere sollen etwas daran zu sehen haben."

„Die Anderen," wendete ich ein, „die, welche nicht wissen, was sie Dir bedeutet, werden fragen, was gerade dieser Kopf auf diesem Körper solle?" Da fertigte er mich aber kurz ab: „Der Kopf gehört dazu, das muß ich am besten wissen." Nun, es kam eine Zeit, da fand er, daß er's doch nicht am besten gewußt. Indessen, ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Es ist ja richtig, daß die Statue das außerordentlichste Glück machte, als sie im Gips unter dem Namen „Der Leitstern" ausgestellt wurde — — ein schöner Name, nicht wahr? und der durch seinen vielsagenden Sinn die allzugroße Einfachheit des Gegenstandes gewissermaßen gut macht. Marco meinte, seine Arbeit nur eben „Die Frau des Fischers" taufen zu sollen; allein der Vorstand der Accademia delle belle Arti nahm an dieser allzu gewöhnlichen Bezeichnung gerechten Anstoß und erklärte, die Statue nicht in den Räumen der Accademia ausstellen zu können, wenn man nicht durch den ihr ertheilten Namen auf eine tiefere Bedeutung hinwiese. Marco gab nach und wahrlich, es schadete ihm nichts. Denn während der große Haufe an seinem Werke die merkwürdige Naturwahrheit bewunderte, lobten die Höhergebildeten dessen tiefere symbolische Bedeutung, und so zeigte es sich auch in diesem Falle wieder einmal recht einleuchtend, daß erst der Scharfsinn der Kenner ein Kunstwerk richtig auszulegen weiß, viel richtiger als der Künstler selbst, der meist gar nicht ahnt, was Alles er unbewußter Weise hineingelegt hat. Was mich anbelangt, so gestehe ich, Marco's Werk erst völlig schätzen gelernt zu haben, nachdem ich gelesen, was das „Giornale degli Artisti" darüber sagte. Schade, daß das Giornale abwartete sich auszusprechen, bis der Erfolg der Statue bei dem Publicum bereits feststand. Wieviel mehr würde für die Erziehung des Geschmackes der Menge geleistet, wenn die Richter von Beruf ihr keine Zeit ließen, sich auf eigne Faust ihr Urtheil zu bilden. Auch im besten Falle, einem Falle wie dem gegenwärtigen, wo das Publicum das Rechte traf, weiß es doch eben nicht, warum das Rechte das Rechte ist. Und das dünkt doch wol auch diesen Signori die Hauptsache?

Allein wohin gerathe ich schon wieder! „Der Leitstern" war also noch keine Woche ausgestellt, so hatte Marco so zu sagen mit Einem Sprunge eine Stufe in der Aufmerksamkeit und Achtung der Leute erreicht, von welcher er bequemen Schrittes die immer von ihm geträumte ruhmvolle Laufbahn betreten konnte. Denn wer erst einmal bekannt ist, der muß sich sonderlich ungeschickt

anstellen, um nicht auch berühmt zu werden. Leider ließ sich Marco allzusehr berauschen von seinem Erfolg. War er schon stolz gewesen, als Niemand auf ihn achtete, so wurde er's nun doppelt und meinte, er brauche jetzt vollends nicht mehr nach den Meinungen und Wünschen Anderer zu fragen. So viel Beifall dem „Leitstern" zu Theil geworden, so fand sich doch kein Besteller für die Ausführung in Marmor. Statt nun hieraus die Lehre zu ziehen, daß er den Neigungen des bereits so sehr für ihn eingenommenen Publicums entgegenkommen müsse, sagte Marco laut und allenthalben, er könne warten, und wies die vortheilhaftesten und ehrenvollsten Bestellungen ab, zum Beispiel eine des Conte Altieri, der, da seine Gemahlin zu früh in die Wochen gekommen und gestorben war, ihr als Grabdenkmal ein Relief zugedacht hatte, welches darstellen sollte, wie das Kind als kleiner Engel die Mutter sich nach in den Himmel zog. Einige wohlgesinnte Gönner Marco's verwandten sich bei der Regierung, damit diese auf Staatskosten den „Leitstern" ausführen ließe. Aber die Antwort lautete: es sei zwar die Förderung der schönen Künste keine der letzten Aufgaben, welche sich die Regierung gestellt, allein unter der neuen Herrschaft constitutioneller Freiheit müsse jede ungesetzliche Bevorzugung, wie sie ehedem im Schwange gewesen, aufhören; Marco Fabbroni möge sich betheiligen bei der Bewerbung um den jetzt eben öffentlich ausgeschriebenen Preis für den besten Entwurf eines Monumentes, das zur Feier der Vollendung der schwierigen Eisenbahn über den Apennin auf dem höchsten Punkte der Bahn errichtet werden solle. Dazu hatte nun Marco keine Lust, obwol jeder Andere den Wink verstanden und zum Voraus gewußt hätte, daß er den Preis bekommen würde. Mein armer Freund fiel in sein Nichtsthun zurück. Er verbrachte seine Tage im Villino Del Medico, aber ohne irgend etwas zu arbeiten. Das Studio da oben tauge nichts und die Sposina habe er zu lieb, als daß er sich ihrer fort und fort wie eines gewöhnlichen Modells bedienen möchte. Dafür saß er mit Assunta in einer Laube des Gartens oder auf dem Terrazzino der Villa und hörte nicht auf, mit ihr zu plaudern und in die blaue Luft zu schauen. Als ob auf diese Weise berühmte Künstler entstünden! Selbst Assunta, die er doch völlig umstrickt hatte mit dem Zauber seines Wesens und Gespräches, selbst sie fühlte, daß diese Verwendung seiner Zeit nicht die richtige sei. Und siehe da! was that sie? Sie kam zu mir und forderte mich auf, ganz im Stillen und ohne daß Marco davon erführe, eine als Studio für ihn geeignete Räumlichkeit hier unten in der Stadt zu suchen und zu miethen. Dabei gab sie mir im Voraus eine Summe, welche als Miethzins für ein Jahr und darüber hinreichte. Obwol ich ihre unbedachte Freigebigkeit nur mißbilligen konnte, so fand ich's doch vernünftig, daß sie also Marco nöthigen wollte, nicht den lieben langen Tag da oben bei ihr zu sitzen, und richtig hatte ich auch bald einige geeignete Räume in meiner Nachbarschaft, im Borgo Tegolaia, ausgestöbert. Kaum aber war das Studio gefunden und noch ehe es völlig in Bereitschaft gestellt war, kommt ein Rollwagen vor der Thür an und bringt einen prachtvollen Block des schönsten violett angehauchten Poggio Silvestro, einer der kostbarsten und theuersten Marmorsorten. Den Block hatte Assunta in Carrara aussuchen und nach Florenz herschicken lassen — für ihr eigenes gutes Geld,

wie ich kaum hinzuzufügen brauche. Und nun erfuhr ich weiter, daß sie nicht geruht, bis Marco darein willigte, sich eine Summe von ihr vorstrecken zu lassen, die mehr als genügte, seine sämmtlichen Schulden abzutragen. Ja, eine feine Nase hat meine Isabella, das werden die Signori zugeben. Daß Assunta, um so beträchtliche Ausgaben zu bestreiten, das von ihrem Manne hinterlassene Gütchen veräußert hatte, kam erst später an's Licht. Damit sie nicht den Tadel der Welt erführe, weil sie sich für Marco zu Grunde richtete, that sie's im Stillen. Allein was half ihr das? Sie ward so zur Bettlerin, ohne daß Jemand es wußte, ohne daß Jemand die Zeit hatte, sie beim Zipfel des Kleides zu fassen und zurückzuhalten, während sie so kopflos dem Abgrund zulief. Ich, der ich einstweilen noch bei Weitem nicht wußte, in welchem Maße sie an sich selbst zur Diebin ward, sagte doch einmal zu ihr und hatte meine gute Absicht dabei: „Solche Opfer, wie Ihr sie Euch für Marco auferlegt, bringt eine vorsichtige Frau nicht einmal ihrem Gatten, geschweige denn ihrem Bräutigam."

„Marco ist weder mein Gatte noch mein Bräutigam," erwiderte sie, und als ich mich um meiner guten Absicht willen ungläubig stellte und sagte: ich könne nicht denken, daß sie sich nicht wenigstens die Ehe von ihm habe versprechen lassen, da gab sie zur Antwort: daß jetzt, wo sein Genius eben anfange, die Schwingen zu regen, sie sich wie eine Verbrecherin vorkommen würde, wollte sie ihm eine störende Fessel anlegen, und daß sie es als eine süße Pflicht, nicht als ein Opfer ansehe, wenn sie Alles, was sie vermöge, zu seiner Unabhängigkeit beitrage. „Was vermag ich denn viel?" setzte sie hinzu, „was kann ich weniger thun, als daß ich ihm zu dem Marmor verhelfe, der mich, meine arme Gestalt unsterblich machen wird?"

Marco zog also nun in die neue Werkstätte ein, oder vielmehr der Steinhauer zog ein, welcher vorerst den Block aus dem Groben herauszuschaffen hatte. In dieser Zeit nun, ehe der Marmor so weit war, daß Marco eigene Hand anlegen konnte an dessen weitere Bearbeitung — denn die wollte er ungleich so vielen andern unserer heutigen Bildhauer keinem bloßen Sbozzatore überlassen — in dieser Zeit kam ihm Francesco mit einer sehr dringenden Bitte. Francesco hatte sich einen Arm verstaucht und war auf Monate hinaus unfähig, etwas zu thun. Er bestürmte nun Marco, ihm zu Hilfe zu kommen und einige unaufschiebbare Arbeiten zu übernehmen, darunter zumal eine Büste, für deren Herstellung Marco geschickter sei als er, der Meister selbst. Es gelte, eine junge Dame abzubilden, ohne daß sie es wisse, ohne daß sie sitze; ihr Vater wolle sie mit dem Geschenk ihrer eigenen Büste überraschen, und der Künstler müsse sich begnügen, sie ein paar Mal bei Gelegenheiten, die man herbeiführen werde, zu schauen und sich ihren Kopf in's Gedächtniß zu prägen; das sei so recht eine Arbeit für einen Mann, der wie Marco jedes Gesicht sofort behalte und nach Jahren noch treulich wiederzugeben im Stande sei.

Marco ging auf den Antrag ein, obwol er an dem Büstenkneten, wie er's nannte, keinen Geschmack hatte und obwol der Besteller wieder richtig ein Amerikaner, ein Oberst Boll aus Neu-Orleans, war. Allein es ging diesmal nicht wohl an, Francesco's Bitte abzuschlagen; außerdem aber dachte damals Marco — ich weiß es aus einer Aeußerung, die er that — daß er um Assunta's

willen nicht mehr das Recht habe, einen derartigen Geldverdienst zu vernachlässigen. Als ich ihn so sprechen hörte, verstand ich es in dem Sinne, daß er vorhabe, Assunta zu heirathen, und ich glaube noch heute, daß dies dazumal seine Absicht war. Wie die Sposina dieses edle Vorhaben Marco's vereitelte und mit ihren eignen Händen ihr Glück zerstörte, das sollen Eure Signorie jetzt hören, wenn anders Sie nicht finden, daß ich schon allzulange Ihre Geduld mißbraucht habe." —

Wir versicherten, daß wir ihm mit wachsender Theilnahme gefolgt seien und dem Ende seiner Erzählung eine um so peinlichere Neugier entgegenbrächten, als wir ja bereits wüßten, daß wir traurige Dinge zu hören bekommen würden. — „Ja," — versetzte Emilio, indem er mit seiner neuen Cigarrette, der zehnten oder zwölften, durch die Luft fahrend sein Bedauern sehr nachdrücklich kundgab, „— ja," das ist nicht geschickt von mir gewesen, daß ich den Signori von vorn herein etwas Schreckliches versprochen habe. Denn wer weiß gern zum Voraus, daß er sich betrüben soll? Ich habe immer den Verstand jenes Impresario bewundert, der, auch wenn er eine Tragödie aufführen ließ, sie doch auf dem Zettel als Komödie anzeigte. Sitzen erst die Leute einmal im Theater, nun, so weinen sie immer noch lieber für ihr Geld, als daß sie es im Stich lassen; aber daß man, so lange man noch die Wahl hat, sich lieber durch etwas Lustiges als etwas Trauriges ergötzen läßt, wer darf Einem das verdenken? Indessen, wie man zu sagen pflegt, die Dinge sind nicht, wie sie sind, sondern wie man sie ansieht, und wenn Jemand etwas recht Trauriges zu sehen oder zu hören bekommt, so darf er sich nur klar machen, daß es ihn selbst ja nicht betrifft, und er wird, wäre er noch so mitleidig, sich's schon weniger zu Herzen nehmen. Und so möchte ich auch die Signori bitten, sich durch das traurige Geschick Marco's und der Sposina nicht allzusehr rühren zu lassen und zu bedenken, daß es nun einmal zum Unglück bestimmte Menschen gibt und daß wir nicht dazu zu gehören brauchen. Auch muß ich immer eines Ausspruchs meiner Frau Isabella gedenken. In den ersten Jahren unserer Ehe, — ich meinte damals noch, es sei möglich, sie auf andere Gedanken zu bringen als die, mit denen sie gerade sich und mich plagte, — da führte ich sie an besonders bösen Tagen in eine Kirche oder ein Museum und zeigte ihr dies und jenes. So besuchten wir eines Tages die Uffizien und zwar den Saal der Niobiden. Ich hatte nicht ohne besondere Nebenabsicht unsere Schritte dahin gelenkt, denn ich dachte, wenn sie diese furchtbare Familienzerrüttung sieht, so geht sie vielleicht in sich und dankt Gott, daß sie und ihr Mann und ihre Kinder gesund sind. Auf die moralische Idee eines Kunstwerks ist mir's übrigens von jeher am meisten angekommen. Den Satz, die Kunst sei um der Kunst willen da, halte ich für grundfalsch. Doch um Isabella nicht zu vergessen, so meinte sie, man brauche mit der Niobe nicht solch außerordentliches Mitleid zu haben, da es zwar gewiß entsetzlich für eine Mutter sei, so ihre Kinder zu verlieren, aber man doch hinwiederum annehmen müsse, daß sie, um so viele Kinder zu bekommen, in einer langen und glücklichen Ehe gelebt habe. Ich erwiderte ihr damals, glaube ich, daß es auch unglückliche Ehen gebe, denen ein reicher Kindersegen nicht fehle; aber Isabella's Worte sind in meinem Gedächtniß haften geblieben, und wo immer ich einen Unglücklichen

wahrnehme, tröste ich mich damit, daß er ohne Zweifel auch seine guten Tage gesehen habe. Marco zum Beispiel, so schlimm er endete, hatte doch jahrelang locker und lustig gelebt und sich's nicht sauer werden lassen wie unsereins. Was aber Assunta angeht, so erinnere ich mich sehr deutlich, daß sie in den Tagen ihres größten Herzeleides ausrief: das Glück, welches ihre Liebe zu Marco ihr gewährt, sei mehr als hinreichend, sie für alles Elend ihres Lebens zu entschädigen. Es gleicht sich eben, wenn nicht Alles, so doch Vieles aus in diesem Leben, das sollen wir nicht außer Acht lassen, und nun, nach dieser schon allzulangen Abschweifung, will ich mich beeilen, meine Erzählung zu Ende zu bringen.

Der Oberst Boll bewohnte den ersten Stock eines Palazzo in Via del Cocomero, und da er glänzende Feste gab, so gingen viele Leute bei ihm ein und aus, darunter manche der vornehmsten Signori von Florenz. Zufällig hörte ich von einem jungen Amerikaner, den ich bei Francesco kennen gelernt, der Oberst nenne sich Oberst, aber er sei gar keiner, sein vieles Geld habe er sich in Neu-York in einem Spielhause erworben und unter den zahlreichen in Florenz lebenden Amerikanern seien nur wenige, welche mit ihm verkehrten. Nun, es fließt hier in Florenz allerlei Volk aus allen Ländern der Erde zusammen, und es mag darunter Mancher sein, der, wenn er in seiner Heimat Mahlzeiten geben wollte, außer seinem Koch und seinem Hausmeister Niemanden fände, der seine Einladung annähme. Aber hier in Florenz, wo man von jeher eine edle Gastfreundschaft geübt hat gegen alle Fremden, die unter uns weilen, kann man nicht allzugenau untersuchen, was Einer daheim gethan und nicht gethan haben mag. Auch gibt es hier so gut wie überall einige große Herren in kurzen Hemden, vornehme Leute, welche ärmer sind als sich's für sie schickte, und da sie doch in nobler Weise leben müssen und es in ihrem eignen Hause nicht können, so mögen sie reichen und großartig lebenden Ausländern die Ehre ihres Umganges nicht vorenthalten.

Als Marco zum ersten Male einen Abend im Hause des Obersten zugebracht hatte, erzählte er mir am andern Tage, wen Alles er da gesehen, und sprach sich sehr geringschätzig über die Gesellschaft aus. Denn erstens war Marco, wie es sich für einen jungen Künstler geziemte, von den reinsten demokratischen Gesinnungen erfüllt, und zweitens fand er, daß man ihm nicht genug Aufmerksamkeit erwiesen. Der Oberst hatte ihn ja doch eingeladen, damit er seine Tochter sähe; als aber Marco ihr vorgestellt zu werden verlangte, da hörte er, sie sei im Theater, und dann drängte sich die ganze Gesellschaft um einen Spieltisch und Niemand bekümmerte sich um ihn. Da wurde er so zornig, daß er alles Geld, was er bei sich trug, es waren die letzten hundert Lire, die ihm von Assunta's Vorschuß noch geblieben waren, auf eine Karte wagte, und als er sie verloren hatte, wegging, ohne auch nur den Hausherrn zu grüßen. Er werde nie wieder einen Fuß in das Haus setzen, sagte er zu mir, und es sei eine Schmach, daß Enkel der großen Geschlechter aus der Zeit der florentinischen Freiheit und Herrlichkeit solchem hergelaufenen Abenteurer, solchem amerikanischen Barbaren die Hand drückten, während sie einen Mitbürger, einen Künstler, der einst ein neuer Ruhm für Florenz sein werde, nicht kennen zu dürfen meinten.

Allein zwei Tage darauf sprach Marco anders. Er war bei Francesco mit dem Obersten und dessen Tochter zusammengetroffen; sie hatten sich mit großer Höflichkeit bei ihm entschuldigt und ihn zu Tisch geladen.

„Ich konnte nicht ablehnen," sagte Marco; „Diamine! hat die zwei Augen im Kopf!"

Aha! dachte ich; es ahnte mir schon, aus welcher Gegend der Wind nächstens wehen würde. Abends aber ging ich hinauf zu Ascanio und bat die Sposina um ein Gespräch unter uns. Sie ging mit mir in den Garten; und nun stellte ich mich, als ob ich ihrer neulichen Versicherung keinen Glauben geschenkt, und fragte, wann sie und Marco sich zu vermählen gedächten. Sie antwortete wieder: davon könne nie und nimmer die Rede sein; sie habe ihm ja nichts mitzubringen außer ihrer großen Liebe, und die allein reiche doch nicht hin, die Kluft auszufüllen zwischen ihr, einem armen, weder jungen noch schönen Weibe, und einem Genie wie Marco, der, ehe ein Jahr vergangen sei, ganz gewiß die stolzesten Ansprüche erheben dürfe. Ebendarum, sagte ich, habe sie keine Zeit zu verlieren; das Pferd, das nicht renne, bekomme den Preis ganz gewiß nicht, und wenn sie wirklich ihn so sehr liebe, so müsse sie ihn auch für sich allein haben wollen.

„Das versteht ihr nicht," sagte sie und schüttelte den Kopf und zeigte keine Lust, das Gespräch fortzusetzen.

Marco kam nun fast täglich in das Haus des Obersten. Er sollte ja die Signorina — sie hieß Lucy auf amerikanisch, was dasselbe ist wie unser italienischer Name Lucia — er sollte die Signorina sich ja genau betrachten, ohne daß sie's merkte. Außerdem fing er nun mit einem Male an, sich geschmeichelt zu fühlen, daß er so vornehme Gesellschaft besuchte und täglich zusammentraf mit den glänzendsten jungen Herren von Florenz, welche er sonst, so lange er sie nur von ferne sah, wenig hatte leiden mögen. Und um sich keine Unehre zu machen, fand er nun Vergnügen am Spiel, während er vordem bei all seiner Lasterhaftigkeit es immer gemieden hatte. Er gewann und verlor große Summen, aber, wie das Leuten, die nichts zu verlieren haben, immer geht, er verlor mehr als er gewann, und er mußte wieder, wie ehemals, seine Freunde anborgen, und mir zum Beispiel war er bald eine größere Summe schuldig als je zuvor. Aber das hieß doch nur Wasser mit dem Siebe schöpfen, und endlich wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er einem Kunsthändler seine Marmorstatue zum Verkauf anbot. Die Statue war nun freilich kaum angefangen, geschweige denn fertig, aber der „Leitstern" hatte ja soviel von sich reden machen und der Marmor allein, obgleich schon behauen, mochte noch immer ein paar hundert Lire werth sein. Solche Kunsthändler sind wahre Kehlabschneider so gut wie Kuppler und Wucherer und wittern früh eine gute Beute, und der arme Teufel, der sie braucht, muß sich noch für ihre Großmuth bedanken, wenn sie ihm bereits den Strick um den Hals legen. Der, an den sich Marco in seiner Noth wendete, zahlte ihm nach langem Hin- und Herreden dreitausend Lire; dafür sollten das Gipsmodell und der Marmor schon von jetzt an Eigenthum des Händlers werden und Marco verpflichtet sein, die Statue binnen einer Frist von sechs Monaten zu vollenden, und weitere Copien seines Bildes

nicht herstellen dürfen. Dreitausend Lire wären nun ein hübsches Sümmchen gewesen für jeden Anderen; aber Marco verlor gleich am ersten Abend, glaub' ich, dreihundert und er, der schon sonst immer die feinsten Hüte und Handschuhe getragen, meinte nun vollends, sich nicht anders kleiden zu dürfen als die Herren, an die er sein Geld verlor. Nach dem Villino Del Medico kam er jetzt kaum an einem Abend der Woche. Ich fragte einmal Assunta, und zwar geflissentlich, wie sich die Signori leicht denken können: warum Marco jetzt so selten gesehen werde?

„Am Tage," erwiderte sie, „arbeitet er an meinem Bild" — so pflegte sie den „Leitstern" zu nennen — „und am Abend muß er sich die amerikanische Signorina in's Gedächtniß prägen."

Das sprach sie wieder mit solcher Unschuld, daß sie mich ernstlich dauerte, und obwol der Himmel ganz rein und mit Sternen übersäet war, sagte ich doch: „Mir scheint, Signora Assunta, der Wind kommt von Siena her."

Nämlich der Wind von Siena bedeutet für uns Florentiner, daß schlechtes Wetter im Anzuge ist, und ich sagte so, um die Sposina zu warnen, damit sie ihre Ernte nicht zu lange draußen stehen ließe. Aber sie merkte nichts.

Als ich dann Marco einmal traf, kam er richtig wieder auf die Augen der Signorina Lucia zu reden, denn daß er die im Sinne hatte, errieth ich bei seinem ersten Wort, obwol er das Gespräch ganz im Allgemeinen anfing: Die Maler, sagte er, hätten es darin besser als die Bildhauer, daß sie sich auch an die Augen wagen dürften; bei dem menschlichen Antlitz komme es doch darauf zumal an, und er glaube fast, daß er besser ein Maler als ein Bildhauer geworden wäre. Ich erwiderte, das möge sein, aber nun sei er einmal ein Bildhauer und ich rathe ihm, dabei zu bleiben; wer so seines künftigen Ruhmes sicher sei, der habe doch gewiß keinen Grund zur Unzufriedenheit. Ja freilich, versetzte er, aber darum müsse er doch zugestehen, daß das Auge das Allermerkwürdigste sei an dem menschlichen Körper, merkwürdiger als alles Andere zusammen, denn das Andere sei entweder schön oder nicht schön, und man wisse immer sogleich warum, eine geübte Hand fühle es sofort, aber worin die Schönheit des Auges bestehe, wie wolle man das fassen? und nun erkläre er sich's, daß er auch des schönsten Leibes, wenn er ihn erst einmal kenne, satt und überdrüssig werde, während er Augen gesehen habe, deren geheimnißvollen Reiz zu begreifen das Leben nicht lang genug sei.

„Ich wollte nicht, daß Du in diese Augen zu tief hineingesehen hättest," rief ich und fragte geradezu, ob ihm die Amerikanerin bereits besser gefalle als Assunta?

Da wurde er nicht wenig zornig: wie ich solches Zeug reden könne! Für einen Bildhauer gebe es nichts Schöneres als Assunta, deren Gestalt eher aus der Hand eines trefflichen Künstlers hervorgegangen scheine als aus der jener blinden, das Wahre nur zufällig treffenden Bildnerin, welche Natur heiße. Ja, wie sehr sie für einen Bildhauer passe, das sei ihm gerade jetzt völlig deutlich geworden; denn wenn sie nicht das ruhige Antlitz, die einfach klaren Augen hätte, so wäre es ihm gewiß nicht gelungen, sie so glücklich im Thon wiederzugeben. Dagegen bossele er nun schon seit soundsoviel Wochen an der Büste

der Amerikanerin herum und habe sie fünfmal zusammen geworfen und wieder angefangen und bringe nichts zu Stande, was dem, der sie selbst nicht kenne, auch nur eine Ahnung zu geben vermöchte von der Art und eigentlichen Natur ihrer Schönheit. „Und da darf ich sie nicht einmal angehen, mir zu sitzen," rief Marco aus und ließ einen Seufzer vernehmen. Ich mag wol etwas spöttisch dreingeschaut haben, denn „Nein, nein!" fuhr er fort, „es liegt mir nichts an ihr, und wie eine Erholung wird's mir dünken, wenn ich sie nicht mehr zu sehen brauche. Diamine! sie weiß doch sicherlich, warum ich so viel in ihr Haus komme und zu welchem Zweck ich meinen Blick so lange und so eindringlich auf sie gerichtet halten muß. Aber da thut sie, als ob sie's nicht wisse, als ob mein Betragen einen ganz anderen Sinn habe, als ob ich in sie vernarrt sein müsse, und als ob sie mir nicht zu erkennen geben dürfe, wie sie mir gesinnt sei, wohl oder übel; und darum vermeidet sie bald meinen Blick oder wendet ihn gar plötzlich ab, wie wenn sie einen Grund hätte, über mich erzürnt zu sein, bald schaut sie mich wieder an mit einer Beharrlichkeit und Gleichgültigkeit, die wol sagen soll, daß ich nichts zu hoffen habe. Aber ich mag ja nichts hoffen, es liegt mir nichts an ihr, ich bin doch wahrlich nicht der, der verlegen zu sein braucht, wenn es ihn nach einem schönen Weibe gelüstet. Das lange Warten und Werben habe ich nie leiden mögen, und Du, Emilio, weißt, daß ich gegen die gute Assunta ein Vorurtheil hegte, so lange sie die Unempfindliche schien, und daß sie mich sofort gewann, als sie mir mit einem Male ihre große Liebe zu erkennen gab. Und da bildet sich diese Amerikanerin ein, mich mit ihren Launen hin- und herzerren zu dürfen! Schön ist sie, ganz gewiß, aber der Aerger über ihre Versteckheit oder Heuchelei — oder wie ich's nennen soll — ist stärker in mir als die Lust an ihrem schönen Gesicht, und habe ich nur erst die verwünschte Büste fertig, so thue ich keinen Schritt mehr in das Haus, das sollst du sehen."

Allein die Büste wurde eben nicht fertig, ohne daß es darum mit der Ausführung des „Leitsterns" schneller vorangegangen wäre. Vielmehr verfloß der ganze noch übrige Theil des Winters, ehe der Rumpf und die Arme aus dem Stein gemeißelt waren; am Kopf, dem schwierigsten Theile, war noch nichts gethan, und im Juni sollte die Statue vollendet sein und an den Händler übergeben werden. Marco, der sonst so vergnügt in den Tag hineingelebt und schon aus Stolz keinerlei Verdruß hatte merken lassen, schaute nun meist finster, gab oft keine Antwort, wenn man die einfachste Frage an ihn richtete, zum Beispiel, ob die Büste endlich gelingen wolle, oder wo er gestern seinen Abend verbracht habe, und wenn er antwortete, so geschah's in einer Weise, daß man sich zusammennehmen mußte, um sich nicht beleidigt zu fühlen. Natürlich konnte seine schlechte Laune der Sposina nicht entgehen, und ich denke mir, daß sie im Stillen sich manchmal darüber grämte; aber nie sprach sie davon, und wenn er nach dem Villino kam, wußte sie so munter zu scherzen, daß sich zuletzt doch die Falten auf seiner Stirn glätten mußten. Eines Tages besuchte sie aber meine Frau und konnte nicht leugnen, daß sie geweint hatte. Sie erzählte, Marco habe ihr fünfhundert Lire gebracht und dabei gesagt, er hoffe, ihr bald ein anderes Stück seiner Schuld abtragen zu können. „Als wenn ich nach dem

Gelde gefragt hätte!" rief sie aus in ihrer großen Aufregung. „Als wenn ich es brauchte! als wenn ich nicht tausendmal lieber es nie wiedergesehen hätte! Aber sprecht, Isabella; wie hat er plötzlich soviel verdient?"

Nun wissen ja Eure Signorie, wie es mit der Verschwiegenheit der Weibsleute steht. Als ich mit meiner Frau von dem Verkauf der Statue sprach, hatte sie mir ausdrücklich geloben müssen, der Sposina nichts davon zu verrathen. Und nun konnte sie's doch nicht unterlassen zu schwatzen, ja sie erzählte auch, daß Marco wieder allenthalben Geld zusammen geborgt habe, um es im Hause des Obersten zu verspielen, und er müsse wol einmal ausnahmsweise gewonnen haben, weil er so plötzlich fünfhundert Lire zurückzahlen könne. Aber da er an's Zurückzahlen dächte, so thäte er wohl daran, zuerst die andern Leute zu befriedigen und zuletzt erst Diejenige, die aller Warnung kluger Freunde zum Trotze es so eilig gehabt habe noch ganz andere Dinge an ihn wegzuwerfen als ihr Geld.

Assunta sagte kein Wort und ging, aber sie hat seitdem unser Haus nicht wieder betreten. Ich aber, als Isabella mir erzählte, was sie angerichtet, gerieth in großen Zorn und verschwor mich, ihr nie wieder etwas mitzutheilen, das besser geheim bliebe. Drei Tage später war ich dabei, wie Assunta mit den lieblichsten Schmeichelreden Marco bat, doch für sie die fünfhundert Lire aufzuheben, die bei ihr nicht sicher lägen; und Marco war nicht nur leichtsinnig genug, das Geld wieder anzunehmen, sondern er sprach auch an jenem ganzen Abend von nichts Anderem als von der schlechten Einrichtung der Welt, in der hunderte von aufgeblasenen Narren und Dummköpfen herumliefen, welche Geld genug und übergenug hätten, um sich jeden Einfall und jede Lächerlichkeit gestatten zu dürfen, während, wenn einmal irgendwo ein großer Künstler erschienen sei, man zehn gegen eins wetten könne, daß er nicht soviel besitze, um sich den Bissen Brod zu kaufen. Gerade ein Künstler müsse im Reichthum geboren werden, denn in der dumpfen Luft der Noth ersticke der göttliche Funke, während er inmitten von Glanz und Pracht doppelt glänzend auflodere. Am allerwenigsten aber vertrage sich die Bildhauerkunst mit der Armuth, denn um ein einziges erhabenes Werk zu schaffen, brauche der Bildhauer ganze Jahre, und kein anderer Künstler müsse so große Kosten aufwenden, und die Regierungen sammt und sonders, wenigstens die, welche König oder Großherzog hießen, seien viel zu schlecht und dumm, als daß sie auch nur die Marmorbrüche an sich nähmen, um jedem Bildhauer zum wenigsten den Stein umsonst gewähren zu können. Denn für wen stünden denn die Marmorbrüche da wenn nicht für die Bildhauer? und schon darum müsse Italien eine Republik werden, weil es das Land der Kunst sei und die Kunst nicht betteln dürfe. Solche Dinge redete Marco an jenem Abend, Dinge, die an sich ohne Zweifel sehr schön und vernünftig sind, aber für welche, wie ich glaube, die Zeit noch nicht gekommen und bezüglich deren ein verständiger Mensch seine Hoffnungen auf den zwar langsam aber sicher und unaufhaltbar wirkenden Fortschritt setzen wird.

Assunta, welche den Reden Marco's mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte, als er endlich schwieg: „Ich hab' es Euch oft gesagt, Marco, Ihr müßt eine reiche Frau heirathen. Ich wollt', ich wüßt' Euch eine, die Euch auch lieb hätte."

Sie sprach diese Worte hastig und erhob sich und ging hinaus.

Marco aber schaute ihr nach und rief voll Ingrimm: „Da siehst Du's: auch sie gibt mich auf! sie! sie! Gut, ich werde auch das ertragen lernen!" Mit diesen Worten verließ er das Villino.

Zwei Wochen später — — doch nein, ehe ich fortfahre, muß ich hier eine Bemerkung einschalten, nämlich, daß die größte aller der von Assunta begangenen Unbesonnenheiten jedenfalls diese gewesen ist, mit ihrem eigenen Munde Marco auf eine reiche Heirath aufmerksam gemacht und ihn von jeder Verpflichtung gegen sie selbst losgesprochen zu haben. So viel Verstand hat ja ein Kind, daß es nicht zu einem anderen sagt: thu' mir weh, wenn es Dir gefällt; ich bin Dir nicht böse darum. Aber Assunta, ein so gutes Weib sie war, ist mir doch oft weniger klug erschienen als ein Mädchen, das mit der Puppe spielt, und darum, so leid sie mir that in ihrem Unglück, ich mußte doch immer mir selbst zugeben, daß sie's verdient hatte. Die nächste Folge ihrer unvorsichtigen Rede war, daß Marco mit ihr grollte und sie zwei Wochen lang nicht besuchte. Das hielt sie nun doch nicht aus, denn obwol sie ihn aufgefordert hatte, sich eine reiche Frau zu nehmen, so liebte sie ihn doch noch so heiß als je, die wunderliche Seele, und eines schönen Tages kam sie auf den unglücklichen Einfall, ihn in seiner Werkstätte zu überraschen. Sie hatte sich dessen bisher nicht getraut, weil sie ihn eifrig bei der Arbeit glaubte und sich ein Gewissen daraus machte, ihn zu stören, aber jetzt hielt sie's wie gesagt nicht aus, noch länger seinen Anblick zu entbehren — geht also hin, tritt in das Studio ein und findet Marco — nicht, wie sie erwartet hatte, allein, sondern mit der amerikanischen Signorina, die ihm sitzt für ihre Büste. Wie es gekommen, daß die Signorina ihm nun doch saß, während er sie ohne ihr Wissen hatte abbilden sollen, das erklärte Marco mir in der Folge also: sie habe, als er immer wieder sie so unverwandt anstarrte, ihn einmal plötzlich gefragt, was das bedeute, und da er nicht die Antwort gab, welche sie zu erwarten schien, sondern ihr von dem Auftrag erzählte, den er für ihren Vater übernommen, da habe sie ihn sonderbar angelacht und erwidert, das lohne nicht der Mühe, daß er zu solchem Zweck sich ihr Gesicht in's Gedächtniß präge, und sie wisse, wie schwer man gleichgültige Dinge auswendig lerne, und wolle ihm darum das undankbare Geschäft erleichtern. Nun genießen bekanntlich die amerikanischen Fräulein eine Freiheit, die man mit Recht sich hütet den unverheiratheten Italienerinnen zu gewähren; so kam die Signorina Lucia nun öfters nach dem Studio, ganz allein, nicht einmal von einer Jungfer begleitet, und ohne daß ihr Vater, der Oberst, es wußte. Assunta, welche, um Marco recht plötzlich zu überfallen, nicht angeklopft hatte, war nun selbst nicht wenig überrascht und verlegen, in dem Augenblicke, da sie mit ihrer ungestümen und durch die lange Entbehrung noch gesteigerten Zärtlichkeit sich an seine Brust werfen wollte, ihn in solcher Gesellschaft zu treffen. Aber so ungestüm sie war, so scheu war sie auch, und sie wollte sofort wieder hinauseilen, da fragte die Signorina neugierig: „Wer ist die Frau?"

„Sie steht mir Modell," erwiderte Marco, und die Signorina: „O wie das hübsch ist, daß ich endlich einmal eine solche Person zu Gesicht bekomme, — ruft sie doch zurück, Signor Marco!"

Und Marco rief sie zurück und Assunta, die kein Wort hervorbrachte, mußte näher treten; das Fräulein betrachtete sie von oben bis unten lange und aufmerksam und sagte endlich: „Sie scheint nicht übel gebaut; Ihr, Signor Marco, müßt das ja noch besser wissen; aber die Füße sind zu groß; ich wünschte, ich könnte Euch für Euren Zweck eines unserer louisianischen Halbblutmädchen verschaffen.“ Und dann, als ob ein plötzlicher Verdruß sie übermannte, stand die Signorina rasch auf, sagte, sie wolle ihn nicht von seiner reizenden Beschäftigung abhalten, und verließ die Werkstätte.

Auch Marco war höchst ärgerlich, und ohne darauf zu achten, daß die arme Sposina blaß und zitternd dastand, warf er ihr die Störung vor; sie wisse ja doch, daß er nicht von seinen Reichthümern leben könne und daß er keine Zeit zu vertändeln habe. Sollten es Eure Signorie glauben —? Die Sposina vergaß über seinen Vorwürfen die Demüthigung, welche sie erlitten, bat ihn um Verzeihung und versprach, ihn nicht wieder zu stören. Ist's da zu verwundern, daß sich an ihr das Wort bewährte: Wer sich zum Lamme macht, den frißt der Wolf?

Indessen mein Freund Marco besaß ein gutes Herz, und als Assunta gegangen war, fiel ihm ein, daß sie sich gekränkt fühlen durfte, und um sein Unrecht gut zu machen, kaufte er den Blumenmädchen der Via Tornabuoni ihre schönsten Rosen ab und schickte sie hinauf nach dem Villino. Mir aber erzählte er den Vorfall, sprach in großer Entrüstung von dem unerträglichen Hochmuth der Signorina Lucia, pries in überschwänglichen Ausdrücken das sanfte Herz Assunta's und bat mich, hinaufzugehen und ihr zu sagen, daß er nicht den Muth habe, selbst zu kommen, so lange sie ihm nicht durch einen neuen Besuch in seinem Studio ihre Verzeihung zu erkennen gegeben habe. Ich that ihm gerne den Wunsch, wie ich denn — die Signori werden mir das Zeugniß ausstellen — in dieser traurigen Angelegenheit nichts versäumt habe, was ihr zu einem besseren Ausgang hätte verhelfen können. Aber sieh' da! Assunta, die doch sonst die Nachgibigkeit selbst war, wollte sich nicht von mir überreden lassen, daß sie gleich am nächsten Tage Marco wieder besuchen müsse. Sie sei ihm durchaus nicht böse, sagte sie; nur sich selbst, ihrem unschicklichen Benehmen habe sie's zuzuschreiben, daß die Signorina sich über ihre Person getäuscht, und daß Marco die Dame nicht eines Besseren habe belehren können, verstehe sie ganz wohl; was hätte er denn Anderes sagen sollen, als daß die Frau, die da so dreist in das Studio hereinbrach, ihm zum Modell diene? und auch daß er über die Störung unwirsch geworden, begreife sie, und also grolle sie ihm durchaus nicht, sehe vielmehr ihre große Schuld ein, und daß sie ihn nochmals um Vergebung bitte, das solle ich ihm ausrichten.

„Ihr richtet das viel besser selbst aus,“ antwortete ich, „und brauche ich Euch zu erklären, Signora Assunta, warum Ihr jetzt keinen Tag verstreichen lassen dürft, ohne ihn zu sehen? Wem ich im Gedächtniß bleiben will, dem gebe ich nicht die Zeit, mich zu vergessen, und eine Schnur, die halten soll, lasse ich nicht locker werden.“

„Glaubt Ihr,“ rief sie, „daß ich ihn vergäße, und wenn ich ihn auch hundert Jahre lang nicht sähe?“ Aber sie erschrak sogleich über diese ihre Worte und

bat mich, dieselben nicht vor Marco zu wiederholen. Denn ihm fromme es, daß er sie vergesse und daß er meine, auch sie werde nicht mehr lange an ihn denken. Und nun fragte sie mich aus über die amerikanische Signorina, lobte deren Schönheit und freute sich zu hören, daß sie sehr reich sei. „Aber so reich sie ist, ich möchte ihr etwas schenken. Sie hat ihn gewiß lieb — wie sollte sie ihn nicht lieb haben? — aber ich wünschte ihr doch noch zu ihrer Liebe die meine hinzu."

Als ich Marco diese Worte erzählte, rief er zornig aus: „Gut, sie soll es haben, soll es haben!" und er versicherte mich, daß, wenn er nur gewollt hätte, so würden längst aus den so kalt und hochmüthig blickenden Augen der Signorina Lucia die Gluthen verlangender Sehnsucht und schmelzender Zärtlichkeit hervorgebrochen sein. Nur um der Sposina willen habe er's der Amerikanerin verstattet, in ihrer scheinbaren Kälte zu verharren. Denn er habe geglaubt, daß Assunta ihn über Alles liebe und daß, wenn er von ihr ließe, es ihr das Herz brechen müßte. Aber nun sehe er ein, daß es Thorheit sei, auf die Treue eines Weiberherzens zu bauen, und die Männer, die von der Liebe mehr verlangten als eine kurze Lust, gehörten nach San Bonifacio. So heißt, wie ich für diese Signori bemerke, unser geräumiges und wohlgehaltenes Narrenhaus in Via San Gallo.

Es verging nun wieder eine Zeit, während deren die Sposina und Marco einander nicht sahen und nichts von einander hörten, und Marco redete sich in um so tieferen Zorn gegen sie hinein, weil die Signorina Lucia sich auch nicht wieder in dem Studio sehen ließ; er legte sich das nämlich so aus, daß die Amerikanerin auf Assunta eifersüchtig geworden sei, und indem er fürchtete, die frühere Geliebte verloren zu haben für die künftige und die künftige um der früheren willen, mußte er sich freilich vorkommen wie der Schiffer, der zugleich mit dem Scirocco und dem Tramontano hat segeln wollen. Das war ein unbehagliches Stilliegen für einen Mann wie Freund Marco, welcher gewohnt war, mit flatternden Wimpeln in jeden Hafen einzulaufen. Um den eifersüchtigen Groll der Signorina Lucia zu begütigen, besuchte er das Haus des Obersten noch eifriger als bisher; aber er gelangte zu keinem Gespräch mit der Tochter, geschweige denn, daß sie ihm jene Zärtlichkeit zeigte und jenes Feuer, welches er zu jeder Zeit in ihr entzünden zu können vermeint hatte. Ja, als ob sie es darauf anlegte, ihn in Wuth zu setzen, sah er nun Tag für Tag den Marchesino Del Monte an ihrer Seite, einen jener hochmüthigen Jungen, welche sich den geläuterten Anschauungen des Jahrhunderts verschließen und auf den armseligen Vorzug eines Wappenschildes stolz sind. Meine Frau Isabella — woher sie nur die Spürnase hat! — prophezeite sogleich etwas wie eine Heirath.

„Was fällt Dir ein!" erwiderte ich ihr. „Eine Tochter Washington's und Franklin's, eine Bürgerin des freien Amerika wird Gefallen finden an solch' einer Malve von Marchese!" — —

Die Signori wollen entschuldigen, daß ich schon wieder eine Erläuterung in meine Erzählung einzuschalten genöthigt bin: Malven nennen wir anderen Florentiner unsere Reactionäre und zwar darum, weil bekanntlich die Pflanze dieses Namens dazu dient, Entzündungen zu stillen und Geschwüre zu erweichen;

in Florenz aber haben sie nie den Muth gehabt, den Brand der Revolution auszuschneiden, wie es der Papst und der Herzog von Modena thaten, sondern die lauen Säckchen und zertheilenden Aufschläge haben's thun sollen; allein es hat nichts geholfen; wir, die Kämpfer der Freiheit — — Verzeihung! Verzeihung! wie kam ich doch darauf? richtig, ich sage also, daß Isabella sich ihre Prophezeihung nicht ausreden ließ.

„Hast Du schon eine Amerikanerin gesehen," sagte sie, „die nach Florenz gekommen wäre, um singen zu lernen? oder ist's ihnen nicht immer um einen Principe oder Marchese zu thun — und wie sie den gefischt haben, ist's mit der Singerei aus?! und da die Signorina Lucia viel Geld hat, so wird sie, zehn gegen eins, ihren Marchese bekommen."

So sagte das gebenedeite Spürnäschen, und ich hätte es ihm glauben und Marco warnen sollen; da würden ihm bei Zeiten die Augen aufgegangen sein über die Signorina Lucia, und er hätte gewußt, woran er mit ihr war. Denn eben daß er es nicht wußte, versetzte ihn wieder in seine gewöhnliche Ungeduld, und statt, wie das Richtige gewesen wäre, die schon beinahe fertige Büste rasch zu vollenden und sich von dem Obersten nicht nur die Arbeit, sondern auch alle sonst um seiner Tochter willen ausgestandene Pein gehörig bezahlen zu lassen, gerieth Marco mit einem Male auf den Gedanken, an die Signorina zu schreiben: er müsse jetzt alle seine Zeit seinem großen Werke, dem „Leitstern", widmen und sehe sich genöthigt, Nebenarbeiten wie Büsten und dergleichen bei Seite zu setzen. In dieser Weise, meinte Marco, sei er es, welcher der Signorina den Abschied gegeben. Daß es ihm aber in der That gar nicht darum zu thun war, ihr den Abschied zu geben, das schließe ich daraus, daß es ihn auch jetzt nicht trieb, Assunta wiederzusehen, obwol er mich versicherte, seine Gedanken seien auf dem Wege zu ihr zurückzukehren und diesmal für immer. Denn ihre Schönheit, so überzeuge er sich täglich mehr, sei doch die wahre, die ächte, immer sich selbst gleich, immer gegenwärtig; jene andere Schönheit — er meinte die der Signorina Lucia — verwirre, statt zu beruhigen, und fliehe, wenn man nach ihr greife. Wer die Aufregung des Räthsellösens begehre, der möge sich abquälen, zu ergründen, was sich in den unheimlichen Tiefen gewisser Augen verstecke und in jenen wechselnden Mienen, die gleichsam über das redliche menschliche Antlitz eine täuschende Maske legten. Aber der Bildhauer könne nur brauchen, was klar zu Tage liege, das ruhige Ebenmaß der Glieder, welches über jeden Wandel und jeden Zweifel erhaben sei, und wie es jederzeit mit der Hand gefühlt, ja mit dem Zirkel gemessen werden könne, so dem Auge immerdar Frieden gewähre.

Eure Signorie sehen, solch' ein Genie sucht, wie wir zu sagen pflegen, das Haar im Ei, sucht, was nicht zu finden ist, und natürlich kann ihm, was es findet, niemals oder doch nie auf die Länge recht sein.

Obwol nun all' mein bisheriges Reden und Rathen bei Assunta so fruchtlos gewesen, als wenn ich Wasser im Mörser zerstoßen hätte, so ging ich doch an dem Tage, da Marco so zu mir gesprochen, wieder zu ihr und bot noch einmal Alles auf, um sie aus dem selbstgesponnenen Netz ihrer Thorheit zu befreien. Und ich redete um so eindringlicher, als ihr übles Aussehen mir gar sehr zu Herzen ging; sie schien in den letzten paar Wochen um dreifach so viele Jahre

gealtert zu sein. Ich sagte ihr also: sie solle die letzte Gelegenheit, Marco festzuhalten, sich nicht entschlüpfen lassen. Gerade heute befinde er sich wieder einmal in der Stimmung, in ihr jene einzige und ewige Schönheit zu erblicken, der nachlaufen zu müssen sein Verhängniß sei. Vielleicht am nächsten Tage schon werde ihm wieder eine andere ewige Schönheit vor Augen stehen. Aber das unbelehrbare Weib schüttelte den Kopf und wollte mich mit meinen eigenen Worten widerlegen. „Was hülfe es mir," sagte sie und lächelte, aber trübe, trübe, „was hülfe es mir, ihn heute festzuhalten, wenn er morgen doch wieder in die Weite schweifen muß?" Das zu hindern, solle sie ihn eben heirathen, erwiderte ich und sprach ihr von den wirklich wunderbaren Veränderungen, welche die Ehe hervorbringt, und daß es zwar schon Frauen gegeben habe, zum Beispiel meine eigene, welche selbst durch die Ehe nicht zu bändigen gewesen seien; was aber uns, die Männer, angehe, so nehme auch der grillenhafteste Maulesel Vernunft an, wenn er erst fühle, daß er den Sack nicht mehr los werde. Doch die Sposina hörte mir nicht zu; sie ließ mich nur immer reden. Als ich aber fertig war, sagte sie, daß sie die gute Absicht, die mich antreibe, fort und fort so mit ihr zu sprechen, ganz wohl erkenne und mir dafür danke; aber daß, was kein Glück für Marco wäre, auch keines für sie selbst sein könnte, und übrigens entbehre sie nicht, was sie niemals gehofft habe. Sie würde schon überselig gewesen sein, wenn sie nur immerfort ihm zum Modell hätte dienen dürfen: wie schamlos man sie auch darum nennen möge, noch heute wäre sie zu Allem bereit, was er von ihr forderte. Aber er habe nur wenig gefordert, und der Grund sei ihr klar geworden. Er sah eben voraus, daß er sie doch bald nicht mehr schön genug finden würde. Obwol es nun viele viel schönere Weiber gebe als sie, so glaube sie doch, daß Marco das allerschönste in seinem eigenen hohen Geiste mit sich trage; mit diesem sei er vermählt, und nimmermehr werde er eine wirkliche Frau so lieben als diese Gattin seines Genius. Indessen bedeute das nicht, daß er nicht auch eine Ehe eingehen sollte wie andere Männer; vielmehr wünsche sie ihm eine Frau, welche ihn zärtlich liebe, so zärtlich, daß sie einsehe, warum sie nicht eine gleiche Liebe von ihm verlangen dürfe, und ihm darum doch nicht weniger gut bleibe; das Eine aber sei nothwendig, nothwendiger als alles Andere, daß seine Frau ihm eine große Mitgift bringe, damit er nach Gefallen zu leben und die erhabenen Werke zu schaffen vermöge, welche wie der Same in der Erde nur den Sonnenschein erwarteten, um an's Licht zu kommen. Solche und ähnliche Dinge redete die Sposina, und ich entnahm daraus deutlich, daß sie zu ihrer eigenen Thorheit auch noch viele der verkehrten Gedanken Marco's angenommen hatte. Allein ihren Reden, welche klangen, als ob sie nichts für sich begehrte, widersprach ihre Blässe und ich weiß nicht was sonst in ihrem Gesicht und ihrem ganzen Wesen; ich war überzeugt, daß sie viel gewacht und viel geweint haben mußte. Weil nun kein verständiges Zureden bei ihr half, so versuchte ich es mit einem letzten Mittel, das — die Signori werden es bestätigen — in der That gut gewählt war.

„Signora Assunta," sagte ich, „ich sehe, daß Marco doch Recht hat, wenn er behauptet, Ihr hättet ihn nie geliebt, da Ihr sonst ihn nicht so leicht aufgeben würdet."

„Ich hätte ihn nicht geliebt, das sagt er, das kann er glauben?“ schrie sie auf und ihre blassen Wangen färbten sich. „Die Madonna, die in mein Herz sieht, weiß, ob ich ihn geliebt habe!“

„Laßt es nicht nur die Madonna wissen, sondern ihn selbst,“ antwortete ich; „gehet zu ihm, gestattet nicht, daß er noch länger an Euch zweifle. Denn Eure Miene straft Eure Rede Lügen, und ich sehe klar, es würde Euch leid sein, ihn zu verlieren. Nun wohl, wisset, daß all' Eure Liebe nicht zu viel ist, damit er den Reizen und Künsten jener Amerikanerin, die Euch so arg beschimpft hat, widerstehe.“

Mit diesen Worten ging ich von ihr und dachte, Furcht und Eifersucht würden das Uebrige thun und sie zur Vernunft bringen. Und sicherlich, bei jeder Anderen hätten meine Worte diese Wirkung gehabt, aber die Sposina — nun, die schrieb an Marco, daß, da nun einmal die Liebe, welche sie beide für einander gehegt, erloschen sei, sie auch fernerhin gute Freunde bleiben wollten, aber daß es thöricht wäre, wenn sie um vergangener Dinge willen ihr künftiges Glück versäumten. Und da er, vielleicht aus einer falschen Rücksicht und für welche sie ihm keinen Dank wisse, zögere, den richtigen Entschluß zu fassen, so sei sie ihm mit gutem Beispiel vorangegangen und habe einem Manne, welcher längst um sie geworben und der ihr ein passender Gatte dünke, ihr Wort gegeben; sie hoffe, Aehnliches demnächst von Marco zu hören. Dann kam eine Nachschrift, welche ungefähr so lautete: „Daß aus der Zeit unserer Liebe jenes schöne Bild, welchem Ihr meine Züge habt geben wollen, übrig bleibt, dessen werde ich noch in der Stunde meines Todes eingedenk sein als des schönsten Glückes in meinem armen Leben.“ Diese Nachschrift hätte nun freilich Marco belehren können, wie er von dem übrigen Inhalt zu denken habe. Aber unglücklicher Weise kam ihm zugleich mit dem Brief der Sposina auch einer der Signorina Lucia zu, worin ihm diese ihren Besuch in seinem Studio meldete. So dachte er denn nur, daß, nachdem Assunta ihr bisheriges Liebesverhältniß so zu sagen gekündigt habe, er ihr auch nichts mehr schulde, und sann nicht darüber nach, woher der plötzliche Bräutigam gekommen sein möge, sondern freute sich, daß er die Amerikanerin gezwungen, von ihrer Heuchelei abzulassen. Die Signorina erschien im Studio, noch sorgfältiger und geschmackvoller gekleidet als gewöhnlich, und Marco, der dafür ein Auge hatte, war um so entzückter, als er nicht zweifeln konnte, daß sie ihm zu lieb sich die Mühe gegeben hatte. Sie sei krank, so begann sie das Gespräch, krank vor Langeweile und Unmuth; alle Menschen langweilten sie außer Einem, und der Eine sei entweder gleichgültig oder feige. Mein Freund fand in diesen Worten den Sinn, welchen er darin finden wollte, und erwiderte allerlei, worauf sie nicht achtete. Denn sie stand vor dem Gipsmodell des „Leitsterns“, betrachtete es und unterbrach ihn mit den Worten: „Das also ist das große Werk, um dessenwillen Ihr alle Nebenarbeiten bei Seite gesetzt habt! Wie gut Ihr das läppische Gesicht getroffen, Signor Marco! Aber sprecht, muß man denn schlechterdings so albern aussehen, damit man auf die Ehre Anspruch habe, von Euch abgebildet zu werden?“

In diesem Augenblick erkannte Marco wieder einmal, daß doch die wahre

Schönheit die der Signorina Lucia sei; er erwiderte, ein nichtssagendes Gesicht sei eben bald verstanden.

„Mit dem Euren, Signorina Lucia, habe ich mehr Mühe gehabt, bis ich sein Geheimniß ergründet; aber nun ist's mir klar geworden, verlaßt Euch darauf!"

Die Signorina lächelte; sie ging in der Werkstätte auf und ab, während Marco ihr die Bedeutung der Statue erklären mußte.

„Ich fürchte," rief sie, „der Fischer, der sich dieses matte Flämmchen zum Leitstern genommen, wird keine Perlen im Meere finden."

„Er wird sie finden," fiel Marco ihr in's Wort, „jetzt, da ihm in Euren Augen eine Alles überstrahlende Sonne aufgegangen ist."

Die Signorina lächelte wieder; sie hatte einen daliegenden Spitzmeißel ergriffen und spielte damit. Wieder stand sie vor der Statue still, bis sie mit einer plötzlichen Bewegung den Meißel tief und gewaltsam in das Antlitz des Modelles hineinbohrte.

Marco hat mir nachher erzählt, wie er den Gips knirschen hörte, sei er erschrocken, als ob der Sposina selbst die klaffende Wunde geschlagen worden wäre. Aber die Signorina fand ihre Lust an seinem Entsetzen; noch zwei oder drei Mal schlug sie mit dem scharfen Eisen nach dem Kopf des Modelles und schon lag er zur Hälfte am Boden. Marco sprang nun herbei und wollte die Stücke sammeln, die sich vielleicht wieder hätten zusammenkitten lassen; aber sie stellte ihre zierlichen Füßchen jetzt auf dieses, dann auf jenes und ruhte nicht, bis sie die armen Trümmer zu Staub zerstampft hatte. Dabei hörte sie nicht auf zu lachen und sich an Marco's hilflosem Zorn zu weiden; lachend verließ sie das Studio, ehe er sich so weit gefaßt hatte, auch nur ein Wort zu sprechen." —

Hier hielt Emilio einen Augenblick inne und nickte sehr bedächtig. Wir kannten ihn schon genugsam, um uns dieses Nicken als eine — merkwürdiger Weise nicht über die Lippen getretene — Glosse bezüglich der schrecklichen Untiefen weiblicher Leidenschaft deuten zu dürfen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Wirbelstürme und Gewitter.

Von

Professor H. Helmholtz.

Es regnet, wenn es regnen will,
Und regnet seinen Lauf;
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört es wieder auf.

Dies Verslein — ich kann nicht einmal mehr herausbringen, wo ich es aufgelesen habe — hat sich seit alter Zeit in meinem Gedächtniß festgehäkelt, offenbar deshalb, weil es eine wunde Stelle im Gewissen des Physikers berührt und ihm wie ein Spott klingt, den er nicht ganz abzuschütteln vermag, und der noch immer trotz aller neugewonnenen Einsichten in den Zusammenhang der Naturerscheinungen, trotz aller neu errichteten meteorologischen Stationen und unübersehbar langen Beobachtungsreihen nicht gerade weit vom Ziele trifft. Unter demselben Himmelsgewölbe, an welchem die ewigen Sterne als das Sinnbild unabänderlicher Gesetzmäßigkeit der Natur einherziehen, ballen sich die Wolken, stürzt der Regen, wechseln die Winde, als Vertreter gleichsam des entgegengesetzten Extrems, unter allen Vorgängen der Natur diejenigen, die am launenhaftesten wechseln, flüchtig und unfaßbar jedem Versuche entschlüpfend sie unter den Zaum des Gesetzes zu fangen. Wenn der Astronom entdeckt, daß eine Sonnenfinsterniß 600 Jahre vor Christo um fünf Viertelstunden falsch aus seiner Rechnung hervorgeht, so verräth ihm dies bisher noch nicht gekannte Einflüsse von Ebbe und Fluth auf die Bewegung der Erde und des Mondes, und der Schiffer auf fernem Meere controlirt seine Uhr nach den ihm vorausgesagten Augenblicken, wo die Verfinsterungen der Jupitertrabanten eintreten werden. Fragt man dagegen einen Meteorologen, was morgen für Wetter sein werde, so wird man durch die Antwort jedenfalls erinnert an Bürger's „Mann, der das Wenn und das Aber erdacht", und man darf es den Leuten kaum verdenken, wenn sie bei solchen Gelegenheiten lieber auf Hirten und Schiffer vertrauen, denen die Achtsamkeit auf die Vorzeichen der Witterung durch manchen Regen und Sturm eingepeitscht worden ist.

Wir sind nun freilich durch das, was uns die naturwissenschaftlichen Studien der letzten Jahrhunderte über die allwaltende Gesetzmäßigkeit der Natur gelehrt haben, soweit vorgeschritten, daß wir nicht mehr „den wolkensammelnden Zeus, Kronion, den Schleudrer der Blitze", als den Anstifter alles guten und bösen Wetters zu beschuldigen pflegen, sondern wenigstens in abstracto der Ueberzeugung huldigen, daß es sich dabei nur um ein Spiel wohlbekannter physikalischer Kräfte, des Luftdrucks, der Wärme, des verdunstenden und wieder niedergeschlagenen Wassers handelt. Wenn wir aber unsere Abstraction in das Concrete übersetzen sollen, wenn wir aus unserer mühsam errungenen und bei tausend anderen wissenschaftlichen und technischen Anwendungen als genau und zuverlässig bewährten Kenntniß der in Betracht kommenden Kräfte auf die Witterung eines einzelnen Ortes und einer bestimmten Woche schließen sollen, so könnte man versucht sein, ein deutsches Sprüchwort anzuwenden, — statt dessen ich lieber das höflichere lateinische: „hic haeret aqua" hersetzen will.

Warum ist das nun so? Das ist eine Frage, die, abgesehen von der Wichtigkeit, die eine Lösung der meteorologischen Räthsel für den Schiffer, den Landmann, den Reisenden haben würde, doch auch ein viel weiter reichendes allgemeines Interesse für die Theorie des wissenschaftlichen Erkennens überhaupt hat. Ist es möglich Gründe nachzuweisen dafür, daß der rebellische und absolut unwissenschaftliche Dämon des Zufalls dieses Gebiet noch immer gegen die Herrschaft des ewigen Gesetzes, welche zugleich die Herrschaft des begreifenden Denkens ist, vertheidigen darf? und welches sind diese Gründe?

Nun lehrt ein Blick auf die Erdkarte zunächst eine Ursache der außerordentlichen Verwickelung der meteorologischen Vorgänge kennen; das ist die höchst unregelmäßige Vertheilung von Land und Meer und die ebenso unregelmäßige Erhebung der Landflächen in ihrem Innern. Wenn man berücksichtigt, daß die einstrahlende Sonnenwärme trocknen Erdboden nur in seiner oberflächlichsten Schicht, da aber sehr stark, erhitzt, während sie in das Wasser tiefer eindringt und dieses deshalb weniger stark, dafür aber in größerer Masse erwärmt, daß erwärmtes Land wenig, erwärmtes Wasser viel verdunstet, daß wiederum die Bedeckung des Landes mit Pflanzen verschiedener Art, wie die Farbe und Art des oberflächlich zu Tage stehenden Erdreichs oder Gesteins den größten Einfluß auf die Erwärmung der darüber lagernden Luftschichten hat, so begreift man wol, daß es keine leichte Aufgabe sein kann das Exempel auszurechnen, welche Erfolge alle diese verschiedenen Verhältnisse zusammenwirkend hervorbringen müssen, selbst wenn wir für jeden Quadratfuß der Erdoberfläche anzugeben wüßten, wie seine Beschaffenheit in Bezug auf die Wärmeverhältnisse ist.

Wenn aber auch eine solche Rechnung noch nicht auszuführen ist, so sollte man doch erwarten, daß, wie es zum Beispiel bei dem ähnlichen Probleme der Ebbe und Fluth schon gelungen ist, die Beobachtung des Witterungsverlaufs in einem oder einigen Jahren Schlüsse auf die übrigen Jahre zulassen werde. Auch Ebbe und Fluth werden durch regelmäßig wechselnde Kräfte, die Anziehung der Sonne und des Mondes, unterhalten, und auch für sie hindert die unregelmäßige Gestalt des Meeresbeckens die theoretische Berechnung der Fluthhöhe für jeden einzelnen Punkt der Küste. Dennoch genügen hier einige wenige Beobachtungen

an einem gegebenen Orte, um den Verlauf von Ebbe und Fluth, Zeit ihres Eintritts und Höhe für die einzelnen Tage vor- und rückwärts mit ausreichender Genauigkeit zu berechnen. Es brauchen nur zwei für den Ort geltende Größen, die Höhe der Fluth bei Vollmond oder Neumond und die Zeit, um welche sie sich gegen den Augenblick des Monddurchgangs durch den Meridian verspätet, durch Beobachtung bestimmt zu werden, so kann man Fluthtafeln für den betreffenden Ort vollständig berechnen, wie solche für alle wichtigeren Häfen alljährlich den Seefahrern geliefert und sogar den Fahrplänen der Dampfschiffe zu Grunde gelegt werden.

Warum ist es nun mit dem Wetter anders, da doch alljährlich die Sonne in derselben Weise auf dieselben Flächen von Land und Wasser einwirkt? Warum erzeugen dieselben Ursachen unter scheinbar denselben Bedingungen nicht in jedem Jahre wieder dieselben Wirkungen?

Um diese Frage richtig zu begrenzen, müssen wir zunächst bemerken, daß nicht überall auf der Erde das Wetter so launenhaft ist, wie bei uns. In der heißen Zone ist es im Allgemeinen viel regelmäßiger. Im Atlantischen Meere südwärts von den Canarischen Inseln bis zum Aequator herrscht Jahr aus, Jahr ein derselbe gleichmäßige Nordostpassat bei blauem Himmel und treibt den Schiffer leicht und sicher nach Mittelamerika hinüber. Die Spanier nannten diesen Theil des Oceans deshalb „das Meer der Damen". Aehnlich verhält es sich auf den meisten Meeren der heißen Zone. Im tropischen Amerika ladet man ein, an einem der nächsten Tage „nach dem Gewitter" zu kommen, so bestimmt erwartet man, daß ein solches Nachmittags eintrete. Schon in Südeuropa sind die mittleren Sommermonate ziemlich frei von Störungen, es herrschen dann die nordöstlichen Sommerwinde, die Etesien der Griechen, welche schon Aristoteles beschreibt; wie denn auch schon Nearchos, der Admiral des macedonischen Alexander, den Kriegsplan seiner Expedition nach Indien auf den regelmäßigen Wechsel der Monsuns im indischen Meere baute.

Aber auch in denjenigen Erdstrichen und in den Jahreszeiten, wo das Wetter durch besondere Launenhaftigkeit sich auszeichnet, läßt sich zwischen dem wilden Spiele des Zufalls wenigstens noch ein Rest von Regelmäßigkeit erkennen. Es können bei uns gelegentlich einzelne ungewöhnlich kühle Sommertage vorkommen, welche geringere Temperatur haben als etwa einzelne ausnahmsweise warme Tage des Januar, aber wir sind ganz sicher, daß auch bei uns die Durchschnittstemperatur jedes Sommers höher ist, als die Durchschnittstemperatur jedes Winters. Die Unregelmäßigkeiten verschwinden, wenn wir für einen bestimmten Ort die Mittelwerthe nehmen aus längeren Zeitabschnitten oder aus einer größeren Anzahl von Jahren. So haben in der That die Meteorologen durch lange fortgesetzte Reihen von Beobachtungen die mittleren Temperaturen, Barometerstände, Regenmengen, Windrichtungen für eine Reihe von Stationen und für die einzelnen Monate oder für noch kleinere Zeitperioden von je fünf Tagen zu ermitteln gesucht, um dadurch den regelmäßigen Theil der Erscheinungen von dem unregelmäßigen zu trennen.

Diesen regelmäßigen Theil der Bewegungen, dessen ursächliche Verhältnisse übrigens meist nicht schwer zu entdecken sind, erlaube ich mir zunächst so weit

in das Gedächtniß meiner Leser zurückzurufen, als wir nachher der Kenntniß desselben bedürfen werden. Die Erde gewinnt ihre Wärme durch die Sonnenstrahlen, welche ungleichmäßig über ihre Oberfläche vertheilt sind, sehr stark in der Nachbarschaft des Aequators wirken, wo sie gegen Mittag nahe senkrecht einfallen, schwach dagegen an den Polen, wo die Sonne sich nie hoch über den Horizont erhebt. Dagegen verliert die Erde ihre Wärme durch Strahlung gegen den kalten Weltraum, und diese geschieht fast gleichmäßig von allen Theilen der Oberfläche, zum Theil auch von der Atmosphäre. Eben deshalb bildet die Nachbarschaft des Aequators die heiße Zone; dort wird die Luft am meisten erhitzt, dadurch ausgedehnt und leichter gemacht. In den kalten Zonen rings um die Pole wird dagegen die Erdoberfläche am meisten abgekühlt, und die über ihr stehende Luft am dichtesten und schwersten. Die Luft der kalten Zone wird demzufolge als die schwerere zu Boden sinken und sich längs des Bodens ausbreiten, was sie nur thun kann, indem sie gegen den Aequator hinfließt. Die Luft der heißen Zone dagegen wird aufsteigen und sich in der Höhe ausbreiten, das heißt oben nach den Polen hin abfließen. Da nun die dem Aequator zufließende Luft, wenn sie in die wärmeren Zonen gelangt, sich ihrerseits auch erwärmt und aufsteigt, die in der Höhe zurückfließende warme dagegen sich kühlt, sobald sie über die kälteren Theile des Bodens gelangt, so gibt dies eine fortdauernde Circulation der ganzen Masse der Atmosphäre, die am Boden überwiegend vom Pole zum Aequator, in der Höhe dagegen vom Aequator zum Pole gerichtet ist. Es sind dies dieselben Ursachen, die über jeder Kerzen- oder Lampenflamme, im Innern jedes geheizten Ofens ein Aufsteigen der Luft bedingen, die in jedem geheizten Zimmer eine Circulation der Luft verursachen, bei welcher die Luft am Ofen aufsteigt, längs der Decke zur Fensterwand fließt, an dieser niedersinkt und am Boden zum Ofen zurückkehrt.

In der Atmosphäre wird die Richtung dieser Ströme nun noch durch die tägliche Rotation der Erde um ihre eigene Axe erheblich verändert. Diese Bewegung ertheilt jedem Punkte des Aequators eine Geschwindigkeit von 463 Meter für die Secunde in der Richtung von Westen nach Osten; dagegen haben die Parallelkreise von höherer geographischer Breite geringere westöstliche Geschwindigkeit in dem Maße, in welchem ihr Halbmesser kleiner ist als der des Aequators. In 60 Grad Breite, wo St. Petersburg und Stockholm liegen, ist diese Geschwindigkeit nur noch halb so groß als am Aequator; aber auch diese Hälfte ist noch gleich der Geschwindigkeit einer abgeschossenen Kanonenkugel.

Wenn nun ein Ring von Luft, der über einem Parallelkreise höherer Breite windstill lagert, das heißt an der Rotation dieses Parallelkreises Theil nimmt, gegen den Aequator gleichmäßig in allen seinen Theilen vorgeschoben wird, so kommt er zu Parallelkreisen von größerem Umfang und von größerer westöstlicher Geschwindigkeit. Jener Luftring muß sich also selbst erweitern, so daß sein Halbmesser, der Abstand von seiner Rotationsaxe, wächst. Das mechanische Gesetz, welches unter diesen Umständen die Veränderung der Rotationsgeschwindigkeit besagten Luftringes bestimmt, ist das, welches man das Princip von der Erhaltung der Rotationsmomente zu nennen pflegt. Bei der Beschreibung der Planetenbewegungen kommt es vor unter dem Namen des ersten Kepler'schen Gesetzes und

wird in der Form ausgesprochen, daß der Radius Vector, die Verbindungslinie eines Planeten mit der Sonne, in gleichen Zeiten gleiche Flächen beschreibt. Oder man kann dies auch in der für die vorliegende Anwendung bequemeren Form aussprechen: Der Theil der Geschwindigkeit eines Planeten, welcher in Richtung einer Kreisbewegung um die Sonne fällt, ist umgekehrt proportional seiner jeweiligen Entfernung von der Sonne.

Dieses selbe Gesetz gilt nun für die Rotationsbewegung aller Körper um irgend welche Axe, wenn die auf sie wirkenden Kräfte nur gegen die Axe hin oder von der Axe weg gerichtet sind. Ein sehr einfaches mechanisches Beispiel kann man dafür gewinnen, wenn man in der Mitte einer Schnur einen schweren Körper, am besten eine durchbohrte Kugel, befestigt und dann die Enden der Schnur mit beiden Händen fassend dieselbe in verticale Lage bringt. Läßt man die Schnur in dieser Lage erschlaffen, so ist es leicht, die Kugel in einem horizontalen Kreise herumschwingen zu machen. Zieht man dann die Schnur straffer an, wodurch die Kugel gegen die verticale Axe ihrer Kreisbahn hingezogen wird, so sieht man dieselbe um so schneller vorwärts eilen, je enger ihre Kreise werden.

Wenden wir dies auf unseren Luftring an, so folgt, daß seine westöstliche Geschwindigkeit, indem er sich dem Aequator nähert und zu Parallelkreisen von größerer westöstlicher Bewegung vorrückt, im Gegentheil kleiner wird in dem Maße, als er selbst sich erweitert. Unser Luftring muß also bei seinem Vorrücken gegen den Aequator in der westöstlichen Bewegung zurückbleiben gegen diejenigen Punkte der Erdoberfläche, zu denen er gelangt, das heißt, diesen als Ostwind erscheinen. Umgekehrt werden die mit der großen Rotationsgeschwindigkeit des Aequators gegen die Pole hinfließenden Luftmassen stärkere westöstliche Bewegung haben, als die Parallelkreise, zu denen sie gelangen, das heißt, diesen als Westwinde erscheinen. Uebrigens gleicht sich durch den Einfluß der Widerstände, den jeder solcher Luftring durch Reibung am Erdboden, durch Bäume, Häuser, Gebirge erleidet, die Bewegung der Luft wenigstens in ihren unteren Schichten nach einiger Zeit mit der des Bodens unter ihr aus, wodurch die Heftigkeit der östlichen oder westlichen Geschwindigkeit dieser Winde wesentlich gemäßigt wird.

Am ungestörtesten erscheinen diese Strömungen über den Meeren der heißen Zone als die sogenannten Passatwinde. Der untere Passat ist der gegen den Aequator hinfließende Polarstrom; er erscheint auf der nördlichen Hemisphäre als Nordost, auf der südlichen als Südost. Der obere Passat, der auf einzelnen hohen Bergspitzen, wie dem Pic von Teneriffa, dem Mauna-Kea der Sandwichsinseln, beobachtet werden kann und sich auch wol gelegentlich durch Fortführung vulkanischer Asche bemerklich macht, fließt in gerade entgegengesetzter Richtung.

Da Westwinde schneller als der unter ihnen liegende Parallelkreis rotiren, Ostwinde langsamer, so haben erstere größere Centrifugalkraft und drängen deshalb mehr gegen den Aequator hin als letztere. Die Luft der Passatwinde muß deshalb ihre Bewegung mit der des Erdbodens fast ganz ausgeglichen haben, das heißt für den auf der Erde stehenden Beobachter windstill geworden sein, ehe sie aufsteigen, die Centrifugalkraft der oben herrschenden Westwinde überwinden und deren Luftmassen weiter gegen den Pol zurückdrängen kann. So

entsteht in der Nähe des Aequators die Zone der Windstillen oder Calmen zwischen den beiden Gürteln der Passatwinde.

Umgekehrt steigert sich, wie schon vorher bemerkt wurde, die Rotationsbewegung der oberen Westwinde, zu je engeren Parallelkreisen sie zurückgedrängt werden, und damit auch ihre Centrifugalkraft. Am Pole selbst würden beide unendlich groß werden, wenn nicht schon vorher durch Reibung und Einwirkung von Widerständen ihre Bewegung geschwächt ist. Nun haben die neueren Untersuchungen der Größe der Luftreibung ergeben, daß im Innern so ausgedehnter Luftmassen, wie die, mit denen wir hier zu thun haben, die Geschwindigkeitsabnahme durch Reibung verschieden bewegter Luftschichten gegen einander eine äußerst langsame ist. Nur an den Widerständen des Bodens findet schnelle Abnahme der Geschwindigkeit statt. Jedermann weiß, wie gewaltig der Sturm über die freie Fläche des Meeres und über ausgedehnte Ebenen dahinsausen welche Stärke er auf Thürmen und vereinzelten Bergspitzen haben kann, während er gleichzeitig in den Straßen der Städte, in Wäldern und zwischen Hügeln ziemlich erträglich ist.

Da demnach unsere zunächst in die oberen Schichten der Atmosphäre aufgestiegenen Westwinde dort ihre äquatoriale Geschwindigkeit und die sie vor höheren Breiten zurückstauende Centrifugalkraft nicht verlieren können, andererseits immer neue aufsteigende Luftmassen schneller Rotation vom Aequator her nachdrängen, so wird die übrigens auch durch Abkühlung allmälig wieder schwerer werdende Luft dieser Westwinde in mittleren Breiten die Atmosphäre endlich bis zum Boden füllen und hier zwei Gürtel überwiegender Westwinde bilden müssen. Zwischen diesen Gürteln und dem Aequator bleiben die Zonen der Passatwinde. Die Grenzen zwischen diesen Zonen schwanken mit dem Stande der Sonne. Im Sommer machen sich die Passate selbst in Südeuropa geltend, als die schon genannten Etesien Griechenlands. Im Winter weichen sie zurück bis zu den canarischen Inseln. Wir liegen dagegen in der Zone des herabgekommenen Aequatorialstroms, der Westwinde, welche am Boden zunächst als Südwest erscheinen, da sie hier ihre Geschwindigkeit sich ablaufen und in Folge dessen gegen den Pol hin weichen können.

Aber die Zone der Westwinde wird häufig durchbrochen durch Ströme kalter Luft, die vom Pole kommen. Denn da die unteren Schichten der Westwinde, wie bemerkt, allmälig die Luftmasse des Pols vermehren, die oberen dagegen von der des Aequators zehren, so drängt von Zeit zu Zeit die angewachsene und durch andauernde Abkühlung schwer gewordene Luftmasse der kalten Zone die Schicht der Westwinde in die Höhe, streicht als kühler und trockener Nordost über die gemäßigte Zone und ergänzt wieder den Luftvorrath der Passatwinde. Daß der ewige Wechsel unserer Witterungsverhältnisse auf dem gegenseitigen Verdrängen kühler, trockener Polarwinde und warmer, feuchter Aequatorialwinde beruht, hat besonders Dove in alle Einzelheiten hinein verfolgt und nachgewiesen. Welche mechanische Verhältnisse es sind, die meines Erachtens dieses Verdrängen bewirken, habe ich im Vorstehenden auseinanderzusetzen gesucht.

Uebrigens erleidet dieses System der Winde mannigfache örtliche Störungen durch Gebirge, welche sich der Strömung widersetzen, sowie durch die abweichen-

den Temperaturen von Land und Meer. Ersteres ist im Sommer wärmer und bedingt dann aufsteigende, im Winter kälter und bedingt absteigende Ströme, wodurch das oben beschriebene Hauptwindsystem mannigfach verschoben und unterbrochen wird.

Wir haben endlich noch die Circulation des Wassers durch die Atmosphäre zu erwähnen. Wärmere Luft kann mehr Wasserdünste in sich aufnehmen als kalte. Unter Wasserdünsten ist hier aber immer rein gasförmiges Wasser zu verstehen, welches namentlich auch vollkommen durchsichtig ist wie Luft. Erst dann, wenn dunsthaltige Luft gekühlt wird, scheidet sich der Dunst als Nebel aus, das heißt, als staubartig vertheiltes, tropfbar flüssiges Wasser. Hoch in der Atmosphäre schwebende Nebelmassen sehen wir als Wolken. Eine solche Abkühlung, welche den Wasserdunst als Nebel niederschlägt, tritt unter Anderem ein, wenn dunsthaltige Luft, unter geringeren Druck versetzt, sich stark ausdehnt, weil alle Gase bei der Ausdehnung sich kühlen. Ist der Nebel reichlich, so treten die feinen Theilchen des schwebenden Wasserstaubes in größere, schnell fallende Tropfen zusammen, als Regen. Dies geschieht zum Beispiel in der über der Calmenzone der tropischen Meere lagernden Luft, wenn sie, mit Wärme und Wasserdunst gesättigt, zuerst aufsteigt, um ihren Weg als oberer Passat nach den Polen zurück anzutreten. Dies gibt die schon oben erwähnten *tropischen Regen*, welche gerade in den Jahreszeiten höchsten Sonnenstandes einzutreten pflegen.

Es ist anzunehmen, daß die von dem Gewichte des niedergeschlagenen Regens befreite Luft zunächst schnell aufsteigt, wobei sie durch die erlangte Geschwindigkeit hoch über ihre Gleichgewichtslage hinausgeführt wird, und sich dabei vorübergehend so stark dehnt und kühlt, daß sie sehr viel von ihrem Wasser verliert und nun einen langen Weg als oberer Passat zurücklegen kann, ehe sie bei der weiteren Abkühlung, die sie durch Strahlung gegen den Weltraum hin und durch die Berührung mit kühleren Landstrichen erleidet, zu neuen Niederschlägen veranlaßt wird. Diese erfolgen endlich an der Grenze der Passatzone, als die sogenannten *subtropischen Regen*. In unserem Winter fallen sie auf Südeuropa, ziehen dann im Frühsommer über Deutschland nordwärts und kehren im Herbste zurück. In unseren Breiten sind es deshalb der Regel nach die westlichen Winde, das heißt die herabgestiegenen Aequatorialströme, welche den Regen bringen.

Dies ist in kurzen Zügen das große System der regelmäßigen Circulation von Luft und Wasser in der Erdatmosphäre, beständig unterhalten durch die beständige Temperaturdifferenz zwischen der heißen und kalten Zone. Es gibt, wie ich schon angeführt habe, breite Striche der Erdoberfläche, wo die Regelmäßigkeit dieser Vorgänge kaum gestört wird; desto auffallender ist die Heftigkeit oder Häufigkeit solcher Störungen an anderen Stellen. Am lehrreichsten und verständlichsten sind diese Störungen, wenn sie in der heißen Zone gelegentlich den gewöhnlich überaus regelmäßigen Verlauf der meteorologischen Vorgänge unterbrechen. Hier ist der ganze Mechanismus ihrer Entstehung und das Spiel der Kräfte, die während ihrer Dauer entfesselt werden, verhältnißmäßig durch-

sichtig, weil kein zu verwickeltes System von störenden Ursachen in einander greift, wie letzteres in kühleren Zonen gewöhnlich der Fall ist.

Diese die Regelmäßigkeit der tropischen Witterung unterbrechenden Luftbewegungen sind die Orkane oder Wirbelstürme. Es sind Stürme von furchtbarer Gewalt, die vorzugsweise an gewissen Stellen der tropischen Meere auszubrechen pflegen. Diejenigen, welche schließlich auch Europa heimsuchen, haben ihren Ursprung im tropischen Theile des Atlantischen Meeres, meist nahe bei den Antillen; aber auch der Indische und Chinesische Ocean sind übel berüchtigt wegen ihrer Orkane. Es ist nicht das kleinste von Dove's großen Verdiensten um die Meteorologie, daß er die Wirbelform dieser Stürme herausgefunden hat bei Gelegenheit eines solchen, der Weihnachten 1821 über Europa zog; seine 1828 veröffentlichte Ansicht wurde demnächst durch die Untersuchungen von Redfield (1831) und Reid (1838) über die westindischen Wirbelstürme bestätigt; jetzt ist dieses Verhältniß allgemein anerkannt.

Im Centrum eines solchen Wirbels findet sich in der Regel ein Raum von geringer Luftbewegung, oder selbst ganz windstill; letzteres wahrscheinlich meist im Anfange, während bei weiter Fortpflanzung des Sturmes auch die ruhende Mitte allmälig in die Bewegung hineingezogen wird. Dieses Centrum hat bei den größeren Orkanen drei bis sieben geographische Meilen Durchmesser und zeichnet sich durch einen ganz auffallend niedrigen Barometerstand aus; zuweilen beträgt die Differenz $1^1/_2$ bis $2^3/_4$ Zoll im Vergleich zur Peripherie des Sturmes. Es ist dies ein Zeichen dafür, daß die Luftmasse im Innern des Wirbels erheblich vermindert, gleichsam weggesogen ist.

Rings um dieses windstille Centrum und dasselbe umkreisend herrscht dagegen der heftigste Sturm. Der Durchmesser dieser Sturmkreise beträgt zuweilen bis zu 250 geographische Meilen, und selbst derjenige Theil des Orkanes, in welchem der Wind so heftig ist, daß die Schiffer alle Segel einziehen müssen, kann bis zu 100 Meilen Durchmesser haben. Die Richtung der Drehung ist bei den größeren Wirbelstürmen ganz gesetzmäßig. Sie umkreisen auf der nördlichen Hemisphäre ihr Centrum in der Richtung von Nord nach West, Süd, Ost und zurück nach Nord. Auf der südlichen Hemisphäre dagegen laufen sie in gerade entgegengesetzter Richtung. Oder anders gesagt: der Sturm hat dieselbe Richtung der Rotation, wie der Erdboden derjenigen Hemisphäre, auf der er abläuft. Die dem Aequator zugekehrte Seite der Stürme zeigt immer Westwind. Die Richtung des Windes ist aber nicht rein kreisförmig, sondern gleichzeitig unten etwas gegen das Centrum nach innen ziehend, während in der Höhe eigenthümlich zerrissene Wolken einen oberen vom Centrum nach außen gehenden Strom anzeigen.

Die Wuth, welche diese Stürme nahe ihrem Ursprungsorte in den tropischen Meeren entwickeln, spottet aller Beschreibung; uns in Europa fehlt jede Anschauung von etwas Aehnlichem. Ein Ort der Antillen, gegen welchen hin das Centrum heranzieht, sieht anfangs im Süden eine Unheil verkündende Wolkenbank sich bilden, immer dunkler werden und immer höher steigen; dann beginnt ein östlicher Wind mit steigender Stärke, die Wolken senken sich immer tiefer und entladen sich in mächtigen Regengüssen mit zahllosen flammenden Blitzen.

Der Ostwind steigert sich allmälig im Verlaufe der nächsten Stunden zu furchtbarer Höhe. Wenn dann das windstille Centrum mit seiner schwülen Luft und dunklen Wolkendecke herangekommen ist, tritt eine Pause ein. Die Bewohner Westindiens wissen aber schon, daß diese Ruhe nur trügerisch und von kurzer Dauer ist. Bald darauf zieht die andere Seite des Wirbels heran; plötzlich bricht ein gewaltiger Weststurm los, der wiederum einige Stunden, zuletzt sich allmälig abschwächend, dauert. Endlich strahlt die Sonne wieder vom blauen Himmel auf den Schauplatz der Verwüstung hernieder.

Die Verheerungen, welche ein solcher Sturm anrichtet, sein Geheul, seine mechanische Gewalt sind furchtbar. Namentlich wird die Vegetation so zerstört, „als wäre Feuer durch das Land gegangen, welches Alles versengt und verbrannt hätte". Die meisten Bäume werden umgerissen, was stehen bleibt, vollständig des Laubes beraubt. Häuser werden abgedeckt, umgestürzt. Auf St. Thomas wurde 1837 ein neugebautes Haus von seinen Fundamenten weggerissen und in die Straße gesetzt; die 24pfündigen Kanonen des Hafenforts von den Wällen geworfen. Ein englischer Officier der 1831 auf Barbados unter einem Fensterbogen des Erdgeschosses Sicherheit gesucht hatte, hörte vor dem Brausen des Sturmes nicht, daß hinter ihm das Haus einfiel. Grausam leiden natürlich auch die Schiffe; selbst die in den Häfen geankerten werden oft zerschellt, oder sinken in den Grund. Die auf offener See befindlichen müssen streben, dem Innern des Wirbels auszuweichen; wenn aber der Sturm so heftig wird, daß sie ihm keine Segel mehr aussetzen dürfen, um ihre Richtung zu wählen, bleibt ihnen nichts übrig, als sich dem Winde zu überlassen. Piddington beschrieb den Weg einer englischen Brigg Charles Heddie, welche im indischen Meere fünf Tage vom Sturme fortgetrieben, fünf Mal das Centrum des Wirbels in sich verengernden Spiralen umkreist hat. Besonders verheerend ist auch die durch den Sturm verursachte Hebung des Seewassers, welches bald in Form schnell hereinbrechender Ueberfluthungen des Landes auftritt, bald als Spritzschaum meilenweit in das Land hineingeführt wird und Pflanzen wie Fische sterben macht.

Leider zählen die Opfer eines solchen Sturmes an Menschenleben oft genug viele Tausende, theils Seefahrende, theils Landbewohner, die von den stürzenden Häusern und Bäumen erschlagen oder durch die Sturmfluthen weggerissen werden.

Diese mächtigen Luftwirbel bleiben nun nicht an der Stelle stehen, wo sie entstanden sind, sondern bewegen sich in ziemlich regelmäßiger Weise vorwärts. Ihr Ursprung scheint immer in 10 bis 20 Grad Breite, also dem Aequator und der Zone der Calmen ziemlich nahe zu liegen. Dann entfernen sie sich aber vom Aequator, und zwar anfangs quer die Richtung der Passate durchschneidend, die nördlichen also nach Nordwest, die südlichen nach Südwest ziehend. Wenn sie an der Grenze der Passate angekommen sind, nehmen sie dagegen eine mehr östliche Richtung. Die des Nordatlantischen Meeres zum Beispiel folgen auf ihrem Wege zunächst der Richtung der westindischen Inselreihe bis in die Gegend von Florida, wobei sie etwa vier bis fünf geographische Meilen in der Stunde durchlaufen, dann ziehen sie der Küste der Vereinigten Staaten nahehin parallel fort, entfernen sich aber gegen Norden allmälig von dieser, um

sich quer über den atlantischen Ocean gegen das nördliche Europa hin zu wenden, wobei sie mit einer Geschwindigkeit von sechs bis acht Meilen in der Stunde fortschreiten. Sie brauchen im Mittel etwa zehn bis zwölf Tage für eine solche Reise von Westindien nach Europa. Während dieser Zeit stumpft sich ihre Gewalt allmälig ab, das Centrum wird mit in die Wirbelbewegung hineingerissen, der Durchmesser des ganzen Wirbels vergrößert sich. Immerhin aber sind sie den Schiffen auch in den europäischen Meeren noch gefährlich genug, und gelegentlich reißen sie auch noch Bäume um und decken Häuser ab. Aber gerade in Bezug auf die Gefahren dieser Art, denen die Schiffe längs der europäischen Küsten ausgesetzt sind, läßt sich am ersten hoffen, daß ein regelmäßiges System meteorologischer Telegraphie im Stande sein wird rechtzeitig Warnungen vor heranziehenden Wirbelstürmen zu geben.

Ich gehe nicht tiefer in die Beschreibung der einzelnen Erscheinungen ein, da uns für unseren besondern Zweck nur die regelmäßig wiederkehrenden Theile des ganzen Vorgangs interessiren. Eine sehr anschauliche und bis in die neuesten Zeiten fortgesetzte Uebersicht derselben hat Herr Th. Reye, Professor in Straßburg, in seinem 1872 erschienenen Buche über „die Wirbelstürme, Tornados und Wettersäulen" gegeben.

Wir wenden uns nun zu der Frage, wie es möglich sei, daß die schwachen, durch Temperaturschwankungen hervorgerufenen Druckunterschiede in der Atmosphäre, die sich gewöhnlich nur durch unbedeutende Unterschiede des Barometerstandes verrathen, so furchtbare Entladungen und so gewaltige Bewegungen hervorrufen können. Gerade für die Beantwortung dieser Frage ist, wie mir scheint, durch die genannte Arbeit von Reye ein beträchtlicher Fortschritt gemacht worden, der uns überhaupt einen Blick in die schwankende Natur der Witterungserscheinungen thun läßt.

Es kommt dabei wesentlich an auf den Begriff des labilen Gleichgewichts. Wenn wir einen Stab am oberen Ende fassen und herabhängen lassen, so zieht die Schwere seinen Schwerpunkt möglichst tief nach abwärts; der hängende Stab richtet sich vertical nach unten und ist in dieser Lage in stabilem Gleichgewichte. Stoßen wir ihn an, oder ziehen wir ihn zur Seite, so kehrt er immer wieder in die frühere verticale Lage zurück; das ist das Charakteristische des stabilen Gleichgewichts. Versuchen wir umgekehrt, denselben Stab auf seine untere Spitze zu stellen, so daß sein Schwerpunkt genau lothrecht oberhalb des Unterstützungspunktes steht, so sollte eine Lage möglich sein, in der ihn die Schwere genau so viel nach rechts wie nach links, auf den Beobachter zu wie von ihm wegzieht, wobei der Stab keinen zureichenden Grund hätte, nach irgend einer Seite zu fallen. Aber wenn es gelänge, für einen Moment einen solchen Zustand herzustellen, den die Mechanik als labiles Gleichgewicht bezeichnet, so würde der leiseste Lufthauch, die kleinste Erschütterung des Unterstützungspunktes genügen, um ein Uebergewicht nach irgend einer Seite hin zu erzeugen. Sowie aber der Stab nur erst um ein Minimum nach einer Seite hin abgewichen ist, so zieht ihn die Schwere mit steigender Geschwindigkeit ganz nach dieser Seite herab. Die praktische Bewährung des Satzes vom zureichenden Grunde gelingt hier ebenso wenig wie bei Buridan's Esel zwischen zwei

Krippen. Das Charakteristische bei diesem Vorgange ist, daß die allerkleinste Kraft oder Bewegung den Stab veranlassen kann, sich nach einer oder der andern Seite zu wenden, und daß dann die ganze Gewalt seines Falles schließlich die Gegenstände trifft, die in dieser Richtung liegen.

Beide Arten des Gleichgewichts können auch stattfinden, wenn Flüssigkeiten von verschiedener Dichte in einem Gefäß über einander gegossen werden. Oel über Wasser befindet sich in stabilem Gleichgewicht; ihre Grenzfläche stellt sich horizontal. Sollte etwas Wasser durch irgend eine Störung in das Oel hinaufgetrieben werden, so würde das schwerere Wasser in dem leichteren Oel doch sogleich wieder zurücksinken, während andererseits abwärts getriebenes Oel wieder steigen müßte. Aber Wasser über Oel mit vollkommen horizontaler Grenzfläche könnte ein labiles Gleichgewicht geben, da die Grenzfläche vollkommen gleichen Druck in jedem Punkte haben würde und deshalb in keinem eher als in jedem andern zu weichen brauchte. Sowie aber an einer Stelle das Oel sich etwas höbe, an der anderen das Wasser sich senkte, so müßte das leichtere Oel ganz hinauf, das schwerere Wasser ganz hinunter steigen.

Luft, die eine größere Wärmemenge enthält, verhält sich nun zu Luft mit geringerer Wärmemenge, wie Oel zum Wasser. Wo beide unter gleichem Drucke neben einander liegen, ist die wärmere die leichtere und steigt nach oben. Uebrigens ist zu bemerken, daß, wenn beide mit einander aufsteigen, beide sich ausdehnen und dadurch abkühlen; doch bleibt dabei die, welche mehr Wärme enthält, immer die wärmere und leichtere. Stabiles Gleichgewicht ist also nur möglich, wenn die an Wärme reichere Luft oben liegt, die weniger reiche unten. Ich darf nicht sagen: „wenn die wärmere oben, die kühlere unten liegt"; denn in der That kann die an Wärme reichere Luft, die in der Höhe sich dehnt und abkühlt, niedrigere Temperatur haben, als die unter ihr liegende, an Wärme ärmere Luft von größerer Dichtigkeit. Erst wenn beide in derselben Höhe neben einander lägen und demselben Drucke ausgesetzt wären, würde der Unterschied ihrer Temperatur ihrem verschiedenen Wärmegehalte entsprechen. Nun wird aber die Luft hauptsächlich unten am Boden, der die wärmenden Sonnenstrahlen absorbirt, gewärmt, und dadurch könnte labiles Gleichgewicht entstehen. Da aber diese Erwärmung lange Zeit braucht, und ein labiles Gleichgewicht nur für Augenblicke bestehen kann, so kommt es in diesem Falle immer schnell zur Ausgleichung, indem die wärmere Luft aufsteigt. Die zitternde Bewegung der Luft indessen, die man über stark erhitzten Bodenflächen sieht, ist ein Ausdruck dieser Störungen und der dadurch veranlaßten unregelmäßigen Luftströme.

So ist es aber nur, so lange die verschiedenen Luftschichten gleichartig zusammengesetzt sind. Kommen dagegen trockene und feuchte Luft zusammen, so hat Herr Reye nachgewiesen, daß dann die Möglichkeit zur Ansammlung großer Luftmassen gegeben ist, die anfangs in stabilem Gleichgewicht sind, welches sich aber bei langsam eintretenden Temperaturänderungen allmälig dem labilen Gleichgewichte nähern, endlich in dieses übergehen kann.

Nach den Berechnungen des genannten Mathematikers, welche auf die neuere mechanische Wärmetheorie, und zwar vorzüglich auf das von Professor Clausius aufgestellte allgemeine Princip derselben gegründet sind, ist neblige Luft nach-

gibiger gegen Druckveränderungen als trockene Luft. Jede Gasmasse nämlich, welche auf einen kleineren Raum zusammengedrückt wird, erwärmt sich dabei und widersteht, da die Wärme ihre Spannung vermehrt, deshalb dem auf ihr lastenden Drucke stärker, als sie es ohne Temperaturveränderung thun würde. Ein schneller, heftiger Schlag auf einen Stempel, der die Luft in einem Glas- oder Elfenbeincylinder comprimirt, kann die Luft so heiß machen, daß darin liegender Feuerschwamm sich entzündet. Solche Feuerzeuge finden sich in täglichem Gebrauch bei den Malayen, und in physikalischen Sammlungen sind sie unter dem Namen der pneumatischen Feuerzeuge bekannt. Wenn nun Wassertröpfchen als Nebel in der gepreßten Luft schweben, so wird ein Theil der durch die Compression erzeugten Wärme verbraucht, um einen Theil dieses Wassers auch noch in Dampf zu verwandeln, da in der wärmeren Luft trotz ihres geringeren Volumens mehr Wasserdampf bestehen kann als vorher. Nun ergeben Herrn Reye's Rechnungen, daß die Volumenzunahme, welche durch die Neubildung von Dampf aus Wasser bedingt wird, kleiner ist als die Volumenabnahme, die davon herrührt, daß ein Theil der durch die Compression erzeugten Wärme der Luft verloren geht, indem er zur Verwandlung des Wassers in Dampf verwendet wird. Solche neblige Luft wird also bei der Compression nicht ganz so warm als trockene, so daß sie einer gegebenen Zunahme des Druckes mehr nachgibt als die letztere.

Umgekehrt, wenn neblige Luft sich dehnt, so kühlt sie sich ab, wie alle sich ausdehnenden Gasmassen. Aber die Abkühlung ist nicht so stark wie in trockener Luft, weil durch die Kühlung ein Theil des in ihr enthaltenen Wasserdampfes niedergeschlagen wird, und sich als Staub tropfbaren Wassers dem Nebel zugesellt. Dämpfe aber, die sich in Wasser zurückverwandeln, geben die Wärme wieder ab, die vorher zu ihrer Bildung aus Wasser verwendet worden ist, und die neblige Luft wird deshalb nicht ganz so kühl bei der Dehnung wie trocknere Luft. Auch hier ist die Volumenabnahme durch die Verdichtung eines Theils der Dämpfe geringer, als die Volumenzunahme durch die dabei frei gewordene Wärme, so daß im Ganzen neblige Luft unter einer gegebenen Druckverminderung sich stärker dehnt als trockene Luft, vorausgesetzt immer, daß die Luft keine Gelegenheit hat, während dieser Veränderung Wärme von außen aufzunehmen oder nach außen abzugeben.

Dadurch kann nun, wenn Massen von trockener und feuchter Luft über einander oder nebeneinander gelagert sind, eine zweisinnige Art des Gleichgewichts entstehen. Neblige Luft und trockene Luft können solche Temperaturen haben (die trockene etwas wärmer), daß sie in der mittleren Höhe der Atmosphäre gerade gleich schwer sind. Dann wird in der unteren Hälfte des Luftkreises, wo der Druck größer ist, die neblige Luft die dichtere werden und zu Boden sinken. In der oberen Hälfte der Atmosphäre dagegen wird dieselbe neblige Luft bei geringerem Druck sich mehr dehnen als die trockene, leichter werden und aufsteigen.

Als mechanisches Modell für diesen Vorgang kann ein Glascylinder, etwa einen halben Meter hoch, dienen, den man mit Wasser gefüllt hat, und in den man einen flaschenförmigen Glaskolben mit der Mündung nach unten einsetzt,

nachdem man den Hals desselben mit Bleidraht umwunden und ihn dadurch so schwer gemacht hat, daß er beinahe untersinkt. Wenn man oben auf den flachen Boden des Kolbens noch einige Gewichtchen auflegt, kann man es dahin bringen, daß der Kolben in der mittleren Höhe des Cylinders gerade gleich schwer ist, wie das Wasser. Er ist dann an dieser Stelle in labilem Gleichgewicht; so wie er etwas steigt, dehnt sich die in ihm enthaltene Luft, er wird leichter und steigt ganz empor. Wenn er dagegen von jener mittleren Stellung aus etwas sinkt, wird die Luft noch mehr comprimirt und er sinkt ganz unter. Das Wasser in diesem Beispiel, als das weniger comprimirbare, gleicht der trockenen Luft, der Kolben voll nachgibiger Luft gleicht einer darin schwimmenden Masse nebliger Luft.

Nun denke man sich über einem der tropischen Meere an der Grenze der Calmen, wo wenig Bewegung ist, über viele Tausende von Quadratmeilen ausgebreitet eine warme Luftschicht liegen, welche mit Wasserdämpfen nahehin gesättigt ist. Ueber ihr fließt der obere Passat, der unmittelbar beim Aufsteigen den größeren Theil der mitaufsteigenden Wasserdünste durch die tropischen Regen niedergeschlagen hat. Diese obere Luft wird also verhältnißmäßig trocken und reich an Wärme sein, da sie die beim Niederschlag frei gewordene latente Wärme behalten hat. Nehmen wir an, das Gleichgewicht sei anfangs noch so, daß an der Grenze zwischen beiden Luftschichten die feuchte untere die schwerere sei. Dann ist das Gleichgewicht noch stabil, und ein solcher Zustand kann sich also ungestört ausbilden und längere Zeit erhalten. Wenn dies an der Grenze der Calmen geschieht, wo die Passatwinde die Luft nicht zu schnell forttreiben, so wird die untere Luft durch fortgesetzte Wirkung der Sonne immer heißer und feuchter, also auch immer leichter werden können. Die obere dagegen wird durch Strahlung gegen den Weltraum eher an Wärme verlieren. Das Gleichgewicht wird deshalb sich allmälig dem labilen nähern. Labil wird es geworden sein, sobald bei dem Drucke, der an der Grenzfläche beider Schichten herrscht, die Dichtigkeit und Schwere beider Luftarten gleich groß geworden ist. Denn dann wird jeder Theil der unteren Schicht, der noch etwas aufsteigt, ganz in die Höhe steigen müssen.

Wenn nun an irgend einer Stelle das Gleichgewicht durchbrochen wird und feuchte Luft unter Bildung von Nebel und Niederschlag von Regen aufsteigt, so bekommt diese Stelle geringeren Druck, weil die mit der aufsteigenden nebligen Luft sich füllenden oberen Schichten leichter werden, als sie vorher waren, und als es die der Nachbarschaft, soweit ringsum oben noch trockene Luft lagert, zur Zeit noch sind. Nach der Stelle, wo der Druck geringer geworden ist, wird von allen Seiten die untere Luft heranströmen müssen, um dann ihrerseits ebenfalls in die aufsteigende Strömung hineingerissen zu werden, während ringsum, wo das Gleichgewicht noch stabil war, es durch die Entleerung der feuchten Luft und die Senkung der oberen Grenzfläche derselben in seiner Stabilität noch sicherer wird, hier also keine neue Durchbrechung mehr zu erfolgen braucht. Die aufsteigende und sich stark ausdehnende Luft wird sich in den oberen Gegenden der Atmosphäre ausbreiten, also in der Höhe vom Centrum der Durchbrechung wegfließen, was auch, wie bemerkt, an den von ihr

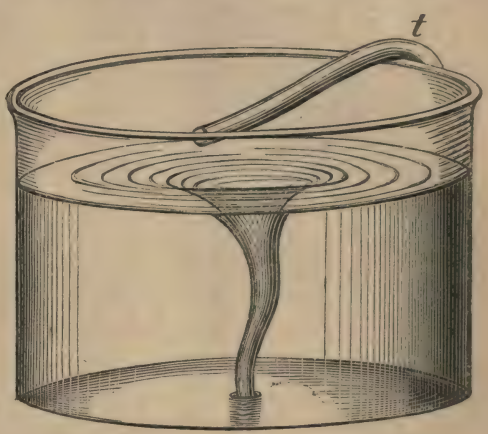
gebildeten Wolken beobachtet wird. Der ganze Vorgang kann erst dann zum Stillstand und zu einem neuen Gleichgewicht führen, wenn die obere trockene Luft sich soweit gesenkt hat, daß der im Centrum des Wirbels liegende Canal voll feuchter Luft, der die unteren und die aufgestiegenen hohen Schichten feuchter Luft verbindet, im Durchschnitt Luft von derselben Schwere enthält, wie die trockeneren Schichten, die er durchbricht. Das wird bei einem gewissen Grade der Senkung eintreten können, da die feuchte Luft in der Tiefe dichter ist als die trockene, wenigstens wenn sie ihr Wasser nicht als Regen verliert. Da in der Regel aber das Gewicht der feuchten aufsteigenden Luft erheblich vermindert wird, indem der Wassernebel in ihr sich hinreichend verdichtet, um als Regen herab zu fallen, so wird das Aufsteigen wol meistens keine Grenze finden, ehe nicht die ganze untere feuchte Schicht sich gehoben hat.

Die in den unteren Theilen der Atmosphäre gegen die Durchbruchsstelle herangezogene Luftmasse wird, wenn sie ausgedehnt genug war, einen merklichen Einfluß der Erdrotation zeigen müssen. Denken wir uns einen Luftring von 120 geographischen Meilen Halbmesser, dessen Mittelpunkt mit der Durchbruchsstelle zusammenfällt und der, allmälig enger werdend, gegen diese herangesogen wird. Sein Centrum liege in der Breite von 15°, einer Gegend, auf welche die meisten Beobachtungen als die ungefähre Ursprungsstelle der Wirbelstürme hinweisen. Dann würde sein südlicher Rand in 7° Breite liegen, der nördliche in 23°. Nun ist aber die ostwestliche Bewegung der Erde in 7° Breite nahezu 460 Meter und in 23° Breite 426 Meter in der Secunde. Ein solcher Luftring, in windstiller Luft liegend, würde also an seiner Südseite um 34 Meter größere Geschwindigkeit in westlicher Bewegung haben, und der Unterschied berechnet sich noch größer, wenn wir berücksichtigen, daß die Südseite in oder nahe der Zone der Calmen liegt, die Nordseite in den östlich gerichteten Passaten. Diesen Anfangszustand des Luftringes können wir auch so ansehen, als wenn dieser im Ganzen mit der mittleren Geschwindigkeit (443 Meter) seines Centrum fortschritte, aber mit einer Geschwindigkeit von 17 Metern in der Secunde um letzteres rotirte im Sinne der Erdrotation. Das heißt, ein solcher Luftring hat in seiner Bewegung einen gewissen Antheil (eine Componente nach mathematischer Sprachweise) von Rotation, der von der Erdrotation herrührt, aber allerdings bei so großer Nähe des Aequators nur klein ist.

Zieht sich der Luftring nun aber zusammen, so muß in ähnlicher Weise, wie ich es oben schon für die vom Aequator zum Pole hinfließenden und sich dabei verengernden Wirbelringe angegeben habe, das Rotationsmoment dieser Bewegung constant bleiben, das heißt ihre Geschwindigkeit wachsen in dem Maße, als sich der Halbmesser des Kreises verkleinert. Die Rechnung ergibt, daß ein Luftring von anfänglich 100 geographischen Meilen Halbmesser, dessen Centrum in 15° Breite liegt, eine Geschwindigkeit von 278½ Meter in der Secunde gewinnen wird, wenn er bis auf fünf Meilen Halbmesser zusammengezogen ist. Das wäre eine Geschwindigkeit, wie Kanonenkugeln sie haben.

Den Vorgang der Bildung von Wirbelstürmen kann man nach gewissen Beziehungen hin sehr gut in kleinerem Maßstabe im Wasser nachahmen. Man nehme ein kreisrundes Gefäß, wie das der nebenstehenden Figur, welches eine

Oeffnung im Boden hat, die zuerst durch einen Kork geschlossen wird. Durch Rühren mit der Hand setze man das Wasser in langsam rotirende Bewegung und ziehe den Kork aus. Nun beginnt das Wasser der Mitte auszufließen, es wird durch neues ersetzt, welches von der Peripherie her sich dem Centrum nähert und dessen Rotationsbewegung in dem Maße, als dies geschieht, zunimmt. Nahe der Mitte wird die Centrifugalkraft dieser heftig rotirenden Ringe so groß, daß der Wasserdruck nicht mehr im Stande ist, eine weitere Verengerung derselben zu bewirken. Dann bildet sich durch die Wassermasse, wie es die Figur zeigt, eine senkrechte, mit Luft gefüllte Röhre, die bis zur unteren Oeffnung hinabreicht, nach oben hin sich trichterförmig erweitert, und gewöhnlich schraubenförmig an ihrer Wand gestreift ist. Diese Röhre hat genau die Form, in der man die Wasserhosen abzubilden pflegt. Wirft man einen Kork in die Röhre hinein, der einerseits weiß, andrerseits schwarz bemalt ist, so wirbelt er so schnell herum, daß die beiden Farben sich zu gleichmäßigem Grau vermischen. Man kann den Wirbel beliebig lange unterhalten, wenn man das abfließende Wasser durch eine kleine Pumpe wieder hebt und in tangentialer Richtung längs der Gefäßwand wieder in das obere Gefäß hineintreibt, so daß es bei seinem Eintritt sich der Richtung der Wirbelbewegung gleich wieder einfügt. Dazu dient die in der Figur angegebene Röhre t.



Auch hier im Wasser können wir also den Uebergang aus einer ursprünglichen langsamen Wirbelbewegung in eine außerordentlich schnelle beobachten. Sobald der Wirbel sich ausgebildet hat, fließt das Wasser nur noch langsam aus, weil der größte Theil der Ausflußöffnung von der Luftröhre eingenommen wird. Es ist hauptsächlich nur das Wasser vom Boden des Gefäßes, was ausfließt, nachdem es durch Reibung am Glase seine Geschwindigkeit verloren hat. Streut man Sand in das Wasser, der zu Boden sinkt, so wird dieser schnell in Spirallinien gegen die Oeffnung gezogen und hinausgespült, während Stückchen Oblate, die im Wasser schweben bleiben, Viertelstunden lang herumgewirbelt werden können, ohne sich der Oeffnung zu nähern. Dieselbe Spiralbewegung gegen das Centrum hin haben die Wirbelstürme am Erdboden. Auch in diesen dürfen wir annehmen, daß es hauptsächlich die mächtige Centrifugalkraft ist, die das Aufsteigen der warmen Luft verzögert. Erst in dem Maße, als die gewaltige Rotationsbewegung durch Reibung am Erdboden sich vermindert, wird die Luft in die Höhe steigen können, oben weiter wirbelnd, dann aber ihre Kreise mit Nachlaß der Rotation allmälig ausbreitend, in dem Maße, als neue Luft nachfolgt.

Wenn übrigens ein solcher Wirbel erst einmal ausgebildet ist, so kann er in Luft, wie in Wasser, lange fortbestehen, auch wenn die Ursachen aufhören zu

wirken, die ihn hervorgebracht haben; die Bewegung der Luftmassen in ihren kreisförmigen Bahnen wird durch das Beharrungsvermögen, was jeder schweren Masse zukommt, unterhalten. Sie erlischt erst allmälig durch den Einfluß der Reibung. Ueber die Bewegungsgesetze solcher Wirbel habe ich selbst theoretische Untersuchungen im Jahre 1858 angestellt, deren Resultate sich in einigen einfacheren Fällen durch den Versuch bestätigen ließen. Dieselben sind auch auf die Fortbewegung der großen atmosphärischen Wirbel anwendbar. In der Zone der Passate werden die Rotationsaxen der Wirbel schief gestellt, da ihr unteres Ende durch den unteren Passat gegen Südwesten, das obere durch den oberen nach Nordosten gedrängt wird. Ein schief gestellter Wirbel aber muß sich fortbewegen in der Richtung, in welcher die Luft durch den spitzen Winkel strömt, den er mit dem Boden macht, das heißt in der nördlichen Passatzone nach Nordwest hin. An der Grenze der Passate kommt dann der Wirbel in das Bereich der überwiegenden südwestlichen und westlichen Winde und folgt diesen zunächst nach Nordost, dann immer mehr nach Ost umbiegend. Gleichzeitig verliert er durch die Reibung am Boden allmälig an Intensität, sobald er in Gegenden kommt, wo der Gegensatz zweier verschiedener Luftschichten nicht mehr so deutlich und regelmäßig ist, wie in der Passatzone.

Oft noch recht verderblich, wenn auch kleiner im Umfang als die Wirbelstürme der Meere sind die der Festländer, wie die Tornado's von Nordamerika und unsere Wind- und Wasserhosen. Aber auch unsere Gewitter scheinen wesentliche Züge ihrer Erscheinungsweise dem labil werdenden Gleichgewichte verschiedener Luftschichten zu verdanken.

Ich habe schon vorher angeführt, daß wir hier im mittleren Europa in einer Zone leben, wo äquatoriale und polare Ströme sich abwechselnd verdrängen. Die ersteren führen Luft herbei, die zwar durch die tropischen Regen einen Theil ihrer Feuchtigkeit verloren hat, aber deren doch noch so viel enthält, daß sie nach der Abkühlung, die sie auf dem Wege bis zur gemäßigten Zone erleidet, zu neuen Niederschlägen bereit ist. Ihr Feuchtigkeitsgehalt bei hoher Sommerwärme gibt sich uns durch das Gefühl der Schwüle kund, welches sie erregt, im Gegensatz zu der trocken heißen Luft der sommerlichen Ostwinde. In trocken warmer Luft kann sich unser Körper noch durch Verdunstung kühlen, in feuchter nicht. In einem Raume, dessen Luft wenige Grade über 42° C. erwärmt und mit Feuchtigkeit gesättigt ist, sterben warmblütige Thiere nach einiger Zeit, weil ihr Körper ohne Abkühlungsmittel und fortdauernd innere Wärme durch den Stoffwechsel entwickelnd sich bis über die genannte Temperatur erwärmen muß. Diese schwüle Beschaffenheit der Luft ist es daher, die uns Gewitter erwarten läßt.

Eine Zeit lang stauen sich die beiden gegen einander drängenden Ströme, es wird windstill. Wenn dann aber endlich der vordrängende Polarstrom erst an einer Stelle das Uebergewicht erlangt, daß die feuchtwarme Luft des Weststroms anfängt in die Höhe gedrängt zu werden, so verliert sie schnell ihre ganze Widerstandsfähigkeit, weil der entweichende Theil in den höheren Regionen des Luftmeers sich dehnt und abkühlt, in Folge davon sein Wasser ausscheidet und meist auch sogleich als Regen fallen läßt. Wie bei den Wirbelstürmen wird das emporgestiegene dadurch verhältnißmäßig leichter, und zu der Stelle, die so

von einem Theile ihres Druckes befreit ist, drängen sogleich die anderen feuchtwarmen Massen nach, um ihrerseits denselben Proceß durchzumachen. Die aufsteigenden Luftströme, die in der Höhe große Massen von Feuchtigkeit niederschlagen, bilden die schnell sich ballenden und hochaufthürmenden Gewitterwolken. Sehr gewöhnlich verstärken sich auch hierbei anfänglich vorhandene schwache Seitenbewegungen der angesogenen Luftmasse zu kräftigen Wirbelwinden, die sowol dem ersten Beginn des Regens, wie auch seinen nachfolgenden Exacerbationen unmittelbar vorausgehen, aber weniger regelmäßige Drehung und Fortschreitung haben, als die großen Wirbel der Tropen. Das Gewitter zieht ab, wenn es dem Oststrom gelungen ist, den vorher herrschenden schwülen West zu verdrängen, denn das Gewitter ist nichts Anderes als der Proceß dieser Verdrängung, und die von Reye nachgewiesenen Eigenthümlichkeiten des Gleichgewichts zwischen trockner und feuchter Luft bewirken eben auch in diesem Falle, daß diese Verdrängung, so wie nur der erste Anfang gegeben ist, plötzlich in ganzer Ausdehnung eintritt.

Was die elektrischen Entladungen betrifft, so ist deren Quelle wahrscheinlich ein Vorrath negativer Elektricität, mit dem die Erde dauernd geladen ist. Die Gasarten, selbst reiner, nicht nebliger Wasserdampf, isoliren und können direct mit der Erde keine Elektricität austauschen. Wenn aber die mit negativer Elektricität beladene Oberfläche des Wassers und der feuchten Erde Dämpfe entwickelt, nehmen diese die Elektricität, welche sie als Wasser enthielten, mit sich fort und halten sie fest bis zu dem Augenblick, wo sie sich niederschlagen. Die sich sammelnden Regentropfen vereinigen den niedergeschlagenen Dampf großer Luftvolumina und dadurch auch deren Elektricität, welche durch diese Verdichtung bedeutende Spannung erhält, und von Tropfen zu Tropfen überspringend sich an den Grenzen der ausscheidenden Wassermasse zu mächtigen, in den Erdboden überschlagenden Funken, den Blitzen, sammeln kann. Blitze sind in der Regel die Zeichen eines in dem Augenblicke erfolgenden neuen heftigen Niederschlags; aber die Regenmasse, aus der sie sich entladen, braucht mehr Zeit, um zur Erde zu kommen, als der elektrische Strahl. Erst einige Secunden nach dem Blitz bemerken wir deshalb den verstärkten Regen, der ihn hervorgebracht hat. Die Zeitfolge, in der die Veränderungen uns wahrnehmbar werden, ist gerade die entgegengesetzte, als die Folge von Ursache und Wirkung. Erst blitzt es, dann verstärkt sich der Regen; nach Ablauf des Regens ist der Wind geändert. Aber die erste Ursache ist der schwerere Ostwind, der herandrängt; er bewirkt den Niederschlag, der Niederschlag den Blitz.

Es ist durchaus nicht unglaublich, daß eine Feuersbrunst oder der Kanonendonner einer Schlacht, wie behauptet worden ist, ein Gewitter herbeiziehen könne. Wenn der entsprechende Zustand unsicheren Gleichgewichts in der Atmosphäre nur erst vorbereitet ist, kann jeder Umstand, der einen ersten kleinen Theil der feuchtwarmen Luftmasse zum Aufsteigen bringt, wie der Funken im Pulverfasse wirken und die Hauptentladung nach der Stelle dieser ersten Störung hinlenken.

In allen den beschriebenen Verhältnissen liegt nichts, was nicht ganz einfach auf der gesetzmäßigen Wirkung wohlbekannter physikalischer Kräfte beruhte; nur spielt das labile Gleichgewicht hier eine besondere Rolle, weil bei einem solchen

die unbedeutendsten Veranlassungen, die kleinsten Abänderungen der Temperatur, Feuchtigkeit, Geschwindigkeit einzelner Luftmassen bewirken können, daß colossale Kräfte sich im einen oder andern Augenblicke nach dieser oder jener Stelle hin entfesseln. Um vorausberechnen zu können, in welchem Augenblicke und an welchem Orte das labile Gleichgewicht durchbrochen werden wird, müßten wir erstens den vorausgehenden Zustand der Atmosphäre viel genauer kennen, als es wirklich der Fall ist. Denn wir kennen nur Durchschnittswerthe der Temperatur, der Feuchtigkeit, des Windes für die Erdoberfläche, und die genauen Werthe höchstens für einzelne Beobachtungsstationen und Beobachtungsstunden. Zweitens müßten wir im Stande sein, wenn wir erst genaue Data hätten, nun auch die Berechnung des weiteren Verlaufs mit der entsprechenden Genauigkeit durchzuführen. Aber obgleich wir die allgemeinen Regeln für eine solche Berechnung angeben können, wäre ihre wirkliche Ausführung eine so unabsehbare Arbeit, daß wir darauf verzichten müssen, bis bessere Methoden gefunden sind.

Ueberhaupt ist zu bemerken, daß wir nur solche Vorgänge in der Natur vorausberechnen und in allen beobachtbaren Einzelheiten verstehen können, bei denen kleine Fehler im Ansatze der Rechnung auch nur kleine Fehler im Endergebniß hervorbringen. Sobald labiles Gleichgewicht sich einmischt, ist diese Bedingung nicht mehr erfüllt.

So besteht für unsern Gesichtskreis noch der Zufall; aber er ist in Wirklichkeit nur der Ausdruck für die Mangelhaftigkeit unseres Wissens und die Schwerfälligkeit unseres Combinationsvermögens. Ein Geist, der die genaue Kenntniß der Thatsachen hätte und dessen Denkoperationen schnell und präcis genug vollzogen würden, um den Ereignissen vorauszueilen, würde in der wildesten Launenhaftigkeit des Wetters nicht weniger, als im Gange der Gestirne, das harmonische Walten ewiger Gesetze anschauen, was wir nur voraussetzen und ahnen.

Ein Blick auf Aegypten.

Von

Dr. **Gerhard Rohlfs.**

Nach Beendigung einer Expedition, unternommen auf Anregung und Kosten des Khedive*), wird man es nicht unangemessen finden, wenn wir hier und jetzt Gedanken aussprechen, welche nicht nur in jener Zeit auftauchten, als wir uns zuletzt auf ägyptischem Boden aufhielten, sondern die zum Theil entstanden bei früherer Anwesenheit im Nilthal, in den Jahren 1867, 1868 und 1869. Wenn wir auch das eine Mal, ebensowenig wie früher, uns ausschließlich mit den socialen Zuständen in Aegypten beschäftigten, so glauben wir dennoch, daß langjähriges Reisen in Afrika uns einige Erfahrung und Berechtigung zur Beurtheilung eines afrikanischen Volkes gegeben haben dürfte. Denn Aegypten ist ein afrikanisches Land, bewohnt von einem eminent afrikanischen Volke.

Mögen auch noch so viele fremde Völker in's grüne Nilthal eingezogen sein, vom Einfalle der Hyksos an bis zur Invasion der Franzosen; mögen noch so viele Dynastien geherrscht haben, von den Pharaonen bis auf die Mohammed-Aliden: der Charakter des Landes ist bisher unverändert geblieben, und das Volk finden wir im Wesentlichen im neunzehnten Jahrhundert n. Chr. noch so, wie es viertausend Jahre vor unserer Zeitrechnung gewesen sein mag. In der That kann Aegyptens Boden nur wenigen Veränderungen unterworfen sein. Sobald einmal die Völker daselbst die Nilufer cultivirbar gemacht hatten, war damit der Charakter des Landes gegeben. Ob heute noch ein Canal mehr oder

*) Man vergl. des Verf. im Erscheinen begriffenes Werk „Drei Monate in der Libyschen Wüste", mit Beiträgen von Ascherson, Jordan und Zittel (Cassel, Theodor Fischer) und „Deutsche Rundschau", Band III, S. 377: „Expedition in die libysche Wüste". Gleichzeitig glauben wir bemerken zu sollen, daß unser geschätzter Mitarbeiter, welcher sich seit dem Herbste v. J. in den Ver. Staaten von Nordamerika befindet, den vorliegenden Aufsatz unmittelbar vor dem Verkauf der Suez-Canal-Actien geschrieben hat; allein welche politischen Folgen dieses Ereigniß in Zukunft auch haben mag, so kann die Schilderung der socialen und intellectuellen Zustände des gegenwärtigen Aegyptens, welche der berühmte Afrikareisende hier gibt, dadurch nur einen Anspruch mehr auf allgemeine Beachtung gewinnen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

weniger gegraben wird, im großen Ganzen wird das wenig Einfluß auf die klimatische Beschaffenheit des Landes ausüben. Wenn in Europa durch Lichtung von ausgedehnten Waldungen, durch Austrocknen großer Sümpfe für weite Strecken ein ganz anderes Klima erzielt werden konnte, so ist das in Aegypten nicht der Fall. Mit Ausnahme des Delta, wo die Anlage von Canälen eine ausgedehnte Bepflanzung mit Bäumen hervorrief und einen größeren feuchten Niederschlag bewirkt hat, participirt das eigentliche Nilthal ganz und gar am Klima der Sahara, so daß mit Recht gesagt werden kann, das Land habe ein saharienes Klima. Ein solches muß dort herrschen, da das Nilthal mit seinen verhältnißmäßig schmalen Wasserfäden auf das umgebende Land im Allgemeinen keinen Einfluß üben und derjenige des Delta's doch nur local und höchst beschränkt sein kann.

Aegypten mit seiner bevorzugten, exceptionellen Lage wird aber seine Bahnen immer vorgezeichnet haben, und nur wenn Regenten und Volk diese verkennen, das Land die Position nicht einnehmen, welche die Natur ihm so deutlich angewiesen. Freilich gab es eine lange Zeit, wo Aegypten aus der ihm gebührenden Stellung verdrängt war; aber zwei Ursachen wirkten zu diesem negativen Resultate zusammen: die Entdeckung Amerika's mit der Umschiffung Afrika's und die beklagenswerthe Chalifen- und Mameluken-Herrschaft.

In der That verlor Aegypten mit der Entdeckung eines neuen Welttheiles und mit der Eröffnung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung alle Aussicht, je den Platz als Welthandelsmacht wieder einzunehmen, den es zur Zeit der Ptolemäer so glänzend behauptet hatte. Denn den kurzen Momenten der Fatimiden, der Edjubiden, welche, gleich Cometen, Lichtpunkte im Leben Aegyptens nach der ptolemäischen Periode waren, folgten die Türken, die Mameluken, mit nicht einem einzigen Regenten, der es verstanden hätte, seine persönlichen Interessen denen des Landes und des Volkes unterzuordnen. Im Gegentheil, die Geschichte berichtet nur von einem System der schamlosesten Ausbeutung und einem gänzlichen Verkennen jener großen Aufgaben, durch deren Erfüllung man einem Lande den ihm angewiesenen Platz erringen und um seiner eignen Existenz willen behaupten hilft.

Aber selbst wenn unter den Chalifen und Mameluken gute und einsichtsvolle Herrscher gewesen wären, würden sie Aegypten schwerlich die Stellung haben wiedergeben können, welche es zur Zeit der Ptolemäer inne hatte. Der Reichthum dieses Landes ist durch Cultur und Handel bedingt, und Beides lag darnieder. Das, was man dort baute, Getreide, konnten die europäischen Staaten, welche immer die Hauptabnehmer Aegyptens waren und bleiben werden, ohne Gefahr und ebenso billig von anderen Ländern beziehen; die Waaren Indiens aber hatten, seitdem Vasco de Gama den Seeweg um die Südspitze von Afrika gefunden, Aegypten nicht mehr berührt. Wissenschaft und Kunst wurden vollends nicht gepflegt; so siechte das Land dahin, das Volk versank und ward eine Beute seiner Tyrannen.

Wenn wir aber die beiden Ursachen genannt, welche Aegypten bis an den Abgrund des Verderbens brachten, so bemerken wir andererseits, wie sich gleichsam durch Zauber das Land zu neuer Blüthe erhebt, sobald jene nicht länger

existiren. Es erscheint im Anfange dieses Jahrhunderts ein tüchtiger Regent (1806 Mohammed Ali, der Begründer der Mohammed-Aliden), und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird dem Handel wieder seine alte Straße durch Aegypten zugewiesen, indem unter dem jetzt regierenden Khedive der Canal von Suez eröffnet wird.

In vielen Punkten läßt sich die Regierung der Mohammed-Aliden — wir haben jetzt den fünften Regenten dieser Dynastie — mit der der Ptolemäer vergleichen; wie unter dem ersten, welcher den Zunamen Soter hat, Aegypten sich aus dem Zustande der Anarchie zu einem geordneten Staatswesen heranbildete, so gelang es Mohammed-Ali, Aegypten nach langen Leidensjahren eine Selbstständigkeit zu geben, die es seit Jahrhunderten nicht mehr besessen hatte. Wenn es ihm — und nur durch die Eifersucht der europäischen Großmächte wurde er daran verhindert — auch nicht gelang, für sein Land eine vollkommene Unabhängigkeit zu erringen, so war der erste Grund von ihm insofern dazu gelegt, daß er für seine Familie die Thronfolge, unabhängig von der Laune des Sultans, und das Seniorat in der Nachfolge erlangte.

Wie Ptolemäus Soter verstand Mohammed-Ali es vortrefflich, bei seinen Kriegen die vortheilhafte Lage seines Landes auszunützen; aber keineswegs blos Krieger, suchte Mohammed-Ali das Land vor allen Dingen durch Culturen zu heben. Daß er dabei mit höchst ungerechten Erpressungen gegen sein Volk vorging, daß er die Fellahin auf alle Weise unterdrückte und aussog, soll nicht geleugnet, darf aber wol mit dem Umstande entschuldigt werden, daß, ohne eigentliche Erziehung, Mohammed-Ali in dem Wahne weiter lebte, Volk und Land seien um seinetwillen vorhanden, nicht aber er um des Volkes und des Landes willen.

Ein anderer Punkt, gemeinsam mit dem Verfahren des ersten Ptolemäers, ist, daß Mohammed-Ali zum ersten Male seit mehr denn tausend Jahren den Fremden freien Zutritt gestattete, ja denselben sogar bedeutende Privilegien gewährte. Wie Soter viele Colonisten, vornehmlich auch Juden, nach Aegypten zog, wie er zu seiner Zeit Alexandria durch eine Menge großartiger Gebäude — ich erinnere nur an das Serapeum und Museum — schmückte, so lud Mohammed-Ali Europäer ein, nach Aegypten zu kommen, und war der Erste, der es unternahm, Gebäude und Schulen nach europäischem Muster zu gründen. Wenn letztere nicht so eingerichtet wurden, wie sie hätten sein sollen, so lag das eines Theils an den mangelhaften Lehrern, indem jeder Europäer ohne Wahl genommen wurde; andern Theils an der vollkommenen Unwissenheit des ägyptischen Volkes, mit dem natürlich nicht eher der höhere Unterricht hätte angefangen werden müssen, als bis es durch Elementarkenntnisse dazu vorbereitet gewesen wäre. Seit einem Jahrtausend und länger hatten die Fellahin nur Sclaven- und Frohndienste gethan, sie kannten weder ein Buch noch eine Schrift, in manchen Beziehungen standen sie ebenso tief, wie die Völker, welche nie mit *solchen* Menschen in Berührung gekommen sind, die lesen und schreiben können. Jetzt sollten sie mit einem Male nicht nur dies, sondern auch Französisch, Militärwissenschaft, Medicin, Pharmacie ꝛc. lernen. Alle diese Experimente waren zu übereilt angefangen und haben sich daher als verfehlt erwiesen.

Aber ein Grund war doch gelegt, und vor allen Dingen viel dadurch gewonnen worden, daß Mohammed-Ali die Nothwendigkeit eingesehen hatte, Schulen zu gründen. Man fängt jetzt erst an, in seinem eigenen Lande diese und viele andere Verdienste Mohammed-Ali's zu würdigen; in Europa kennen ihn aber nur solche, die sich speciell mit Aegypten beschäftigen; selbst ein Nil-Tourist geht ziemlich gleichgültig bei der Reiterstatue Mohammed-Ali's in Alexandrien vorbei und dennoch: er war nicht nur der Stifter einer neuen und hoffnungsvollen Dynastie, sondern er legte den Grund zum neuen Emporblühen von Aegypten und zur glücklichen Entwicklung seines Volkes. Mohammed-Ali regierte, wie Ptolemäus I. zwei Jahrtausende vor ihm, fast vierzig Jahre.

Es ist hier nicht der Ort, über seine nächsten Nachfolger, Ibrahim, Abbas und Said, zu sprechen; die Regierungszeit derselben war zu kurz, als daß sie hätten einen nachhaltigen Einfluß auf Land und Volk ausüben können. Alle drei zusammen regierten nur ein Decennium. Wir können aber die Parallele zwischen dem ersten Ptolemäer und dem ersten Mohammed-Aliden noch weiter ziehen, indem wir die jetzige Regierungsepoche Aegyptens mit der des folgenden Ptolemäer vergleichen. In der That war die achtunddreißigjährige Regierungszeit des Ptolemäus Philadelphus eine der segensreichsten für das damalige Aegypten. Brauchen wir auch nicht Theocrit's Angabe von den 33,000 Städten dem Worte nach zu nehmen, so wurden doch jetzt die Künste und Wissenschaften mehr als je zuvor gepflegt. Es wurden neue Häfen angelegt, Berenice und Myos Hormos (Berenice war die Mutter von Ptolemäus Philadelphus), und der Handel Alexandriens erweiterte sich so, daß derselbe nicht nur das Mittelmeer umfaßte, sondern auch durch das rothe Meer und nilaufwärts ging.

Der jetzige Khedive ist der würdige Nachfolger seines großen Vorfahren Mohammed-Ali und jedenfalls handelt er zur Hebung des Landes bewußt, während Mohammed-Ali mehr instinctiv verfuhr; hatte dieser doch nicht einmal die Gewißheit, daß das Land seiner Familie verbleiben würde. Der wichtigste Schritt, den der jetzige Vicekönig durchgesetzt, war, daß er die Nachfolge in seinem Hause aus einem Seniorat in ein Majorat verwandelte. Mittelst großer Geldopfer erlangte er dies Zugeständniß am 27. Mai 1866.

In der ganzen Handlungsweise des Khedive mit der hohen Pforte erkennt man den klugen und vorsichtigen, den zähen und biegsamen Mann. Wie oft hat er schon, indem er nach vorwärts einen Schritt Terrain gewann, einen halben wieder zurückweichen müssen. Aegypten fährt fort, alljährlich dem türkischen Staatsschatze eine ungeheure Summe Geldes zuzuführen, welche dem Lande jährlich entzogen wird, ohne daß dieses den geringsten Ersatz dafür hätte*).

Was aber könnte alljährlich geschaffen werden mit den Geldern, welche so nutzlos auswandern! Ist doch auch so noch die Leistungsfähigkeit eines Landes bewundernswerth, in welchem trotzdem so ungemein viele bedeutende Unternehmungen in's Leben gerufen werden. Die Schöpfung des Suezcanals, auf ägypti-

*) Ganz kürzlich ist derselbe noch um £ 15,000 pro anno erhöht worden; dafür darf Aegypten sich Port Seila annectiren, welches nominell der Pforte gehörte!

schem Boden durch ägyptische Arbeiter und zum größten Theile mit ägyptischem Gelde ausgeführt, wenn auch in erster Linie ein Werk französischen Geistes, zeugt vor Allem von der Lebensfrische der heutigen ägyptischen Regierung; aber wir erinnern hier auch, abgesehen von den Eisenbahnen und Telegraphen-Linien, welche das Land jetzt nach allen Seiten durchziehen, an die zahlreichen anderen Canäle und Brücken. In der That steht die neue Nilbrücke bei Kassr el Nil, welche im Februar 1872 eingeweiht wurde und 2,300,000 Frcs. gekostet hat, ähnlichen Bauten über den größten Strömen der Welt ebenbürtig zur Seite.

Man hat vielfach in Europa die Vorstellung, der Khedive verwende die Gelder Aegyptens willkürlich zu seinem eigenen persönlichen Vortheil, und nur wenige neue Bücher, unter denen wir das gediegene von Kremer*) und das mit großer Sorgfalt und richtigster Auffassung der Verhältnisse geschriebene Werk des gegenwärtigen General-Postmeisters des Deutschen Reichs Stephan**) anführen müssen, machen in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Man hat z. B. dem Khedive den Vorwurf machen wollen, daß er die Majoratfolge mit zu theuren Opfern erkauft habe. Man wirft ihm ferner vor, er baue zu viele Luftschlösser, gebe zu glänzende Feste, zu reiche Belohnungen, huldige zu sehr seinen eigenen Neigungen.

Betrachtet man aber vorurtheilsfrei Aegypten, so wie es zu Anfang des Jahrhunderts *war* und so wie es *jetzt* ist und so wie es wahrscheinlich am Ende dieses Jahrhunderts *sein wird*, dann wird man finden, daß sich in allen Verhältnissen ein gewaltiger Umschwung *zum Besseren* zu erkennen gibt, der unsere volle Anerkennung und Bewunderung verdient. Im Jahre 1790 hatte Alexandrien eine Bevölkerung, welche von den Franzosen auf 5—6000 Einwohner geschätzt wurde. Aegypten selbst hatte zu Anfang unseres Jahrhunderts kaum 2,500,000 Einwohner. Heute kann man die Seelenzahl Alexandriens auf über 200,000 veranschlagen, während das Land selbst mindestens 5,000,000 Einwohner hat. Freilich ist man aus der Zunahme der Bevölkerung eines Landes noch keineswegs berechtigt, auf das Wohlbefinden der einzelnen Individuen, der einzelnen Familien, mithin des ganzen Landes, zu schließen, und in dieser Hinsicht werden wir weiterhin noch Manches zu sagen haben. Aber ein Volk, welches, bisher so gut wie erstarrt, plötzlich zu neuer Thätigkeit erweckt wird; ein Land, welches an einer der Hauptverkehrsadern der Erde gelegen, neuerdings als Durchgangspunkt dreier Erdtheile sich geltend macht, das darf — welches auch die Wege der Zukunft sein mögen — doch immerhin als der Cultur wiedergewonnen betrachtet werden. Diese Bestimmung erkannt und zum Ausdruck gebracht zu haben, ist ein Verdienst des jetzigen Regenten.

Eins vor Allem: es fehlt in Aegypten ganz und gar das Familienleben, und ohne Familie kein Staat. Gerade deshalb hat kein mohammedanischer Staat es zu einem festgefügten Ganzen bringen können, weil die Stabilität von Innen heraus nicht vorhanden. Staaten von so langer Dauer, wie sie Europa

*) Aegypten, von Alfred von Kremer. 2 Theile. Brockhaus, 1863.
**) Das heutige Aegypten, von Heinrich Stephan. Brockhaus, 1872.

aufzuweisen hat, kann kein mohammedanisches Land hervorbringen; zugleich mit der Familie fehlt auch das nationale Bewußtsein, welches einzig in dieser wurzelt. Der Mohammedaner kennt kein Vaterland, er kennt nur den religiösen Unterschied, er unterscheidet zwischen dem Gebiete der Gläubigen und Ungläubigen. Die Polygamie steht jeder festen Familieneinheit entgegen. Gesetzliche Einführung der Einweiberei und scharfe Gesetze gegen willkürliches Scheiden der Ehe müßte daher an erster Stelle das in Aegypten Anzustrebende sein. Sonst ist keine Organisation möglich. Zum Theil hat der Khedive auch auf diesem Gebiete die Initiative ergriffen. Ist er selbst allerdings auch noch im Besitze mehrerer Frauen, so ist bis jetzt noch kein Fall vorgekommen, daß die jüngeren Prinzen oder gar seine Söhne mehrere Frauen genommen oder sich willkürlich hätten scheiden lassen. Und bei den ersten mohammedanischen Würdenträgern findet dies Beispiel Nachahmung.

Unter dem Volke, sowol bei der reicheren besitzenden Classe in den Städten, als auch auf dem Lande, sieht es aber desto schlimmer aus. Die opulenten mohammedanischen Kaufleute in Alexandrien, Cairo, Damiette u. s. w. haben alle mehrere Frauen, ebenso die größeren mohammedanischen Landbesitzer; und haben sie solche nicht, so pflegen sie auf unverantwortlich leichtsinnige Weise vermittelst einer Scheidung sich zu einer anderen zu verhelfen. Ebenso ist es der Fall unter der armen Fellahinbevölkerung; ein Gleiches, oder noch Schlimmeres, nehmen wir in der arabisch-nomadischen Bevölkerung wahr, sowie bei den in Oberägypten und Nubien wohnenden mohammedanischen Stämmen. Während unserer libyschen Expedition hatten sonst alle unsere eingeborenen Diener zwar nur Eine Frau; aber die meisten waren schon drei oder vier Mal hinter einander verheirathet gewesen. Einer unserer Hauptbeduinen, Mohammed Madjub, hatte eine Frau in Dachel, eine in Constantinopel, eine dritte in Beni Ahdi; im Ganzen aber hatte er schon — dreiundzwanzig Frauen gehabt! Ohne große Einbildungskraft kann man sich vorstellen, welche entsittlichende Zustände aus solchen Verhältnissen entstehen und leider, der Islam schützt durch sein Gesetzbuch, den Koran, derartige Calamitäten. Aber ebenso wie in den christlichen Ländern der Bibel könnte auch in Aegypten diesen mit dem Geiste der neuen Zeit unverträglichen Vorschriften des Koran ein bürgerliches Gesetz gegenübergestellt werden. Ist doch bereits für die Europäer in Aegypten eine neue und sagen wir bessere Aera des Rechtes und der Gerichte angebrochen seit der Eröffnung des internationalen Gerichtshofes durch den Chedive.

Mit alleiniger Einführung der Monogamie und Abschaffung der willkürlichen Ehescheidung ist aber noch nicht genug gethan. Soll das ganze Staatsgebäude eine feste moralische Grundlage gewinnen, dann muß die Frau des Aegypters im besseren Sinne des Wortes emancipirt, dem Manne gleichgestellt werden. Bislang (mit Ausnahme der Prinzessinnen des khedivischen Hauses, welche, alle von ausgesuchten Lehrerinnen unterrichtet, eine ihrem hohen Stande angemessene Erziehung erhalten haben) bekam die mohammedanische Frau so gut wie gar keine Erziehung; kaum war sie besser als eine Sclavin, und wenn manchmal eine solche sich auch einen Platz im Hause ihres Gemahles, eine Stimme im Kreise einer locker zusammengehaltenen Familie zu erringen wußte, so war dies

Ausnahme. Im Allgemeinen ist die Frau des Mohammedaners nur seine Concubine.*) Einen höheren Standpunkt aber können sich die Frauen nur durch gute Erziehung und Schulbildung sichern. Auch hier ist der Anfang wenigstens gemacht. Die Prinzessinnen haben, wie gesagt, vorzügliche Schulbildung und ausgezeichnete Erziehung genossen; zu Kassr el Nil ist eine Mädchenschule gegründet worden, und durch die Berufung des Herrn Dohr hat der Khedive für sein Land einen vorzüglichen Pädagogen gewonnen, welcher es verstanden hat, mit seltenem Geschick binnen kürzester Frist auch anderweit Mädchenschulen zu organisiren; aber es gebricht noch zu sehr an tüchtigen eingeborenen Lehrerinnen, die herangezogen und zu deren Ausbildung Pensionate errichtet werden müßten. Eine Ausbildung in einem Pensionate, welche 5—6 Jahre in Anspruch nähme, würde genügen, um Lehrerinnen für Volksschulen zu erziehen; denn keineswegs wünschen wir für Aegypten jetzt schon Mädchenschulen ersten Ranges. In noch erhöhtem Maßstabe gilt dies von den Seminarien für die männliche Bevölkerung. Man sollte vorläufig ganz davon absehen, höhere Schulen zu begünstigen, sondern sich nur auf das Volksschulwesen beschränken. Die mohammedanischen Medressen genügen nicht nur nicht, sie schaden vielmehr durch ihren blinden religiösen Eifer und ihr mechanisches Verfahren, welchem weder ausreichende Kenntnisse, noch irgend welche Methode zu Grunde liegen. Ihr ganzer Unterricht besteht im Eintrichtern fanatischer Vorschriften und maschinenartigem Auswendiglernen von Koranversen. Derartiger Schulen gibt es nach Stephan so viele, daß sie 1870 von 60,000 Schülern besucht wurden, eine immerhin für die ägyptische Bevölkerung geringe Zahl, die aber schon etwas bedeuten würde, wenn aus diesen Schülern Männer hervorgingen, die wenigstens eine tüchtige Elementarbildung erhalten hätten. Aber ganz recht hat unser eben citirter Gewährsmann, wenn er gleich darauf hinzufügt: „Der Hauptübelstand bleibt aber immer der Charakter des Unterrichts, seine Methode und sein Geist oder vielmehr sein Ungeist; der Mangel an tüchtigen, gebildeten Lehrern; die Armuth an Objecten und die Einseitigkeit in der Behandlung."

Es wird schwer sein, im Anfang tüchtige Lehrkräfte für Aegypten zu beschaffen, da die Franzosen und Italiener leider mit ihrem Unterrichtgeben religiöse Propaganda verbinden, was natürlich den mohammedanischen Aegyptern ein Gräuel ist, so tolerant Regierung und Volk sonst auch in religiöser Beziehung zu sein pflegen. Deutschen Lehrern und Lehrerinnen steht aber die Sprache im Wege. Es ist natürlich, daß die Aegypter, wenn sie einmal eine fremde Sprache erlernen müssen, sich lieber dem Französischen und Italienischen zuwenden, als dem Deutschen, einer Sprache, mit der sie im Lande selbst nichts anfangen können. Die Lage Aegyptens am Mittelmeere, der innige Verkehr mit Frankreich und Italien weist die Bewohner des sich nach dem Mittelmeer eröffnenden Nilthales von selbst auf die Länder und deren Bewohner hin, welche es begrenzen.

Welche Sprache würde nun für die Aegypter, außer der arabischen, am vortheilhaftesten als zweite Volkssprache zu empfehlen sein? Ohne Zaudern erklären

*) Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die Frau ganz ohne Einfluß sei; im mohammedanischen Hauswesen hat gewöhnlich die Mutter des Mannes das Scepter und regiert.

wir, die italienische. Am Mittelmeere herrschen als Sprachen von Bedeutung die spanische, die französische, die italienische und die griechische. Arabisch kann am Mittelmeere nicht mit in Betracht kommen, obschon an der ganzen Süd- und Ostseite des Mittelmeeres diese Sprache geredet wird, als Verkehrs- und Handelssprache hat sie sich selbst zur Zeit der arabischen Oberherrschaft nie am Mittelmeere emporschwingen können. Die italienische Sprache ist gegenwärtig am Mittelmeere die am weitesten verbreitete. Spanisch ist für Marokko die Handelssprache, Französisch wird nur in Algerien geredet und in der Provinz Oran ist außerdem das Spanische fast ebenbürtig. Italienisch wird aber in Tunesien, im englischen Malta, in Tripolitanien als Handelssprache gebraucht, und auch in Aegypten, in Syrien und der Türkei hat es sich einen großen Kreis erobert. Griechisch wird zwar auch in Aegypten viel gesprochen, aber eine allgemeine Einführung bei den eingeborenen Aegyptern ist schon deshalb nicht zu empfehlen, weil die übrigen mit Aegypten in Verbindung stehenden Nationen diese Sprache schwer erlernen.

Da die arabische Sprache nicht ohne Weiteres abgeschafft werden kann,*) so sollte wenigstens darauf gesehen werden, die europäischen Zahlzeichen einzuführen, was kaum von besonderen Schwierigkeiten begleitet und für den ganzen Verkehr von ungemeiner Wichtigkeit wäre. Wie schwer fällt es dem europäischen Kaufmann, selbst wenn er in Aegypten lebt, die Abrechnungen der Eingebornen zu controliren, wo zwar nach derselben Methode gerechnet wird, aber andere Ziffern in Anwendung sind.

Dem entsprechend würde sich dann noch die Annahme des metrischen Systems in Gewicht, Maß und dieselbe Zeitrechnung empfehlen. Die meisten europäischen Staaten haben das französische System adoptirt; es ist kein Grund vorhanden, weswegen man in Aegypten die Ardeb, die Cantar, die Rotoli und Drachmen beibehalten sollte. Dasselbe gilt für das Getreide, welches, obwol es zumeist auf den europäischen Markt kommt, doch immer noch nach Uob, Kiel und Rub gemessen wird, und ebenso für die Feddan, die Casaba, die Pics als Oberflächenmaße und die Pics und Draas als Längenmaße.

Entsetzlicher noch ist die gegenwärtig in Aegypten herrschende Münzverwirrung. Der vorhandene Münzvorrath reicht nämlich bei weitem nicht mehr für die Bedürfnisse der Bevölkerung aus, und sowol dieser Umstand, als der große Fremdenverkehr haben bewirkt, daß das Land mit einer Unmasse ausländischer Münzen aller Länder überschwemmt ist. Englisches, russisches, ostindisches,**) französisches, italienisches, österreichisches und türkisches Geld findet man, was die edleren Münzsorten anbetrifft, öfter als das Geld des eigenen Landes. Und obendrein, welche Confusion in der Rechnung: hier Piaster-Tarif, dort Piaster-Courant! Ebenso nothwendig aber, als diesem Lande, welches in der nächsten Zeit zu einer der wichtigsten Rollen am Mittelmeer bestimmt scheint, eine möglichst allen Nationen geläufige Münze ist, ebenso, und zwar aus dem-

*) Schon aus dem Grunde, weil der Koran nur in der arabischen Sprache geschrieben, gelesen und gelehrt werden darf, würde dies ein unüberwindliches Hinderniß sein.

**) Die ostindischen Colonien prägen, wie alle englischen Colonien, ihr eignes Geld.

selben Grunde, müßte auch die Zeiteintheilung reformirt werden, da die dort übliche mit der aller modernen Länder im Widerspruch steht. Wir reden nicht davon, daß der Fellahin oder Beduine seine Zeit nach l'asser, el fedger, el maghreb etc. berechnet; aber wie man in Italien auf eine durchlaufende vierundzwanzigstündige Eintheilung verzichtet hat, sollte die ägyptische Regierung die europäische Eintheilung von zwölf Nachtstunden und zwölf Tagstunden decretiren. Officiell ist dies bei den Eisenbahnen und einigen andern öffentlichen Anstalten schon geschehen; aber in der ganzen Beamtenwelt rechnet man noch nach türkischem Modus, derart, daß von Sonnenuntergang die erste Stunde datirt, dann zwölf Stunden bis etwa 6 Uhr Morgens weiter gezählt wird und endlich nach abermals 12 Stunden Abends der Tag beendet ist — bei der immerhin, im Sommer und Winter um einige Stunden, schwankenden Differenz der untergehenden Sonne eine höchst unbequeme Rechnung. Ein Schritt auf der Bahn des Fortschrittes, nach dieser Richtung hin, ist durch die bereits im vergangenen Sommer decretirte Einführung des gregorianischen Kalenders gethan worden. Es ist bekannt, daß in der östlichen Hälfte Europa's noch immer die julianische Eintheilung des Jahres besteht; für Rußland ist dies weniger von Belang als für Aegypten, wo — man höre! — bisher nicht weniger als fünf Jahreseintheilungen nebeneinander bestanden haben: die Mohammedaner rechnen nach ihrem Mondsjahre zu 354 Tagen; die Kopten, denen hauptsächlich das Rechnungswesen in Aegypten obliegt, nach einem Sonnenjahre mit 12 Monaten, 11 davon zu 30 und 1 Monat zu 35 Tagen. Von der Periode der Märtyrer beginnend haben sie jetzt das Jahr (1876) 1592, während die Mohammedaner 1293 schreiben. Die Juden, ebenfalls nach Mondsmonaten zählend, haben das Jahr 5637, und die zahlreich in Aegypten lebenden Griechen mit ihrem Sonnenjahr fangen dasselbe stets 13 Tage später an, als die im Lande lebenden Katholiken und Protestanten. Freilich wird es seine Schwierigkeiten haben, den mohammedanischen Kalender nach dem gregorianischen zu reformiren, besonders wegen des Fastenmonats Ramadhan, welcher von der ganzen mohammedanischen Welt gemeinsam gefeiert wird, und da bei den in Asien und Afrika zerstreut lebenden Mohammedanern auf eine Einigung in diesem Sinne nicht zu rechnen ist. Aber ebenso gut, wie es bei den Christen veränderliche Feste gibt, abhängig vom Eintritt des Vollmonds, kann für die mohammedanischen Feste Bairam, Milud, für den religiösen Monat Ramadhan ꝛc. die alte Rechnung beibehalten werden. Die Imans, Mollahs und Fakihr werden schon dafür sorgen, dem Volke ihre religiösen Festlichkeiten in's Gedächtniß zu rufen.

Was aber Aegypten vor allen Dingen Noth thut, das ist die Heranbildung tüchtiger Beamten. Wir wissen recht gut, daß in den oberen Regierungskreisen tüchtige eingeborene Kräfte vorhanden sind, aber auch nur vereinzelt, und in den Provinzen sieht es noch schlimmer aus. Es ist allerdings äußerst schwer in Aegypten, gute Verwaltungsbeamte zu schaffen; um so schwieriger, als der Khedive in der löblichen Absicht, alles Nationale zu heben, darauf bedacht ist, so viel wie möglich Eingeborene anzustellen und die türkischen Elemente, welche sich früher in Aegypten vorzüglich geltend machten, zu entfernen. Unbegreiflich erscheint es uns aber deshalb, daß Stellen von Mudiraten (Provinzen) mit

Individuen besetzt sind, welche weiter keine Qualification zu einem solchen wichtigen Posten mitbrachten, als daß sie ehemals im persönlichen Dienste eines der Vorfahren des Khedive waren. Die Provinz Siut wurde, als wir von unserer Expedition zurückkehrten, von einem Gouverneur verwaltet, welcher, wie man uns sagte, früher ein gekaufter Sclave (er war tscherkessischer Abkunft) von Abbas-Pascha gewesen war. Natürlich ist es wol sehr selten, daß ein solcher Mann, der vielleicht nicht einmal lesen und schreiben kann, große Befähigung besitzt, eine Provinz zu administriren.

Hier kann Aegypten nur Abhilfe erlangen, indem es sucht, europäische Beamte in's Land zu ziehen,*) bis diese von einheimischen Kräften abgelöst werden können. Wir sollten meinen, daß selbst in der Nähe, in den europäischen Colonien in Cairo und Alexandrien viel brauchbares Material zu finden wäre, besser jedenfalls als diese ehemaligen Mameluken, Tscherkessen oder Sclaven, deren ganzes Sinnen gewohnheitsgemäß doch nur darauf gerichtet ist, den Verwaltungsmechanismus nicht anders zu handhaben, als „mittelst eines Instrumentes, welches an dem einen Ende aus einem Schröpfkopfe besteht und an dem anderen Ende in eine Karbatsche ausläuft." **)

Bei der monatlichen Zahlung, welche die ägyptische Regierung gegenwärtig leistet, wird es übrigens um so leichter sein, vom Auslande gute Beamte zu bekommen und im Inlande ehrliche eingeborene heranzubilden, als die Corruption derselben, ihre Bestechlichkeit, größtentheils durch die Regierung selbst, weil sie die Beamten nicht bezahlte, verschuldet worden ist. Wir bemerkten mit Freuden, daß die Beamten der Eisenbahnen keiner Bestechung mehr zugänglich waren, während sie früher wenigstens ein Drittel der Reisenden gegen ein „Bakschisch" beförderten. Von den übrigen Beamten läßt sich dies leider nicht sagen; das Bakschisch-Rechnen, das Aussaugen des Volkes, ist bei vielen zur zweiten Natur geworden, so daß sie nicht davon lassen können, trotz der hohen Gehälter, welche ihnen die Regierung gewährt, Gehälter, welche in Aegypten bei den eingeborenen Beamten um so höher anzurechnen sind, als die meisten derselben die Bedürfnisse der europäischen Angestellten nicht kennen und haben. Möge sich Aegypten auch hier Japan als Beispiel und Muster nehmen, wo doch viel mehr zu reformiren war und man trotzdem mit einer beispiellosen Energie und Kraft sich von veralteten Einrichtungen losgemacht hat, um die der civilisirten Völker anzunehmen.

Es ist in der That unter der Regierung Ismael's viel geschehen zur Verbesserung des Landes, zur Belehrung des Volkes, zur Befestigung des territorialen Bestandes, zur Reorganisation der Armee; aber was an Allem fehlt — es ward

*) Bekanntlich ist hiermit der Anfang gemacht worden, indem der Khedive englische Finanz- und Verwaltungsbeamte berufen hat. Der Herr Verf., dem freilich, als er obigen Aufsatz schrieb, die Suez-Canal-Action noch nicht bekannt war, dachte mehr an französische Beamte, z. B. aus Algerien, dessen Bevölkerung mohammedanisch ist und arabisch redet, wie die von Aegypten. Allein der französische Einfluß ist seitdem durch den englischen, wie es scheint, hoffnungslos beseitigt! Wenn der Herr Verfasser daher auch Malta's Erwähnung thut, welches gleichfalls eine arabisch sprechende Bevölkerung hat, so dürfte dies aus dem angeführten Grunde, wol auch jetzt noch eher Berücksichtigung finden können. Die Red. der D. R.

**) Stephan, das heutige Aegypten. p. 200.

schon im Anfang dieses Aufsatzes angedeutet — das ist das Nationalgefühl; allein dieser Mangel hängt, wie dort gleichfalls bemerkt, mit dem Mohammedanismus zusammen.

In der Türkei sagt der Türke (freilich auch nur der nicht sehr religiöse) er sei ein Türke; in Aegypten hört man wol: der ist ein Fellahin, der ist ein Bedaui, der ist ein Masseri, d. h. ein aus Cairo Gebürtiger; aber weder der Türke, wenn er sich auch so nennen sollte, verbindet damit einen Begriff seines Landes (wie viele Türken wissen überhaupt, was die Türkei ist), noch meint der Fellahin, wenn er sich so nennt, daß er damit seine Nationalität bezeichnen will. Und wenn der Bedaui, d. h. der Beduine, uns zum Ueberfluß erklärt, er sei Araber, Berber oder auch Tebu, so hat weder der Eine einen Begriff von Arabien, das überhaupt den Arabern als geschlossener Nation niemals gehört hat, noch können die Anderen eine bestimmte Heimath, ein Land als das ihre mit dem Worte bezeichnen.

Leider ist es auch so in Aegypten: der schon gebildetere Städtebewohner von Suez oder Alexandrien sagt wol: „ana mislim", d. h. ich bin ein Rechtgläubiger, aber nie wird man von ihm hören: „ana masseri*), ich bin ein Aegypter". Der Kopte weiß, daß er der Bruder des Fellahin ist; dieser nicht, daß der verhaßte christliche Kopte mit ihm dieselben Vorfahren hatte. Der arabische Beduine weiß nicht, daß er Eindringling ist, der tscherkessische Abkömmling oder die Kinder türkischer Mameluken betrachten sich erst recht als Eigenthümer des Landes, welches nur zu ihrem Nießnutz da ist; aber was Aegypten ist, weiß Keiner von ihnen Allen.

Seit Ismael zur Regierung gekommen, ist auch hierin eine Besserung eingetreten; aber nur in den höchsten Regierungskreisen bei den dem Hofe nahestehenden Personen, und noch viel kann gethan werden für die Ausbildung des nationalen Sinnes und der Vaterlandsliebe. Geschichte und Geographie, in leicht faßlicher Weise auch den jüngsten Schülern vorgetragen, das würde vielleicht auch für Aegypten ein Mittel sein, um das nationale Bewußtsein zu wecken; und wo könnte dies wirksamer geschehen, als eben dort, wo die colossalen Bauten der Vorfahren ihre großen und einfachen Thaten noch heute in einer Weise erzählen, welche selbst den Fremden mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt? Es muß der Jugend eingeprägt werden, daß Aegypten ein eigenartiges Land, wie kein anderes auf Erden, daß seine Bewohner, jetzt arabisch sprechend, ehemals eine eigene Sprache hatten, daß die heutigen Bewohner die Abkömmlinge der alten Bewohner, und daß das Streben Aller darauf gerichtet sein müsse, dem Lande und Volke wieder den Glanz zu geben und die Cultur zu erwerben, welche es zu den Zeiten der Pharaonen und Ptolemäer hatte.

---

*) Das heutige Aegypten heißt in der arabischen Sprache auch als Land masser, sodaß ana masseri sowol bedeutet „ich bin aus Cairo" oder „Cahiriner", als auch „ich bin Aegypter". Es wäre zu wünschen, daß man Land und Stadt auch wieder zu den alten Namen verhülfe, wenigstens masr für das Land abschaffte und statt dessen Bled el Kôpt, d. h. Koptenland, welches die Europäer durch Aegypten wiedergeben, wählte. Die Kopten und Fellahin, von einer und derselben Abstammung, sind ja doch die herrschende Race in Aegypten, und ihnen gehört die Zukunft.

Hand in Hand damit sollte die Verschmelzung der Dynastie mit dem Volke vor sich gehen; beide, Fürst und Volk, sollten erkennen, daß ihre Interessen gemeinsame und unzertrennliche sind. Es ist anzunehmen, daß der Khedive längst zu dieser Erkenntniß gekommen ist; um so mehr, als das Gefühl des ägyptischen Volkes für das Haus des Mohammed-Aliden bis heute noch kein besonders starkes ist und sein kann. Mohammed-Ali selbst, der Begründer der jetzigen Herrscherfamilie, war kein eingeborener Aegypter, sondern ein Macedonier (geb. 1769 in Kavala in Macedonien) und höchst wahrscheinlich sogar tscherkessischer Abstammung. Aber selbst wenn er Aegypter gewesen wäre, so würde das allein noch nicht dazu beigetragen haben, ihn und seine Dynastie volksthümlicher zu machen; erst dann wird dies geschehen, wenn der Khedive sein Volk durch Schulbildung civilisirt, sich selbst aber einer weisen Gesetzgebung unterstellt und freiwillig derjenigen Prärogativen begeben haben wird, welche mit dem Begriff des mohammedanischen Herrschers allerdings immer verbunden gewesen sind; wenn er, mit einem Wort, nicht länger, wie es jetzt factisch der Fall ist, über- und außerhalb des Gesetzes steht, sondern sich mit dem Gedanken befreundet, nur der erste Diener desselben zu sein. Damit soll keineswegs dem Constitutionalismus in Aegypten das Wort geredet werden; aber der Staatshaushalt kann trotzdem geregelt und gesetzlich geordnet werden, und darauf kommt es vor allen Dingen an.

Wenn wir vorhin anführten, daß es dem Herrscher Aegyptens gelungen ist, nach langen Anstrengungen einen internationalen Gerichtshof zu errichten, so ist damit noch keineswegs das ganze Verhältniß der Landesregierung gegenüber der europäischen Bevölkerung geordnet. Kein recht und billig denkender Mensch wird es dem Khedive verargen, daß er jedes erlaubte Mittel versucht, um dieselbe zum Tragen der allgemeinen Lasten mit heranzuziehen; alle derartigen Versuche sind indessen bis jetzt an den sogenannten „Capitulationen" gescheitert. Der in Alexandrien oder in irgend einer anderen Stadt Aegyptens lebende Europäer, selbst auch der dort geborene, wünscht sehr, vom guten Pflaster in den Straßen oder von der Beleuchtung derselben durch Gas zu profitiren, aber er weigert sich beharrlich, auch nur das geringste Opfer zu bringen. Der Eingeborene, dem das Straßenpflaster gleichgültig, ja man kann sagen unangenehm ist (weil die Kameele und die unbeschlagenen Einhufer besser auf ungepflasterten Straßen fortkommen), der muß steuern und ebenso das Gas bezahlen, welches die europäischen Quartiere beleuchtet, während seine eigenen dunkel sind. Dies Beispiel genügt, um zu beweisen, wie viel in den Relationen mit den europäischen Ansiedlern zu ändern wäre. Abgaben auf Immobilien z. B. werden von einigen Europäern bezahlt, von anderen verweigert. Seit Kurzem hat man eine Steuer auf Wagen und Pferde eingeführt, die aber nur von den allerwenigsten Europäern geleistet wird. Die Regierung scheut sich natürlich, jeden Einzelnen beim betreffenden Consulate zu verklagen. Hoffentlich schafft auch hier die Justizreform andere und, sagen wir es offen, für das Land günstigere Verhältnisse.

Paul Heyse.*)

(Gesammelte Werke I—X. Berlin, W. Hertz. 1872, 73. Kinder der Welt I—III. Das. 1873. Im Paradiese I—III. Das. 1875.)

Von

Dr. **Georg Brandes.**

V.

Ich habe schon gesagt, daß Heyse als Dichter unmittelbar von Eichendorff ausgeht. Wie der Held in seiner Novelle „Ein Abenteuer", scheint er in seinen ersten Wanderjahren sich den romantischen „Taugenichts" zum Begleiter erwählt zu haben. Wo er in einer seiner Novellen (Lottka) sich selbst als Jüngling einführt, singt er in der Eichendorff'schen Tonart, und man erkennt, daß er sehr früh die romantischen Melodien mit seltener Geläufigkeit nachgepfiffen. In der Sammlung romantischer Kindermärchen, die er als Schüler unter dem Titel „Der Jungbrunnen" **) herausgab, ist Musje Morgenroth ein leiblicher Bruder des berühmten Eichendorff'schen Helden. Das Buch ist die Arbeit eines Kindes, hat aber doch ein gewisses Interesse, da es den ersten Standpunkt des Dichters bezeichnet. Man sieht auch daraus, mit welchen Gaben er von Anfang an ausgerüstet war: die knabenhafte aber nie geschmacklose Prosa fließt leicht, und die Verse, die bedeutend höher stehen, sind mit all' ihren Nachklängen unaffectirt, sicher geformt und frisch. Er singt nach, aber er singt rein; es ist die gewöhnliche romantische Tonart, aber mit jugendlicher Frische und Anmuth angeschlagen. In den Flegeljahren naiv zu produciren, heißt schon ein Phänomen zu sein, und die ungewöhnliche angeborne Herrschaft über die Sprache sichert den dichtenden Schüler gegen Forcirtheit und Manier. Der, wie es scheint, vom Vater, dem bekannten Philologen, ererbte Sprachsinn entwickelt sich bei dem Sohne zu einer Sprachfertigkeit, einer Leichtigkeit, mit Worten und Rhythmen umzuspringen, die schon im ersten Jünglingsalter nicht weit von Virtuosität entfernt war. Diese fast Rückert'sche Sprachfertigkeit bedingte als ein Grundelement in Heyse's Begabung die übrigen Eigenthümlichkeiten, die er nach und nach entwickelt hat. Er sang von Anfang an, nicht weil er mehr auf dem Herzen hatte, als alle

*) Man vergl. Februarheft, S. 258.

**) Berlin, Alexander Duncker. 1850.

Uebrigen, sondern weil es ihm unendlich natürlicher und leichter als Andern fiel, das auszusagen, was er auf dem Herzen hatte. Da nicht starke innere Umwälzungen oder eingreifende äußere Begebenheiten erforderlich waren, um seine Lippen zu öffnen, wie sonst wol, um die Erzeugungslust Derer zu wecken, denen die Formfindung schwierig ist und denen es nur in den Augenblicken der Leidenschaft gelingt, die Schätze des Innern an's Tageslicht zu heben, so blickte er nicht nach Innen, sondern nach Außen, grübelte nur wenig über sein Ich, seinen Beruf und seine Fähigkeiten, sondern sich wohl bewußt, daß er in seiner Seele einen klaren Spiegel trug, der Alles auffing von seiner Umgebung, was ihn ansprach, sandte er mit der Empfänglichkeit und dem Nacherschaffungsdrange eines bildenden Künstlers den Blick nach allen Seiten umher.

Eines bildenden Künstlers, sagte ich; denn nicht lange fuhr er fort, die romantische Musik anzustimmen. Er hat selbst gesagt:

Schön ist romantische Poesie,
Doch was man nennt beauté de nuit.

Die rechten Männer, meint Heyse, verstehen ihre Gedanken à jour zu fassen, und er ist in allzu hohem Grade ein Sonnenkind, als daß er im romantischen Zwielicht hätte stehen bleiben können. Lyriker war er überhaupt nicht, und die Romantik hatte naturgemäß und nothwendig ihre Stärke in der Lyrik. Die Naturumgebungen flößten ihm auch kein selbständiges poetisches Interesse ein; eine solche Frische des Meeres und der Landschaft, wie sie z. B. die dänischen Novellen Blicher's überhaucht, wird man in den seinen nicht finden; er ist kein Landschafter und hat stets die Landschaft nur als Hintergrund benutzt. Was am ersten und frühesten seinem Blicke begegnete, sobald er entwickelt genug war, um mit eigenen Augen zu sehen, war der Mensch; und wohlgemerkt, nicht der Mensch als eine von Organen bediente Intelligenz, oder als ein Wille auf zwei Beinen, oder als psychologische Merkwürdigkeit, sondern als plastische Gestalt. Zu allererst hat er, nach meiner Auffassung, ganz wie der Bildhauer oder der Gestaltenmaler, sobald er seine Augen schloß, seinen Gesichtskreis mit Conturen und Profilen bevölkert gesehen. Schöne äußere Formen und Bewegungen, die Haltung eines anmuthigen Kopfes, eine reizende Eigenthümlichkeit in Stellung oder Gang haben ihn ganz auf dieselbe Weise beschäftigt, wie sie den bildenden Künstler erfüllen, und sind von ihm mit derselben Vorliebe, ja bisweilen fast mit technischen Ausdrücken wiedergegeben worden. Und nicht nur der Erzähler, auch die auftretenden Personen fassen oft genug auf dieselbe Weise auf. So sagt z. B. die Hauptperson in der Novelle „Der Kreisrichter": „Die Jugend hier ist gesund, und das ist in jungen Jahren die halbe Schönheit. Auch haben sie noch Race. Achten Sie auf die feine Form der Köpfe und die zarte Bildung der Schläfen und im Gang und Tanz und Sitzen die natürliche Anmuth." *) Ein schlagendes Beispiel dieser Art des Dichters, zu sehen, findet man in der Novelle „Die Einsamen", wo sein Mißmuth darüber, mit den Mitteln seiner Kunst nur so unvollkommen malen zu können, folgendermaßen zu Worte kommt: „Nur den Umriß! wüthete er vor sich hin, ein paar Dutzend Linien

*) G. W. VI, 40.

nur! Wie sie auf dem Eselchen einhertrabt, das eine Bein über den Rücken des Thieres, flach und sicher ruhend, das andere mit der Spitze des Fußes fast den Boden streifend; und den rechten Ellenbogen auf das ruhende Knie niedergestützt, die Hand leicht unter dem Kinn, mit der Halskette spielend, das Gesicht hinausgewendet nach dem Meer; welche Last schwarzer Flechten im Nacken! es leuchtet roth darin; ein Korallenschmuck — nein, frische Granatblüthen. Der Wind spielt mit dem lose angeknüpften Tuch; wie dunkel brennt die Wange, und wie viel dunkler das Auge!" *)

Es sind Bilder wie diese, aufgezeichnete und festgehaltene Skizzen wie die letzte, mit denen die Phantasie Heyse's von Anfang an operirt hat, und die ihren einen Ausgangspunkt bilden. Und ob man noch so sehr fühlt, wie viel vernünftiger es ist, einen Dichter zu schildern als ihn zu loben, so kann man doch nicht einen Ausbruch der Bewunderung darüber zurückhalten, wie vorzüglich es überall Heyse gelungen ist, seine Gestalten, freilich besonders die Frauengestalten, dem Auge darzustellen. Er gehört nicht zu der beschreibenden Schule, er charakterisirt nicht weitläufig, weder wie Balzac noch wie Turgénjew, sondern schildert mit wenigen Zügen; aber seine Gestalten bleiben uns doch in der Erinnerung, und aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie alle Styl haben. Ein Bauermädchen aus Neapel oder Tyrol, ein Dienstmädchen oder ein junges Fräulein aus Deutschland bleiben uns, wenn sie von ihm gemalt worden sind, in Erinnerung, weil sie alle durch die streng idealistische Methode und Kunst der Darstellung geadelt sind. Sie sind formvollendet wie Statuen, sie haben eine Haltung wie Königinnen. Niemand, außer dem Maler Leopold Robert, an den einige von Heyse's italienischen Arbeiten erinnern, hat, meines Wissens, einen so großen Styl in der Zeichnung von Bauern und Fischern an den Tag gelegt. — Und diese Plastik bleibt nicht bei der äußeren Gestalt stehen, sie erstreckt sich auch auf das Gemüthsleben. Wenn der Ausdruck nicht allzu gewagt wäre, möchte ich sagen, daß Heyse die Liebe plastisch schildert. Die Romantiker faßten sie immer lyrisch auf. Und vergleicht man die Liebesnovellen Heyse's mit romantischen Liebesnovellen, so wird man finden, daß, während die Romantiker ihre Stärke darin haben, die romantische Entzücktheit als solche zu analysiren und den seltsamsten, sonst namenlosen Stimmungen Namen zu geben, sich bei Heyse gleich jedes psychologische Moment in einer Miene oder Geberde spiegelt; Alles wird bei ihm gleich Anschauung und sichtbares Leben.

VI.

Ich bemerkte, daß die Fähigkeit, Gestalten festzuhalten und zu idealisiren, den *einen* Ausgangspunkt der Phantasie unseres Dichters bilde. Sie hat noch einen andern. Gewiß fast eben so ursprünglich wie seine Fähigkeit, Charaktere zu bilden, ist seine Lust, „Abenteuer" zu erleben und zu erdichten. Unter Abenteuern verstehe ich Begebenheiten eigenthümlicher, abenteuerlicher Art, die — was bei wirklichen Abenteuern fast nie der Fall ist — eine sichere Contur, einen so bestimmten Anfang, Mitte und Schluß haben, daß sie der Phantasie wie ein von einem Rahmen umschlossenes Kunstwerk erscheinen. Aus irgend einer äußeren

*) G. W. VI, 5.

oder inneren Beobachtung — dem Fragmente eines Traumes, einer Begegnung auf der Straße, dem Anblick der mittelalterlichen Thürme einer alten Stadt im Abendsonnenschein — entspringt ihm durch die rapideste Ideenassociation eine Geschichte, eine Verkettung von Begebenheiten, und da er so streng künstlerisch angelegt ist, nimmt diese Begebenheitsreihe stets eine rhythmische Form an. Sie wird, so zu sagen, eben so plastisch geformt wie die Charaktere. Sie hat ihr Knochengerüst, ihre Fleischesfülle, vor Allem ihre wohlmarkirte und schmale Taille. Die Fähigkeit, eine Geschichte in knapper und geschlossener Form mitzutheilen, sie so zu sagen harmonisch zu rhythmisiren, entspringt unmittelbar aus Heyse's durch und durch harmonischer Natur. Die Novellenform, wie er sie zugeschnitten und ciselirt hat, ist eine völlig originale und selbständige Schöpfung, sein wahres Eigenthum. Darum ist er auch besonders durch die Prosanovelle populär geworden. Seine Novelle hat immer äußerst wenige und einfache Factoren, die Anzahl der Personen ist so gering wie möglich, die Handlung gedrängt und mit einem einzigen Blick überschaubar. Aber sie ist nicht allein um der Personen willen da, wie gewöhnlich in der dänischen Novelle, wo das psychologische Element die Hauptsache ist; sie hat ihren eigenthümlichen Entwicklungsgang und ihr selbständiges Interesse. Eine Novelle wie die durch die altväterliche Anmuth des Styls so reizende „Abendscene" Christian Winther's*) hat den Mangel, daß nichts in ihr geschieht. Die Novelle ist bei Heyse nicht ein kleines Zeitbild oder Genrebild; es *geschieht* Etwas, und es geschieht immer etwas Unerwartetes. Die Handlung ist in der Regel so angelegt, daß an einem gewissen Punkt ein unvorhergesehener Umschlag eintritt, eine Ueberraschung, die, wenn der Leser zurückdenkt, sich immer als in dem Vorhergehenden äußerst gründlich und sorgfältig motivirt erweist. An diesem Punkte spitzt sich die Handlung zu oder verengert sich zu dem, was ich ihre schlanke Taille genannt habe, die dem Ganzen erst Form und Schwung gibt. Der Genuß des Lesers beruht auf der Kunst, womit der Zweck, den die Handlung erstrebt, gradweise immer mehr und mehr verschleiert und verdeckt wird, bis die Hülle plötzlich fällt. Die Ueberraschung des Lesers beruht auf der Gewandtheit, mit welcher er anscheinend mehr und mehr von dem gerade über dem Ausgangspunkt liegenden Endpunkte entfernt wird, bis er schließlich entdeckt, daß er in einer Spirallinie geführt worden ist und sich direct über dem Punkte, wo die Erzählung anfing, befindet.

Heyse hat selbst in der Einleitung zu seinem „Deutschen Novellenschatz" sich über das Princip, dem er in der Novellencomposition huldigt, ausgesprochen. Hier, wie in der Einleitung zur „Stickerin von Treviso", macht er Denen gegenüber, die das ganze Gewicht auf Styl und Vortrag legen wollen, darauf aufmerksam, daß die Erzählung als Erzählung, was Kinder die Geschichte nennen, doch die nothwendige Grundlage der Novelle ist und bleibt und ihre eigenartige Schönheit hat. Er betont, daß er nach seiner Aesthetik der Novelle den Vorzug gebe, deren Grundmotiv sich am deutlichsten abrundet und — mehr oder weniger gehaltvoll — etwas Eigenartiges, Specifisches schon in der ersten Anlage verräth. „*Eine starke Silhouette*," fährt er fort, „dürfte dem, was wir im

*) Heyse und Kurz, Novellenschatz des Auslandes, Bd. VIII.

eigentlichen Sinn Novelle nennen, nicht fehlen".*) Mit dem Ausdruck Silhouette meint Heyse den Grundriß der Geschichte, wie eine gedrängte Inhaltsangabe ihn nachweist. Mit einem treffenden Beispiele und einer treffenden Bezeichnung veranschaulicht er seine Meinung. Er führt die Inhaltsangabe einer Novelle Boccaccio's an:

„Federigo degli Alberighi liebt, ohne Gegenliebe zu finden; in ritterlicher Werbung verschwendet er all' seine Habe und behält nur noch einen einzigen Falken; diesen, da die von ihm geliebte Dame zufällig sein Haus besucht und er sonst nichts hat, ihr ein Mahl zu bereiten, setzt er ihr bei Tische vor. Sie erfährt, was er gethan, ändert plötzlich ihren Sinn und belohnt seine Liebe, indem sie ihn zum Herrn ihrer Hand und ihres Vermögens macht."

Heyse hebt hervor, daß in diesen wenigen Zeilen alle Elemente einer rührenden und erfreulichen Novelle liegen, in der das Schicksal zweier Menschen durch eine äußere Zufallswendung, die aber die Charaktere tiefer entwickelt, auf's liebenswürdigste sich vollendet, und er fordert darum auch den modernen Erzähler auf, selbst bei dem innerlichsten oder reichhaltigsten Stoffe sich zuerst zu fragen, wo „der Falke" sei, das Specifische, das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet.

Er hat in der Forderung, die er an die Novelle stellt, insbesondere die Forderung charakterisirt, die er an sich selbst gestellt und die er erfüllt hat. Ueberall in seinen Prosaerzählungen kann man ebenso sicher sein, einen „Falken" zu finden, wie jener Untersuchungsrichter sicher war, daß hinter Allem ein Frauenzimmer stecke. (Daß das Frauenzimmer übrigens auch hier nicht fehlt, versteht sich von selbst.) In „L'Arrabbiata" ist der Biß in die Hand „der Falke", im „Bild der Mutter" die Entführung, in „Vetter Gabriel" der aus dem „Briefsteller für Liebende" abgeschriebene Brief. Der Leser kann, wenn er selbst bei Heyse nach besagtem wilden Vogel suchen will, sich einen Einblick in die Compositionsweise des Dichters verschaffen. Nicht immer ist er so leicht zu fangen, wie in den angeführten Fällen. Mit einer Erfindsamkeit, einer behenden Grazie, die bei einem Nicht-Romanen äußerst selten ist, hat Heyse es verstanden, den Knoten der Ereignisse zu schürzen und zu entwirren, das psychologische Problem zu stellen und zu lösen, das er in der Novelle isolirt. Mit einer wahren Meisterschaft versteht er es, den einzelnen eigenthümlichen Fall rein und scharf novellistisch von dem allgemeinen Cultur- und Gesellschaftszustande, in welchem er ein Glied ist, abzuheben, ohne doch jemals, wie die romantischen Novellenschreiber, ihm dadurch einen Wirklichkeitscharakter zu rauben und ohne ihn jemals in eine bloße Pointe auslaufen zu lassen. Seine Novellen sind weder kurze Romane, noch lange Epigramme. Sie haben zugleich Fülle und streng geschlossene Form. Und so knapp diese Form auch ist, hat sie sich doch geschmeidig genug erwiesen, um den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen zu können. Die Novelle Heyse's schlägt viele Saiten an, wol am häufigsten die zarten und seelenvollen, aber auch die komischen (wie in dem amüsanten Schwank „Die Wittwe von Pisa"), die phantastischen (wie in der Hoffmanniade

*) Deutscher Novellenschatz, herausgeg. von Paul Heyse und Hermann Kurz. Bd. I, S. XIX.

„Cleopatra"), ja ein vereinzeltes Mal die schaurigen (in dem peinlichen Nachtstück „Der Kinder Sünde der Väter Fluch"). Die Novelle, wie er sie behandelt, grenzt an die Gebiete Alfred de Musset's, Mérimée's, Hoffmann's und Tieck's, hat aber doch ihre ganz besondere Domäne, wie ihr ganz eigenthümliches Profil.

VII.

Indessen, so willfährig ich bin, die Bedeutung jenes scharfen Profils als individuelles Merkmal der Heyse'schen Novelle anzuerkennen, so gern ich dessen absolute Bedeutung für die Novelle als Novelle einräume, so schwer fällt es mir, dasselbe als entscheidende Norm für die Würdigung der einzelnen Erzählung gelten zu lassen.

Die Novelle ist ja, wie jedes Kunstwerk, ein Organismus, in welchem schöne Verhältnisse höchst verschiedener Art, relativ unabhängig von einander, zum Totaleindrucke beitragen. Wir haben von den Charakteren und von der Geschichte gesprochen; der Styl ist das dritte Element. Meine Ueberzeugung ist nun die, daß diese drei Elemente einander nicht untergeordnet, sondern nebengeordnet sind, und daß jedes von ihnen, wenn es zur Meisterschaft entwickelt ist, dem Leser einen gleich vollkommenen Genuß zu bereiten, ja ihn in wahres Entzücken zu versetzen vermag.

Ganz gewiß kann, wie Heyse hervorhebt, die einseitige Entwicklung des Vortrags zu geistreichen Capriccios ohne Thema führen; aber kann man auf der anderen Seite nicht dadurch, daß man allzu großes Gewicht auf „die Geschichte" legt, der bloßen Unterhaltungsliteratur verfallen?

Die „Frühlingsfluthen" Turgénjew's sind eine Novelle, worin die Handlung unbefriedigend verläuft — den Styl im engeren Sinne kann ich nicht beurtheilen, da ich die Erzählung nicht in der Originalsprache las —; aber bedeutet dieser Mangel viel bei einem solchen Meisterwerk individueller Charakterzeichnung? Wiegt die Schilderung der italienischen Familie nicht an und für sich jede Unvollkommenheit in der Motivirung der Begebenheiten auf? Was thut es, daß der Leser vielleicht das letzte Viertel nicht zum zweiten Mal lesen mag, wenn er die ersten drei Viertheile wieder und wieder liest?

Blicher's „Tagebuch eines Dorfküsters" ist eine Novelle, in welcher die Handlung wenig zu bedeuten hat und die meisten Charaktere durch ihre Rohheit abstoßend wirken; aber ist sie darum weniger ein Werk von höchstem Kunstwerthe, weil ihre Hauptstärke im Style liegt, in der meisterhaft durchgeführten, fast zweihundert Jahre alten Sprachweise des braven Küsters? Diese Sprachweise ist uns eine Bürgschaft für die schneidende Wahrheit der Erzählung, eine Wahrheit, zu der man nicht auf dem Wege des Idealismus gelangt, und die darum von Heyse weder gesucht, noch erreicht wird, ich meine jene Wahrheit, die von den Franzosen als „la vérité vraie" bezeichnet wird.

Und könnte man nicht Heyse mit seinen eigenen Waffen schlagen? Ich glaube es. Er will mit seiner Betonung dessen, was die Novelle in der Novelle ist, zugleich gegen die Ueberschätzung des Styls und des ideellen Gehalts Front machen. Aber von allen seinen versificirten Novellen scheint mir „Der Salamander" am höchsten zu stehen, von allen seinen Prosanovellen ist „Der letzte

Centaur" mir die liebste, und jene scheint mir wegen des Vortrags, diese wegen der Idee den Preis davonzutragen.

Man gebe sich keine Mühe damit, im „Salamander" nach einem „Falken" zu suchen; es gibt da keinen. Handlung gibt es da nicht, die Charaktere entwickeln sich so gut wie gar nicht, und doch wird jeder empfängliche Leser unter dem Einflusse des Zaubers dieser Terzinen einen so lebhaften Genuß empfinden, daß es ihm vorkommt, als hätte das Gedicht außer seinen eigenen Vorzügen noch alle die, die ihm abgehen. Von der epischen Ruhe, von dem objectiven Styl, der Heyse's eigentliches Ideal für das Novellenfach ist, wird man hier nicht viel finden. Diese epische Ruhe paßt vielleicht überhaupt weniger für den unruhigen Geist unserer Zeit. Vollständig ist es Heyse wol eigentlich auch nicht gelungen, dies Ideal zu verwirklichen, außer in denjenigen Prosanovellen, die gar nicht das moderne Culturleben berühren, wie in den genialen Pastichen aus der Vorzeit: „Die Stickerin von Treviso" und „Geoffroy und Garcinde", wo der edel einfältige Styl der altitalienischen oder provençalischen Erzählungen idealisirt ist, und in denjenigen Stoffen, die dem Leben des Volkes in Italien oder Tyrol entnommen sind; denn das Volk ist in jenen Ländern selbst ein naives und aus einer Form gegossenes Stück Mittelalter. Eine Erzählung wie das kleine Juwel „L'Arrabbiata", das Heyse's Ruhm begründete, kommt erst durch ihre schlichte, strenge Einfassung zu ihrem Rechte; mit stylistischen Verzierungen oder mit psychologisch zugeschliffenen Facetten ausgestutzt, würde sie ihre ganze Schönheit verlieren, wenn nicht unmöglich sein. Ebenso ist „Die Stickerin von Treviso", die wol nach der eben genannten den größten Beifall geerntet hat, in ihrer rührenden Einfachheit und Größe auf solche Weise eins mit ihrer Chronikform, daß sie ohne diese gar nicht denkbar ist. Aber wo rein moderne Culturscenen geschildert werden, da kann der Styl kaum zu individuell und nervös sein. Heyse selbst kann es nicht unterlassen, sich in dieser Hinsicht nach seinem Stoffe zu richten; wie febril ist nicht die Darstellung in der hübschen Krankengeschichte in Briefen „Unheilbar"! Indeß läßt er sich augenscheinlich nur widerstrebend oder unfreiwillig zu einem so leidenschaftlich wogenden und zitternden Styl wie im „Salamander" hinreißen. Es ist lauter Vortrag, aber doch ist es wahrlich, wie die Schweden sagen, „icke snak, men sak" („nicht Geschwätz, sondern Sache"). Alles ist hier lebendiges Leben, jedes Wort und jede stylistische Wendung tiefgefühlt und durchsichtig; man blickt dadurch direct in die kämpfende Seele des Schreibenden hinein. Die Situationen sind unbedeutend und alltäglich; keine bengalische Beleuchtung, nicht einmal in einem Schlußtableau. Aber diese merkwürdigen, unglaublich schönen, naturwidrig leichten, persönlich leidenschaftlichen Terzinen, welche fragen und antworten, scherzen, singen und klagen, machen jede einzelne alltägliche Situation psychologisch um so einleuchtender, je sonderbarer sie für eine ruhige, geregelte Vernunft sich ausnimmt. Zum Abschluß tönen diese herrlichen Terzinen, welche durch die Behandlung ein ganz neues Versmaß geworden sind, ebenso überraschend, wie genial und kühn, in die Accorde dreier naturfrischer Ritornelle aus. Allen Theorien zum Trotz behauptet eine Dichtung, wie diese, ihren Platz.

Es will mich überhaupt bedünken, als mache Heyse sich einen unrichtigen

Begriff von der Bedeutung des poetischen Styls. Theoretisch fürchtet er dessen selbständige Entwickelung und mag keine Werke, die „lauter Vortrag und Styl" sind. Nichtsdestoweniger hat er in Gedichten wie „Das Feenkind" und noch mehr in einem Gedichte wie „Frauenemancipation" selbst solche Productionen geliefert. Das erste von diesen Gedichten ist fein und graciös, aber der Scherz dauert reichlich lange — von geschlagener Sahne ißt man nicht gern allzu viel; das andere, dessen Tendenz übrigens die beste ist, leidet an einer Plauderhaftigkeit ohne Salz. Aber ein ausgeprägter Styl ist ja auch nicht dasselbe, wie die formelle Virtuosität des Vortrags. Daß ein Sprachkünstler wie Heyse, der Uebersetzer Giusti's, der Troubadours, der italienischen und spanischen Volkslieder, diese im vollsten Maße besitzt, versteht sich von selbst. Allein der in Wahrheit künstlerische Styl ist nicht die formelle Anmuth, die sich gleichmäßig über Alles verbreitet: Styl im höchsten Sinne des Wortes ist Durchgeführtheit, auf allen Punkten durchgeführte Form. Wo Sprachfarbe, Ausdruck, Diction, persönlicher Accent noch eine gewisse abstracte Gleichartigkeit haben, wo es nicht gelungen ist, in jedem Moment den Charakter sich in allen diesen äußeren Formen abspiegeln zu lassen, da hängt die Sprachdraperie, aus wie leichtem Gewebe sie auch bestehen mag, steif und todt um die Persönlichkeit des Sprechenden. Der vollkommene moderne Styl dagegen umschließt diese, wie das Gewand den griechischen Redner, die Haltung des Körpers und jede Bewegung hervorhebend. Der virtuosenhafte Styl kann, selbst wenn er „glänzend" ist, traditionell und trivial sein; der echte Styl ist das nie. — An dem Styl in Heyse's Novellen habe ich nicht viel auszusetzen; seine dramatische Diction dagegen spricht mich nicht so an.

Mancher wird vielleicht meinen, wenn einige der historischen Dramen Heyse's nicht die Anerkennung, wie seine Novellen, gewonnen haben, so liege es daran, daß sie zu wenig Handlung und zu viel Styl besitzen. Wenn das Wort Styl aber verstanden wird, wie ich es hier bestimmt habe, so muß man gewiß eher sagen, daß ihre Jambenform abgetragen war und daß sie nicht Styl genug haben. Die Diction in „Elisabeth Charlotte" z. B. trägt weder hinlänglich die Farbe des Zeitalters, noch der Person, welche spricht. Man vergleiche nur die hinterlassenen derben Memoiren der Prinzessin. Der Dichter hat bei seiner formidabeln Fertigkeit, sich in jedes poetische Genre hinein zu finden, ein Drama ebenso leicht zu Stande zu bringen, wie er eine Geschichte erzählt, sich die Arbeit etwas zu bequem gemacht. Die kleine Tragödie „Maria Moroni", dasjenige unter den Schauspielen, welches sich am meisten Heyse's Novellen nähert, könnte sowol durch ihren Plan wie durch ihre Charakterzeichnung den italienischen Dramen Alfred de Musset's, an die es erinnert, würdig zur Seite stehen, wenn sie in der Sprachfarbe nicht so viel trockener wäre. Der Dialog Musset's funkelt nicht nur von Witz, sondern lodert zugleich von Innigkeit und Leben. Heyse ist in seinen Dramen nicht so persönlich mit seiner ganzen Seele an jedem Punkte zugegen gewesen. Aber dies: an jedem Punkte ist der Styl.

Wie ich nun also wegen der Vorzüglichkeit des Vortrags den „Salamander" am höchsten unter den versificirten Novellen stelle, so muß ich um der Idee willen unter den Prosaerzählungen dem „Letzten Centaur" den ersten Platz

geben, obwol diese Novelle ebenfalls zu denen gehört, die der Definition am fernsten stehen. Es handelt sich in dieser Novelle, auf welche ich zurückkommen werde, nämlich nicht um eine Begebenheit oder einen Conflict in einem einzelnen Lebenskreise, nicht um einen besonderen psychologischen Fall, überhaupt nicht um ein Stück Leben, sondern um das Leben selbst; sie läßt gleichsam das ganze moderne Leben in einem engen Rahmen sich abspiegeln. Ein Schuß in das Centrum ist so erquickend. Warum es leugnen? Der peripherische Charakter in einzelnen von Heyse's anderen Arbeiten ist Schuld daran, daß sie weniger interessiren. Wenn man eine lange Reihe Novellen durchlesen hat, kann man nicht wohl umhin, sich nach Kunstformen zu sehnen, die bedeutungsvollere, allgemeingültigere Ideen und Probleme in poetische Form fassen.

VIII.

Heyse's Dramen sind höchst verschiedenartig: bürgerliche Tragödien, mythologische, historisch-patriotische Schauspiele von sehr verschiedener Kunstrichtung; sein Talent ist so biegsam, daß er sich an jede Aufgabe wagen darf. Einen starken Drang zum Historischen hat Heyse nicht gehabt; die historischen Dramen sind alle aus einem patriotischen Gefühl entsprungen und wirken am meisten durch dies Gefühl. Die für den Dichter bezeichnendste von diesen Dramengruppen ist die, welche sich um antike Stoffe bewegt. In der Zeit, da man überall von dem Dichter politische moderne Action verlangte, hat man in Deutschland über diese Beschäftigung mit altgriechischen und römischen Stoffen unverständig lamentirt oder gespottet. Man fragte, was in aller Welt den Dichter und uns an einem Gegenstande, wie der Raub der Sabinerinnen oder Meleager oder Hadrian, zu interessiren vermöchte. Für Den, welcher kritisch liest, ist es klar genug, was Heyse zu diesen Sujets hat hinziehen können. „Die Sabinerinnen" konnten der Natur der Sache nach kein Ganzes werden, Meleager aber ist eine tüchtige, warmblütige Arbeit. Wer dieses Stück mit Swinburne's „Atalanta in Kalydon," das denselben Stoff behandelt, vergleichen will, wird zu manchen interessanten Beobachtungen über die Eigenthümlichkeit der beiden Dichter Anlaß finden. „Hadrian" hat wol am meisten die Kritik verwirrt. Was den Dichter zu einem uns so fremdartigen, noch dazu an die Schattenseiten des antiken Lebens erinnernden Verhältnisse, wie dem zwischen Hadrian und Antinous locken konnte, schien fast unbegreiflich. Ich für meinen Theil stelle „Hadrian" am höchsten unter Heyse's Dramen, und zwar weil dies Stück das persönlichste und am tiefsten empfundene ist. Ich habe diese Tragödie von dem jungen, schönen Aegypter, der, vom Weltbeherrscher so leidenschaftlich geliebt, von aller Herrlichkeit und Pracht des Hofes umgeben, frei in jeder Hinsicht, nur nicht seinem kaiserlichen Bewunderer gegenüber, nach vollständiger Freiheit schmachtet — ich habe diese Tragödie nicht lesen können, ohne an einen gewissen jungen Dichter zu denken, der, schon in frühester Jugend an einen süddeutschen Hof berufen, bald der Liebling eines liebenswürdigen und verständigen Königs, als Günstling des Glückes beneidet ward, während er doch heimlich in manchem Augenblick sich weit weg vom Hofe wünschen mußte und in mancher gebundenen Stunde

es fühlte, wie wenig selbst die Gunst des besten Herrn die Freiheit des ganz Unbeschützten, aber ganz Unabhängigen aufwiegt.

Alles Scenische und Theatralische in diesem Drama ist von höchstem Effect. Die eigentliche Ursache, warum Heyse bei seiner großen Befähigung für die Bühne hier doch nicht entschieden durchdringen konnte, liegt nach meiner Ansicht darin, daß das eigentliche deutsche Pathos, das Schiller'sche, nicht für ihn paßt. Erst wenn ein Pathos gebrochen, wenn das Pathetische halb pathologisch ist, vermag er es mit voller Originalität zu behandeln. Das eigentliche dramatische Pathos aus voller Brust wird bei ihm leicht unkünstlerisch-national, patriotisch und ein bischen alltäglich. Hierzu kommt, daß die Darstellung der eigentlich männlichen Action nicht seine Sache ist. In wie hohem Grade er auch in seiner Poesie über die passiven Eigenschaften des Männlichen, wie Würde, Ernst, Ruhe, Unverzagtheit, gebietet, es fehlt doch ihm, wie Goethe, ganz das active Moment. Ein kräftig eingreifendes Handeln mit einem Zweck vor Augen ist so wenig der Kern seiner Dramen, wie seiner Novellen und Romane. Geschieht ab und zu eine energische Handlung, so ist sie fast immer desperat: das Individuum ist in eine Enge getrieben, wo es keinen andern Ausweg erblickt als den, das Aeußerste zu wagen. (Man vergleiche die Handlung des jungen Försters in „Mutter und Kind", als er den Sohn seiner Geliebten raubt, oder die Entführung in „Das Bild der Mutter"). Im neuen Roman ist die Scene, wo Jansen's Erbitterung über all' die Halbheiten, unter denen sein Leben hingegangen ist, ihn dazu führt, die Modelle seiner Heiligen zu Scherben zu schlagen, ein recht gutes Beispiel. Es war unmännlich von Jansen, eine Heiligenfabrik zu unterhalten — die ganze Idee ist als flüchtiger Scherz amüsant, aber läßt sich nicht festhalten, ohne den Charakter zu entstellen — aber es ist noch unmännlicher, ja weibisch, seinen Zorn über die todten Gypsgestalten ausgehen zu lassen. Der eigentliche dramatische Nerv wird darum wol immer Heyse's Arbeiten fehlen. Trotz alledem sind jedoch die Hindernisse, die sich dem entscheidenden Erfolg des Dichters auf der Bühne in den Weg stellen, nicht bedeutender, als daß er eines schönen Tages sie überwinden und einen scenischen Triumph feiern kann. Vorläufig ist er vor einigen Jahren zur allgemeinen Verwunderung in einer Dichtungsart aufgetreten, die ihm ganz fern zu liegen schien, in der er aber in kurzer Zeit einen großen Erfolg errungen hat.

Es ist noch in frischer Erinnerung, welches Aufsehen die „Kinder der Welt" in Berlin erweckten, als der Roman zuerst in der „Spener'schen Zeitung" erschien. Man sprach einen Monat lang überall von diesem Feuilleton. Plötzlich hatte der unschuldige, dem Weltleben entfremdete Novellist sich als ein rein moderner Geist enthüllt, der einen philosophischen Roman mit Hölderlin's Worten schloß:

Verlaß mit Deinem Götterschilde,
Verlaß, o Du, der Kühnen Genius,
Die Unschuld nie!

Man hatte offenbar bisher übersehen, daß durch Heyse's einschmeichelnde Poesie ein heftiger Freiheitsdrang ging, eine völlige Unabhängigkeit von Dogmen und conventionellen Banden. Darum wurde man jetzt viel mehr, als sich gebührte, überrascht. Der Dichter ist von gemischter Herkunft: von seinem Vater

hat er das Positive in seinem Wesen, die Fülle und Schönheit des Gemüthes geerbt, von der Mutter, die Jüdin war, eine kritische Ader. Zum ersten Male wurden beide Seiten seines Wesens dem großen Publicum offenbart. Es mußte eine bedeutende Wirkung auf die Gemüther hervorbringen, daß dieser Fabius Cunctator, der sich so lange von den Problemen der Zeit fern gehalten hatte, jetzt den Augenblick gekommen fühlte, um seine Position unter Denen einzunehmen, die den Kampf der Zeit kämpfen. Der Roman ist ein würdiger und vornehmer Protest gegen Die, welche noch in unseren Tagen die Denk- und Lehrfreiheit fesseln wollen. Er hat alle Polemik gegen die Dogmen hinter sich. Er läßt alle Hauptpersonen als klar und bewußt in der Atmosphäre freier Ideen leben, welche die Lebensluft der modernen Zeit ist. Es ist eins von den Werken, welche die Innigkeit eines lange zurückgehaltenen, spät gereiften persönlichen Bekenntnisses haben, und darum eine Lebensfähigkeit besitzen, der keine formelle Ungeschicklichkeit, kein formeller Mangel schaden kann. Es fehlt dem Buch als einem ersten Versuche Manches daran, ein rechter Roman zu sein: es gebricht, wie zu erwarten war, dem Helden an Activität, an activer Manneskraft; das Buch concentrirt sich nicht um ein einzelnes, absolut herrschendes geistiges Interesse; die allesverschlingende Erotik läßt nicht die Idee klar und central, wie sie vom Dichter gedacht ist, hervortreten. Die entscheidende Wendung des Buches scheint bevorzustehen, wo Franzelius nach Balder's Beerdigung auf die Denunciation Lorinser's in's Gefängniß geworfen worden ist. Hier sagt Edwin ausdrücklich*): „Sie wollen den offenen Krieg, sie fordern ihn selbst heraus, und es wird nicht eher Frieden geben, ehe man ihn ehrlich durchgefochten hat." Aber der offene Krieg bleibt aus, Edwin und die ganze kleine Schaar der Helden des Buches begnügen sich mit der Defensive, und als Edwin endlich mit seinem epochemachenden Werke fertig wird, ist der Roman zu Ende. — In nahem Zusammenhang mit diesem Mangel steht die so große Weichheit der Gefühle in den Partien, die von Balder handeln. Das strenge Beobachten von Maß und Grenze, das Heyse's Novellen auszeichnet, wird hier vermißt. Aber wie war es möglich, daß große Vorzüge bei einer so umfangreichen Arbeit nicht durch einige Mängel erkauft werden sollten! Nicht allein haben die idealen Frauengestalten hier dieselben Vorzüge, wie in den Novellen: der Dichter hat hier noch dazu sein Gebiet in hohem Grade erweitert; eben die am wenigsten idealen Figuren: Christiane, Mohr, Marquard, sind unübertrefflich. Und welche Strömung echter Menschlichkeit geht durch diesen Roman; welchen Fond echter, allseitiger Bildung enthält er! Es ist nicht nur ein muthvolles, es ist ein erbauliches Buch.

Bei den einzelnen schmutzigen Angriffen, die es seinem Verfasser zugezogen hat, will ich nicht verweilen. Die Denunciationen in ein paar deutschen Winkelblättern wären kaum nennenswerth, wenn das norwegische Hauptblatt „Morgenbladet" nicht einen dieser Schmähartikel, der den Inhalt des Buches so wiedergab, als handle es sich darin um lauter rohheste Sinnlichkeit, mit einer

*) K. d. W. II, 265.

Einleitung abgedruckt hätte, die alle norwegischen Familienväter warnte, das Buch über ihre Schwelle kommen zu lassen.*)

Auf einen kleinen Hieb von Frankreich aus mußte Heyse füglich gefaßt sein. Er käme nicht unverdient; denn die in seinem Roman vorkommenden Aeußerungen über französische Literatur und Geistesrichtung sind ganz im Styl der üblichen deutschen Anschauung gehalten; aber der Hieb hätte ritterlicher und geschickter ausfallen sollen als der, vom Nationalhasse und Selbsterhaltungstriebe dictirte, sehr unedle und beschränkte Artikel von Albert Réville in der „Revue des deux mondes".

Die Freiheit des Gedankens war die Grundidee der „Kinder der Welt"; die Sittenfreiheit ist der Grundgedanke des neuen Romans, doch nicht so, daß der Roman als Plaidoyer für eine bestrittene Sache zu betrachten sei; denn wenn die Gedankenfreiheit wol als absolut bezeichnet werden kann, ist die Freiheit der Sitten doch nur relativ, und der Dichter hat ihnen nicht mehr als eine relative Freiheit behaupten wollen. „Im Paradiese" ist aber auch ein Werk von ganz anderer Art als der erste Roman. Schon der Umstand, daß jener im verstandesscharfen Berlin, dieser im heiteren und sinnlichen München vorgeht, deutet den Unterschied an. Während die „Kinder der Welt" ein philosophischer Roman genannt werden konnte, ist „Im Paradiese" eine Art roman comique, leicht, graciös und voll mit Ernst gemischten Scherzes. Er hat vielleicht seinen größten Werth als Psychologie einer ganzen bedeutenden Stadt und als Porträt der gesellschaftlichen und künstlerischen Zustände derselben. Ganz München ist in diesem Buche enthalten, und den Hauptplatz nimmt das Künstlerleben der Kunststadt selbstredend ein. Die Gespräche und Reflexionen über Kunst haben hier nicht den müßigen und abstracten Charakter, wie in den gewöhnlichen Künstlerromanen; man fühlt, daß es kein Theoretiker, sondern ein Kenner ist, der spricht,

*) Hätte ein Kritiker dieses Schlages nicht seiner Zeit eine „Warnung" vor Goethe's Faust ganz in demselben Style verfassen können: „Der Inhalt dieses unsittlichen Werkes ist folgender: Ein schon ziemlich bejahrter Arzt (Dr. med.) ist des Studirens müde und sehnt sich nach fleischlichen Lüsten. Zu dem Ende verschreibt er sich dem Teufel. Dieser führt ihn nach verschiedenen niedrigen Erlustigungen (die z. B. darin bestehen, halbbetrunkene Studenten noch betrunkener zu machen) zu einer jungen Bürgerstochter, die Faust (der Doctor) gleich zu verführen sucht. Ein Paar Rendezvous bei einer alten Kupplerin bahnen ihm den Weg dazu. Da die Verführung aber nicht schnell genug gelingt, gibt der Teufel Faust ein Juwelenkästchen, das er dem Mädchen schenken soll. Außer Stande, diesem Geschenk zu widerstehen, also nicht einmal verführt, sondern erkauft, ergibt Gretchen sich Faust, und um desto ungestörter mit ihrem Galan zu sein, flößt sie ihrer alten Mutter einen Schlaftrunk ein, der dieselbe tödtet. Nachdem sie dann den Tod ihres Bruders verschuldet hat, bringt sie das Kind, die Frucht ihrer Schande, um. Im Gefängniß singt sie schmutzige Lieder. Daß ihr Verführer sie im Stiche läßt, kann Einen nicht wundern, wenn man seine religiösen Grundsätze vernommen hat. Er ist, wie die Scene, wo seine Donna ihn nach seinem Glauben befragt, deutlich beweist, kein Christ; ja, er scheint nicht einmal an einen Gott zu glauben, obschon er zu allerlei leeren Ausflüchten greift, um seinen absoluten Unglauben zu verdecken. — Da dies lästerliche Buch trotzdem, wie wir zu unserer Verwunderung hören, Leser, ja sogar Leserinnen findet, und in den Leihbibliotheken unserer Stadt eine eifrige Nachfrage erfahren soll, fordern wir alle Familienväter auf, über das Seelenheil der Ihrigen zu wachen, das eine so ruchlose Lectüre um so leichter gefährden kann, als eine glatte, einschmeichelnde Form die unsittlichsten Lehren umhüllt."

und ein wahrer Atelierduft ist über alle diese Partien des Buches verbreitet. Die ganze Aesthetik des Verfassers läßt sich aber in Ingres' alter Definition zusammenfassen: „l'art c'est le nu".

Was die Schlingung und Composition der Handlung betrifft, bezeichnet „Im Paradiese" einen unzweifelhaften Fortschritt. Das Interesse wird hier überall erhalten, und, was mehr ist, es ist immer im Steigen; ein Lob, das man den „Kindern der Welt" nicht spenden konnte. Ab und zu sind nur noch die Mittel, die die Handlung vorwärts bringen, ein wenig ungeschickt benutzt. So ist besonders die ganze Rolle, die der Hund Homo als deus ex machina spielt, etwas stark übertrieben. Er erinnert mit seinem übermenschlichen Scharfblick an jene Löwen, welche die Sculptur der Zopfkunst mit menschlichen und majestätischen Gesichtern darstellte, von Mähnen umrahmt, die in der Wirklichkeit Allongenperücken allzu ähnlich sahen. Doch in deutschen Romanen ist nicht die Handlung, sondern die Charakteristik die Hauptsache, und in fast allen Nebenfiguren offenbart dieses Buch eine ganz neue Seite von Heyse's Talent. Gestalten wie Angelica, Rosenbusch, Kohle, Schnetz haben ein spielendes, mannigfaltiges Leben, das von Heyse's Stylart sonst fast ausgeschlossen war. Heyse's Geist hat mit einem Wort Humor gewonnen, den Humor des reifen Mannesalters, der vierziger Jahre kann man vielleicht sagen; aber einen feinen, weisen, stillen Humor, der die Begabung des Dichters vervollständigt und seinen Farben den ächten Schmelz verleiht.

IX.

Wir haben den Kreis von Ideen und Formen durchlaufen, in welchen dieser Dichtergeist seinen Ausdruck gefunden hat. Wir sahen, wie Heyse zuletzt im Roman den bewegenden Gedanken der modernen Zeit gerecht ward, denen die Novellenform nicht Raum zu geben vermochte. Ich hob indeß eine Novelle hervor, mir die liebste von allen, die durch die Idee, eben so sehr wie „Der Salamander" durch den Styl, sich auszeichnet.

Jedes Mal, wenn Heyse es versucht hat, den alten Mythen ein modernes Interesse abzugewinnen, hat ihn das Glück begleitet. Das kleine, reizende Jugendgedicht „Die Furie" gehört zum Besten, was er geschrieben. In einem kleinen Drama „Perseus" (in die gesammelten Werke nicht aufgenommen) hat er eine neue Auslegung des Medusamythus gegeben: er hat mit der armen, schönen Medusa Mitleid gefühlt, der das grausame Schicksal, auf Jedermann versteinend zu wirken, beschieden ward, und er belehrt uns, daß nur die Eifersucht neidischer Göttinnen auf ihre Liebe zu Perseus Schuld daran ist. Ihr Kopf fällt von der Hand ihres eigenen Geliebten, während sie, um ihm nicht durch den unheilvollen Blick zu schaden, ihr Gesicht in den Sand begräbt. Es ist, wie gesagt, eine höchst traurige und originelle Geschichte. Aber die vom „Centaur" ist doch noch besser. Man wundert sich nicht, wenn man im neuen Romane erfährt, daß diese Novelle den Maler Kohle zu seinen lieblichen Fresken begeistert hat. Der Pilgergang „unserer lieben Frau von Milo", den man als Bild vor seinen Augen zu sehen glaubt, so lebhaft ist Alles beschrieben, ist als Gedicht mit „dem letzten Centaur" gar innig verwandt. Der letzte Centaur! Das klingt fast

wie der letzte Mohikaner! Was in aller Welt weiß Heyse vom letzten Centauren? Wie hat er ihn in eine reguläre Novelle einführen können? O, das geschieht mit vieler Kunst und doch auf die natürlichste Weise. Er zieht erst, so zu sagen, zwei Kreise in einander, dann einen dritten Kreis, und in diesem beschwört er den Centauren herauf. Der erste Kreis ist die Welt der Lebendigen, der zweite die Welt der Todten, der dritte schließt leicht und natürlich das Reich des Uebernatürlichen ein. Die Erzählung hebt, wider Heyse's Gewohnheit, rein selbstbiographisch, also mit einem möglichst starken Wirklichkeitselemente, an: der Verfasser kommt eines späten Abends an einer Weinstube vorbei, wo er in seiner Jugend einmal wöchentlich seine liebsten Freunde und Kameraden zu treffen pflegte, und jetzt läßt er diese, welche alle gestorben sind, in der Erinnerung Revue passiren. Dann tritt er in die Weinstube ein, fühlt sich müde, und dann — plötzlich ist es ihm, als werde er dazu aufgefordert, in dem alten Kreise sich einzufinden, und als die Thür geöffnet wird, siehe! da sitzen sie alle beisammen. Aber keiner von ihnen bietet dem Eintretenden die Hand, es ist in ihren Mienen ein Zug von Fremdheit, Ernst und Kummer. Dann und wann trinken sie einen langen Zug aus dem Weinglase, dann glühen für einen Augenblick die bleichen Wangen und matten Augen; aber gleich darauf sitzen sie wieder starr und stumm und stieren in's Glas. Nur Einer von ihnen ist ungebeugt von dem Schicksal, das sie getroffen hat, und wovon nach stillschweigender Abrede in der Gesellschaft nicht gesprochen wird. Es ist Genelli, der ausgezeichnete Maler, dessen Centauren in der Schack'schen Sammlung zu München alle Reisenden bewundern. Einer von der Gesellschaft bemerkt, solch' ein Genelli'sches Fabelwesen sehe so lebendig aus, daß man fast glauben möchte, der Künstler wäre selbst dabei gewesen. Und als der Meister ruhig die Antwort gibt: „Er ist auch dabei gewesen," gleiten wir unmerklich aus dem Reiche der Todten in die Fabelwelt hinüber. Er hat den Centauren gesehen, mit eigenen Augen gesehen, wie er eines schönen Sommernachmittags, ohne an etwas Böses zu denken, in ein kleines Tyrolerdorf hineintrabte, wo Genelli bei seinem Weinglase saß. In alten Zeiten war er Landarzt von Profession gewesen, hatte bei einer Tour auf Praxis über die Berge sich müde in einer Gletscherhöhle schlafen gelegt, war dann eingefroren — und jetzt erst, nach dem Verlauf von Jahrtausenden, ist das Eis um ihn geschmolzen, und kann er mit verwunderten Augen sich in der verwandelten Welt umsehen. Es ist Sonntag und eben Kirchweih, da er mit seinem mächtigen Körper — oben ein farnesischer Herkules, unten ein prachtvoller heroischer Streithengst — mit wehender Mähne und lang nachschleppendem Roßschweif und einem kleinen Rosenzweig im dichten Haar hinter dem Ohre durch die leeren Straßen trabt, nur ab und zu ein altes Weib, das mit Geschrei vor der Erscheinung flüchtet, erschreckend. Er sieht die Kirchenthür offen, das Gebäude voll Menschen und eine wunderschöne Frau mit einem Kind auf dem Arme über dem Altare gemalt. Neugierig, nichts Arges denkend, trabt er durch das Portal und geradewegs über die Steinfliesen, die von seinem mächtigen Hufschlag dröhnen, auf den Altar zu. Man begreift, welch ein Spektakel über dies geradewegs der Hölle entstiegene Ungeheuer entsteht. Der Pfarrer schreit laut, schwingt, was er Geweihtes in der Hand hat, gegen ihn und ruft: „Apage! Apage!" (was

er versteht, weil es Griechisch ist). Die Gemeinde schlägt ein Kreuz über das andere, verwundert trabt er dann zur Kirche hinaus, und von allen alten Weibern und allen Kindern des Dorfes begleitet, die natürlich sehr erschrocken sind, „den hohen Reisenden so leicht gekleidet zu sehen," bewegt er sich nach dem Dorfkruge hin, wo Genelli auf dem Altane sitzt. Der Meister belehrt dann den Centauren, daß er ein Paar hundert Jahre zu spät oder zu früh wieder in's Leben erwacht ist. Zur Zeit der Renaissance würde man ihn vermuthlich wohl empfangen haben. „Aber heutzutage und unter dieser engbrüstigen, breitstirnigen, verschneiderten und verschnittenen Lumpenbagage, die sich die moderne Welt nennt!" Genelli wagt es nicht, ihm ein heiteres Horoskop zu stellen. „Wo Ihr Euch sehen laßt, in Städten oder in Dörfern, werden Euch die Gassenbuben nachlaufen und mit faulen Aepfeln bewerfen, die alten Weiber werden Zeter schreien und die Pfaffen Euch für den Gottseibeiuns ausgeben u. s. w." Und es geht, wie er geweissagt hat. Während der biedere Centaur gutmüthig, wie der Starke es ist, vom Publicum sich anglotzen, sein sammetweiches Fell befühlen läßt, während er gemüthlich eine Flasche Wein nach der andern leert und über die Brüstung der Laube sie dem hübschen Schenkmädchen, dem er gleich seine Rose geschenkt hat, zurückreicht, lauern Haß und Neid auf sein Verderben. Eine ganze Verschwörung hat sich gegen ihn gebildet. „An der Spitze stand natürlich die hochwürdige Geistlichkeit, die es für das Seelenheil ihrer Pfarrkinder sehr nachtheilig fand, sich mit einem gewiß ungetauften, völlig nackten und wahrscheinlich sehr unsittlichen Thiermenschen näher einzulassen." Eben so aufgebracht zeigt sich ein Italiener, der auf dem Markte ein ausgestopftes Kalb mit zwei Köpfen und fünf Beinen vorwies. Den Roßmenschen sah man gratis, er war lebendig und trank und schwatzte, und wer wußte, ob er sich nicht noch bewegen ließ, einige Kunstreiterstückchen zum Besten zu geben. Das Kalb dagegen war ein ruhiges Genie und machte zu solchen Extravaganzen durchaus keine Miene. In die Concurrenz kann sich der Italiener nicht finden. „Es sei ein Unterschied, setzt er dem Pfarrer auseinander, zwischen einem zünftigen, von der Polizei approbirten Naturspiel und einer ganz unwahrscheinlichen, nie dagewesenen Mißgeburt, die ohne Paß und Gewerbeschein das Land unsicher mache und ehrlichen fünfbeinigen Kälbern das Brot vor dem Maule wegstehle." Aber der leidenschaftlichste Gegner des Centauren ist doch der kleine, schiefbeinige Dorfschneider, der Bräutigam des hübschen Schenkmädchens. Auch der Schneider klagt dem Pfarrer seine Noth, die neue Mode, die der Unbekannte eingeführt, müsse das ganze Schneiderhandwerk ruiniren und überdies alle Begriffe von Anstand und guter Sitte über den Haufen werfen. Während nun also der Centaur in seiner heiteren Stimmung eben in dem Hofe des Wirthshauses die Umstehenden mit einem höchst graciösen und eigenthümlichen Tanz amüsirt, den er, mit der schönen Nanni auf dem Rücken, aufführt, kommen alle Verschworenen mit berittenen Gensdarmen, um ihn zu fangen. Ohne sie der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen, setzt er seinen Tanz fort, und die Hände des Mädchens sanft an seine Brust drückend setzt er mit einem prachtvollen Sprung über die Köpfe der Bauern weg. Pistolenkugeln knallen um ihn, ohne ihn zu treffen und bald steht er frei auf dem nächsten Bergabhang. Da läßt er, von dem kläg-

lichen Flehen des Mädchens gerührt, sie sacht zur Erde niedergleiten. „So sehr ihr die ritterliche Huldigung des Fremden geschmeichelt hatte und eine so traurige Figur ihr Schatz neben ihm spielte — eine solide Versorgung konnte sie von diesem reitenden Ausländer nicht erwarten.“ Ihre praktische Natur trägt den Sieg davon, und wie eine gejagte Gemse springt sie von Stein zu Stein, ihrem Schneider in die Arme. Ein Ausdruck göttlichen Hohnes gleitet über die Mienen des Centauren hin, man sieht ihn sich entfernen, und bald nachher verschwindet er den nachstarrenden Blicken.

Hier schweigt Genelli, der kleine Kreis bricht auf, und der Dichter erwacht in der Vorstube des Weinhändlers.

Alle Eigenschaften, die das Lesen eines Dichterwerkes zu einem Genusse machen, scheinen mir in dieser Novelle vereint: ein hoher Humor, der einen milden Schimmer über alle Einzelheiten wirft, die zartesten Halbtöne und das feinste Clair-Obscur, das die Handlung vom Lichte des Tages in einen Traum von lauter Verstorbenen hinübergleiten läßt, um dann wieder das Zwielicht der Schattenwelt von einem Sonnenstrahl des alten Hellas erleuchten zu lassen. Hierzu füge man eine tiefe, für ihren Dichter ganz eigenthümliche Idee. Denn dieser Scherz ist ja in vollem Ernste ein Hymnus auf die Freiheit in der Kunst wie im Leben, und auf die Freiheit, wie Heyse sie immer aufgefaßt hat. Für ihn besteht die Freiheit nicht (wie z. B. für den Norweger Henrik Ibsen) im Kampfe für die Freiheit, sondern sie ist auf dem religiösen Gebiete der Protest der Natur gegen das Dogma, auf dem socialen und sittlichen Gebiete der Protest der Natur gegen die Convenienz. Durch Natur zur Freiheit! das ist sein Weg und seine Losung. So wird der Centaur als halb Naturwesen, halb Gottheit seiner Phantasie ein theures Symbol. Wie schön ist der Centaur in seiner stolzen Kraft durch den Rest altgriechischen Blutes, das er in seinen Adern bewahrt hat! Was muß er nicht Alles ertragen, der Arme, für das Ueberbleibsel von Heidenthum, das in ihm wiedererstanden ist und das, nachdem es einige tausend Jahre eingefroren war, in unseren Tagen, da die Gletscher zu schmelzen beginnen, erwacht ist und sich an's Tageslicht hinaus wagt! Wie viel lehrreicher, wie viel gesetzter und moralischer findet seine ganze civilisirte Umgebung seine interessanten Rivalen, die ausgestopften Kälber mit zwei Zungen und fünf durchaus nicht zum Fortschreiten bestimmten, sondern conservativen und ihren Platz conservirenden Beinen! Diese „Merkwürdigkeiten“ übertreten nie eine bürgerliche Sitte, lassen sich nur mit Erlaubniß der Obrigkeit und der Geistlichkeit sehen, und sind darum nicht minder ungewöhnlich. Sie werden ewig die Rivalen des Centauren bleiben, von Einigen als ihm ebenbürtig, von Vielen als ihn weit übertreffend betrachtet.

Und ist der Dichter auf seinem Flügelrosse in dieser kleinlichen Gesellschaft nicht leibhaftig „der letzte Centaur“?

Betrachtungen über die Bremerhavener Explosion.

Von

Franz von Holtzendorff.

I.

Monate sind seit der Unthat vergangen, die am 11. December 1875 ganz Deutschland in Trauer und Empörung versetzte. Aber noch immer bildet das schreckliche Ereigniß in dieser schnell lebenden und schnell vergessenden Zeit einen Gegenstand eingehender Untersuchungen, ernster Prüfung. Jener Vorgang war mehr als ein Tagesereigniß; er bedeutete eine blitzartige Erleuchtung der tiefsten Abgründe, an denen die Entwickelungsbahn der Menschheit vorbeischreitet und welche gewöhnlich in undurchdringliches Dunkel eingehüllt sind. Unglaublich, wie Vielen jener Auftritt erscheint, in welchem der britische Dichter neben der Leiche des erschlagenen Gemahls eine trauernde Wittwe plötzlich in den Brautstand und in die Arme gleichsam *ihres* eigenen Mörders hinüberführt — noch unglaublicher würde es uns erscheinen, wenn ein Tragiker einen „Thomas" gedichtet und die Umwandlung eines Menschen geschildert hätte, der, ohne je Arges zu verrathen, von der Seite seiner Gattin und Kinder Abschied nehmend, vielleicht sogar um die Zukunft der Seinigen als Familienvater sorgend, ein schreckliches Geheimniß jahrelang in sich verschließt, und endlich über die Häupter der hervorragendsten Missethäter in beinahe maßloser Schuld emporsteigt.

Keine gewöhnliche Kraft würde dazu gehören, die Empfindungen einer solchen Seele zu erfassen und dichterisch zu gestalten. Obgleich am 11. December Hunderte nichts ahnender Menschen dahingerafft wurden und schuldlos ihren Untergang in dem Zeitraum einer Secunde fanden, läßt sich der Eindruck einer hochtragischen Vergeltung nicht verwischen, sobald unser Blick auf die Gestalt des Mannes fällt, den der Volksmund als hundertfältigen Mörder bezeichnet.

Scheinbar *Alles* erwogen, was zu bedenken war, — felsenfest überzeugt, daß ein gewinnbringendes Verbrechen gelingen *müßte* und niemals von dem höchsten Scharfsinn menschlicher Rechtspflege entdeckt werden könnte, — jahrelang überlegt, was nur Mechanik und Kunst zur sicheren Vollbringung einer Missethat beizutragen vermögen, — nichts versäumt, was Weltindustrieausstellungen an Werken des friedlichen Verkehrs und der kriegerischen Zerstörung darbieten, Entdeckungsreisen unternommen, um *Den* ausfindig zu machen, der

unwissentlich einem furchtbaren Verbrechen dienen sollte, den Gesuchten endlich gefunden, die teuflische Freude über das Gelingen im Herzen, jede Kleinigkeit besorgt — die Höllenmaschine hergerichtet — er allein in seinem Gewissen den leisen Gang der allen andern verborgenen Todesuhr vernehmend und belauschend, den Tag im Kalender vermerkt, da mitten im Ocean ein gewaltiger Dampfer mit Mann und Maus spurlos verschwinden wird — — als die ungeheure Explosion mit all den vernichteten Menschenleben im Nu auch die Hoffnungen des Verbrechers in ihr Nichts zerbläst. Vergebens nun die verbrecherische Arbeit langer Jahre. Wie der Spieler, der auf der letzten Karte sein letztes Geld verliert, schießt sich Thomas eine Kugel in den Kopf: diesmal nicht mit langer Ueberlegung, sondern schnell entschlossen, im ersten heftigen Anfall der Verzweiflung über das Mißlingen seiner Speculationen. Während das erwartete Gelingen seiner Missethat ihn mit Freude erfüllt hatte, bringt ihn das Fehlschlagen in Wuth gegen sich selbst. Er scheidet aus der Welt ohne Gewissensregung: „Ich bin ein Dummkopf gewesen."

Wunderbar, daß auch der letzte Act, den Thomas gegen sich selbst verübte, nicht vollkommen gelang. Er lebte noch lange genug, um zu einem theilweisen Geständniß bewogen zu werden. Aber wozu dieses halbe Geständniß mit Verschweigungen und Vorbehalten, warum diese Einräumung ohne jede Empfindung der Reue? Wenn Thomas beharrlich schwieg, oder die ihn durchbohrende Kugel seinem Leben sofort ein Ende gemacht hätte — würde die Explosion in Bremerhaven ein Räthsel geblieben sein.

Völlig aufgeklärt ist sie auch heute noch nicht. Nichts berechtigt uns, die Eingeständnisse des Schuldigen einem ernsthaften Zweifel zu unterwerfen. Auffallend bleibt indessen, daß auch nach den bisher bekannt gewordenen Ergebnissen der Untersuchung keinerlei Güter nachgewiesen worden sind, deren übermäßige Seeversicherung dem Thäter einen im Verhältniß zu seinen Anstrengungen stehenden Gewinn verheißen konnte. Ob Thomas überall die Wahrheit gesagt hat? Kein Sterblicher kann es wissen. Sollten aber alle Nachforschungen der Sicherheitsbehörde auf das bestimmteste darthun, daß von Thomas selbst in Bremerhaven oder in Southampton überhaupt keine auffallend hoch versicherten Güter zur Beförderung durch die „Mosel" übergeben oder angemeldet worden sind, so ist die Vermuthung nicht völlig unzulässig, daß die explodirte Höllenmaschine vielleicht gegen ein anderes Fahrzeug, als die „Mosel", verwendet werden sollte und die Vorbereitungen zum Betruge irgend einer Seeassecuranzunternehmung noch nicht vollendet waren. Die Glaubwürdigkeit des von Thomas abgelegten Geständnisses erscheint unzweifelhaft, soweit der Gebrauch und die Bestimmung seiner Höllenmaschine in Betracht kommt, fragwürdig hingegen, soweit nicht ermittelt werden kann, daß überhaupt in Bremerhaven oder Southampton von verdächtigen Personen irgend welche Güter zu auffallend hohen Summen für den Seetransport durch den Dampfer „Mosel" angemeldet worden sind. Denkbar bleibt also — wenn die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse der inzwischen angestellten Untersuchungen nicht eine Ergänzung finden sollten —, daß der Gebrauch der Höllenmaschine für ein anderes Schiff berechnet war oder — gegen die „Mosel" aus anderem Beweggrunde in Bewegung gesetzt werden

sollte, als zu demjenigen, eine Seeversicherung einzustreichen. Es liegt nicht außerhalb jeder Möglichkeit, daß Gewinnsucht auf dasselbe teuflische Mittel verfallen könnte, wenn gewissenlose Speculanten, die an einer Actiengesellschaft betheiligt sind, auf das Mittel verfielen, Dampfer concurrirender Linien verschwinden zu lassen.

Man setze den Fall, daß die dem Norddeutschen Lloyd gehörige „Mosel" spurlos verschwunden wäre. Der vorher abgegangene Dampfer „Deutschland" war an den Themsemündungen gestrandet. Nicht leicht, meine ich, wird eine Dampferlinie den Schlag verwinden, der ihrem Credit versetzt ist, wenn zwei ihrer besten Schiffe hintereinander völlig verloren gehen.

Auf diese Hypothese will ich zunächst keinen Werth legen; aber sie dient dazu, die Tragweite des von Thomas geplanten Unternehmens noch weiter auszudehnen. Wäre seine That gelungen, so hätte sie außer dem Verlust an Menschenleben und der Zerstörung werthvollen Eigenthums auch noch die weitere Folge gehabt, auf lange Zeit hinaus das Zutrauen in die bisher glänzenden Leistungen der deutschen Nordseerhederei auf das empfindlichste zu schädigen. Eine Quelle unseres Wohlstandes wäre versiegt. In derselben Erwägung liegt auch die Rechtfertigung, daß in der gesammten gesitteten Welt nicht nur den Opfern der schrecklichen Katastrophe das innigste Mitleid gezollt, sondern auch fort und fort versucht wird, alle Aufklärungen zu sammeln, die zur Abwendung ähnlicher Unternehmungen dienen könnten.

Alles, was wir über die Vergangenheit und das Vorleben des Thomas in Erfahrung bringen können, wird möglicherweise von Bedeutung für die Beurtheilung seiner That. Für den Psychologen und den Sicherheitsbeamten ist es von hohem Interesse, die Frage zu stellen: war das verbrecherische Unternehmen, das am 11. December gegen den Willen des Thäters zur Erscheinung kam, eine isolirte That, die aus dem eigenthümlichen Entwickelungsgang einer bestimmten Persönlichkeit wie eine seltene Monstrosität entsprang, oder sind Anzeichen vorhanden, daß Aehnliches schon von Anderen versucht wurde? Ist Thomas der Urheber eines satanischen Planes ohne Gleichen? Oder sind Beispiele ähnlicher Art vorhanden, denen er gefolgt ist? Gibt es in der Gegenwart analoge Verbrechenserscheinungen, mit denen das Geschehene in Zusammenhang gebracht werden kann?

Der Versuch, das Nationalitätsprincip hier anzuwenden und die Explosion in Bremerhaven aus gewissen Entartungen der amerikanischen Gesellschaft zu erklären, ist an der allgemeinen Mißbilligung gescheitert und hätte, weil es niemals gelingen konnte, auch niemals unternommen werden sollen. Für eine bisher vereinzelt gebliebene That bestimmter Verbrecher darf eine ganze Nation nur dann mitverantwortlich gehalten werden, wenn ihr Begünstigung oder Billigung zu Theil wurde, oder allgemeine Entartungszustände nachweisbar vorhanden sind, aus denen ein Verbrechen nach den natürlichen Gesetzen der thatsächlichen Entwicklung hervorgeht. In diesem Sinne kann man gewiß behaupten, daß das Unwesen der sicilianischen Räuberbanden, der Camorra und Maffia mit den wirthschaftlichen Verhältnissen und der eingewurzelten Mißregierung Unteritaliens zusammenhängen, oder daß die deutschen Räuberbanden,

deren Unterdrückung Jahrhunderte hindurch vergebens erstrebt wurde, in der durch den dreißigjährigen Krieg geschaffenen Zerrüttung unseres Volkslebens einen fruchtbaren Boden fanden. Man kann ferner sagen, daß die von Zeit zu Zeit in Irland auftauchenden Agrarverbrechen aus socialen Gegensätzen zwischen großen Grundbesitzern und kleinen Pächtern entspringen, und daß die corsische Blutrache im Volkscharakter und uralten Ueberlieferungen festgewurzelt sei. Aber es ist unmöglich, die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß sich in Thomas die Schattenseiten und Mängel des amerikanischen Volkslebens oder in Timm Thode die Anlage der Holsteiner, in Bocarmé die Lasterhaftigkeit von Belgiern geoffenbart habe.

Das eigenthümliche Gepräge, das der That des Thomas aufgedrückt ist, besteht in der Vereinigung dreier Erscheinungen, die der gegenwärtigen Culturwelt als tief liegende Krankheitsstoffe innewohnen: einer bis zur äußersten Grenze der Gewissenlosigkeit gesteigerten Gewinnsucht, der Ausnutzung technischer Vervollkommnungen für verbrecherische Zwecke und endlich der weit verbreiteten Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben.

Gewinnsucht und Habgier haben sich zu allen Zeiten an Eigenthumsverbrechen betheiligt. Allein zu keiner Zeit sind sie aus dem Kreise der verbrecherischen Classen so weit herausgetreten, wie in unserem Zeitalter. Niemals hat sich der entzündliche Fieberzustand der Bereicherungssucht so weit über regelmäßig gesundere Volkstheile ausgedehnt, wie in den letzten Jahren. Ueberdenken wir ehrlich, was in der deutschen Presse von schwindelhaften Gründungen beschrieben, was darüber in öffentlichen Versammlungen geredet worden ist, so müssen wir zugeben, daß auf diesem Gebiete nicht mehr wie ehemals sich die beiden Personen des Diebes und des Bestohlenen, des Betrügers und des Betrogenen, des Fälschers und des Getäuschten gegenüberstehen, sondern einzelne, in allen Kreisen der Hinterlist großgewordene Börsenmagnaten mit ihren Operationen jedesmal Hunderte oder Tausende abschlachteten. Dieselben Menschen, welche es unanständig gefunden hätten, ihrer reichen Nachbarin einen Diamantenschmuck zu entwenden, trugen kein Bedenken, unter genauer Voraussicht aller Folgen, Hunderten von minder vermögenden Leuten ihr Vermögen aus der Tasche zu ziehen. Seeschiffe mit hoch versicherter Ladung mit Geschick und Eleganz stranden zu lassen, war schon längst ein einträglicher Geschäftszweig gewisser Personen geworden, ehe Thomas auf den Gedanken kam, sein Glück mit Dynamit zu versuchen. Und was Plimsoll einzelnen seiner Landsleute vorwirft: Jahr aus Jahr ein zum Schaden der Versicherungsgesellschaften Hunderte oder gar Tausende von Seeleuten auf untüchtigen Fahrzeugen ihrer Gewinnsucht aufzuopfern, ist — wenn diese Vorwürfe wahr sind — nach der moralischen Seite hin als ein Analogon zu der Missethat in Bremerhaven anzuerkennen. Thomas concentrirte gleichsam in einem gigantischen Verbrechen, was in der Zerstreuung und in der Vertheilung auf weiten Zeitraum von Andern bereits verübt ward; seine That verhält sich zu dem gewinnsüchtigen und gewissenlosen Treiben Anderer wie eine schnell zerstörende Explosion zu einem langsam verzehrenden Brande.

Unleugbar wächst in der modernen Gesellschaft auch die Gefahr, daß jede technische Vervollkommnung, deren wir uns zu erfreuen haben, die Energie und Einsicht der verbrecherischen Classen steigert. Diese Gefahr wird um so bedrohlicher, je ungleicher das Tempo ist, in dem sich die geistige, gewerbliche, wirthschaftliche Bildung einerseits und die sittlichen Triebfedern im Volkscharakter andererseits entwickeln. Es gehört zum Wesen der gegenwärtigen Zeitperiode, daß diese Ungleichartigkeit und das Mißverhältniß zwischen dem öconomisch-technischen und sittlichen Bildungsgange besonders grell hervortritt.

Jede Erfindung des Friedens, die Dampfkraft, die Telegraphie, die Luftschifffahrt, die Photographie, wird sofort darauf geprüft, wie sie sich für die Zwecke der kriegerischen Zerstörung ausnützen läßt. Ebenso nahe liegt es, daß die Erfindungen der kriegerischen Vernichtung auch von der Verbrecherwelt mit aufmerksamen Augen verfolgt werden. Täglich lesen wir in den Zeitungen von Entdeckungen, welche auf die massenhafte Vernichtung menschlichen Lebens berechnet sind, von den furchtbaren Wirkungen, die neuen Sprenggeschossen innewohnen sollen, von der zerschmetternden Kraft verbesserter Torpedos, von der elektrischen Zündung der Seeminen. Langsam, aber sicher gewöhnen wir uns an die Vorstellung nothwendiger und massenhafter Vernichtung menschlichen Lebens.

Wie schnell geht verhältnißmäßig dieser Proceß der Gewöhnung bei guten Menschen von Statten! Ich erinnere mich, daß die schreckliche Explosion von Laon, die nach der Schlacht von Sedan so vielen tapferen Soldaten ein unvermuthet schnelles Ende bereitete, als ein Incidentpunkt des Krieges im September 1870 wenig beachtet wurde. In Brüssel, wo ich mich damals als Delegirter des Berliner Hilfsvereins auf der Heimreise von Sedan vorübergehend aufhielt, machte sie einen nur geringen Eindruck, obwol man zu unsern Verwundeten viel Mitleid hegte.

Dem legitimen Gebrauche der Zerstörungswerkzeuge durch die Kriegführenden setzt sich der illegitime und verbrecherische Gebrauch eher zur Seite, als man vermuthen möchte. Ich erinnere mich, daß ein Mörder 1867 sich damit entschuldigte: er habe auf den Schlachtfeldern menschliches Leben so massenhaft zu Grunde gehen gesehen, daß er geglaubt, auf einen Menschen mehr oder weniger könne es nicht ankommen. Ueber Thomas wird berichtet, daß er als Blokadebrecher zu Gunsten der aufständischen Südstaaten am amerikanischen Bürgerkriege betheiligt gewesen wäre. Vom psychologischen Standpunkte aus ist nicht undenkbar, daß die Eindrücke der Zerstörung und Vernichtung, deren er damals Zeuge war, in seiner Seele als Keime lagerten, die von verbrecherischen Interessen befruchtet werden sollten. Von dem heimlich geplanten, nächtlich ersonnenen, durch Täuschung bewirkten, mit Lebensgefahr um des Geldgewinnes betriebenen Gewerbe des Blokadebruchs, von der schleichenden Umgehung feindlicher Kriegsschiffe, unter deren Kanonen der Kriegsschmuggler hindurchschlüpft, von der ständigen Drohung, plötzlich in den Grund gebohrt zu werden — bis zu dem Entschlusse, nun selbst an Anderen um des Gewinnes willen die Werkzeuge der Vernichtung auf hoher See zu erproben, dieser Weg psychologischer Entwickelung braucht keine lange Kette von Zwischengliedern.

Obwol die unmittelbaren Angriffe auf fremdes Leben im Großen und Ganzen nach Ausweis der statistischen Tabellen in der Mehrzahl der europäischen Culturstaaten sich minderten, scheint es doch, als ob in neuerer Zeit zwischen breiten Schichten der Gesellschaft eine giftige Masse bleierner Gleichgültigkeit sich ablagere. Mit der Abnahme des rein individuellen Hasses, der immer eine größere Nähe persönlicher Beziehungen und eben deswegen auch das häufigere Eintreten von Collisionen voraussetzt, ging die Steigerung der Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben und Wohlbefinden Hand in Hand. Weit mehr als früher sind die Menschen einander entfremdet. Der ehemals feste Nachbarschaftsverband in Städten ist durch Wohnungsnoth, auf dem flachen Lande durch Freizügigkeit gelockert; wie Sandkörner im Winde bald hier, bald dorthin gewirbelt, werden die Einzelnen durch Zufälligkeiten, wirthschaftlichen Zwang oder Neigung umhergetrieben, ohne den wohlthätigen Halt eines überlieferten gesellschaftlichen Gefüges zu finden. Es ist meine Ueberzeugung, daß das plötzliche Eintreten der Freizügigkeit, weil diese die Schranken nicht blos der wirthschaftlichen Freiheit, sondern auch sittlich bedeutsamer, persönlicher Einflüsse für zahlreiche unselbständige Menschen einriß, in manchen Theilen Deutschlands zunächst sehr nachtheilig gewirkt hat und für manche Verbrechenserscheinungen wahrscheinlich verantwortlich zu machen ist. Vorzugsweise erklärt sich aus ihr jene wachsende Gleichgültigkeit gegen Mitmenschen, die so vielen Missethaten ihr Gepräge gibt. Wem würde es nicht schwer, ein Motiv zu finden zur Erklärung der Frevel Solcher, die Steine oder Balken auf die Schienen einer Eisenbahn wälzen, um die Entgleisung eines Zuges herbeizuführen? Hunderte von unbekannten, dem Thäter völlig fremden Personen werden dabei auf grausame Weise getödtet, verstümmelt oder verletzt. Der Schuldige sieht diesen Erfolg mit kalter Gemüthsruhe voraus. Welche Absicht kann ihn dabei leiten? Es ist schwer zu sagen und kaum zu begreifen. Zur Ehre der Menschheit würde es gereichen, wenn dabei Wahnsinn im Spiel wäre. Leider darf man vermuthen, daß in manchen Fällen ein unzufriedener Arbeiter sich an einer Eisenbahngesellschaft durch Verursachung einer Entgleisung zu rächen sucht, oder auch Hunderte von Menschenleben preisgibt, um sich an einem Einzelnen zu rächen, dessen Gegenwart in dem gefährdeten Zuge ihm bekannt ist.

Diesen Typus der frevelhaftesten Gleichgültigkeit dürfen wir als Ursache mancher Unglücksfälle vermuthen, ohne daß es jemals gelingen könnte, einen genügenden Beweis für ihre Wirksamkeit zu erbringen. Sollten nicht schlagende Wetter und Gasexplosionen in den Kohlenbergwerken unter Tage gelegentlich durch leichtsinnige Anzündung einer Tabakspfeife oder einer Cigarre verursacht werden? Der Gleichgültigkeit gegen den Mitmenschen schreitet alsdann jene Genußsucht der feigen Schwächlinge zur Seite, die unfähig sind, sich einen Augenblick hindurch Entbehrungen aufzuerlegen.

Nicht anders verhielt es sich mit Thomas. Bei seinem präsumtiven Zweck, eine Versicherungsgesellschaft oder eine Dampferlinie in gewinnsüchtiger Weise zu schädigen, mußte er viele Hunderte von Menschen dem unvermeidlichen Untergange preisgeben. Es war kein Motiv des Hasses, das ihn leitete. Keine der Existenzen, die er zu vernichten gedachte, war mit seinen eigenen

Lebenszwecken in Widerspruch. An Bord der Mosel stehend, gleichsam auf einem ungeheuren Grabhügel lustwandelnd, konnte er mit den Genossen seiner Seefahrt lächelnden Mundes scherzen, obwol er in seinem Geiste die Hand, die sich ihm vertrauensvoll entgegenstreckte, abgerissen und verstümmelt davonfliegen sehen konnte. Leben oder Tod aller dieser Menschen war ihm vollkommen gleichgültig. Welchen Namen die dem Untergang Geweihten trugen, welchem Volke sie angehörten, welche Eigenschaften sie besaßen, kümmerte ihn nicht. Wenn wider Erwarten einer seiner Freunde sich auf der „Mosel" nach New-York eingeschifft hätte — würde er ihn gewarnt oder gleichfalls in das nasse Grab hinabgesendet haben?

Wir empfinden einen natürlichen Schauer Angesichts der Mordthaten, in denen sich die unbesiegliche Gewalt eines uns oft unbegreiflichen Hasses gegen ein arglosses Opfer kehrt und dem Dämon der Rache, der Eifersucht, der Habgier ein Menschenleben aufgeopfert wurde. Aber diese Thaten, die nach unserem bisherigen Maßstabe an die äußerste Grenze der Verworfenheit herangerückt schienen, sind wie verkleinert neben der Vergeudung menschlichen Lebens durch Hinopferung von Massen, begangen nicht aus menschlichem Haß, sondern aus glatter, empfindungsloser Gleichgültigkeit des Herzens.

II.

Die allererste Erwägung, welche die Kunde des in Bremerhaven Geschehenen hervorrief, war die Unterstützung der beklagenswerthen Opfer; die zweite: wie die bestehende Strafgesetzgebung sich zu dem verbrecherischen Unternehmen verhalte?

Wunderbar! Man begann in den Zeitungen darüber zu streiten, ob Derjenige wegen vollendeten Mordes möglicherweise hätte mit der Todesstrafe belegt werden können, der sich selbst soeben eine Kugel in den Kopf gejagt hatte. Die Anlage zu theoretischen Speculationen, die man den gebildeten Classen des deutschen Volkes nachsagt, bethätigte sich in diesem Falle auf das augenscheinlichste.

Oder war es ein unklarer Instinct der Selbsterhaltung, der im Augenblick der ersten Erschütterung, sofort die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse ahnend, nach Mitteln der wirksameren Abwehr umhertastete?

Jedenfalls war diese instinctive Empfindung bei den öffentlichen Discussionen in der Tagespresse sehr stark mitbetheiligt. Nicht nur bei hervorragenden Staatsmännern, auch in der großen Masse äußert sich gelegentlich der Glaube an eine ungewöhnliche Macht der Strafrechtspflege und an weitgehende Wirkungen der Abschreckung. Wenn der Staatsmann darüber sinnt, wie er lästigen Gegnern durch Hilfe des Strafgesetzparagraphen das Leben sauer oder den Garaus machen soll, so findet andererseits in den Volksmassen der natürliche Instinct der Furcht sogleich seine Abspiegelung in dem Verlangen nach energischen Abschreckungsmitteln.

Die psychologischen Processe in der heutigen Gesellschaft sind annähernd überall dieselben. Solche Erscheinungen, wie wir sie gleich nach der Katastrophe von Bremerhaven hervortreten sahen, äußern sich auch anderwärts. Als die

Garotters in London auftauchten, verlangte man allgemein nach einer verschärften und ausgedehnteren Anwendung der Prügelstrafe. Nachdem Briggs in einem Londoner Eisenbahncoupé ermordet worden war, ertönte ein Schreckensruf durch das ganze Land. Längere Zeit hindurch vermieden es sogar Männer, Abends mit einzelnen unbekannten Personen ein Coupé zu theilen. Der Absatz von Taschenrevolvern nahm einen bedeutenden Aufschwung.

Es würde mich nicht wundern, falls der Personenverkehr zwischen Europa und den Vereinigten Staaten durch die Explosion von Bremerhaven eine vorübergehende Beeinträchtigung erfahren hätte.

Jene Befürchtung, daß eine ganz ungewöhnliche, besonders auffallende Verbrecherthat in derselben örtlichen Umgebung alsbald und schnell wiederholt werden könnte, ist, wie die Erfahrung lehrt, eine durchaus unbegründete; denn zunächst wirkt die allgemeine Aufmerksamkeit und die natürliche Erregung als ein Vorbeugungsmittel gegen alle Diejenigen, die ganz richtig darauf gerechnet hatten, die Bedrohten unvorbereitet zu finden. Ebenso irrig ist der Glaube, daß die Idee der Bestrafung, die für den sittlichen Charakter beinahe etwas Unerträgliches hat, in den eigentlich verbrecherischen Schichten einen stärkeren Eindruck hervorbringe, als die mit der Ausführung des Verbrechens selbst verbundene Gefahr des Mißlingens oder der wohl vorbereiteten Nothwehr.

Ich will nicht leugnen, daß der Androhung einer Strafe irgendwelche abschreckende Macht innewohne. Aber man muß auf Grund geschichtlicher Erfahrung bestreiten, daß im regelmäßigen Gang der Dinge besonderen Strafmitteln und specifischen Strafarten gegenüber bestimmten Verbrechen eine bestimmte Kraft der Abwehr beigemessen werden kann. Noch viel weniger darf man sagen, daß im Verhältniß zur Höhe der Strafen eine gleichmäßig progressive Wirkung in der Unterdrückung der Missethaten anzunehmen ist. Schwere Eigenthumsverbrechen waren in England nicht seltener, so lange die Aussicht auf den Galgen bestand. Es ist nachgewiesen, daß die Prügelstrafe zur Einschüchterung der Garottirer in London nichts beigetragen hat.

Würde daher die Frage gestellt: ob die zweifellose Androhung der Todesstrafe auf ein solches Verbrechen, wie das in Bremerhaven verübte war, Menschen gleich Thomas eingeschüchtert haben würde, so muß darauf verneinend geantwortet werden. Bedeutungslos ist das äußerste Strafmittel, über das wir verfügen, gegenüber Solchen, die für den Fall des Mißlingens ihres Unternehmens zum Selbstmord entschlossen sind und für den Fall des Gelingens hoffen dürfen, der Entdeckung zu entgehen.

Voll berechtigt erscheint das weitverbreitete Gefühl, daß Thomas die schwerste Strafe verdient habe; wahr aber ist es, daß wir nach den Grundsätzen der Verhältnißmäßigkeit überhaupt nicht mehr im Stande sind, strafrechtliche Aequivalente für die in Bremerhaven verübte Missethat zu finden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Thomas, unter der Anklage des Mordes stehend, von jedem Schwurgericht in Deutschland schuldig befunden worden wäre.

Dagegen ist es allerdings im höchsten Maße fraglich: ob der vorausgesetzte Thatbestand, abgesehen von den gegen die „Mosel" und anderweitig gegen fremdes Eigenthum gerichteten, durch Explosion verübten Zerstörungen, nach

den heutigen juristischen Kategorien als Mord im Sinne des Gesetzes angesehen werden könne oder nur einen Mordversuch darstelle.

Soweit die Tödtung zahlreicher Menschen in Betracht kommt, sind folgende Auffassungen bisher von juristischer Seite vertreten worden:

1) Vorbereitende (also im Sinne des Gesetzes straflose) Handlungen zu der an Bord der „Mosel" zu bewirkenden Explosion, verbunden mit fahrlässiger Tödtung der am Einschiffungsplatze versammelten, um's Leben gekommenen Menschen.
2) Ein in der Ausführung begriffener, durch Einschiffung der Höllenmaschine, verübter Mordversuch gegen Passagiere und Mannschaft der „Mosel", strafbar mit Zuchthaus von drei bis funfzehn Jahren.
3) Vollendeter, also todeswürdiger Mord, begangen an Denjenigen, die durch Explosion ihr Leben verloren haben, und verbunden mit vorsätzlicher schwerer oder leichter Körperverletzung Derjenigen, die an ihrer Gesundheit beschädigt wurden.

Welche dieser Annahmen dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft am meisten entspricht, ist schwer zu sagen und hängt zunächst von den thatsächlichen Verhältnissen ab, die jener Katastrophe zu Grunde lagen. Ermittelt ist nach den in öffentlichen Blättern enthaltenen Mittheilungen und den Nachrichten, die ich von einem angesehenen, bei der Verpflegung der Verwundeten betheiligten Rheder, Herrn P. Rickmers in Bremerhaven, erhielt, im gegenwärtigen Augenblicke dieses: Thomas bestellte und erhielt ein geräuschlos arbeitendes Uhrwerk, dessen nach einer bestimmten Zeit ablaufender Mechanismus ein schweres Gewicht fallen ließ, wodurch eine zündbare Masse zur Explosion gebracht werden konnte. Von Thomas in eine Kiste mit Explosionsstoffen verpackt, war dieses Uhrwerk entweder von ihm selbst oder unter seiner nachträglichen Gutheißung von Andern in Bewegung gesetzt worden zu dem Zwecke, um eine Explosion herbeizuführen. Diese Kiste war zur Einschiffung und Beförderung durch die „Mosel" dem Agenten des „Norddeutschen Lloyd" übergeben und explodirte in dem Augenblicke, als sie vom Landungsplatze an Bord der „Mosel" geschafft werden sollte, unzweifelhaft gegen Voraussicht und Willen des Thomas. Der Erfolg war, daß, abgesehen von der angerichteten Vermögensbeschädigung, von den Passagieren fünf, von der Mannschaft der „Mosel" vier, von unbetheiligten, bei der Einschiffung gegenwärtig gewesenen Zuschauern, sechs und siebenzig Personen das Leben einbüßten, zwölf bis siebzehn Personen noch gegenwärtig — Anfang Februar — vermißt werden und eine erhebliche Anzahl verstümmelt oder körperlich verletzt ist. Im Uebrigen hat Thomas nicht gestanden, daß er zum Zwecke der Versicherung Güter an Bord der „Mosel" schaffen wollte.

Vorausgesetzt, daß es wirklich die Absicht des Thomas war, die Mosel auf hoher See durch Explosion zu vernichten, womit unzweifelhaft die Vernichtung sämmtlicher auf ihr befindlichen Menschen verbunden war, erscheint es dem Nichtjuristen geradezu unbegreiflich, wie irgend ein Bedenken dagegen gehegt werden kann, Angesichts des Geschehenen Thomas des vollendeten Mordes schuldig zu

finden. Denn er wollte, so denkt man, menschliches Leben vernichten zur See, und er hat Leben vernichtet zu Lande.

Ehe ich den Standpunkt der strafrechtlichen Theorie gegenüber dem Geschehenen andeute, habe ich dieses in Erinnerung zu bringen: die Rechtslehre kann ebenso wenig wie das Strafgesetz mit dem Rechtsgefühl des Volkes völlig zusammenfallen; denn sie ruht auf Grundsätzen, welche, aus den sittlichen Ueberlieferungen der Jahrhunderte, den Rechtsbegriffen geschichtlicher Culturepochen, den ständigen Bedürfnissen der Gesellschaft im Wege methodischer Untersuchung gewonnen sind, wie etwa ein kleines Quantum Salz aus der Verdunstung großer Quantitäten Seewasser. Ebensowenig wie sich das erregbare Gerechtigkeitsgefühl des Volkes durch bestehende Vorschriften in seinen Aeußerungen reguliren läßt, ist es möglich, daß die Wissenschaft ihre Grundbegriffe den Schwankungen des Tages anpasse. Die Verschiedenheit, die zwischen Rechtswissenschaft und Rechtsgefühl besteht, wurzelt vor allen andern Dingen darin, daß im Volke eine begriffsmäßige Trennung des Unsittlichen und des Rechtswidrigen sich nicht klar vollzogen hat, während die Wissenschaft auf der Erkenntniß beruht, daß Unsittlichkeiten als solche vom Gesetzgeber nicht bestraft werden können und andererseits um der äußeren Ordnung willen auch manche Handlungen für strafbar erklärt werden, die nach ihrer inneren Natur als unsittlich nicht angesehen werden dürfen. Der höchste Grad der sittlichen Verworfenheit eines Menschen fällt nicht nothwendig zusammen mit der höchsten Stufe der gesetzlichen Strafbarkeit.

Einer der ärgsten Teufel, die jemals von der Hand eines Dichters gezeichnet wurden, ist Jago im „Othello". Im Vergleich zu jenem ist der Mohr ein armer, durch Leidenschaft bethörter Mensch. Angenommen, daß der Richter Othello wegen Mordes — und zwar nach §. 311 unseres Strafgesetzbuches ohne mildernde Umstände — mit dem Tode bestrafte, würde Jago, der tausendmal Schuldigere, im moralischen Sinne beinahe der allein Schuldige, auch nur mit derselben Strafe bestraft werden können, obschon die denkbar größte Ungleichheit zwischen beiden besteht. Das Rechtsgefühl in der Volksjustiz würde Jago lynchen und Othello verschonen, wenn er nicht durch Selbstmord geendet hätte. Hätte Jago im vierten Act nicht jene verhängnißvollen Worte gesprochen:

„Thut's nicht mit Gift, erdrosselt sie in ihrem Bett." —

so würde der Mohr ebenfalls durch Erregung der Eifersucht zur Tödtung fortgerissen worden sein, selbst wenn Jago mit heuchlerischer Miene ihm davon abgerathen hätte. Und eben diesen Erfolg sah Jago voraus; er wäre aber völlig straflos ausgegangen. Es ist möglich, daß ein schlau berechnender Schurke, ohne zu einem bestimmten Verbrechen anzuregen, in einer arglosen Natur Leidenschaften wachruft, aus denen ein Verbrechen hervorgehen soll, ohne daß eine gesetzliche Verantwortlichkeit dafür den Aufreizer trifft.

Die Periode der Börsengründungen hat auch dies gelehrt, daß Jemand mit schwindelhaften Operationen den Grenzlinien des Strafgesetzes gleichsam um die Breite eines halben Zolles parallel laufen kann, ohne genau die Merkmale des Betruges zu erfüllen.

Wozu aber diese Bemerkungen? Einfach deswegen, um zu zeigen, daß in Beziehung auf das völlig ungewöhnliche Vorkommniß in Bremerhaven die Lehrsätze der Wissenschaft und das Volksgefühl auseinandergehen können, ohne daß aus diesem Grunde der Wissenschaft der Vorwurf der Wortklauberei gemacht werden darf. Die Wissenschaft hat die Pflicht des völlig unabhängigen Denkens, wie der Richter die Pflicht hat des unabhängigen Rechtsprechens auch nach einem Gesetze, das ihm schlecht scheint. Erst hinterher beginnt für ihn die menschlich unerläßliche Aufgabe, an der Beseitigung des schlechten Gesetzes mitzuarbeiten. Ich würde ihn als ein verkümmertes Wesen ansehen, wenn er Jahr aus, Jahr ein mit derselben Gleichgültigkeit, zum Nachtheil seiner Mitmenschen, ein von ihm als schlecht anerkanntes Gesetz anwenden wollte.

Ob nun freilich in dem Falle von Thomas Rechtspraxis und Rechtswissenschaft von den Anschauungen des Volksgefühls abseits bleiben würden, ist mit völliger Sicherheit nicht auszumachen. Um mir selbst eine ungefähre Anschauung von der Verbreitung der fachmännischen Ansichten zu verschaffen, schrieb ich an eine Reihe mir persönlich befreundeter Criminalisten. Ich wünschte zu erfahren, wie ausgezeichnete Professoren, Richter, Staatsanwälte über den vorliegenden Fall urtheilen würden.

Als das Ergebniß dieser einigermaßen unvollkommenen Gradmessung juristischer Gewißheit muß ich bezeichnen, daß fast Alle, die eine bestimmte Ueberzeugung äußerten, das Zweifelhafte des Falles zugaben. Ich fand Staatsanwaltschaftliche Beamte, welche versicherten, die Anklage wegen Mordversuchs stellen zu müssen, weil die Tödtung im Hafen gegen den Willen des Thäters geschehen und unter allen Umständen darauf zu achten sei, ob das Geschehene in der Voraussicht und im Willen des Schuldigen gelegen hat. Die Mehrzahl der von mir befragten Professoren des Strafrechts entschied sich für die Annahme eines vollendeten Mordes, in dem sie die zu frühe Wirkung der Sprengstoffe und die örtliche Stellung der getödteten Personen als rechtlich gleichgültig ansahen. Die Mitglieder eines Richtercollegiums, das den Fall zur theoretischen Abstimmung brachte, erkannten auf vollendeten Mord unter der allerdings vorliegenden thatsächlichen Annahme, daß solche Personen getödtet wurden, die zu den Passagieren oder der Mannschaft der „Mosel" gehörten. Es würde sich also ein anderes Ergebniß herausstellen, wenn nur zuschauende Personen am Einschiffungsplatz ihr Leben eingebüßt hätten: ein Resultat, beruhend auf einem Unterschiede, der allerdings von juristischer Bedeutung ist, dem „Rechtsgefühl" aber wiederum völlig fremd bleiben dürfte.

Für die völlig unabhängige Stellung der Wissenschaft ist es einstweilen bezeichnend, daß auf der einen Seite entschiedene Gegner der Todesstrafe, wie die Professoren John und Wahlberg, sich für die Annahme vollendeten Mordes, andererseits ein Anhänger der Todesstrafe für „Mordversuch" entschieden. Mein Fachcollege in Halle, Professor Dochow, der sich Anfangs für Mordversuch erklärt hatte, änderte nach reiflicher Ueberlegung seine Ansicht dahin, daß er es richtiger hielt, wegen vollendeten Mordes zu strafen.

Was mich selbst anbelangt, so halte ich dafür, daß die Frage: ob vollendeter Mord oder Mordversuch? mit Sicherheit überhaupt nicht entschieden ist,

so lange in dem Thatbestande des Geschehenen eine durch kein menschliches Beweismittel jemals auszufüllende Lücke übrig bleibt. Die Annahme eines vollendeten Mordes beruht nämlich auf der Voraussetzung, daß das von Thomas aufgezogene Uhrwerk zu früh ablief oder der Hebel durch sein Herabfallen die Explosion des Dynamits herbeiführte. Dieser Punkt kann aber nicht einmal durch Geständniß des Thomas festgestellt werden. Ebenso möglich ist, daß ohne allen Zusammenhang mit der Höllenmaschine durch starke Erschütterung bei der Verladung die Explosion verursacht wurde. Von gewissen Technikern ist außerdem als eine Erfahrung berichtet worden, daß an besonders kalten Tagen, wie der 11. December 1875 einer war, die Explosivkraft des Dynamits nur sehr unbedeutender Erschütterungen bedarf, um in Wirkung zu treten.

Aus meinem in Beziehung auf die Explosion geführten Briefwechsel gewinne ich den Eindruck, daß als wahrscheinlichstes Ergebniß einer gerichtlichen Procedur sich die Verhängung der Todesstrafe wegen vollendeten Mordes ergeben haben würde, wenn die beiden Voraussetzungen zutreffen, daß von den Passagieren und Mannschaften Personen getödtet wurden (was inzwischen erwiesen ist) und daß außerdem die Explosion durch den in Thätigkeit gesetzten Mechanismus, also durch eine Handlung des Thomas, verursacht ist (was nicht erwiesen werden kann). Ohne die Voraussetzung, daß Passagiere getödtet wurden, die Thomas zu einem späteren Zeitpunkt tödten wollte, werden sich die Stimmen zwischen Vollendung und Versuch ziemlich gleich vertheilen. Als beinahe gewiß muß angesehen werden, daß jeder Rechtsverständige in der Ueberlieferung einer mit Sprengstoffen gefüllten und mit Zündungsvorrichtungen versehenen Kiste zur Verschiffung unbedingt einen Versuch des Mordes, der Brandstiftung u. s. w. finden muß, wenn die Absicht des Ueberliefernden auf Zerstörung eines auf der Fahrt begriffenen Schiffes gerichtet ist.

Angenommen indessen, daß die Mehrzahl der Juristen als Richter bei der Aburtheilung des in Bremerhaven vorgekommenen Falles wirklich nur für Versuch und folglich für die Verhängung einer längeren Zuchthausstrafe gegen den Thäter entschiede — wäre deswegen eine hinreichende Veranlassung gegeben, das jetzt geltende Strafgesetzbuch abzuändern und der Definition des Mordes eine passendere Fassung zu geben?

Ohne auf einen weiteren Culturfortschritt in der Strafgesetzgebung Verzicht zu leisten, und ohne die Mängel zu beschönigen, die jetzt noch zahlreicher, als man glaubt, vorhanden sind, muß man sich doch eingestehen, daß die Unvollkommenheit der Strafgesetzgebungen an gewissen Punkten eine unheilbare ist. Es gibt stets Verbrechen, welche mit den Mitteln des Gesetzes nicht mehr erreicht werden können, obschon sie klar zu Tage liegen. Der zum Tode rechtskräftig verurtheilte Delinquent kann vor seiner Hinrichtung, ohne Möglichkeit einer weiteren Bestrafung, seinen Gefängnißwärter ermorden. Der gewaltsam durchgeführte Verfassungsumsturz, als im Enderfolge gelungener Hochverrath, entzieht sich jeder rechtlichen Sühne. Der erste und der dritte Napoleon waren im Sinne des Strafrechts, als sie rechtmäßig bestehende republikanische Verfassungen umstürzten, gewiß als Hochverräther anzusehen. Ihr Lohn war eine Krone an Stelle der juristisch verdienten Todesstrafe. Sie trugen diese Kronen,

bis an einer anderen Stelle die späte Nemesis sie ereilte und damit dem geschichtlichen Rechtsgefühl der Nationen eine Sühne gespendet wurde.

Zwischen dem Gelingen des Hochverraths und dem Gelingen eines Unternehmens, wie das von Thomas begonnene oder doch vorbereitete, besteht leider die Aehnlichkeit, daß eine in Mitte des Oceans Schiffe zerschmetternde Explosion mit der Vernichtung sämmtlicher Beweisstücke die Unmöglichkeit einer Ueberführung und damit das Endresultat der Straflosigkeit des Thäters zur Folge haben wird.

III.

Die Erwartung, daß durch eine Veränderung oder Schärfung der gegenwärtig geltenden Strafgesetzgebung einer Wiederholung des von Thomas geplanten Verbrechens vorgebeugt werden könnte, ist eine hinfällige. Damit ist aber nicht gesagt, daß wir uns einem blinden Fatalismus zu überlassen und auf andere Mittel der Abwehr zu verzichten hätten.

Es fragt sich, ob wir nicht im Stande sind, die Ausführung solcher Missethaten zu erschweren, die Mittel der Begehung zu verkürzen, die Aussicht auf das Gelingen des Unternehmens zu schwächen. Wir dürfen keineswegs darauf vertrauen, daß die jetzt bestehende Erregung auf allzu lange Zeit vorhalten werde. In der Finsterniß lauern die Begierden, die Tag und Nacht darauf sinnen, wie mit noch größerer Vorsicht eine Unthat wiederholt werden könnte, die, wenn sie gelingt, reiche Beute verheißt, ohne daß die Gefahr der Entdeckung allzu groß wäre.

Hätte Thomas seinen Zweck erreicht, so würde er mit gefüllten Taschen jahrelang sich dem Wohlleben ergeben haben. Sobald sein Vorrath an Geldmitteln zu Ende ging, er die Geschäfte seiner Kinder einzurichten oder eine heirathende Tochter auszustatten hatte, bestellte er eine neue Maschine, um den Meeresboden noch einmal mit Trümmern zu bedecken. Thomas ist nicht mehr, aber seine Idee, die wahrscheinlich schon von Anderen vor ihm gehegt wurde, wird auch nach ihm Erben finden.

Um so mehr ist es zu verwundern, daß einem großen Theile des Publicums der natürliche Instinct der Selbsterhaltung völlig abhanden gekommen zu sein scheint. Mit Erstaunen vernahmen wir, daß der Erfinder der Höllenmaschine über den verderblich gewordenen Mechanismus in Berlin öffentliche Vorträge hielt. Einige angesehene Zeitungen nahmen nicht den mindesten Anstand, sehr eingehende Beschreibungen der „Todtenuhr" ihren Lesern vorzuführen. Bedachte man nicht, daß die Bekanntmachung schwer zu erlangender Verbrechensmittel wie eine Anstiftung wirken kann? Darf die Neugier sich solche Ausschreitungen gestatten?

Ich meine, daß öffentliche Belehrung über die technischen Methoden einer verbrecherischen Unternehmung nur dann einen vernünftigen Sinn hat, wenn damit erreicht werden kann, daß die bedrohte Gesellschaft die Merkzeichen der Gefahr verstehen und die Mittel des Schutzes kennen lernen kann. Es ist gerecht und nützlich, dem Publicum zu sagen, mit welchen Veranstaltungen Lebensmittel verfälscht werden und womit es die Fälscher entlarven kann. Unsittlich

aber würde es erscheinen, wenn ein ehrlicher Mann das von ihm entdeckte Mittel, Geldschränke geräuschlos zu erbrechen, in öffentlichen Vorlesungen preisgeben wollte. War der von Fuchs hergestellte Mechanismus wirklich eine schwierige Leistung und eine scharfsinnig erdachte Erfindung, so ist es beinahe nicht zu fassen, wie er dieselbe der Nachbildung durch Andere preisgeben konnte. Irgend ein Nutzen kann von der öffentlichen Ausstellung der geräuschlosen „Todtenuhr" nicht erwartet werden, wol aber sehr schwerer Nachtheil.

Die preußischen Strafproceßgesetze verbieten mit vollem Recht die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in Fällen der Münzfälschung, damit der technische Proceß der Herstellung von Formen und Platten nicht allgemein bekannt und der verbrecherische Nachahmungstrieb gezügelt werde. Die gleichen Gesichtspunkte treffen auch bei der Wunderuhr zu.

Hier freilich ist das Gesetz wiederum ohnmächtig. Nach Lage der Sache könnte gegenwärtig ein Polytechniker oder Physiker nicht gehindert werden, einen Cursus über die bisher bekannt gewordenen Methoden der Münzfälschung und die dabei beobachteten Fortschritte der Wissenschaft vor einem gemischten Publicum anzukündigen. Ebensowenig bestände ein Hinderniß, Vorträge über diejenigen Gifte zu halten, welche der Laie sich am leichtesten und billigsten zu verschaffen und der Chemiker am schwierigsten in der Leiche nachzuweisen vermag. Die Polizei hat keine Macht, Vorträge über die billigste, schnellste, sicherste und für den Thäter ungefährlichste Methode der Vergiftung zu hindern. Weil es sehr Wenige gibt, die ihr bei den jetzt obwaltenden Verhältnissen eine solche Machtvollkommenheit einräumen möchten, muß die öffentliche Meinung aufgerufen werden, bei Zeiten darauf zu achten, daß die Lehrfreiheit nicht den Verbrechern zu Gute komme. Sie hat Belehrungen über die Construction und Anwendung von Verbrechensinstrumenten auf das entschiedenste zu verdammen und die Presse an die Pflichten vorsichtiger Enthaltsamkeit zu mahnen.

Der Vorgang in Bremerhaven hat gezeigt, daß bei dem Gebrauche von Sprengstoffen zu verbrecherischen Zwecken das Mißlingen des Vorhabens beinahe ebenso gefährlich werden kann, wie das Gelingen. Selbst ohne allen Zusammenhang mit strafbaren Plänen, sind gewisse Stoffe für die öffentliche Sicherheit so gefährlich, daß ihre Zubereitung, Aufbewahrung, Weiterführung und Verwendung der strengsten Aufsicht unterworfen sein sollte. Mir scheint, als ob die moderne Gesetzgebung mit den Fortschritten der Zerstörungspraxis nicht gleichen Schritt gehalten habe und weitaus nicht denjenigen Grad der Aufmerksamkeit darauf verwendete, den die alte Zeit dem Handel mit Schießpulver angedeihen ließ. In wie vielen der Dynamitfabriken Unglücksfälle vorgekommen sind, weiß ich nicht; sicherlich aber ist die Ziffer eine verhältnißmäßig hohe.

Nach zuverlässigen Nachrichten ist die Reichsregierung bemüht, den Transport von Sprengstoffen auf den öffentlichen Verkehrswegen in Deutschland nach übereinstimmenden Grundsätzen zu regeln. Ist dies der Fall, so wird es darauf ankommen, die Innehaltung dieser Regeln durch ausreichende Strafsatzungen sicher zu stellen. Der gegenwärtig geltende § 367 No. 5 des Reichsstrafgesetzbuches bestimmt, daß Derjenige mit Geldstrafe bis zu zwanzig Thalern

oder Haft bis zu vierzehn Tagen bestraft werden soll, der bei der Aufbewahrung oder bei der Beförderung von Giftwaaren, Schießpulver oder anderen explodirenden Stoffen oder Feuerwerken, oder bei Ausübung der Befugniß zur Zubereitung oder Feilhaltung dieser Gegenstände, sowie der Arzneien, die deshalb ergangenen Verordnungen nicht befolgt. Derselbe Strafparagraph droht in einer anderen Nummer dieselbe Strafe, wenn feuergefährliche oder leichtentzündliche Stoffe so aufbewahrt werden, daß ihre Entzündung gefährlich werden kann.

Professor Berner, der sich meines Wissens von den Fachgelehrten zuerst im Bremer Handelsblatt vom 18. December acht Tage nach der Katastrophe über deren juristisch-gesetzgeberische Bedeutung aussprach, rügt mit Recht, daß der Gesetzgeber hier nur eine Polizeistrafe von zwanzig Thalern oder vierzehntägiger Haft androhte, während er in der That doch das Maximum der Polizeistrafe von fünfzig Thalern oder sechswöchentlicher Haft androhen konnte. In Wirklichkeit nimmt es sich heute beinahe komisch aus, wenn man erwägt, daß ordnungswidrige Behandlung eines Dynamittransportes auf zwanzig Thaler taxirt ist — während Demjenigen fünfzig Thaler angedroht sind (§ 360 No. 7), der unbefugt auf eine Bierflasche eine Etiquette mit dem Wappen eines Bundesfürsten klebt!

Jeder Verständige begreift indessen, daß mit der Beseitigung dieses Mißverhältnisses gar nichts in der Praxis gewonnen sein würde, wenn auch die „ornamentale Symmetrie" des Gesetzes dabei gewänne. Was bedeuten fünfzig Thaler in solchen Fällen!

Von größerer Bedeutung wäre es, wenn die Zahl der schweren, gemeingefährlichen Delicte um eine ernste Strafdrohung gegen Diejenigen vermehrt würde, welche Explosivstoffe oder feuergefährliche Gegenstände unter Verheimlichung ihrer Eigenschaft, oder mit falschen Declarationen öffentlichen Verkehrsanstalten, Schiffen, oder selbst Privatunternehmungen zur Beförderung oder Aufbewahrung übergeben. Was jetzt vielfach aus Leichtsinn geschieht, würde damit von vornherein zu einer schweren Missethat gestempelt sein.

Selbst solche Bestimmungen dürften angesichts der drohenden Gefahren noch nicht ausreichend erscheinen. Wie der Gifthandel und die Verabfolgung von Giften durch die Apotheker bestimmten polizeilichen Einschränkungen unterworfen ist, gerade so sollte der Handel mit den erfahrungsgemäß gefährlichsten Explosivstoffen einer festen Controlle unterliegen, wobei es nicht schwer halten kann, die Grenzlinie zwischen den legitimen technischen Verwendungen der Explosivstoffe und dem präsumtiv gefährlichen Privatverbrauche mit eben derselben Sicherheit zu ziehen, wie zwischen der medicinischen und therapeutischen Verwendung der Gifte und der ohne bestimmte Zweckangabe bestehenden Nachfrage der Privatpersonen. Sollte sich zeigen, daß die heutige Verkehrsentwickelung auf dem angedeuteten Wege einer wirksamen Aufsicht nicht mehr zugänglich ist, so dürfte man vor der weiteren Consequenz nicht zurückschrecken: daß alsdann die Erzeugung und Vertreibung der Explosivstoffe zu einem Monopol des deutschen Reichs erklärt würde. Das hier und da geschaffene Monopol der Pulverfabrikation bietet einen sehr passenden Anhaltepunkt der Vergleichung. Wenn der Staat, unbeengt durch die Rücksichten der Concurrenz, die

möglichst größten Sicherheitsmaßregeln aufbietet und ein auserlesenes, zuverlässiges, höher besoldetes Arbeiterpersonal dabei verwenden kann, so dürften wir auch nicht mehr so häufig von menschenmörderischen Explosionen in Privatfabriken hören. Ob die Preise der Fabrikate sich höher stellen würden, kann dabei gar nicht in's Gewicht fallen. Hier zeigt sich entschieden, daß es in vielen wirthschaftlichen Unternehmungen fehlerhaft oder geradezu unsittlich ist, einer absolut niedrigsten Grenze der Billigkeit in der Gütererzeugung auf Kosten höherer Zwecke zuzustreben.

Nicht zu übersehen ist auch die Stellung der Transport- und Seeversicherungs-Gesellschaften zu der Behandlung der Explosivstoffe. Es scheint, als ob man in England bereits sehr vorsichtig geworden ist. Die Tagesblätter berichten, daß Thomas in Liverpool versucht habe, hohe Versicherungen auf gewisse Kisten für deren Verschiffung nach Amerika zu nehmen, von seinen Anträgen aber Abstand nahm, als die Eröffnung der Kisten verlangt wurde. Wenn es üblich wird, daß, von völlig zutrauenswürdigen Firmen abgesehen, die Verpackung hoher Werthobjecte nur in Gegenwart der Versicherungsagenten geschehen darf, oder der, eine gewisse Summe überschreitende Werth des Inhalts durch Personen mit öffentlichem Glauben attestirt werden muß, so wäre damit eine höhere Sicherheit geschaffen, als mit einer Schärfung der Strafgesetze. Die Ueberversicherung der Waaren scheint bisher im Seeverkehr weitaus nicht diejenige Beachtung gefunden zu haben, wie bei der gesetzgeberischen und geschäftlichen Behandlung der Feuerversicherungen.

Ich habe bereits bemerkt, daß die von Thomas geplante Unthat die ganze Menschheit berührt. Sie muß daher auch aus dem Gesichtspunkte des Völkerrechts gewürdigt werden. Um dies zu veranschaulichen, stelle ich folgende Hypothese auf:

Thomas schiffte in Bremerhaven seine Höllenmaschine ein; er ist amerikanischer Unterthan. Nachdem er Alles regelrecht besorgt, steigt er von der „Mosel" in Southampton an's Land. Die Explosion erfolgt zur bestimmten Stunde. Die „Mosel" ist spurlos verschwunden. Thomas realisirt seinen Gewinn und richtet seinen Haushalt auf das bequemste in England ein. In bester Laune meldet er sich öffentlich durch Zeitungsannonce als Urheber der Zerstörung.

Das praktische Ergebniß dieser Hypothese ist möglicherweise: völlige Straflosigkeit des Thomas nach dem Stande der gegenwärtigen Gesetzgebung. Deutschland kann die Auslieferung des Amerikaners Thomas von England nicht verlangen. Da das vorausgesetzte Verbrechen nach der Meinung der Juristen entweder in Bremerhaven bei der Einschiffung, oder auf hoher See zur Zeit der erfolgten Explosion begangen ist, kann es auch nach englischem Recht nicht bestraft werden. Denn England bestraft an seinen eigenen Unterthanen nur dann die im Auslande begangenen Verbrechen, wenn Bigamie, Mord, Verrath oder Sklavenhaltung vorliegt, keinenfalls also einen Amerikaner, der im Auslande ein Verbrechen begeht. Mit diesem Grundsatze stimmt in der Hauptsache auch das amerikanische Recht überein. Es wäre also nur die Frage: ob Amerika die Auslieferung mit Erfolg verlangen kann? Wenn sich Thomas

in der Lage befände, gar keine Staatsangehörigkeit zu besitzen, was gleichfalls nach dem Verluste eines früheren Bürgerrechts vorkommen kann, so wäre ihm die Straflosigkeit gesichert. In England begreift man die große Gefahr.

Sir Robert Phillimore, der hervorragendste unter den gegenwärtigen Völkerrechtskennern Englands, sagt: „Der Grundsatz, die Anwendung des Strafgesetzes auf örtliche und territoriale Grenzen zu beschränken, ist, im Ganzen genommen, vernünftig und weise, aber doch nicht frei von mancherlei Gebrechen. Diese sind vorzugsweise einleuchtend bei Verbrechen, die an Bord fremder Handelsschiffe auf hoher See begangen werden. — Gegenwärtig besteht praktisch Straflosigkeit zum Vortheil verwilderter und roher Menschen, wodurch sie ermuthigt werden, Thaten der Grausamkeit, die die menschliche Natur schaudern machen, auf hoher See zu verüben. Das Endziel des Völkerrechts: die Wohlfahrt und Sicherheit der Einzelnen und der Staaten, wird einem überbedenklichen Respect vor einem allgemeinen Princip geopfert, das in diesem besonderen Fall aufgehört hat, ein Mittel zur Erreichung des Endzweckes zu sein. Dieselbe Bemerkung bezieht sich auf betrügerische Zerstörung von Schiffen und Ladungen, ein Verbrechen, das unglücklicher Weise oft der Bestrafung entgeht, weil das Land, wohin das Schiff segelt oder die Thäter sich begeben, und dessen Gerichtshöfe nicht competent sind."

Ein Kenner des Seeversicherungsrechts, Herr Wendt in London, hat daher schon vor längerer Zeit in einem Werke über Seerecht vorgeschlagen, durch internationale Verträge derartige Verbrecherthaten dem Seeraube gleichzustellen und folglich überall strafbar zu machen.

Was würde geschehen sein, wenn Thomas, als Amerikaner, seine Höllenmaschine nicht in Bremerhaven, sondern in Southampton, also auf englischem Gebiet, auf der „Mosel" einschiffte, diese zu Grunde gegangen, und er selbst mit den Früchten seiner Unthat nach Dresden zu den Seinigen zurückgekehrt wäre?

Von deutscher Seite Nichts! Thomas hätte dann als Ausländer wegen eines im Auslande begangenen Verbrechens von deutschen Gerichten nicht zur Rechenschaft gezogen werden können. Vielleicht, daß die Polizei ihn ausgewiesen hätte!

Ich schließe. Das Unglück ist geschehen. Es ist über die Maßen entsetzlich. Aber es hätte noch schrecklicher werden können, wenn der unmenschliche Plan gelang und ewiges Schweigen sich über das auf dem Ocean verschwundene Schiff gelagert hätte. Wir haben den Trost, eine Lehre empfangen zu haben und eine Pflicht, diese Warnung, die uns leicht entgehen konnte, zu beachten. Folgen wir der prophetischen Mahnung, die Scheerenberg in seinem „Waterloo" ausspricht:

Heilig ist das Unglück!
Wenn Götter strafen, weine der Mensch und lerne.
Nicht Fabel ist es, nur — Vergangenheit,
Und was geschehen ist, kann wiederum geschehen.

Die Samoas- oder Schiffer-Inseln.

Blätter aus dem Reisetagebuch
von
Dr. **Ernst Böhr**,*)
Marine-Stabs-Arzt.

Ein glückliches Land, ein wahres Utopien, in das die Vorsehung ein liebenswürdiges und schönes Naturvolk verpflanzt hat, damit dieses sich, abgeschieden von der übrigen Welt, harmlos seines heiteren Daseins erfreue. So waren die Eindrücke, die Cook bei seinem ersten Besuch von Tahiti empfing, so auch wesentlich die unseren beim Besuch der Samoas. Ich kann wol sagen, daß ich noch nie so durchweg schöne Menschen, wie hier, gesehen habe. Ihre Hautfarbe ist ein hübsches, mitteldunkles Zimmetbraun. Die Gestalten sind groß, schlank und meist von vollendetstem Ebenmaß. Das Antlitz offen und edel geformt, ein großes, schwarzes, heiter blickendes Auge, etwas sinnliche, doch nur wenig aufgeworfene Lippen, gekräuseltes schwarzes Lockenhaar, prachtvollster Muskelbau bei den Männern, die herrlichsten, abgerundetsten Körperformen bei den jüngeren Weibern. Ich begreife vollkommen, daß manche Anthropologen diese Ostoceanier der Tonga-, Samoa- und Tahiti-Gruppe, als nahe verwandt den gleichfalls braunen Hindus, zu der kaukasischen Race rechnen; denn was Schönheit betrifft, stehen sie keinem Typus dieser bevorzugtesten Race nach. Unsere Maler, unsere Dichter schwärmen von dem eigenthümlich poetischen Reiz, den ein junges Zigeunermädchen auf sie ausübt. Sie sollten sich einmal diese Samoamädchen ansehen, wie sie sich im Tanze drehen, wie ihr schönes, großes Auge leuchtet, ihre schwarzen Locken fliegen, ihre braunen, schlanken Glieder Feuer und doch wieder Grazie in jeder Bewegung ausdrücken!

Ein glückliches Volk, das ohne Krankheit, ohne Arbeit, ohne Bedürfnisse im heiteren Sinnesgenuß sein Dasein verbringt. Kein Fieber, keine giftige Schlange droht hier versteckt unter üppigem Laube dem Geschlechte der Sterblichen; hier herrscht nur die überwuchernde Productionskraft der Tropen, ohne die Nachtseiten des tropisch-continentalen Klima's. Vor den Greueln des Canni-

*) Man vergl. Band I. Heft 3 der „Deutschen Rundschau", p. 380 ff., „Die Fidschi-Inseln".

balismus, der bei den nahe benachbarten Papuastämmen geübt ward, scheint die Samoabewohner ihr friedfertiger Sinn bewahrt zu haben; Krieg kannten sie wol nur wenig, ihr liebenswürdiger Sinn drängte sie, mehr die Künste des Friedens zu pflegen, Gesang, Tanz und Fischfang. Erst der Weiße hat sie aus diesem paradiesischen Dasein aufgestört. Durch Einführung von allerhand, den Eingeborenen bis dahin fremden Genußmitteln, namentlich von Tabak und Branntwein, hat er ihre Genußsucht erregt, ihnen Geldgier eingepflanzt, die in dem lebhaften und begabten Volk rapid um sich gegriffen hat. Durch Ueberlistungen und Uebervortheilungen aller Art hat er die Nothwehr der Männer herausgefordert, die sich, dem friedlichen Temperament der Eingeborenen gemäß, noch nicht in dem Apell an das Schwert, sondern in Lug, Trug und Diebstahl geäußert hat. Durch alle Mittel der Verführung hat er die Moral der schönen, heißfühlenden Weiber untergraben und bemüht sich nun nachträglich, durch seine Missionäre strengere Sittenzustände einzuführen; ein vergebliches Bemühen übrigens, welches nur dazu dient, dem Volke seine Naivetät vollends zu rauben. Wol ist es wahr, daß die Männer insgesammt, selbst die Häuptlinge, etwas Verlogenes haben, daß Diebstähle hier unendlich häufig sind, daß eine Laxheit der weiblichen Moral besteht, die befremden muß. Aber daß das nicht die Urzustände dieses schönen und begabten Naturvolkes waren, daß die Haupturheber dieser krankhaften Zustände eben jene Weißen und ihre Vorgänger gewesen, die jetzt in tugendhafter Entrüstung den Stein auf die Eingeborenen werfen und sie uns als Ausbund aller Laster und Verworfenheit darstellen wollen, glaube ich nach Allem, was ich gesehen, auf das Bestimmteste.

Unter den jetzt dort ansässigen weißen Ansiedlern ist es vor Allem ein Hamburger Handlungshaus, das weitaus die dominirendste Stellung auf den Samoas einnimmt. Es handelt in erster Linie mit der sogenannten Kopprah, dem getrockneten Fleisch der Cocosnuß, das in der Heimath zu Oel und Seife verarbeitet wird. Auf fast allen Inseln der Südsee, auf den Tongas, den Gilberts-, den Neu-Hebriden-, den Marshalls-Inseln, den Carolinen, hat es seine Agenturen, die die Kopprah von den dortigen Eingeborenen einsammeln lassen, und die vielen der Firma gehörigen Schiffe damit befrachten. Die Hauptfactorei aller dieser Agenturen, der Sammelplatz all' der mit Kopprah beladenen Schiffe aber ist Apia, wo das Haus eine solche Menge von Angestellten und Bediensteten hält, wo sich beständig so viele seiner Schiffe befinden, daß der ganze, sonst ziemlich öde Ort dadurch einen wesentlich deutschen Charakter angenommen hat. Mit deutschen Waaren befrachtet kommen die größeren Schiffe der Firma in Apia an, versorgen die dort lebenden Deutschen und den großen dortigen Kramladen mit allem Nöthigen, und kehren, mit Kopprah beladen, wieder nach Deutschland zurück, während kleinere Schiffe den Verkehr zwischen den einzelnen oceanischen Inseln vermitteln. Außer besagtem offenem Geschäft und ausgedehnten Besitzungen in Apia hat das Haus in der Umgegend noch große Landstrecken erworben und dort Plantagen angelegt. Das Endziel der Plantagencultur ist eben auch hier wieder der Anbau der Cocospalme im größten Maßstabe zur Gewinnung der Kopprah. Da aber die Cocospalme neun Jahre braucht, bis sie ertragsfähig wird, so sucht man bis zu der Zeit die Plantage durch den Bau

der Baumwollenstaude zu erhalten, die zwar auch hier nicht viel, aber doch Einiges einbringt, und außerdem das geeignetste Mittel ist, um den dem Walde abgerungenen Boden zuerst urbar zu machen. Wie ich nun aber schon früher einmal auseinandersetzte, ist die Arbeit in den Tropenplantagen, speciell die Cultur der Baumwolle, eine so mühevolle, daß sie von weißen Händen gar nicht geleistet werden kann, freie Eingeborene sich aber kaum je dazu hergeben werden. Das Hamburger Haus, dem Beispiel der übrigen Plantagenbesitzer der Südseeinseln folgend, hilft sich nun dadurch, daß es mit seinen vielen Schiffen auf den verschiedenen, noch wenig cultivirten Inselgruppen, der Ellice-, der Gilbert-, Marshalls-Gruppe, den Carolinen, Eingeborene auf fünf Jahre anwirbt, die während der Zeit einen monatlichen Lohn von zwei bis drei Dollar bekommen, und nach Ablauf der Zeit in ihre Heimath zurückgeführt werden sollen. Das klingt ganz menschlich, ist aber in der That nur eine neue, mehr moderne Lösung der Sclavenfrage. Ohne Sclaven lassen sich ausgedehnte Plantagen im Tropenklima nur schwer bewirthschaften, und da die Einfuhr schwarzen Fleisches in heutiger Zeit von der Tagesordnung gestrichen ist, importirt man nach Brasilien und Westindien gelbes Kulifleisch von China und braunes Fleisch hier. Zwar wurde uns in Apia wiederholt erzählt, daß auf den betreffenden Inseln, den Ellice, Gilberts 2c., solche Armuth unter den Eingeborenen existire, daß sie nur eins ihrer Kinder am Leben erhalten könnten, daß die Noth die Leute zwänge, auf solches Engagement mit Freuden einzugehen, daß sie es in den Plantagen besser als in ihrer Heimath hätten. Letzteres bin ich geneigt, zu glauben; ich glaube sogar, daß es eine ganze Menge solcher Individuen geben mag, die freiwillig in das ihnen liebgewordene Joch zurückkehren. Daß trotzdem in solchen Engagements eine Beraubung der persönlichen Freiheit eines Mitmenschen liegt, für die man eben nur einen anderen Namen hat, ist nicht schwer zu durchschauen, wenngleich ich, der Wahrheit gemäß, hinzusetzen muß, daß es diese Leute auf den Plantagen des deutschen Hauses so gut haben, als unter den Umständen nur irgend zu erwarten ist. Während unserer Anwesenheit in Apia lief gerade eine der Briggs der Hamburger Firma mit 140 braunen Passagieren, 60 Frauen und 80 Männern. von den Gilberts-Inseln ein. Die Leute waren alle fast ganz europäisch gekleidet; mit Strohhüten, die Frauen mit langen, hellfarbigen, weiten Kleidern, die Männer mit wollenen Hemden und Beinkleidern, Alles in möglichst bunten Farben. Es war das Werbegeld, womit man die nach dergleichen bunten Dingen heiß begehrlichen Wilden zu der ihrer harrenden Frohne angelockt hatte. Das Schiff war fast bis oben hin mit Kopprah geladen, nur einen $3^1/_2$ Fuß hohen Raum der Last für 140 Menschen, Männer, Frauen, Kinder freilassend, die hier unmittelbar auf der stark ausdünstenden Kopprah in entsetzlicher Luft 40 Tage gehaust hatten. Indessen sahen die Leute nicht schlecht aus, sie hatten immer gutes Wetter gehabt und sich meist dichtgedrängt an Deck des kleinen Schiffes aufgehalten. Wenn nun aber schlechtes Wetter gewesen wäre? Wie dann? Wie überhaupt Nachts?

Ein Morgenritt brachte uns, einen Kameraden und mich, nach der größten der Plantagen, welche uns von dem Verwalter, einem Vetter des Hamburger Hauses, in höchst liebenswürdiger Weise gezeigt wurde. Die Arbeiter, 300 an

der Zahl, leben hier — wie schon gesagt, verhältnißmäßig gut — in dorfartigen Niederlassungen zusammen, in Hütten, die sie selbst nach Art ihrer Heimath, aufgeführt haben. Diese Hütten, eine Art Pfahlbauten, bestehen aus einem auf Pfählen ruhenden Dach, unter welchem in einer Höhe von vier bis sechs Fuß über der Erde der Bretterboden der Hütte sich befindet. Den Zugang zu dieser Bel-Etage bildet ein schräg angelegter Baumstamm. Die Leute selbst, ausgesuchte Malayen mit langen, schlichten, schwarzen Haaren, brauner Hautfarbe, häßlichen Gesichtern, dicken, kulpigen Nasen und Lippen, stehen jedenfalls weit unter den viel cultivirteren Samoanern, sollen aber fleißige Arbeiter und höchst gutmüthige Geschöpfe sein. Sie leben, wie sie es in ihrer Heimath gewohnt sind, meist nur von Cocosnüssen, deren Saft sie trinken, deren Kopprah sie essen. Doch bekommen sie in den Plantagen noch etwas Fleisch, um den erhöhten Ansprüchen an ihre Arbeitskraft mehr entsprechen zu können. Meist sind sie verheirathet, da das Hamburger Haus gern dafür sorgt, daß immer ebensoviel Weiber wie Männer importirt werden. Die Weiber sollen die besten Arbeiter sein, namentlich in den Baumwollenplantagen, wenn ihre Arbeitskraft bei ihren häufigen Entbindungen auch zeitweise ausfällt. Um diese Zeit wird ihnen, wie den Kranken überhaupt, alle mögliche Schonung gewährt; von „Onkel Tom's Hütte" ist hier keine Rede. Aber frei sind die Leute trotzdem nicht. Abgesehen davon, daß sie ein tägliches, gut gemessenes Pensum abarbeiten müssen, bei dessen Nichtinnehaltung sie bestraft werden, dürfen sie die Plantage nie ohne besonderen Urlaub verlassen ꝛc. Ihre Löhne von zwei oder drei Dollar monatlich bekommen sie nicht in Geld, sondern in Waaren. Heirathet Einer oder Eine, so muß er so lange auf der Plantage verbleiben, bis auch sein Partner seine fünf Jahre abgedient hat, oft zwei, drei Jahre über den Contract. Trunkenheit oder andere Vergehen werden an dem Schuldigen durch Hinzudictiren von ein bis zwei Strafjahren geahndet.

Bei unserer Ankunft in Apia lagen gewisse Rechtsansprüche vor, die das Hamburger Haus an die Samoa-Regierung hatte. Räubereien aller Art, für die das Haus eine Entschädigung von 16,000 Dollar verlangte, waren, namentlich während eines Bürgerkrieges der Samoaner vor einigen Jahren, jedenfalls in Masse vorgekommen. Auch hatten die Häuptlinge beider Parteien — der großen und der kleinen kriegführenden Partei, wie sie sich nannten — bei der Anwesenheit von S. M. S. Nymphe in Apia im Jahre 1872 die Forderungen des Hamburger Hauses anerkannt und sich dem Commando der Nymphe gegenüber zur Zahlung verpflichtet. Der Krieg ist seit längerer Zeit beendigt und eine beide Parteien vereinigende Regierung von sieben Mitgliedern seitdem eingesetzt worden. An die letztere mußte das Commando S. M. S. Arcona sich daher halten, da bisher noch nichts gezahlt war. Nach mehrfachen Verhandlungen und Ausflüchten erschienen denn auch die Häuptlinge mit einer großen Summe Geldes am Bord und sollen sich verpflichtet haben, den Rest binnen zwei Jahren abzuzahlen. So ist denn auch hier der deutsche Name im Auslande voll zur Geltung gekommen; schon der Anblick unserer Waffen hat die Eingeborenen vermocht, eine Summe zu zahlen, die für ihre Verhältnisse nicht nur ungeheuer, sondern beinahe ihr ganzes Besitzthum an Geld ist. Die armen Schelme werden

sich in Zukunft vorsehen, fremde Cocosnüsse zu pflücken oder sich sonst wie diebisch an deutschem Eigenthum zu vergreifen, da sie erkannt haben, wie theuer ihnen dergleichen zu stehen kommen kann.

Der Hafen von Apia ist kein sehr geräumiger, aber ein recht guter, da er durch zwei vorspringende Landzungen und an diese sich anschließende Korallenriffe bis auf eine schmale Passage allseitig gegen das offene Meer geschlossen ist. Es war eine ganz eigene Empfindung, bei unserm Einlaufen von sämmtlichen hier liegenden Schiffen unsere deutsche Flagge uns entgegenwehen zu sehen; ein erhebender, ein stolzer Eindruck, hier in der fernen Südsee einen ganz deutschen Hafen zu finden. Dieselbe Ueberraschung wartete unser am Lande, wo die jetzt dort ansässigen Weißen beinahe sämmtlich aus Deutschen bestehen. Außer den zahlreichen Angestellten der Hamburger Firma haben sich auch mehrere andere deutsche Kaufleute hier angesiedelt, die wenigen Hôtelbesitzer sind Deutsche, deutsch ist heute die vorherrschende, die Landessprache der Samoas. Daher uns Allen denn in der steten Gesellschaft unserer Landsleute, bei deutschen Vergnügungen, sogar deutschen Getränken, die die zahlreichen Hamburger Schiffe in genügendem Vorrath mitgebracht hatten, die Tage in Apia in angenehmster Art vergingen.

Die Meisten der dortigen Deutschen sind verheirathet, theils mit Engländerinnen, theils mit „Halfcast"-Damen. Diese letzteren, wenn es ihnen auch unmöglich ist, die härtere deutsche Sprache zu erlernen, und die sich daher alle der leichteren englischen bedienen, sind insgesammt so liebenswürdige und heitere Geschöpfe und dabei so schön, daß mancher der Kameraden wol nur mit schwerem Herzen von seiner „Ziula" — das samoanische Wort für Freundin — Abschied nahm. Das Tropenklima erzeugt naturgemäß freiere Sitten, als sie unter unserm kalten nördlichen Himmel herrschen. Ein Kuß z. B. ist die ganz gebräuchliche Art der Begrüßung zwischen Bekannten beiderlei Geschlechts; die Damen nannten das „Samoa fashion" und Niemand fand etwas dabei. Ein Spazierritt durch den Wald mit einer der Frauen und Mädchen, eine Wasserfahrt am späten Abend im Mondenschein unter den Klängen der weichen Samoalieder, die die Herrin und ihre braunen Dienerinnen anstimmten, Spiele, auf Alles gingen die Damen mit einer Natürlichkeit ein, die zuerst befremden und dann bezaubern mußte.

Auch unsere Leute fanden hier, wo Alles deutsch war, Alles sie anheimelte, die Sprache wie die allabendlichen deutschen Tänze in den Hôtels, eine Welt, die sie lebhaft an ihre Heimath erinnerte und auch ihnen, den Vielentbehrenden, ungetrübt heitere Stunden verschaffte. Nichts war ergötzlicher, als der Anblick unserer Matrosen bei ihrer Massenbeurlaubung am Sonntag Nachmittag. Die gesammten Mädchen des einen großen Dorfes kamen gerade in Procession daher geschritten, um Wasser aus einem nahen Bache zu holen. Mit angeborener Galanterie sprangen unsere Leute zu, nahmen den braunen Schönen die Krüge ab, schöpften Wasser und geleiteten ihre Damen dann nach Hause; ein Jeder an dem einen Arm den vollen Wasserkrug, an dem anderen ein lachendes Samoa-Mädchen. Unsere Landsleute, die bis dahin nur betrunkene englische und amerikanische Matrosen hier gesehen hatten, waren von dem Anblick ganz entzückt und

konnten gar nicht Worte genug über das gute Aussehen wie das nüchterne und bescheidene Benehmen der Leute finden.

Die Sitten und Gebräuche der Samoaner haben allerdings nicht das specifisch Interessante, wie die der Fidschianer. Es ist, als ob die friedliebenden Stämme der Tonga- und Samoa-Inseln viel eher ihre alten Volkssitten aufgegeben, viel schneller alles Eigenthümliche verloren hätten, als jenes wilde Kriegsvolk. Die Samoaner sind schon lange Christen, Kirchen gibt es in Apia und über die ganzen Inseln verbreitet in großer Zahl. Besondere Waffen führen sie gar nicht mehr; über ihre frühere Geschichte konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Im Verkehr mit uns waren sie stets freundlich und entgegenkommend, den Werth des Geldes kannten sie sehr genau, und von einem einfachen Tauschhandel konnte bei einem so cultivirten Volke keine Rede mehr sein. Niemals habe ich Jemanden von ihnen arbeiten sehen, einige Fischer und Wäscherinnen vielleicht abgerechnet. Das übrige Volk kauert oder lungert den ganzen Tag umher, es dem blauen Himmel überlassend, für seine geringen Bedürfnisse, Früchte und gedörrte Fische, zu sorgen. Ihre Kleidung ist fast noch einfacher, jedenfalls aber hübscher und malerischer als die der Fidschianer. Das einzige Kleidungsstück, der Lava-lava, besteht aus einem breiten Stück selbstgefertigten Zeuges, einem weißen, zähen, bastartigen Stoff, der durch das Zusammenschlagen der Blätter des Ti-Baumes gewonnen wird und mit allerhand bunten, zum Theil recht hübschen Mustern bemalt ist. Männer und Weiber tragen die Lava-lava wie eine Art Plaid um die Lenden geschlungen und befestigen sie meist durch eine Art Schärpe von demselben Stoff. Bisweilen fügen die Weiber und Mädchen noch ein kleines coquettes, buntes, vielfach gefranztes Läppchen als obere Bekleidung hinzu, das, in der Mitte ein Loch für den Kopf offen lassend, frei auf Brust und Rücken herabhängt. Doch ebenso häufig gehen sie ohne dasselbe, wie sehr auch die Missionäre dagegen eifern. Oder aber sie tragen ein weites, faltiges, hellfarbiges Gewand und geben dann ihre Nationaltracht ganz auf. Dagegen haben alle Männer die sehr sonderbare Sitte, sich auf Lenden, Hüften und Oberschenkel bis zum Knie herab ein carrirt gradliniges, sehr künstliches Muster von schwarzer Farbe zu tätowiren, und ich muß gestehen, daß diese Tätowirung der braunen, feinen Haut durchaus nicht schlecht aussieht. Das lange, lockige, schwarze Haar pflegt auch hier von den meisten Personen gekalkt zu werden und dadurch eine unangenehm rothe Farbe anzunehmen. Meist ziert ein ebenso einfacher wie hübscher Schmuck, eine rothe Blume, die Locken der jungen Männer und Mädchen; sonstige Schmucksachen, mit Ausnahme kleiner Schildpattfingerringe, die wir in Masse zum Geschenk erhielten, habe ich nie bemerkt. Ihre Stimme ist angenehm, ihre Lieder melodisch, ihre Sprache sehr weich. Dieselbe soll nur 17 Buchstaben haben, besteht auch meist aus lauter Sylbenwiederholungen und ist, glaube ich, ziemlich leicht zu erlernen. Das R kennen sie gar nicht, es ist ihnen zu hart. Ein kleines, niedliches Mädchen, das von unsern dortigen Landsleuten ein Paar deutsche Lieder gelernt hatte, sang z. B. immer: „Komm, liebe, liebe Laula, Laula zu mir.“ Joë heißt ja, Leei nein, Lele gut, schön, Leanga schlecht, Kanaka Mann, Eingeborener, Papalangi Fremder, Tafekei

danke schön, Makamaka sehen, Tefe fürchten, Furcht, Calofa Guten Tag, Tofa Adieu, Ziula guter Freund oder gute Freundin.

Die Häuptlinge besitzen häufig europäische Kleidung von leichtem Baumwollenstoff und waren sehr begierig, sich alte Uniformen von uns schenken zu lassen. Nichts war komischer als der Anblick des Häuptlings Bulibuli, der uns in englischer Marineofficiersuniform an Bord besucht hatte und von uns in einem Anfall übermüthiger Laune mit einem alten Frack, alten Epauletten und altem Hut beschenkt und ausdrapirt wurde. Ohne unser unterdrücktes Gelächter und die Heiterkeit unserer Leute zu merken, stolzirte er in seinem neuen Ornat am Deck umher, erschien auch ebenso bekleidet am nächsten Tage zu Pferde in einer großen Volksversammlung der Eingeborenen.

Die Häuser der Samoaner sind — vielleicht der größeren hier herrschenden Hitze wegen — noch einfacher als die der Fidschianer. Während die Fidschihütten, meist in versteckten, kühlen Waldthälern aufgebaut, etwas eigenthümlich Anheimelndes, schattig Düsteres haben, stehen die Hütten der Samoaner in einer Art Dorfstraße, eine neben der anderen, nur mangelhaft durch das spärliche Laub der Kokospalme vor den Strahlen der brennenden Sonne geschützt. Pfähle von Palmholz oder ein in der Mitte befindlicher Baum stützen ein polygonales Dach, die Seitenwände bilden lose herabhängende Matten, die, bei Tage meist in die Höhe gerollt, der ganzen Hütte etwas Unabgeschlossenes, Unbehagliches geben, sie mehr als ein bloßes Schutzdach, einen Gartenpavillon, wie eine wirkliche Wohnung erscheinen lassen. Auch ist der steinige Boden der Hütte nicht so gleichmäßig mit einem Mattenteppich belegt, wie in den Fidschihütten, sondern nur mit einzelnen Lagerstätten, je nach der Anzahl der Bewohner versehen. Nachts ist der Eindruck ein etwas behaglicherer. Dann sind die äußeren Mattengardinen alle herabgelassen. In der Mitte brennt, in einer Cocosschale, ein Talgdocht und wirft ein mattes, flackerndes Licht auf die wohlgestalteten Körper der braunen Bewohner, die ihren Gast mit Cava bewirthen, während niedliche Mädchengestalten ihm Samoalieder vorsingen und Samoatänze vortanzen.

Diese Tänze sind ganz anders wie die Fidschi- und Hebridentänze. Es sind mehr Solotänze von zwei, drei oder vier Personen, oft von jungen Männern und Mädchen zugleich getanzt und dann in ihren abwechselnden Chainen und ihrem Durcheinanderchassiren einigermaßen an unsere Quadrillen erinnernd. Offenbar liegen den meisten von ihnen ganz bestimmte Ideen zu Grunde, die hier zur bildlichen Darstellung kommen. Der Stolz eines jungen Mädchens, die ihre Reize preist und coquett zur Schau stellt; als Gegensatz dazu ein häßliches, altes Weib, das gleichfalls ihre welke Schönheit enthüllen möchte und dadurch den Widerwillen der Andern erregt; das Liebeswerben eines jungen Mannes um ein Mädchen, die Annahme, das Abweisen der Werbung, — Alles kommt deutlich zum Ausdruck in diesen lebhaften mimischen Tänzen. Sie sind entschieden künstlich, aber sie sind nicht schön; theils zu grimassenhaft und carrikirt, theils zu lascif und ausschweifend. Zwar haben die Missionäre die früher gebräuchlichen, allzutollen Ausbrüche einer sinnlich-üppigen Phantasie mit vielem Erfolge beschränkt; aber der Gesammteindruck ist doch immer noch ein solcher, daß er das äußerste Maß von Freiheit erreicht, wenn nicht überschreitet.

Wir sahen die Samoatänze besonders schön am letzten Tage unserer Anwesenheit in Apia an Bord unseres Schiffes. Einer der ersten Häuptlinge der Insel, Tapiale, ein höchst intelligenter Mensch, der der englischen Sprache fast ganz mächtig ist, hatte uns versprochen, uns einen größeren Samoatanz zu arrangiren. Am Land war derselbe nicht zu Stande gekommen, und um sein Wort zu halten, erschien er mit seiner reizenden Schwester, der kleinen Prinzeß Toë, und seinem ganzen Gefolge, wol 50 Personen an der Zahl, an Bord der Arcona. Die kleine Toë, ein junges Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren, war wirklich das Reizendste, was man sehen konnte. Ihr zierlicher Körper war bis zu den Lenden entblößt und nur mit einem feinen Mattenrocke bekleidet, den eine Schärpe von bunten Gräsern festhielt. Die zarte braune Haut war mit feinstem Cocosöl eingerieben, so daß sie ganz leicht glänzte. All' dies, die Matten, die Gräser, das Oel sind genau vorgeschrieben und dürfen nur von jungfräulichen Häuptlingstöchtern gebraucht werden. Um den Hals trug sie eine rothe Schnur mit langen weißen Eberzähnen, das kleine liebliche Gesicht strahlte vor Glück und Stolz, und das Haupt zierte ein hoher Kopfputz, der mit der Bärenmütze der schottischen Hochländer einige Aehnlichkeit hatte und reich mit Spiegeln, mit Silber und namentlich rothen Farben verziert war. Es war ein ebenso anmuthiger wie phantastischer Anblick. Die Prinzessin war beständig umgeben und bewacht von fünf Frauen ihres Gefolges, sämmtlich schon im Matronenalter, aber gleichfalls mit allerhand grellen Farben, namentlich roth und blau, geschmückt und durch ihr buntes Aussehen den prächtigen Eindruck der kleinen Prinzessin noch erhöhend. Diese Frauen weichen bei Tage und bei Nacht keinen Schritt von der Seite der Kleinen, es sind ihre Ehrendamen, da die Sitte fordert, daß die Häuptlingstöchter bis zu ihrer Verheirathung in strengster Unberührtheit und makelloser Tugend leben. Das übrige Gefolge, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, war gleichfalls in vollstem Staat, mit vielen rothen Blumen und Bändern im Haar, mit blauen, grünen, rosa, violetten Lava-lava's — ein Wechsel, eine Fülle der Farben, die auf das Auge höchst anziehend wirkte und den dunklen, hübschen Gestalten vorzüglich stand. Nun begann der Tanz. Die begleitende Schaar kauerte auf Deck nieder und sang und klapperte den Tact, während Solotänzer und Tänzerinnen, unter ihnen die kleine Toë, die oben beschriebenen Samoatänze aufführten. Sehr graziös, sehr exact, aber doch von den vorher erwähnten Eigenschaften nicht frei. War ein Tanz zu Ende, so rief die gesammte Schiffsmannschaft wiederholt Lele (Bravo), was die eitlen Eingeborenen zu entzücken und zu immer neuer Tanzwuth anzustacheln schien. Jetzt setzte unsere Musikbande mit einem deutschen Walzer ein, dem noch mehrere Märsche folgten. Die Samoaner strahlten vor Glück und Lust bei den schmetternden Klängen der ihnen ungewohnten Musik, und mit manchem freundlichen und dankbaren Händedruck suchten sie ihre Canoes wieder auf. Tapiole mit seiner Schwester und ihren Damen blieb noch etwas an Bord, und wir hatten noch viel Freude an der Prinzessin, wie sie unsere Namen aussprechen lernen und uns Samoanisch lehren wollte. Mich erinnerte die kleine Toë in ihrer dunklen Schönheit und ihrer phantastischen Pracht an irgend einen mir lieben, bekannten Eindruck. Endlich fand ich es. Die Selica der Meyer-

beer'schen Oper stand vor mir, wie sie wol reizender noch nie eine Aufführung der „Afrikanerin" gesehen hat.

Wie viel Eingeborene auf den Samoas leben, konnte ich nie genau erfahren. Ihre Anzahl muß jedoch nach der Größe ihrer Dörfer zu schließen, beträchtlich sein. Unmittelbar neben der europäischen Ansiedlung Apia liegt auf einer Landzunge ein großes, langgestrecktes Eingeborenendorf, Mulino, das mindestens 2000 Einwohner hat; andere gleichartige in nächster Nähe von Apia. In der Mitte von Mulino steht eine Art Rathhaus, eine runde, offene Hütte, in der den ganzen Tag die älteren Männer des Dorfes berathend zusammenkauern, eine außerordentlich günstige Beschäftigung für ein Volk, welches das Nichtsthun so liebt, wie die Samoaner. Die Siebenmännerregierung soll im Allgemeinen nicht übel sein und durch provinzielle Unterchefs, Consuln genannt, und durch einen Polizeitrupp, Leo-leos, ziemlich Ordnung im Lande halten. Militär existirt nicht; in einem der seltenen Kriege kämpft eben jeder Mann mit seiner Büchse, von denen die Meisten ein Exemplar besitzen sollen. An Steuern zahlt der erwachsene Mann 1 Dollar jährlich, mehr auch der Weiße, mehr selbst der reichste Kaufmann und Plantagenbesitzer von Apia nicht. Glückliches Land!

Die neue Regierung hat auch strengere Ehegesetze eingeführt. Die Vielweiberei ist natürlich wol schon seit der Einführung des Christenthums verboten. Aber auch die Ehen der Weißen mit Eingeborenen sind nicht mehr so leichter Art, wie früher; sie müssen rechtlich geschlossen werden, und hat der Mann die Verpflichtung, wenn er die Samoas verlassen will, ohne seine braune Gefährtin mitzunehmen, derselben eine bestimmte Summe zum Lebensunterhalt zurückzulassen. Eheschließungen auf eine bestimmte Zeit, auf ein oder zwei Jahre, wie sie früher hier wol gebräuchlich waren, sind nicht mehr gestattet.

Die Thierwelt der Inseln ist eine etwas reichere, als die der Fidschis, die auffallend todt war und kaum einen Vogel aufzuweisen hatte. Wenn auch vierfüßige wilde Thiere auf den Samoa's, gleichwie auf all' den Südseeinseln, nicht vorkommen, so belebt doch eine Schaar papageienartiger, zum Theil wunderschöner, reizend singender und pfeifender Vögel die Pracht der Samoawälder. Seevögel dagegen, die wir im hohen Süden, in der unwirthlichen Kälte der Crozets und Kerguelen zu Milliarden getroffen hatten, scheinen auf den tropischen Inseln der Südsee sehr rar zu sein. Schlangen gab es wol; doch soll keine von ihnen giftig sein. Hausthiere, Schweine und Hühner, besitzen die wohlhabenderen Samoaner in einiger Menge, doch glaube ich kaum, daß sie viele derselben selbst verspeisen. Sie werden wol mehr als Handelsobject für die in Apia ansässigen Weißen gehalten.

Am 5. Juni Morgens verließen wir die Rhede von Apia und passirten am 10. Juni Abends, ungefähr gerade auf 180° Länge, die Linie auf unserer Fahrt nach dem Wunderlande Japan.

Literarische Rundschau.

Bernardino Ochino.

Bernardino Ochino von Siena. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Von Karl Benrath. Leipzig, Fues's Verlag. 1875.

Das Jahrhundert der Renaissance ist eine von den wenigen, und neben der Zeit Karl's des Großen und der Gegenwart die wichtigste von den Perioden, in denen Deutschland und Italien nach vielhundertjährigen Kämpfen zur friedlichen Lösung einer großen geschichtlichen Aufgabe sich die Hand reichten. Waren erst die Römer, dann die Deutschen als Eroberer über die Alpen gedrungen, so ergoß sich jetzt der Strom der humanistischen Bildung von Italien aus über die nordischen Länder; und keines ist von ihm tiefer und nachhaltiger befruchtet worden, als Deutschland. Hier sind durch das Studium des Alterthums die Keime der großen religiösen Bewegung, der Reformation, großgenährt worden. Als nun aber die Kunde von dieser befreienden That nach Italien drang, brachte ihr das italienische Volk im Großen und Ganzen nicht die gleiche Empfänglichkeit entgegen, wie das deutsche dem Humanismus. In der gebildeten Classe war allerdings auch in Italien die Zahl der Männer und Frauen nicht klein, die im Innern mit den deutschen und schweizerischen Reformatoren sympathisirten. Aber den meisten von ihnen fehlte es an der Tiefe des religiösen Interesses und an dem Muth ihrer Ueberzeugung, wie sie zu einem entschiedenen Anschluß an die reformatorische Bewegung nöthig gewesen wären; und bei der Masse des Volkes war der überlieferte Aberglaube um so viel stärker, als das Bedürfniß einer lebendigen Frömmigkeit, daß die Anfänge reformatorischer Bestrebungen von der kräftig und klug geleiteten hierarchischen Reaction ohne Mühe in wenigen Jahren unterdrückt wurden. Um so mehr verdienen diejenigen unsere Achtung und Theilnahme, welche in der schwierigsten Lage sich eine eigene Ueberzeugung zu bilden und sie zu bekennen den Muth hatten, welche als Opfer derselben auf den Scheiterhaufen und in den Kerkern der Inquisition umkamen, oder als Flüchtlinge ihrem Vaterlande den Rücken kehrten; und wenn manche von ihnen in ihren Ansichten über die Grenzen hinausgeführt wurden, die ein Luther und ein Calvin der Denkfreiheit gesteckt hatten, so mögen wir noch so sehr anerkennen, daß nicht allein ihre Zeit für diesen radicaleren Protestantismus noch nicht reif war, sondern daß auch ihm selbst noch viel unreifes anklebte: unser Interesse an jenen Männern wird dadurch nicht geschwächt, sondern erhöht werden, daß ein tragisches Geschick sie zugleich mit der alten Kirche, die sie ausstieß, und mit der neuen, der sie sich zuwandten, in Conflict brachte.

Die gleiche Ungunst hat aber auch über ihrem Andenken bis heute gewaltet. Die protestantische wie die katholische Geschichtschreibung hat ihnen theils überhaupt nicht die eingehende Aufmerksamkeit zugewendet, auf die sie Anspruch machen konnten, theils, so weit dies geschah, ihnen nur selten eine unparteiische und vorurtheilsfreie Würdigung angedeihen lassen. Es ist daher nur eine Abschlagszahlung auf eine alte

Schuld, wenn es Herr Dr. Benrath übernahm, uns in Bernardino Ochino einen von den bedeutendsten unter den italienischen Reformatoren des 16. Jahrhunderts in einer monographischen Bearbeitung seines Lebens genauer bekannt zu machen, als dies bisher durch seine gelegentliche Erwähnung in umfassenderen kirchen- und dogmengeschichtlichen Werken, oder durch einzelne Mittheilungen über seine letzten Lebensjahre und über die Schriften geschehen war, durch die er sich damals auch in den protestantischen Kirchen unmöglich machte. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war allerdings keine ganz leichte: theils, weil das quellenmäßige Material, aus dem seine Darstellung geschöpft werden mußte, großentheils zerstreut, schwer zugänglich oder selten geworden war, theils weil das Leben des Mannes, der uns vorgeführt werden sollte, mit der ganzen Geschichte jener Zeit und mit zahllosen Personen und Verhältnissen in derselben so vielfach verschlungen ist, daß eine sorgfältige und allseitige Umschau auf diesem Gebiete nöthig war, um sich über den Boden, auf dem es verlief, und die Einflüsse zu orientiren, durch die seine Entwicklung bedingt war. Um so dankenswerther ist es, daß sich der Verfasser durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken ließ, und daß er sie auch wirklich in sehr tüchtiger Weise zu bewältigen gewußt hat. Es gelang seinem Fleiße, aus gedruckten und ungedruckten Quellen, aus Deutschland und der Schweiz, vorzugsweise jedoch aus den eifrig durchsuchten italienischen Bibliotheken und Archiven das Material, dessen er bedurfte, in verhältnißmäßiger Vollständigkeit zusammenzubringen; die bedeutendste Unterstützung gewährte ihm hiebei die Sammlung, welche Graf Piero Guicciardini in Florenz (dem er deshalb auch sein Buch dedicirte) der Nationalbibliothek in seiner Vaterstadt überwiesen hat. Aus der Bearbeitung und der kritischen Sichtung dieses Materials ist eine Darstellung hervorgegangen, welche bei aller Solidität ihrer Grundlagen gefällig und durchsichtig genug ist, um nicht blos den Gelehrten, sondern allen Gebildeten, die Frauen nicht ausgeschlossen, zugänglich und anziehend zu sein; und der Umstand, daß der Verfasser den Boden, auf dem das Leben seines Helden während der ersten 50 Jahre verlief, durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien genau kennen gelernt hat, verlieh seiner Erzählung nicht blos eine frischere und lebendigere Färbung, sondern er kam ihm ohne Zweifel auch für das Verständniß der Menschen und der Dinge zugute. Da und dort möchte man freilich noch eine individuellere Charakteristik der handelnden Personen (falls die vorhandenen Quellen die Mittel dazu darboten), noch eine eindringendere Analyse der geschichtlichen Verhältnisse, und neben den zunächstliegenden theologischen und religiösen eine umfassendere Berücksichtigung der allgemeinen culturgeschichtlichen Gesichtspunkte wünschen. Aber es wäre unrecht, von einer Erstlingsarbeit schon die volle Meisterschaft des gereiften Geschichtschreibers zu verlangen. Was uns der Verfasser gegeben hat, verdient durchaus unsere Anerkennung, und wenn er uns das eine oder andere noch vermissen läßt, so ist doch gerade bei einer Monographie, wie die seinige, die Beschränkung auf die nächste Aufgabe, selbst wenn sie etwas zu weit gehen sollte, ohne Vergleich besser, als jene Neigung, in's weite zu schweifen, durch welche angehende Schriftsteller sich so häufig verleiten lassen, von den Studien, die sie aus Anlaß ihrer Arbeit gemacht haben, dem Leser nichts zu erlassen, und neben ihrem eigentlichen Gegenstande sich über die ganze Geschichte seiner Zeit und der Vorzeit, in der Regel natürlich oberflächlich genug, auszubreiten.

Der merkwürdige Mann, dessen Leben uns hier dargestellt wird, stammt aus Siena, jener reizenden toscanischen Stadt, die auf der Höhe eines steilabfallenden Bergvorsprungs noch heute so stolz und so malerisch ausgestreckt liegt, wie vor sechshundert Jahren, die aber jetzt freilich in ihren prächtigen Kirchen und Palästen, ihren Klöstern und Kunstsammlungen doch nur die Denkmäler einer vergangenen Größe bewahrt hat. Als Ochino dort zur Welt kam, im Jahre 1487, war sie noch ein unabhängiges städtisches Gemeinwesen; erst 70 Jahre später gelang es Florenz unter Cosimo von Medici, die alte Nebenbuhlerin zu unterwerfen. Um wenige Jahre jünger als Luther hat Ochino eine ähnliche Entwicklung durchgemacht, wie der

deutsche Reformator. In seine Knabenjahre fällt die gewaltige Wirksamkeit Savonarola's in dem nahen Florenz; in seiner Vaterstadt umgaben ihn Erinnerungen an gefeierte Heilige: vor allem die heilige Katharina, deren Kirche und Haus er in dem Stadtquartier, dem er entstammte und nach dem er, wie es scheint, auch genannt wurde, der contrada della oca, täglich vor Augen hatte. Ihn selbst führte die Sorge um sein Seelenheil früh in's Kloster, zu den Franciscaner Observanten, dem strengsten unter den damaligen Bettelorden. Hier machte er seine theologischen Studien, und bald zeichnete er sich unter seinen Genossen so aus, daß er verhältnißmäßig jung zu der Würde eines Generaldefinitors gelangte. Aber die innere Ruhe, die er suchte, fand er nicht. Er schob die Schuld davon darauf, daß die Ordensdisciplin mit der Zeit schlaffer geworden war, und wandte sich 1534 den Capuzinern zu, die, erst vor sechs Jahren von Matteo Bassi neugegründet, allen anderen Mönchsorden an rauher Einfachheit des Lebens, Entsagungen und Bußübungen den Rang abliefen. Er trat als einfacher Bruder hier ein, und so lange er dem Orden angehörte, erließ er sich trotz seiner schwachen Gesundheit keine von den Kasteiungen, welche die Ordensregel verlangte. Sehr schnell erwarb er sich in dem jungen, um Anerkennung und ungehemmte Wirksamkeit noch ringenden Verein durch seine Persönlichkeit, sein Wissen und den Erfolg seiner Predigten ein solches Ansehen, daß er bereits 1535 unter die vier Generaldefinitoren gewählt wurde; und als der gleichzeitig gewählte Generalvicar Bernhard von Asti sein Amt niederlegte, wurde dasselbe fast einstimmig Ochino, zuerst 1538 und nach Ablauf seiner Amtsdauer 1541 wiederholt, übertragen.

Ochino stand in dieser Zeit auf der Höhe seiner Wirksamkeit und seines Ruhmes. Der Orden, an dessen Spitze man ihn gestellt hatte, war in raschem Aufblühen begriffen; sein Ansehen beim Volk und bei der Curie, die Zahl seiner Mitglieder und seiner Niederlassungen nahm Jahr für Jahr zu; und er hatte diesen Erfolg nicht zum kleinsten Theil dem Eifer und der Umsicht, mit der seine Angelegenheiten von Ochino geleitet wurden, und dem Eindruck seiner geistlichen Beredsamkeit zu verdanken. Ochino war der ergreifendste und gefeiertste Prediger, den Italien seit Savonarola gesehen hatte; die ascetische Strenge seiner Lebensweise, die Reinheit seiner Sitten, welche sich gegen die leichtfertige Ueppigkeit des päpstlichen Hofes und des Klerus so vortheilhaft abhob, der Ernst und das Feuer seiner Vorträge ließen ihn dem Volke wie einen Heiligen erscheinen; die angesehensten Städte der Halbinsel stritten sich um das Glück, ihn bei sich zu sehen, und seine Fastenpredigten vor allem waren so gesucht, daß man sich schon im Jahr vorher nach Rom wandte, um ihn sich vom Papste, der sich die Verfügung hierüber vorbehalten hatte, für diesen Zweck zu erbitten. Es läßt sich denken, welches Aufsehen im Jahre 1542 die Nachricht machen mußte, daß der hochverehrte Capuzinergeneral, der bewunderte Prediger, der untadelhafte Ascet nach Rom vorgeladen sei, um sich wegen Irrlehre zu verantworten, daß er sich aber der Untersuchung durch die Flucht entzogen und sich in den Hauptherd der Ketzerei, nach Genf, gewandt habe. Wenn ein Mann in dieser Stellung, mit dieser glänzenden, dem Dienst der katholischen Kirche gewidmeten Thätigkeit, noch im sechsten Jahrzehend seines Lebens sich entschloß, in dieser Weise mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, so setzt dies eine Umwandlung seiner Ueberzeugung voraus, die man Schritt für Schritt zu verfolgen begierig sein müßte. Unser Verfasser hat sich dieser Aufgabe, so weit seine Quellen es erlaubten, mit dankenswerther Sorgfalt unterzogen, und seine Schuld ist es nicht, wenn dieselben schließlich doch nicht ganz ausreichen, um alle Fragen, die uns hier aufstoßen, zu beantworten.

Ochino war von Hause aus eine verständig angelegte Natur, klug und lebenserfahren genug, um die Täuschungen des römischen Systems, die Kunstgriffe der römischen Politik zu durchschauen, und nicht phantastisch genug, um von der mystischen Romantik jenes Systems bethört zu werden; er war andererseits in seinem sittlichen Ernst und in der Sorge um seine Seele viel zu ehrlich, um sich durch die Aussicht auf einen Antheil an der Herrschaft über die Kirche zum Mitschuldigen an dem Truge machen zu lassen, auf den diese Herrschaft nun schon seit Jahrhunderten in immer

steigendem Maße gestützt worden war. Er war allerdings ein gläubiger Katholik; er vertheidigt noch in Predigten vom Jahr 1539, ohne Zweifel mit eigener Ueberzeugung, die Lehren seiner Kirche von der Brodverwandlung, der Gewalt des Papstes, dem Fegfeuer, der Beichte, gegen die Häretiker. Aber er gehörte zu jener milden, versöhnlichen, freisinnigen Partei in der katholischen Kirche, welche durch die Namen eines Contarini, Paleario, Sadolet, Pole u. s. w. bezeichnet wird; Männern, die ihrer Kirche aufrichtig anhingen, aber die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform in ihr anerkannten, und dahin strebten, daß diese Reform durch sie selbst bewirkt und auf dieser Grundlage das protestantische Schisma durch gegenseitige Verständigung gehoben werde; ein Bestreben, dessen Motive trotz seiner Erfolglosigkeit gleich edel und achtungswerth bleiben, und über dessen Aussichten am Ende doch auch nur dadurch entschieden werden konnte, daß bei dem Versuch, es zur Geltung zu bringen, sich die Unmöglichkeit herausstellte, den herrschenden Mächten in der Kirche eine ernst und ehrlich gemeinte Reform abzuringen. Im Sinn dieser Partei sehen wir Ochino schon längere Zeit vor seinem Uebertritt zum Protestantismus mit solchem Feuer auf eine ächte und lebendige, im sittlichen Verhalten sich bewährende Frömmigkeit dringen, daß seine Auffassung der Religion allerdings mit der Aeußerlichkeit und Verweltlichung der damaligen Kirche in einem inneren Gegensatz steht, und daß er sich über sein Verhältniß zu derselben nur klar zu werden brauchte, um ihr immer tiefer entfremdet zu werden. Inwieweit nun zu dieser Aufklärung die Schriften der deutschen und schweizerischen Reformatoren beitrugen, welche damals noch trotz aller Verbote in großer Zahl nach Italien eingeführt wurden und auch Ochino nicht unbekannt geblieben zu sein scheinen, läßt sich nicht genauer angeben. Um so entscheidender wurde für ihn seine Verbindung mit dem edlen Spanier Juan Valdez und mit dem Kreise, der sich um diesen frommen Mystiker in Neapel gesammelt hatte: dem Augustinerprior Petrus Martyr Vermigli, der später als evangelischer Theolog in Straßburg und Oxford gewirkt hat; dem päpstlichen Protonotar Carnesecchi, der als ein Opfer der Inquisition für seinen Glauben gestorben ist; den hochgebildeten und von der religiösen Bewegung lebhaft ergriffenen vornehmen Frauen, einer Vittoria Colonna, ihrer Schwägerin, der Herzogin Julia Gonzaga, und vielen andern ausgezeichneten Personen beiderlei Geschlechts. In den Versammlungen dieser Gesellschaft, mit der Ochino fünf oder sechs Jahre lang bei seinen häufigen länger dauernden Besuchen in Neapel in vertrautem Verkehr stand, wurden die religiösen Fragen der Zeit: über die Rechtfertigung durch den Glauben, über die göttliche Gnade und die menschlichen Werke u. s. w. in ächt evangelischem Sinne besprochen, biblische Schriften wurden gelesen und erklärt, das fromme Gemüthsleben gepflegt und gefördert. Das polemische Auftreten nach außen, der reformatorische Angriff auf die bestehende Kirche lag allerdings nicht im Geist eines Valdez und seiner nach innen gewendeten, in mystischer Beschaulichkeit und Vertiefung befriedigten Frömmigkeit. Aber bei einer thatkräftigeren, mit allen Mitteln zu bedeutendem Wirken ausgerüsteten Natur, wie Ochino, konnte diese Folge nicht wol ausbleiben. Und wirklich bemerkte man schon 1540, daß er in seinen Predigten nur noch von Christus rede und gar nicht mehr von den Heiligen; und in den sieben Gesprächen, die er in demselben oder dem vorangehenden Jahr der Herzogin Katharina von Camerino widmete, tritt die Liebe zu Gott und das ihr entsprechende Verhalten, im Anschluß an die praktische Mystik jener Zeit, so sehr als das einzige, worauf es ankomme, hervor, die Ordensgelübde und andere kirchliche Werke werden dagegen so entschieden zurückgestellt oder ignorirt, daß wir denen allerdings nicht Unrecht geben können, die schon damals in Ochino eine gefährliche Hinneigung zu der deutschen Ketzerei witterten. Trotzdem wäre er vielleicht noch lange in der römischen Kirche geblieben, wenn es nicht eben jetzt in Rom der Reactionspartei unter der Führung des Cardinals Caraffa, des späteren Papstes Paul IV., gelungen wäre, den schwankenden Paul III. ganz auf ihre Seite zu bringen. Die Ausrottung der Ketzerei wurde nun sofort energisch in Angriff genommen, die Inquisition eingeführt und mit den unbeschränktesten Vollmachten

versehen; und zur Abschreckung der übrigen wurden alsbald die hervorragendsten unter den Männern, welche des Abfalls vom alten Glauben verdächtig waren, vor den neuen Richterstuhl gezogen. Einer von den ersten, die man vorlud, war Ochino. Und bereits war er auf dem Wege nach Rom. Aber die Nachrichten, die ihm unterwegs zukamen, ließen keinen Zweifel darüber übrig, was seiner dort wartete. Er hielt sich mit Recht nicht für verpflichtet, sich selbst einem Gericht auszuliefern, das vor jeder Untersuchung entschlossen war, ihm nur zwischen dem Tod und der Verleugnung seiner Ueberzeugung die Wahl zu lassen. Mit Beihilfe eines Freundes entfloh er im August 1542, in derselben Zeit, in der auch Vermigli aus dem gleichen Grunde sein Vaterland verließ, aus Florenz und kam glücklich über Ferrara und Chiavenna nach Zürich und von da nach Genf, wo sich bereits eine von Tag zu Tag anwachsende Zahl italienischer Flüchtlinge zusammengefunden hatte.

So war aus dem gefeierten Ordensgeneral, dem die höchsten Würden seiner Kirche in Aussicht standen, ein heimathloser Flüchtling geworden; und wenn auch die neuen Freunde, für welche der Uebertritt eines so ausgezeichneten Mannes kein kleiner Triumph war, ihn bereitwillig bei sich aufnahmen, blieben ihm doch die herben Erfahrungen des Flüchtlingslebens nicht erspart. Er hielt sich zunächst einige Jahre in Genf auf, verfaßte hier eine Reihe theologischer Schriften und predigte nebenbei in der italienischen Capelle. Diese ganze Zeit über stand er in naher Verbindung mit Calvin, der in seinen Briefen seiner Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit das günstigste Zeugniß ausstellt, und mit dem Kreise, dessen Mittelpunkt Calvin war. Calvin's Einfluß tritt in seinen Schriften aus dieser Periode neben der entschiedenen Lossagung von der Kirche des „Antichrists" namentlich in der starken Betonung der Prädestinationslehre hervor; nur in der harten Consequenz einer Vorherbestimmung zur Verdammniß weiß er, milderen Sinnes wie er ist, dem eisernen Genfer Theologen nicht zu folgen.

Im August 1545 ging Ochino nach Straßburg zu seinem alten Freund P. M. Vermigli; schon im October desselben Jahres treffen wir ihn aber in Augsburg, wo ihm bald darauf die Stelle eines Predigers der „Welschen" übertragen wurde. Um diese Zeit oder kurz vorher entschloß sich der Achtundfünfzigjährige noch zu heirathen; von den Kindern, welche aus dieser Ehe hervorgingen, hat er die Verheirathung der ältesten Tochter noch erlebt. Indessen sollte er sich seiner Wirksamkeit in Augsburg nicht lange erfreuen. Nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Kriegs forderte Karl V. von dem Rathe der Stadt seine und Sebastian Schertlin's Auslieferung. Man ermöglichte beiden die Flucht: Ochino begab sich nach Zürich und dann nach Basel. Noch in demselben Jahr, 1547, erfolgte aber wieder eine günstigere Wendung seines Schicksals: er wurde auf Erzbischof Cranmer's Betrieb zugleich mit Vermigli nach England berufen, um an der Kirchenreformation mitzuarbeiten, welche dort nach dem Tode Heinrich's VIII. und der Thronbesteigung Eduard's VI. alles Ernstes betrieben wurde. Vermigli wurde Professor in Oxford, Ochino Domherr von Canterbury und Prediger der italienischen Gemeinde in London. Als jedoch nach dem frühzeitigen Tod ihres Bruders 1553 die blutige Maria den Thron von England bestieg, mußten die fremden Theologen das Land verlassen; auch von den eingeborenen folgten ihnen nicht wenige, um dem Kerker oder dem Scheiterhaufen zu entgehen. Ochino kam zum dritten Mal als Flüchtling in die Schweiz, und seine Lage war um so bedenklicher, da er jetzt in vorgerückten Jahren für eine Familie zu sorgen hatte. Aber noch einmal wurde ihm geholfen, indem er 1555 als Prediger an die Gemeinde berufen wurde, die sich in Zürich aus den von Locarno vertriebenen Evangelischen und andern dort ansässigen Italienern gebildet hatte. Protestantischer Unduldsamkeit war es vorbehalten, den vielgeprüften Mann, welcher der äußersten Grenze des menschlichen Lebens schon nahe gekommen war, nach acht Jahren auf's neue in das Elend hinauszustoßen, in dem er bald darauf umkommen sollte.

Ochino war, seit er Italien verlassen hatte, fortwährend als Schriftsteller

thätig gewesen, und eine bedeutende Anzahl verschiedenartiger Werke: Predigten und Erbauungsschriften, dogmatische Abhandlungen, Auslegungen biblischer Bücher, Streitschriften gegen die römische Kirche, darunter auch eine Sammlung satyrischer Anekdoten, waren aus seiner Feder hervorgegangen. Im Jahr 1563 erschienen von ihm dreißig Gespräche in lateinischer Sprache, worin verschiedene Fragen der Dogmatik und der Moral besprochen wurden. Dieses Werk erregte gleich bei seinem Erscheinen großen Anstoß. Man fand, daß der Verfasser einige Bestimmungen des kirchlichen Lehrbegriffs, welche der protestantischen so gut wie der katholischen Dogmatik für unantastbar galten, erfolgreicher angreifen als vertheidigen lasse. Er hatte es nicht verborgen, daß er die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit einer Revision bedürftig finde, daß eine einfachere, schriftmäßigere und praktischere Fassung derselben seinem religiösen Bedürfniß besser entsprechen würde, und daß manche von den Bibelstellen, die man für sie anzuführen pflegte, keine Beweiskraft haben. Er hatte die Verhängung der Todesstrafe gegen Irrlehrer bestritten, wenn er sie auch bei verstockter Gotteslästerung nicht unbedingt verwerfen wollte. Er hatte endlich die in jener Zeit vielfach verhandelte Frage über die Polygamie in einer Weise besprochen, von der es sich vollkommen begreift, daß sie ihm zum Vorwurf gemacht wurde. Denn wiewol er selbst die Polygamie für unerlaubt und unsittlich erklärte, hatte er doch die Gründe, welche in einer von ihm benützten Schrift zu ihrer Vertheidigung vorgebracht waren, von einer seiner Gesprächspersonen so eingehend entwickeln und sich selbst dadurch so in die Enge treiben lassen, daß er schließlich nur die Entscheidung zu geben weiß: wenn jemand eine Frau habe, mit der ein eheliches Zusammenleben nicht möglich sei, und Gott ihm die Gabe der Enthaltsamkeit nicht verleihe, so möge er thun, wozu Gott ihn antreibe; wenn er ganz sicher sei, daß der Antrieb von Gott komme, werde er nicht sündigen. Dies war unverkennbar eine sehr bedenkliche Entscheidung, und während man ihm bei seinen Aeußerungen über die Trinität und die Todesstrafe gegen Ketzer der gegnerischen Ansicht gegenüber in der Sache Recht geben muß, ist der Standpunkt, den er hier einnimmt, ebenso ungenügend als gefährlich. Denn statt die sittliche Zulässigkeit der Polygamie gründlich zu untersuchen und dadurch auszumachen, ob der Antrieb zu derselben jemals wirklich von Gott kommen könne, wird hier alles der subjectiven Meinung und Empfindung des Betheiligten anheimgestellt. Aber ehe man über Ochino deshalb den Stab bricht, müßte man sich erinnern, in welche Bedrängniß selbst ein Luther und Melanchthon bei der Frage über die Doppelehe des Landgrafen Philipp gerathen sind, und wie wenig es ihnen in diesem Falle — nicht aus Mangel an Muth oder an Wahrheitsliebe, sondern wegen der Mängel ihrer theologischen Voraussetzungen — gelungen ist, das rechte zu finden. So lange man die Bibel für den einzigen Codex des Naturrechts und der Moral hält, wie dies damals allgemein üblich war, ist es schwer, die Unzulässigkeit der Polygamie zu beweisen, die im alten Testament nicht blos erlaubt, sondern für gewisse Fälle sogar geboten ist, dem Geist des neuen zwar unzweifelhaft widerstreitet, aber darin doch nirgends ausdrücklich untersagt wird. Um dieselbe andererseits mit allgemein sittlichen und rechtlichen Gründen darzuthun, hätte die wissenschaftliche Reflexion in das Wesen der Ehe und die sittliche Bedeutung des Geschlechtsverhältnisses viel tiefer eindringen müssen, als ihr dies bei irgend einem Schriftsteller jener Zeit, und auch bei den meisten der Folgezeit, gelungen ist. Es war ohne Zweifel tadelnswerth von Ochino, daß er eine so häklige Frage öffentlich besprach, wenn er nicht die Mittel hatte, sie befriedigender zu lösen; und in der Antwort, mit der er abschließt, hat man mit Recht ein Zeichen des gleichen, der Mystik, unter deren Einfluß er in Italien gestanden hatte, mit den Anabaptisten und anderen Sekten des Reformationsjahrhunderts gemeinsamen Subjectivismus gesehen, der auch sonst in seinen Schriften da und dort zum Vorschein kommt. Aber dieser Fehler seines Urtheils ist noch lange kein Verbrechen, und in keinem Fall hatte der redliche Mann, der alle äußeren Güter des Lebens seiner Ueberzeugung geopfert hatte, wegen desselben eine solche Behandlung verdient, wie sie ihm von dem Rath und den Geist-

lichen der Stadt Zürich zu Theil wurde. Er war hier bald nach dem Erscheinen seiner Gespräche wegen derselben denuncirt worden; und auf Grund eines von Bullinger und zwei andern Theologen von einem Tage zum andern erstatteten Gutachtens wurde der 77jährige Prediger, dem seine Gemeinde fortwährend mit ungeschwächtem Vertrauen anhing, und dessen musterhaften Lebenswandel auch seine Gegner anerkannten, mitten im Winter der Stadt und des Landes verwiesen, ohne daß man ihn über die Anschuldigung gegen ihn auch nur gehört, ihm zur Erläuterung, Milderung oder Vertheidigung seiner Aeußerungen Gelegenheit gegeben hätte. Von wirklicher Duldsamkeit in theologischen Dingen waren in jener Zeit freilich auch die Protestanten weit entfernt, und bei einem so bedenklichen Punkt, wie ein vermeintlicher Angriff auf das Institut der Monogamie, mochte man dem guten Ruf der Stadt Zürich eine doppelte Strenge schuldig zu sein glauben. Aber ein so überstürztes, hartes und unbilliges Verfahren, wie es gegen Ochino beobachtet wurde, läßt allerdings vermuthen, daß noch andere Beweggründe mit im Spiele waren; und Benrath geht schwerlich fehl, wenn er diese in der Abneigung gegen die Italiener sucht, welche auf dem industriellen Gebiete den züricherischen Altbürgern eine Concurrenz machten, die der Stadt freilich am Ende nur zum Vortheil gereichte.

Es macht einen traurigen Eindruck, die letzten Tage des Mannes zu verfolgen, den man so unbarmherzig in die Welt hinausstieß. Ueberall, wohin er sich wandte, war das theologische Vorurtheil und der Fanatismus stärker als das menschliche Gefühl. Basel versagte ihm und seinen vier unerzogenen Kindern (die Frau war schon früher gestorben) trotz der Fürsprache, welche selbst die Prediger für ihn einlegten, den Aufenthalt. Nürnberg nahm ihn auf, aber nur für den Winter. Im Frühling 1564 wandte er sich nach Polen. Aber auf Betrieb des päpstlichen Nuntius, den der heilige Borromeo hiefür instruirt hatte, wurde er auch aus diesem Lande verwiesen. In der Verfolgung des Irrlehrers waren Katholiken und Reformirte Eines Sinnes. In Pinczow ergriff ihn und seine Kinder die Pest. Drei von den letzteren raffte sie weg; er selbst genas so weit, um noch einmal zum Wanderstab greifen zu können. Gegen das Ende des Jahres 1564 starb er einsam und verlassen in Schlackau in Mähren. Sein Gottvertrauen, seine innere Freudigkeit und seine Thatkraft hat er sich auch in dieser letzten schweren Zeit bewahrt. Matt und zu Tode gehetzt erklärt der heimathlose Greis doch fortwährend, er fühlte sich glücklich in all' seinem Elend, und wie viel ihm auch zu erdulden auferlegt ist, hört er doch nicht auf, Gott zu preisen, daß er ihm die Kraft gegeben habe, es zu tragen. In sich selbst beruhigt, ist er seinem Charakter und seiner Ueberzeugung unerschütterlich treu geblieben; nur eine entschuldbare Unvorsichtigkeit war es, an der ihn das äußere Schicksal ergriffen hat, dem er erlag; in der Hauptsache ist, was sich uns in demselben zur Anschauung bringt, nicht seine eigene Schuld, sondern die Beschränktheit einer Zeit, welche mitten im Kampf um die Freiheit der religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugung über ihr eigenes Princip sich noch so wenig klar war, daß auch die Kämpfer für das Neue die Grenzen jener Freiheit in der Regel nur um weniges weiter hinausrückten, als die Anhänger des Alten. E. Zeller.

Uebersetzungen classischer Autoren.

1. Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. Berlin, Wilhelm Hertz. 1875. 8. 185 S.

Diese neueste Gabe Geibel's reiht sich würdig den besten deutschen Uebertragungen aus der antiken Poesie an, unter denen vor allen nächst dem ewig jungen Vossischen Homer der Aeschylus und Aristophanes von Droysen und der Catull von Theodor

Heyse zu nennen sind. In der That, wer konnte berufener sein, diese Blüthen des classischen Bodens in den Garten unsrer Poesie zu verpflanzen, als ein Dichter, der eine für einen Nichtphilologen ungewöhnliche classische Bildung mit einem an antiken Mustern erzogenen feinen Formgefühl und der vollen Meisterschaft im poetischen Ausdruck vereinigt.

Das erste Buch enthält griechische Lyriker und Elegiker. Die Wahl des zu Uebertragenden war hier zum großen Theil schon durch den Grad der Erhaltung der einzelnen Stücke bestimmt. Man kann eine Sammlung dieser Ueberbleibsel nicht ohne Wehmuth durchgehen. Wie unermeßlich auch unsre Verluste überall in der antiken Literatur sind, nirgend vielleicht werden sie uns so schmerzlich fühlbar, als bei der Betrachtung dieser zerstückelten und vielfach entstellten Reste edelster Poesie. Wie verstümmelte, aus Schutt und Trümmern mühsam zusammen gelesene Glieder von Götterbildern, lassen sie uns doch die ganze Herrlichkeit des Verlorenen ahnen, lassen uns die Bewunderung des Alterthums für diese Dichter verstehen und vollberechtigt erscheinen. Wir erhalten immerhin noch eine Vorstellung von der zermalmenden Wucht des Spottes in den Jamben des Archilochos (den die Alten neben Homer stellten), von der leidenschaftlichen Gluth, der tiefen Innigkeit, der reizenden Naivetät der Sappho, dem hinreißenden Schwunge des Alkäos, und ebenso von den dichterischen Eigenthümlichkeiten und Richtungen der meisten Andern. Freilich ein vollständiges Bild gewinnen wir nirgend, nicht einmal von dem einzigen Dichter, von dem eine größere Anzahl ganzer Gedichte übrig ist, von Pindar: denn neben seinen uns erhaltenen Oden auf Sieger in den heiligen Spielen las und bewunderte das Alterthum seine Hymnen, Dithyramben, Dankgesänge, Tisch- und Tanzlieder. Daß Geibel darauf verzichtet hat, Proben aus Pindar zu geben, kann man gewiß nur billigen. Diese Poesie mußte wol auch in der vollkommensten denkbaren Uebertragung durch die ganz eigenartige Größe, Tiefe und Kühnheit der durchaus religiös gefärbten Anschauungen des Dichters dem modernen Leser fremd, ja seltsam erscheinen; bei jedem Versuch, sie ihm näher zu bringen, würde man kaum vermeiden können, ihr innerstes Wesen anzutasten. Sehr mit Recht hat Geibel auch von Anacreon nur ächte Fragmente übertragen und die unter seinem Namen im späteren Alterthum verbreiteten, oft weit über ihren Werth geschätzten Tändeleien von dieser Sammlung ausgeschlossen. Unter den elegischen Gedichten, deren Erhaltung eine so viel bessere ist als die der lyrischen, würde man gern mehr und charakteristischere Proben aus den bitteren Ergüssen lesen, in denen Theognis seinen Schmerz und Groll über die Unterdrückung der Adelspartei durch das Volk in Megara ausgeströmt hat.

Unter den römischen Dichtern fehlt Catull, vermuthlich weil auch Geibel glaubte, daß hier Th. Heyse das einem Uebersetzer Erreichbare bereits geleistet habe; leider auch Lucrez, einer der sehr wenigen wahren Dichter, die das alte Rom hervorgebracht hat, aus dem Stellen zu wählen, wo seine ungewöhnliche poetische Kraft nicht an der Sprödigkeit des Stoffes erlahmt ist, wie man meinen sollte, ebenso lockend als lohnend gewesen wäre. Das Liederbuch enthält einige Proben aus der unter Tibull's Namen vereinigten Sammlung, aus Properz und Ovid, und ein dem Vergil zugeschriebenes Gedicht; bei weitem den größten Raum (beinahe die Hälfte des ganzen Buchs) nehmen Gedichte des Horaz ein: eine Satire, drei Episteln, zweiunddreißig Oden und Epoden. Diese Auswahl mag im Sinne der großen Mehrzahl der Leser sein: ein richtiges Bild von Horaz zu geben, ist sie nicht geeignet. Es sind gerade die Satiren und Episteln, in denen Horaz Byron's Lob verdient hat:

Kein Meister hat wie du die Kunst beschrieben,
Kein Moralist des Lebens Possenspiel
Und kein Satiriker mit feinern Hieben
Das Herz erweckt und nie verletzt.

Daß Byron an den Oden nicht Geschmack finden konnte, erklärte er sich daraus, daß er auf der Schule zu sehr damit geplagt worden war; die Schule war, wie er glaubte, Schuld,

Daß deiner Oden lyrischen Erguß
Ich wol verstehn kann, aber nimmer lieben.

Doch der Grund dürfte in den Oden selbst zu suchen sein: ein Dichter wie Byron konnte sich nicht mit dieser immer studirten und reflectirten und nur zu oft gequälten Lyrik befreunden. Die so häufige Vorliebe älterer Männer für diese Gedichte erklärt sich wol zum Theil gerade aus der Unzerstörbarkeit, mit der sich die von jungen, empfänglichen Seelen aufgenommenen Eindrücke für das ganze Leben zu behaupten pflegen. Wer wollte freilich leugnen, daß die Oden des Horaz mit ihren großen formellen Vorzügen, ihren zahlreichen einzelnen Schönheiten, der relativen Vollendung vieler Gedichte, wenn auch nicht zu erwärmen, doch zu fesseln und zu imponiren vermögen? Im Großen und Ganzen aber ist seit der Zeit, wo Byron den Childe Harold schrieb, ihre Schätzung in Deutschland unzweifelhaft sehr herabgedrückt worden. Daß darin viel Schwaches, kaum Erträgliches und geradezu Unerträgliches ist, wird von den Meisten zugestanden: nur darin ist die Rechte und Linke der Horazischen Kritiker principiell verschiedener Ansicht, ob die gar zu sehr abstechenden, den Eindruck beeinträchtigenden Stellen und Stücke dem Horaz noch zuzutrauen, oder auf die Rechnung schülerhafter Nachahmer zu setzen seien. Geibel ist mit diesen kritischen Erörterungen ohne Zweifel bekannt; er hat in der überwiegenden Mehrzahl solche Oden gewählt, in denen auch die schärfste Kritik nichts oder sehr wenig auszusetzen gefunden hat; in einer Ode (der vierten des vierten Buchs) hat er eine gar zu schlechte, einstimmig verurtheilte Strophe ausgelassen (S. 176); doch würden noch manche andere Gedichte durch Anwendung desselben Verfahrens unzweifelhaft gewonnen haben.*)

Die Uebersetzung ist durchweg so gelungen, daß kaum Einzelnes hervorzuheben sein würde. Die überaus schwierige Aufgabe, antike Poesie nachzubilden, zugleich ohne sie zu modernisiren und ohne sie fremdartig erscheinen zu lassen, ist überall vollkommen gelöst. Die höchst mannigfaltigen Töne, die in den Originalen angeschlagen sind, klingen auch in den Uebertragungen rein und voll wieder. Bei so großer Vollendung fallen auch kleine Unebenheiten auf, von denen man in der zweiten, hoffentlich bald zu erwartenden Auflage folgende getilgt sehen möchte: S. 17 vom Weine gepanzert. S. 60 Doppelschwerter (für zweischneidige, kaum verständlich). S. 127 „Das keusche Gewand" klingt fast komisch. S. 131 „Ein Köcher geschwellt von giftigen Pfeilen" ist unschön. S. 148 „Auf des Meeres Anhöhe" ist ein schwerlich zulässiger Ausdruck. Auch einige obwol äußerst seltene metrische Härten kommen vor. S. 110: „Opfergebäck hab' ich satt." S. 135: die grause Nothwendigkeit. Die Versmaße der Originale, die ja auch bei uns großentheils eingebürgert sind, hat G. fast durchweg beibehalten, und nur in einem Fragment des Stesichoros (S. 42) und in einem des Simonides (S. 50) an die Stelle der fremdartigen Rhythmen trochäische und jambische gesetzt.

Möchte denn diese schöne Sammlung der classischen Poesie in gebildeten Kreisen je länger je mehr Freunde gewinnen und als bleibender Besitz werth gehalten werden.

2. Die Geschichten des Herodot. Deutsch von Heinrich Stein, Director des Großherzoglichen Gymnasiums zu Oldenburg. Oldenburg, Ferdinand Schmidt. 1875. 2 Bände. 8. 362 u. 355 S.

Der als Herausgeber um Herodot bereits vielfach verdiente Gelehrte hat mit bestem Erfolge gestrebt, die Einfalt und natürliche Anmuth, die der Herodoteischen Erzählung einen so unvergleichlichen Zauber leiht, in seiner Uebersetzung wiederzugeben; dieselbe darf daher angelegentlich empfohlen werden. Ob freilich das Bedürfniß einer neuen Uebersetzung nach dem trefflichen Herodot von Friedrich Lange vorhanden war, muß hier dahingestellt bleiben.

*) In der Conjectur Delicta majorum meritus lues statt immeritus (C. III. 6, 1 S. 161) ist G. mit Lehrs zusammengetroffen, der heu meritus vorschlägt.

3. Giovanni Volfango Goethe — Ricordi di viaggio in Italia. Traduzione dal Tedesco di Augusto di Cossilla. Milano. Stab. Tipog.-librario Ditta editrice F. Manini. 1875.

Graf Augusto di Cossilla, Senator des Königreichs Italien, widmet nach einem größtentheils im Staatsdienst verbrachten Leben (wenn wir nicht irren, war er zuletzt Präfect von Sicilien) seine Muße schon seit mehreren Jahren der Uebersetzung deutscher Werke in's Italienische.*) Wenn wir seine Uebersetzung der italienischen Reise Goethe's als ein neues, hocherfreuliches Zeugniß begrüßen, daß das Verständniß für unsere Literatur sich jenseit der Alpen mehr und mehr verbreitet, so belehrt uns doch zugleich die Vorrede über den gewaltigen Abstand, der trotzdem zwischen unsern und den dortigen literarischen Richtungen und Neigungen besteht. Nach derselben müssen wir bezweifeln, ob die bei uns allgemeine Schätzung dieser Briefe und Tagebücher als eines Kleinods unsrer Literatur in Italien auch nur verständlich erscheinen würde. Uns ist dies Buch so überaus werth, weil es uns die Entwicklung dieser einzigen Natur in ihrem höchsten Stadium von Stufe zu Stufe verfolgen läßt, in die Werkstatt eines weltumfassenden, rastlos schaffenden Geistes einen unschätzbaren Einblick gewährt. Wir bewundern hier die Kraft, mit der unser größter Dichter, zu neuem Leben geboren, Natur und Kunst erfaßte und durchdrang, und während der Aufnahme und Verarbeitung der zuströmenden Eindrücke eine Reihe seiner größten Werke zu schaffen vermochte. Uns entzückt die köstliche Frische dieser unmittelbaren Herzensergießungen, die Tiefe und Reinheit dieses Gemüths, das alles Angeschaute verklärt und gleich einem Zauberspiegel jedes Bild verschönert zurückstrahlt.

Dagegen bekennt Graf Cossilla, daß die italienische Reise ihm, als er sie vor vielen Jahren zum ersten Mal las, einen ungünstigen Eindruck gemacht habe. Er fand die geologischen Excurse, die fortwährenden meteorologischen Beobachtungen langweilig, die darüber aufgestellten Theorien seltsam; die beständige Beschäftigung des Verfassers mit seinen eigenen Gedanken und Empfindungen, Arbeiten und Schriften, mit seiner „ewigen Iphigenia" „reizte seine Nerven". Seine Bemerkungen erschienen ihm zum Theil gar zu naiv, um nicht kindisch zu sagen. Er begriff nicht, wie Goethe die hervorragendsten Gegenstände (wie den Dom von Monreale) unbeachtet lassen konnte, während er sich mit den werthlosesten (wie die Absurditäten des Fürsten Pallagonia) auf's eingehendste beschäftigte.

Doch bei einer wiederholten Lesung, zu der ihn im vorigen Herbst auf dem Lande der Mangel an andern Büchern veranlaßte, gewann Graf Cossilla einen ganz andern Eindruck. Er glaubte nun, in den geologischen Theorien spätere Entdeckungen anticipirt zu sehn, er erblickte in den Wetterbeobachtungen eine von dem Nordländer dem südlichen Himmel dargebrachte Huldigung. Vor allem bewunderte er die unermüdliche Thätigkeit Goethe's, der „Alles sehen, Alles kennen, Alles studiren" wollte, der während eines kurzen Aufenthalts in Neapel dreimal den Vesuv bestieg, der in den Qualen der Seekrankheit Willensstärke genug behielt, um ein Drama in Verse zu bringen. Ihn überraschte ferner die Feinheit des Gefühls für die (in Italien nicht genug gewürdigten) Schönheiten der Natur, und das richtige Urtheil über praktische Dinge, das er „von einem Dichter nicht erwartet hätte und das jedem positiven Geist Ehre machen würde". Endlich fand er in dem Buche zahlreiche werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Cultur und der Sitten des damaligen Italiens, der Art zu reisen u. s. w. Nur der zweite Aufenthalt in Rom erschien ihm zu interesselos, um ihn zu übersetzen; um daran Gefallen zu finden, müsse man ein Deutscher und, wie diese sämmtlich, im Goethe-Cultus befangen sein. Auch nicht einmal Einzelnes aus diesem Theile des Buchs (wie Goethe's Begegnung mit der Mailänderin in Castel Gandolfo

*) Wir dürfen hier wol hinzufügen, daß Graf Cossilla früher bereits Schriften von Gregorovius, Hermann Grimm und L. Friedländer in's Italienische übersetzt hat.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

oder die Beschreibung des Carnevals) scheint sein Interesse erregt zu haben. Er hofft, daß seine Uebersetzung eine hinreichende Unterhaltung bieten werde, um einen Regentag auf dem Lande, einen Reisetag in einer hundertmal gesehenen Gegend abzukürzen.

Es verdient um so mehr Anerkennung, daß Graf Cossilla sich zu dieser Arbeit entschloß, da er selbst an der Erfüllung dieser überaus bescheidenen Erwartungen zweifelte. Seine Uebersetzung ist vortrefflich und liest sich sehr angenehm. Wir unsrerseits hoffen, daß sie nicht blos in Italien zahlreiche dankbare Leser finden werde, sondern vielleicht auch einige in Deutschland. L. Friedländer.

Der Europäische Bote.

Vestnik Jevropi. Journal Istorii, Politiki, Literaturi. Isdated M. Stasulevitch. (Der Europäische Bote. Zeitschrift für Geschichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Stasulewitsch.) XI. Jahrgang. St. Petersburg. 1876. Expedition des Vestnik Jevropi.

Rußland ist das gelobte Land der Revüen. Eine rege Nation, verhältnißmäßig kühl gegen gelehrtes Detail; ungemein geistig angelegt, aber mehr geneigt, sich der raschen Freude zu überlassen, die den Ergebnissen entquillt, als den vorsichtigen Genuß zu kosten, der den Forscher belohnt; vielseitig, vielverlangend, und den mannigfachen Anfängen der eigenen Cultur gemäß auf Fremdes stetig aufmerksam und gespannt — so haben unsere östlichen Nachbarn von jeher den besten Theil ihres Wissens und Webens in der Zeitschrift niedergelegt und gesucht, nicht im Buch. Freilich haben ihre Zeitschriften, um diesem umfassenden Beruf genügen zu können, zu Büchern werden müssen. Wo die gute Gesellschaft gewöhnt ist, alle möglichen politischen und literarischen Früchte im anmuthigsten Style prompt servirt zu erhalten, muß die Tafel eine große, und das Menü ein Volumen sein. In der That gibt es außer England und Amerika, wo jede Art volksthümlicher Literatur die höchste Blüthe erreicht hat, keine Nation, in welcher Revüen seit lange einen solchen Umfang und eine solche Bedeutung gehabt haben, wie in Rußland. Es hat Zeiten gegeben, in denen nahezu ein Dutzend beliebter Monatsschriften, die Jedermann las, kannte und discutirte, ihr dickleibiges Leben in Petersburg und Moskau geführt haben. Die augenblicklichen Verhältnisse sind der Production nicht besonders günstig und haben sowol die Zahl als die Wirkung der periodischen Publicationen beschränkt; aber noch halten sich einige wackere Kämpen auf dem vorderen Plan und versehen das gebildete Publicum in anerkennenswerther Weise mit nahrhaftem und schmackhaftem geistigen Brod. Gegenwärtig die angesehenste Zeitschrift dieser Art ist der verhältnißmäßig junge „Vestnik Jevropi" (Europäischer Bote), welcher eben sein zehntes Jahr zurückgelegt hat und fast 8000 Abonnenten zählt, die monatlich etwa 500 Seiten für einen Jahrespreis von 17 Rubeln empfangen. Bis in das fernste Sibirien, die Amurländer und Turkestan verbreitet, schaffen seine orangefarbenen Bände eine geistige Gemeinschaft zwischen Petersburg und den Küsten des Stillen Oceans und tragen den Erwerb europäischer Bildung in ungeheuere Reiche, in denen der Leser, sobald er von dem Buche aufsteht, sich dem Wilden oder dem Halbwilden gegenüber befindet. Die Dankbarkeit des Publicums für eine so werthvolle Leistung, die sich in einem Jahresbudget von 136,000 Rubeln ausspricht, hat dazu beigetragen, die einsichtige Redaction des Herrn Stasulewitsch zu befähigen, den „Vestnik" auf eine hohe Stufe zu heben und darauf zu erhalten. Mannigfaltige, wohl gedachte und geschriebene Artikel über das Ausland, theils auf fremde, theils auf eigene Studien gestützt, nehmen keinen unbedeutenden Theil des Inhalts ein. Daneben, oder vielmehr quantitativ

und qualitativ darüber stehend, findet sich die Revüe russischen Lebens, welche den „Vestnik" zu einer wahren Schatzkammer für die Kenntniß des weiten Reiches macht. Um wenigstens Titel zu geben, wo das Eingehen auf den Inhalt räumlich unmöglich ist, so enthalten die letzten Hefte lesenswerthe Essays über die Petersburger Bevölkerung, die russischen Schulen, das russische Soldatenleben, die russische Bauernexistenz, die Verbrechercolonien Sibiriens, die byzantinische Periode der russischen Literatur, die Turkestaner Nomaden u. s. w. In den meisten dieser Abhandlungen wird des Neuen und Wissenswerthen viel in der anziehendsten Form geboten. Die politische Monatsübersicht über äußere und innere Ereignisse ist fleißig gearbeitet; die über innere macht die Rückkehr zu einer gelinderen Preßpraxis um so wünschenswerther, als sie in ihrer Sachkenntniß und Mäßigung genügende Garantien für eine besonnene Behandlung gewährt. Ausführliche Correspondenzen aus den europäischen Hauptstädten, unter denen die von bewährter Hand geschriebenen Berliner sich besonders auszeichnen, vollenden das Bild des eigentlichen Revüe-Inhalts. Ein Roman, Original oder Uebersetzung, so wie einige kürzere Gedichte vertreten gewöhnlich die schöne Literatur und stehen meist auf dem Niveau des Ganzen. Uns Deutschen, den Nachbarn der Russen, muß es doppelt erfreulich sein, bemerken zu können, daß dieses Organ der öffentlichen Meinung, dessen Einfluß keinem anderen russischen nachsteht und die meisten übertrifft, in politischen und nationalen Dingen einen gemäßigten Ton anschlägt, der, das Ergebniß einer gesättigten Bildung und Erfahrung, sowol den Russen, als Denen, die zu ihnen in Beziehung stehen, zu Gute kommen muß. Und welche Nation hat nähere Wechselverhältnisse zu Rußland als wir? Nicht umsonst werden in Deutschland 61 Exemplare des „Vestnik Jevropi" abgesetzt, gegen 8 in England, 3 in Amerika und 1 in Ostindien. Dr. C. Abel.

Die deutschen Genossenschaften.

Jahresbericht für 1874 über die auf Selbsthilfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften von Dr. H. Schulze-Delitzsch, derzeitigem Genossenschafts-Anwalt. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1875.

Die regelmäßige alljährliche Rechenschaftsablage über die Verhältnisse der deutschen Genossenschaften durch ihren berühmten Urheber erscheint zwar nicht eher im Jahre als die meisten Handelskammer-Berichte, aber mit weit tristigerem Grunde, weil er eben die Jahresabschlüsse vieler Hunderte von Vereinen zusammenfaßt; bedenkt man dies, so wird man nur die Raschheit dieser bedeutenden rechnerischen und geistigen Arbeit bewundern. Es gehört dazu die ganze Hingebung eines Mannes wie Schulze-Delitzsch und die Tüchtigkeit der Unterstützung, welche er bei dem ersten Secretär der Anwaltschaft Dr. F. Schneider findet. Das überaus erfreuliche Wachsthum der Genossenschaften hat sich auch 1874 ungebrochen fortgesetzt. Was zunächst die wichtigste Form, die der Vorschußvereine oder Volksbanken, betrifft, so sind aus 2409 im Jahre vorher 2639 geworden; von den 815 derselben, welche ihre Abschlüsse für 1874 nach Potsdam an die Anwaltschaft eingeschickt haben, zählte jeder durchschnittlich 504 Mitglieder oder 25 mehr als 1873, und zusammen hatten sie für $1335\frac{3}{4}$ Millionen Mark Vorschüsse gewährt. Da hierunter die Lombard-Darlehen und die Contocorrent-Credite gegen 1873 abgenommen haben, zugenommen nur die Credite auf Wechsel und Hypotheken, so müssen die nachtheiligen Wirkungen der wirthschaftlichen Krisis sich in den Kreisen der kleineren Gewerbtreibenden wol minder fühlbar gemacht haben, als in denen der größeren. Der Anwalt benutzt in seiner einsichtsvollen Wachsamkeit den Anlaß wiederum, um vor der Ausbeutung der Vereinskassen durch Contocorrent-Kunden, vor der Festlegung des Vereinsvermögens in Hypo-

theken und vor dem leichtfertigen Umgang mit Effecten zu warnen. Unter den Mitgliedschaften überwiegt nach wie vor der Handwerkerstand, ist jedoch etwas gesunken, auf etwas mehr als ein Drittel der Gesammtheit; die Landwirthe machen etwas über ein Fünftel aus, die Kaufleute ein Zehntel, die unselbständigen Arbeiter eine Kleinigkeit mehr als ein Zehntel, sind aber im Zunehmen. Gehen wir über zu den Genossenschaften in einzelnen Gewerbszweigen, so breiten diese sich vor allem in der Landwirthschaft aus. Statt 150 sind diesmal 189 solche aufgeführt. Ihr Zweck ist theils die gemeinsame Anschaffung von Saat, Dünger, Maschinen u. s. f., theils der gemeinsame Absatz von Milch, Butter, Käse, Hopfen, Wein u. dgl. m. Der Anwalt dringt bei dieser ganzen Vereinsgattung besonders stets auf Begünstigung des Baarzahlens vor dem Nehmen und Geben eines bedenklichen Consumtions-Credits. Die Zunahme der vorzugsweise interessanten Productivgenossenschaften — Werkstätten oder Fabriken im Gemeinbesitz ihrer Arbeiter, d. h. also wo der Arbeiter zugleich Unternehmer ist — hat auch die Störung der allgemeinen Erwerbsverhältnisse im Jahre 1874 nicht aufhalten können. Aus 162 des Jahres 1873 sind 202 geworden, eine Zunahme von 20% (nicht von 40%, wie der Jahresbericht vermöge eines Druckfehlers sagt). Mit den Geschäften dieser Unternehmungen muß es jedoch 1874, wie sich erwarten ließ, wol nicht allzu gut gegangen sein; denn statt 30 haben diesmal nur 20 ihren Abschluß eingereicht. Daß es überhaupt verhältnißmäßig so wenige sind, erklärt sich hinlänglich aus der Art dieser Genossenschaftsgattung. Die Consumvereine, der Zahl nach 42 mehr als 1873, verkaufen auch immer noch zu viel auf Borg. Bei den Baugenossenschaften sollte vielleicht von dem leitenden und aufklärenden Mittelpunkt der Bewegung aus entschiedener auf die Wahl von Häusern mit je nur Einer Familienwohnung hingewirkt werden, da die gegebenen Zustände in den meisten größeren Städten ohnehin schon übermäßig zum Bau hochgethürmter Casernen drängen, der so viele Uebelstände für die körperliche und sittliche Gesundheit der Bewohner mit sich führt. Es gehört hierzu freilich die Ueberzeugung, daß die Zukunft den Einzelwohnhäusern gehört; und diese mag vorläufig noch nicht allenthalben zu erschwingen sein. A. Lammers.

Die moabitischen Fälschungen.

Die unerwartete Entdeckung einer großen Inschrift des Königs Mesa von Moab machte die Hoffnung rege, daß sich mit der Zeit wol noch andere Denkmale der alten Nachbarvölker Israels finden würden. Schnell schien sich diese Aussicht zu erfüllen. Im 26. Bande der „Zeitschrift der deutschen morgenl. Ges." machte Professor Schlottmann in Halle die ersten Mittheilungen über eine Reihe neuer Funde aus dem Lande Moab; es handelte sich um allerlei thönerne Figuren und Geräthe, zum Theil mit Inschriften. Leider waren aber diese Inschriften so sinnlos, daß sich wol fast Allen, welche nur ein wenig Sachkenntniß besaßen, sogleich der stärkste Verdacht einer Fälschung aufdrängte. Da die meisten Buchstaben deutlich solchen auf dem Mesasteine glichen, so war anzunehmen, daß der Fälscher die Gestalt der alten Schriftzeichen kannte, während die unsinnige Gruppirung verrieth, daß ihm, Gott sei Dank, ihre Bedeutung unbekannt geblieben. Gleichzeitig verlauteten nun auch allerlei Gerüchte über Fälschungen in Jerusalem. Die nach und nach folgenden weiteren Mittheilungen Schlottmann's konnten den Verdacht nicht beseitigen, da das neue Material immer denselben Charakter trug. Freilich hatte Professor Schlottmann jetzt eine Bürgschaft für die Echtheit der Sachen, welche ihm völlige Sicherheit zu geben schien.

Ein junger hallischer Theologe, Herr Licentiat Weser, seit Kurzem protestantischer Pfarrer in Jerusalem, war selbst in Moab gewesen und hatte unter seinen Augen Ausgrabungen vornehmen lassen, welche ganz ebensolche Alterthümer an's Licht gefördert hatten. Herr Weser erklärte ferner, daß heutzutage kein Töpfer in Palästina Derartiges zu Stande bringen könne. Letztere Behauptung, welche sich jetzt, wie manche andere von ihm gewagte, als ganz unrichtig herausstellt, erschien damals sehr gewichtig. Daß schlaue Orientalen einen unerfahrenen Deutschen in der gröbsten Weise hinter's Licht führen könnten, habe ich nie bezweifelt; waren aber die Sachen so schwierig herzustellen, dann mußte man annehmen, daß die Fälscher mit großen Mitteln arbeiteten. Trotz Herrn Weser sprachen denn auch schon mehrere Kenner öffentlich und privatim ihr Mißtrauen oder ihren entschiedenen Unglauben aus. Der Verdacht wurde um so dringender, als jetzt Professor Socin in Basel nachwies, daß wirklich von Jerusalem aus, und zwar zum Theil eben durch den glücklichen Besitzer der moabitischen Alterthümer, den Buch- und Antiquitätenhändler Schapira, gefälschte Inschriften in den Handel kamen.

Daß Herr Schlottmann sich durch alles dies in seinem subjectiven Glauben an die Echtheit nicht irre machen ließ, ist erklärlich; dagegen wird man es schwer begreifen, daß blos auf seine Empfehlung hin, ohne eine genaue Untersuchung durch mehrere Kenner von Inschriften und von alter und neuer Gefäßtechnik, eine große Sammlung dieser angeblichen Alterthümer aus Moab für eine sehr erhebliche Summe für das Berliner Museum erworben wurde. Nicht minder unbegreiflich ist es, daß Herr Schlottmann, welcher im geschäftsführenden Ausschuß der deutschen morgenländischen Gesellschaft zufällig der einzige Kenner älterer semitischer Inschriften war, diese seine Stellung dazu benutzte, rasch einen Beschluß zu bewirken, daß die Gesellschaft auf ihre Kosten sorgfältige Abbildungen von einer Auswahl der moabitischen Sachen veröffentlichen sollte, als wäre deren Echtheit erwiesen. Inzwischen hatte nun aber Herr Ganneau, Beamter am französischen Consulat in Jerusalem, derselbe, dem wir die Rettung wenigstens eines Theiles des Mesasteines verdanken, Entdeckungen über die wahre Herkunft jener Alterthümer gemacht. Er hatte herausgebracht, daß ein gewisser Selim el Gari, ein notorischer Schurke von großer Schlauheit und viel Phantasie, derselbe, unter dessen Führung Herr Weser nach Moab gegangen war, die Sachen mit Hilfe eines Töpfers in Jerusalem gemacht und an Herrn Schapira verkauft habe. Ohne viel Wesens zu machen, hatte Ganneau ganz gelegentlich dem Töpfer und einem Töpferburschen die Aussage in einer solchen Weise abgewonnen, daß ihre Richtigkeit äußerst wahrscheinlich ist. Freilich haben dieselben Individuen, als sie nachher in recht ungeschickter Weise im deutschen Consulat verhört wurden, Alles zurückgenommen, ja die freche Lüge vorgebracht, Herr Ganneau habe jene Aussage durch Todesdrohungen erzwungen. Die armen Schlucker werden eben eingeschüchtert und zugleich von dem schlauen Selim durch Aussichten auf weiteren Verdienst geködert worden sein. Möglich ist es freilich immerhin, daß sie gleich im Anfang Herrn Ganneau angelogen haben, aber bei weitem wahrscheinlicher bleibt es, daß nicht er, der gewiegte Kenner der Orientalen, sondern allein Herr Weser und seine Freunde die Dupirten waren. Auf alle Fälle ist es so gut wie gewiß, daß die Untersuchung durch das Consulat ein sicheres Ergebniß gehabt hätte, wenn sie von einem Manne wie Dr. Wetzstein geführt wäre, welcher die Schlauheit wie die Schwächen der Orientalen genau kennt.

Aeußerst bedauerlich ist es nun, daß sich in diese wissenschaftliche Differenz auch eine politische zu mischen schien. Mir ist, außer Schlottmann, kein deutscher Fachmann bekannt, der je im Ernst an die Echtheit der Moabitica geglaubt hätte; aber der Ankauf für das Berliner Museum, die Patronisation durch die morgenländische Gesellschaft, die Untersuchung auf dem deutschen Consulat in Jerusalem, deren Ergebniß einem französischen Consulatsbeamten nachtheilig zu sein schien: dies Alles mußte den Schein erwecken, als handle es sich hier um einen Streit Deutschlands mit Frankreich. Da ich längst nicht alle einschlägigen Journalartikel kenne, so bin

ich nicht sicher, wer von den literarischen Kämpfern zuerst den nationalen Gegensatz auch hier betont hat. Sollte sich wirklich eine französische Stimme, auch ohne Provocation, etwas schadenfroh dahin geäußert haben, daß hier einmal die deutsche Gelehrsamkeit gründlich gedemüthigt sei: nun, so können wir einem Franzosen unter jetzigen Umständen eine solche kleine Bosheit kaum verargen; wird doch auch bei uns nur gar zu oft hochmüthig von wirklichen und angeblichen französischen Nationalfehlern gesprochen. Jedenfalls ist auch in einem deutschen Blatte in dieser Frage ein sehr tadelnswerther Ton gegen fremde Nationen angeschlagen. Die deutsche Wissenschaft aber muß dagegen protestiren, in die Niederlage Derer verwickelt zu werden, welche die Echtheit der moabitischen Alterthümer verfechten!

Daß bis jetzt noch keine eingehende Kritik derselben erschienen war, erklärt sich einfach daraus, daß nur sehr wenige Abbildungen der Inschriften und Figuren vorlagen.

Professor Socin und Professor Kautzsch, beide in Basel, haben sich nun aber das Verdienst erworben, in äußerst gründlicher Weise die Unechtheit dieser Thonsachen nachzuweisen.*) Sie konnten dabei Zeichnungen solcher benutzen, die sich in Basel befinden; ferner war ihnen ein Exemplar der noch nicht erschienenen Schlottmann'schen Tafeln zur Verfügung gestellt;**) dazu hat Kautzsch auch die Originale in Berlin untersucht.

Die beiden Verfasser haben die Arbeit in der Weise unter sich vertheilt, daß Socin hauptsächlich die äußere Beglaubigung untersucht, Kautzsch die innere. Socin, welcher nach gründlicher wissenschaftlicher Vorbildung mehrere Jahre im Orient gelebt hat, zeigt uns, wie äußerst verdächtig die Herkunft der Sachen ist. Auf seine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Orients und dem Charakter der Araber gestützt, weist er nach, daß es Herr Weser bei seinen Nachforschungen an Ort und Stelle wie in Jerusalem an den nöthigsten Vorsichtsmaßregeln hat fehlen lassen. Den meisten Lesern wird es schon durch diese Darlegung zweifellos erscheinen, daß der oben genannte Selim, dem Herr Weser selbst das Zeugniß eines großen Lügners ausstellt, die Alterthümer selbst oder durch Andre verfertigt hat, statt sie, wie er behauptet, von den Findern, den Beduinen Moabs, zu erwerben, und daß die Sachen, welche der Herr Pastor in Moab auffand, eigens für ihn dort eingegraben waren. Auf jeden Fall müssen Antiquitäten von so bedenklichem Ursprunge sehr sichere innere Kennzeichen der Echtheit an sich tragen, um nicht entschieden verworfen zu werden. Allerdings klang ja auch die Geschichte von der Auffindung der Mesainschrift recht seltsam, aber die innere Beschaffenheit derselben läßt jeden Zweifel an ihrer Echtheit verstummen. Ganz anders aber bei diesen angeblichen Denkmalen hohen Alterthums. Wir haben hier, wie uns Kautzsch darlegt, eine Reihe von Seltsamkeiten, Unbegreiflichkeiten, ja entschiedenen Unmöglichkeiten, welche jeden Gedanken an die Echtheit ausschließen.***)

Die Inschriften zeigen überwiegend das Alphabet des Mesasteins, aber in einer so nachlässigen Art, mit so viel Schwankungen im Kleinen und Großen, daß ein Schriftkundiger schon dadurch ganz stutzig gemacht würde. Manche Buchstaben sind sogar bald nach der linken, bald nach der rechten Seite gewandt. Dazwischen finden sich

*) „Die Aechtheit der moabitischen Alterthümer, geprüft von E. Kautzsch und A. Socin. Mit zwei Tafeln. Straßburg und London (Trübner), 1876."

**) Acht von diesen Tafeln habe auch ich bei der Ausarbeitung dieses Aufsatzes zur Hand gehabt.

***) Ich kann es nicht billigen, daß Kautzsch S. 105 des Buches dem Gedanken, daß auch diese Inschrift gefälscht sein könne, einen gewissen Raum gibt. Gerade der ganz andere Charakter der gefälschten Inschriften stellt die Echtheit jener erst recht an's Licht. Von den äußerst wenigen Gelehrten, welche genug Kenntniß der Schriftzeichen hatten, um ein solches Denkmal herzustellen, besaß wieder keiner die genügende Kenntniß der Sprache; wo in aller Welt hätte aber ein orientalischer Fälscher die nöthigen Kenntnisse dazu erwerben sollen!

Zeichen, welche sonst nirgends vorkommen. Alles das gilt ebenso, und zum Theil noch mehr, von den Inschriften, welche in andern Charakteren abgefaßt sind, nämlich den sog. nabatäischen und solchen, die einige Aehnlichkeit mit den südarabischen (himjaritischen) haben. Dazu kommt nun, wie schon oben angedeutet, daß aus keiner der Inschriften ein irgend befriedigender Sinn herauszubringen ist. Freilich hat Schlottmann es versucht, einige derselben zu erklären, aber diese Erklärungen, denen er selbst kein großes Zutrauen zu schenken scheint, sind äußerst gezwungen und unbefriedigend. Irgend ein Sinn läßt sich freilich wol gelegentlich in eine beliebige Gruppe altsemitischer Buchstaben hineinlegen, wo ja die Vocalzeichen fehlen, keine Worttrennung sichtbar und gar, bei den einen Ring bildenden Inschriften, der Anfang des Ganzen nicht bezeichnet ist. Kautzsch gibt selbst im Scherz eine solche Lesung, und es ist auch uns gelungen, in der Weise eine der Inschriften auf's schönste zu deuten. Nun kennen wir aber doch nachgerade genug altsemitische Inschriften, um ein gewisses Gefühl dafür zu haben, was als Inhalt solcher möglich ist und was nicht. Und wem das zu kühn scheint, den bitte ich, sich folgende griechische Inschrift anzusehen, die auch auf einer dieser moabitischen Thonscherben steht*): ΩΡΗΑΩΩΝΣΑΡΑ..ΠΟΠ. Die Buchstaben sind deutlich; man versuche, einen Sinn herauszubringen! Da die Inschrift wieder im Kreise steht, kann man beliebig an jeder Stelle anfangen, aber helfen wird's nicht.

Daß die Verfertiger dieser Inschriften von der Sprache nichts verstanden, wird auch dadurch klar, daß sie gewisse Buchstaben viel weniger, andere viel häufiger gebrauchen, als es in den semitischen Dialecten Regel ist, deren einen wir hier voraussetzen müßten. Beinahe ein Drittel aller Buchstaben wird auf den Thonsachen durch die Gutturale gebildet; namentlich die charakteristische, bequem herzustellende Ringgestalt des Ajin wird unmäßig oft angewandt. Dagegen fehlt z. B. fast ganz der Buchstabe Beth, der doch sonst gerade auf Inschriften sehr häufig vorkommt; denn bei den Eigennamen, welche begreiflicherweise auf solchen eine große Rolle spielen, ist ben „Sohn" oder bath „Tochter" unentbehrlich, und außerdem wäre es doch seltsam, wenn auf allen moabitischen Inschriften die Präposition be „in" fehlte. Einige Buchstaben sind auf den Thonsachen gar nicht vertreten.

Die paläographischen Gründe reichen schon hin, das Ganze für eine Fälschung zu erklären. Kaum weniger entscheidend sind die aus der Form mancher Monumente genommenen. Wir finden hier, neben eigentlichen Gefäßen, Figuren von Menschen, Thieren und phantastischen Wesen. Unbeholfenste Rohheit würde uns bei Thonsachen aus alter Zeit nicht im mindesten befremden; aber wir haben hier eine kindische Stylloſigkeit, mit einer urgemeinen Phantastik verbunden. So ziellos verschrobene und doch rohe, entsetzlich dumm aussehende Gestalten nach so entschieden modernen Vorbildern konnte das hohe Alterthum nicht hervorbringen. Manches ist möglich, aber die Darstellung einer schamlos nackten Weibsperson, die auf einem mit sieben Planetenpunkten verzierten Nachtgefäß sitzt, wird man den alten Moabitern nicht zutrauen!

Die Behauptung, daß zur Herstellung solcher Werke eine bedeutende Kunstfertigkeit gehöre, hat sich als ganz unrichtig erwiesen. Socin und Kautzsch haben selbst mit leichter Mühe ähnliche Sachen fabricirt, und, was ihnen anfangs mißlang, das haben sie rasch machen gelernt, nachdem ihnen ein paar ganz gewöhnlicher Kunstgriffe der Töpferei gezeigt waren. Bei der Gelegenheit stellte sich auch heraus, daß gewisse Eigenschaften der moabitischen Waaren, wie die falsche Lage mancher auf-

*) Tafel VIII, Nr. 79 der Schlottmann'schen Abbildungen. — Die Punkte bezeichnen eine ausgebrochene Stelle, an der zwei Buchstaben werden gestanden haben. Ich habe die etwas abweichenden Formen (wie das rechtwinklige Sigma) durch die gewöhnlichen ersetzt. Beim ersten *Π* habe ich den linken Schenkel ergänzt; der Fälscher scheint aber eigentlich ein umgekehrtes Gamma (⅂) gemacht zu haben. — An sich wäre natürlich eine griechische Inschrift aus jener Gegend nicht auffallend; sie stammte dann freilich nicht aus altmoabitischer Zeit, sondern aus griechischer oder römischer. Wir haben ja Tausende von griechischen Inschriften aus Syrien.

geklebten Buchstaben, sehr leicht durch kleine Versehen in der Behandlung durch den Töpfer entstehen. Ein alter Künstler, welcher die Buchstaben selbst lesen konnte oder doch wollte, daß sie für Andere lesbar wären, hätte natürlich Acht darauf gegeben, daß solche Versehen nicht so oft vorkämen. Dazu sehen die meisten jener Waaren ganz wie neu aus, und auch die Kennzeichen höheren Alterthums, welche einige zu tragen scheinen, konnten leicht durch eine besondere Behandlung hervorgebracht werden, wie sie bei Fälschern im Orient und Occident nicht selten ist. Man hat im Morgenland übrigens schon weit schwierigere Fälschungen hergestellt als diese Thonsachen und als die gleichfalls aus Jerusalem stammenden falschen Inschriften auf Stein.

Und endlich ist es geradezu unmöglich, daß sich von derartigen leicht zerstörbaren Sachen so Vieles nicht etwa in trocknen Hohlräumen, sondern geradezu im Boden, nur wenig unter der Oberfläche, Jahrtausende lang sollte erhalten haben, in einem losen Erdreich, das abwechselnd von der syrischen Sonne ausgedörrt und von den Güssen des Früh- und Spätregens durchnäßt wird.

Aus den genannten Gründen, wozu noch mehrere minder gewichtige kommen, ziehe ich den positiven Schluß, daß die angeblich moabitischen Thonsachen moderne Fälschungen sind. Möglich ist höchstens, daß darunter einzelne unscheinbare Scherben mit oder ohne ein paar Schriftzeichen gerathen sind, die wirklich aus dem Alterthum stammen, aber dann ist für jedes Stück der Beweis der Echtheit besonders zu führen.

Mißbilligung verdient es nun, daß Kautzsch und Socin jene letzte Schlußfolgerung nicht offen genug aussprechen, sondern sie durch die Fiction verschleiern, daß sie nur die bis jetzt vorgebrachten Gründe der Echtheit widerlegt hätten und daß neue schlagende Argumente herbeigebracht werden müßten, ehe sie an die Echtheit glauben könnten. Sie haben eben entscheidende Gründe für die Unechtheit geliefert.

Daß Selim der eigentliche Fälscher ist, können wir als ziemlich sicher ansehen. Selim hatte seiner Zeit eine Abschrift des Mesasteines gemacht; diese entstellt, wie leicht begreiflich, mehrfach die wahre Gestalt der Buchstaben. Dieselben charakteristischen Fehler finden sich nun, wie Kautzsch und Socin constatirten, gerade auf den Inschriften der Thonsachen wieder. Die hohen Preise, welche für Inschriften bezahlt werden, reizten den Mann, der viel mit Europäern in Berührung kam, und es war ein wahrhaft genialer Gedanke, von einem so leicht zu bearbeitenden Stoff wie Thon gleich ganze Massen von Alterthümern herzustellen. Das Vorbild gaben die Buchstaben des Mesasteins wie einzelne andere echte Monumente, welche er bei Antiquaren und sonst gesehen hatte. Wie er im Einzelnen verfahren ist, ob er das Meiste erst nach Moab und dann von da zurück befördern ließ, oder ob er so nur in Einzelfällen handelte, das können wir noch nicht beurtheilen, hat auch im Grunde nicht viel Interesse. Dem Herrn Schapira, welcher alle diese und auch andre unechte Sachen erworben und dann um hohen Preis verkauft hat, wird von verschiedener Seite ein so gutes Zeugniß ausgestellt, daß der nahe liegende Verdacht, er habe um die Unechtheit gewußt, zurückgehalten werden muß. Daß er von derartigen Sachen nichts versteht, obgleich er gelegentlich einige Kennerschaft affectirt hat, macht es noch glaublicher, daß auch er von Selim hintergangen ist.

Straßburg i. E., den 31. Jan. 1876. Th. Nöldeke.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Mitte Februar 1876.

Welch' geringen Factor das Theater im städtischen Leben bildet, davon gaben die jüngst vergangenen Wochen ein belehrendes Zeugniß. Jeden Abend öffneten nach wie vor fünfzehn Theater ihre Pforten, aber in der Gesellschaft sprach Niemand davon. Zuerst war es das Bild eines Brüsseler jungen Malers und nachher die Verläumdung — Madame la Calomnie würde der Franzose plastischer und bezeichnender sagen — welche die Aufmerksamkeit beschäftigten und die Leidenschaften erweckten. Den tiefen Gegensatz zwischen harter Arbeit und schwelgendem Reichthum, der dem gesellschaftlichen Leben der Gegenwart das eigenthümliche Gepräge gibt, stellte das Gemälde von Hermans' mit breiter Pinselführung in herausfordender Weise dar. Herausfordernd durch den grellen Contrast, in dem der Maler Arbeiter, Alte und Junge, ein Mädchen und einen Greis, die in der Morgenfrühe zur Last und Mühe eines ganzen Tages ausziehen, den Don Juan's mit dem Geldbeutel und ihren Damen gegenüber zeigte, die weinberauscht aus einem vornehmen Restaurant kommen, die Spuren einer wüst durchschwärmten Nacht in ihren Gesichtszügen wie in ihrem Anzuge; herausfordernd durch die Lebensgröße der Figuren. Das Bild war vortrefflich gemalt; selbst der widerlichen Gruppe des berauschten Wüstlings mit den beiden Dirnen, einer blonden und einer braunen, in prächtigen Seidenkleidern, die sich um ihn streiten, konnte man eine charakteristische Auffassung, eine meisterhafte Ausführung nicht absprechen, die Schönheit des blonden Mädchens hatte sogar einen sinnlich berückenden Reiz. Rasch entstanden zwei Parteien; die eine erklärte das Bild für ein Meisterwerk ersten Ranges und wollte davon nichts hören, daß die andere an dem gewählten Stoffe Anstoß nahm. Der objective Betrachter mußte sich sagen, daß die Kunst, auf diesem Wege fortschreitend, schließlich das Laster in der Gosse zur realistischen Darstellung aufsuchen würde. Wenn jeder Gegenstand das Recht hätte gemalt zu werden, was würden wir zu sehen bekommen! Aber unserer Kunst ist jeder ideale Sinn so ganz verloren gegangen, daß diejenigen, die von einem Bilde außer einer richtigen Zeichnung und einem guten Colorit auch noch einen entsprechenden Inhalt fordern, von den meisten Künstlern unverständige Thoren gescholten werden.

Der Gegensatz, den das Gemälde zur Erscheinung brachte, trat in den Verläumdungen, welche seit Wochen die Zeitungen, Broschüren und Bücher erfüllen, in allen Salons und allen Vereinen umherschwirren, den Stoff für das Straßen- und Börsengespräch abgeben und zuletzt gar im Saal des Parlaments ein Echo gefunden haben, ebenfalls in erschrecklicher Klarheit hervor. Die Verläumdung erschien unter dem Deckmantel der moralischen Entrüstung. Dunkle Ehrenmänner fühlten sich verpflichtet, in der Gestalt hervorragender politischer Persönlichkeiten das Gründerthum und die „Aera Bleichröder" zu brandmarken — Alles aus Liebe zur Tugend, ohne

einen Blick auf ihren eigenen leeren Geldbeutel oder ihre geschädigten conservativen Interessen. Wer dies heftige und leidenschaftliche Treiben, im Angriff wie in der Vertheidigung, diese Aufregung über ein Bild, einen Scandalproceß, einen Zeitungsartikel, eine Rede gelassenen Sinns betrachtete, der mochte sich wie der Chronist sagen, daß dieser Wirklichkeit gegenüber die Bühne mit ihrem Scheinbild des Lebens nur einen verlorenen Posten innehabe. Nun gar die deutsche, die nicht einmal eine Scene im Stil des Hermans'schen Gemäldes wagt! Die sich nach Kräften vor dem Lärm der Gegenwart die Ohren zuhält und sich um nichts kümmert, was um sie her, außerhalb ihrer chinesischen Mauer, geschieht! Der Zweck einer Vergnügungsanstalt wird ohne Zweifel durch diese Enthaltsamkeit am leichtesten und am sichersten erfüllt. Die tiefere, geistige Anregung, die von der Bühne ausgehen soll, verflüchtigt sich mehr und mehr. Je toller draußen der ästhetische, der politische Streit tobt, desto harmloser sind die Erscheinungen des deutschen Theaters. Ich sollte meinen, daß man sich nicht vierundzwanzig Stunden in Berlin aufhalten könnte, ohne in eine Debatte über das Gründerthum gezogen und um seine „aufrichtige" Meinung über die Ehrenhaftigkeit Cato's und die Bosheit Martial's gefragt zu werden: aber die neue Posse, die im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, mit Musik und Tanz, am 19. Januar zum ersten Male auf den Brettern erschien, „Die Reise durch Berlin in 80 Stunden" hat mich schnell eines Besseren belehrt. Berlin wird Weltstadt, heißt es bekanntlich, die Satiriker aber nennen es beständig „das Kaiserdorf" und in der Posse kam es mir ganz und gar wie das liebe, gemüthliche Krähwinkel-Berlin meiner Jugend vor. Was hat der Fremde in Berlin zu sehen? Er trinkt ein Glas Bier im Rathhauskeller, macht ein Spielchen mit Bauernfängern, philosophirt im zoologischen Garten „frei nach Darwin", wandert durch Castan's Panopticum und endet auf einem Kroll'schen Maskenball. Nun vermuthe ich freilich, daß selbst „Bielefeld, Rentier aus Friesack", der Held der Posse, in Wahrheit andere Ziele seiner Berliner Wanderungen wählen würde als diese — aber auf Kosten der Harmlosigkeit; daß er, wenn er auf Abwegen ginge, in andere Schlingen geriethe, als in die der Liedersängerin Helene Möwes im „théâtre americain", die sein Pathenkind aus Friesack ist — aber wieder auf Kosten der Harmlosigkeit und der Moral. „Die Reise durch Berlin in 80 Stunden" ist eine genaue Nachahmung des Zugstückes „Die Reise um die Welt in 80 Tagen", aus dem Gigantischen in das Miniaturartige übertragen. Zufälle, Figuren, Bilder gehören hier nicht dem Märchen und dem Club und der Phantasie der „Excentrischen", sondern dem Berliner Alltagsleben und dem behaglichen Philisterthum der großen „Budiker" und der kleinen Hausbesitzer an. Das poetische Element vertreten drei lustige Studenten, die Sängerin und die abenteuerliche „Vorstellung" im amerikanischen Theater. Der Text ist von Salingré und die Musik von G. Lehnhardt, beide stimmen gut zusammen. Da sie nicht daran denken, sich über die Trivialität im Gedanken oder in der Melodie zu erheben, vermeiden sie jeden Fall. Dummes Zeug wird hier getrieben, sagen sie mit dem spanischen Dichter, und Jeder, der ihnen folgt, muß den Zoll des Lachens zahlen . . . jenes breite, vergnügliche Lachen, das sich weder um den Nachbar noch um die Vorschriften des guten Tones kümmert. Schäme dich, wenn du außerhalb des Tempels der Thalia bist; drinnen steht es auch einem Philosophen gut, ein Narr unter Narren zu sein.

Auch was uns die Hofbühne in Scherz und Ernst vorführte, bewegte sich in der Sphäre der Harmlosigkeit, leider nicht der unterhaltenden. Wie die Humoreske von Ernst Eckstein: „Der Besuch im Carcer" auf diese Bühne gekommen, vermag ich nicht zu errathen. Sie gehört auf keine Bühne, im günstigsten Falle spielt sie sich während der Zwischenstunde in der Untertertia eines Gymnasiums ab. Diese Verspottung eines albernen Lehrers durch albernere Schüler ist zu plump, um eine Beurtheilung zu verdienen, und die eitele Selbstüberhebung des Autors, der seine „Secundaner" statt des Vergil „Humoresken von Eckstein in dritter Auflage" lesen läßt, wird am besten durch Schweigen gewürdigt. Einer gewissen literarischen Reklame, die bei uns seit einiger Zeit ohne Maske und ohne Feigenblatt

auftritt, Opposition machen, heißt ihr das Relief geben, dessen sie so sehr bedarf. Laßt sie ruhig ihres Weges gehen und sich in ihrer Blöße in die Sonne stellen. Sie wird bald genug müde werden, mit ihrem eigenen Schatten zu liebäugeln. Den Dichter des gefälligen Epos „Schach der Königin" sehe ich ungern unter den Marktschreiern des eigenen Ruhmes; zuweilen neige ich mich zu dem Glauben: es gäbe einen doppelten Ernst Eckstein, einen Poeten und einen literarischen Vaganten. Ich möchte, aus angeborener aristokratischer Neigung, immer nur dem ersten begegnen. In dem zweiactigen Schauspiel von Sigmund Schlesinger „Das Trauerspiel des Kindes", das an demselben Abend des 22. Januar mit der Eckstein'schen Humoreske zum ersten Male auf der Bühne erschien, hatte die Harmlosigkeit einen Stich. Peinlich spielte sich eine Episode aus dem „Krach" vor uns ab. Die Verhältnisse, die Figuren, die Sprach- und Tonfärbung des Stücks weisen nach Oesterreich. Ein Graf Medern hat nach manchen Gründungen schließlich Bankrutt gemacht; die Ersparnisse, die er sich auferlegt, können selbstverständlich nicht seine Schulden decken. Aber seine Tochter hat ein bedeutendes Vermögen von ihrer Großmutter ererbt. Comtesse Hedwig zögert auch keinen Augenblick, ihren Reichthum dem Vater zur Verfügung zu stellen, aber sie ist minderjährig und die Mutter will eine solche Verwendung des Vermögens nicht gestatten. Man begreift, ohne daß ich sie näher schildere, die unerquicklichen Scenen, die aus einem so gespannten und unleidlichen Verhältnisse sich mit Nothwendigkeit ergeben. Der Dichter indessen, nicht zufrieden mit der Verstimmung der Eltern, läßt „das Kind" zu dem thörichtsten und zugleich unweiblichsten Mittel greifen, dem Vater aus seiner selbstverschuldeten Verlegenheit zu helfen. Die junge Gräfin beschließt, den Ersten den Besten zu heirathen, um so die freie Verfügung über ihr Vermögen zu gewinnen. Ist es nicht der dumme Vetter, so ist es der grauhaarige Oheim. Als auch dies Mittel nicht verfängt, will sich „das Kind" tödten. Ich halte inne — der Leser vermuthet sonst, ich schriebe eine Satire. Diesem letzten heroischen Entschlusse kann natürlich die Mutter nicht widerstehen: sie gibt nach, was sie schon vor dem Aufgehen des Vorhangs hätte thun sollen. Nur das virtuose Spiel der Fr. Niemann, welche „das Kind", ein wenig mit den Manieren einer kleinen Marquise, darstellte, rettete das bedenkliche Stück vor einer gänzlichen Niederlage.

Einen desto lauteren Erfolg hat ein Schauspiel in fünf Acten von Herrmann Kette „Carolina Brocchi" Mittwoch den 9. Februar errungen. Diesmal steht dem einstimmigen Urtheil des Publicums der ersten Vorstellung das ebenso einstimmige Urtheil der Berliner Kritik entgegen; das erste hat den Dichter dreimal gerufen, die andere schüttelt den Kopf. Herrmann Kette hat sich nur selten, in großen Zwischenräumen auf der Bühne gezeigt; seine Dienstpflichten und Amtsgeschäfte als Regierungsrath mögen ihm oft genug den Verkehr mit den Musen stören und hindern. Mehr als in einer andern Zeit gilt in der unsrigen, die überall einen ganzen Mann fordert, das Wort Platens:

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon."

Ich habe von Kette in den fünfziger Jahren ein Trauerspiel „Saul" auf der königlichen Bühne gesehen; gerade wie in „Carolina Brocchi" das Geigenspiel der Heldin, übte im „Saul" das Harfenspiel David's eine wunderbare Macht, das eine wie das andere sind die Leitfäden des Drama's und zugleich melodramatische Effecte. Ein anderes Werk des Dichters, „Das erste Schwurgericht in Preußen" ist mir nur dem Titel nach bekannt; die dritte Dichtung „Carolina Brocchi" hat mir keine Neugierde nach der zweiten erregt. Die Anekdote, daß zur Zeit, als Francesco de' Medici Großherzog von Toskana war, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, die Tochter eines reichen Kaufmanns dem väterlichen Hause entfloh, weil sie erfahren, daß sie nicht die Tochter des Mannes sei, der sie hart und grausam behandelte; daß es vor dem Stuhle des Herzogs zwischen Vater und Tochter zu einem Proceß kam, in dessen

Verlauf, durch ein Paar Kinderschuhe, der wahre Vater des Mädchens, ein Schuhmacher, entdeckt wurde, eignet sich trefflich zu einer Novelle im Stil der alten Florentiner Erzähler Ser Giovanni und Franco Sacchetti. Kette hat sie, nach allen Seiten das dürftige Motiv ausspinnend, ohne es innerlich zu vertiefen, zu einem Schauspiel in der Weise der romantischen Komödien Shakespeare's ausgebildet. Er schenkt uns weder die englischen Clowns, noch den süßlich redenden Gecken im Hofkleide, weder die Musik, die durch das Ganze hindurchklingt, wie in „Was Ihr wollt", noch die große Fest- und Gerichtsscene, die das Ganze stattlich und pomphaft beschließt. Wie die Shakespeare'schen Komödien, mit der einzigen Ausnahme der „lustigen Weiber von Windsor", keinen rechten realen Boden haben, sondern in einem phantastischen Athen, Belmonte, Messina, Verona spielen, so besitzt auch Kette's Florenz nur den Namen der berühmten Stadt. Nie und nirgend ist dieser Medicäerhof gewesen, aber leider ist er darum noch nicht poetisch. Während der geniale Dichter seinen Handlungen, seinen Gestalten die Stimmung und den Luftton zu geben versteht, die über Venedig, über Italien liegen und wehen, verkleidet Kette moderne Alltagsmenschen, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, zu Renaissancefiguren. Er führt uns ein kostümirtes Maskenfest vor; Bianca Capello ist eine kluge Frau, die Frau Commerzienräthin aus der nächsten Straße, die ihren leichtsinnigen Herrn Gemahl wieder auf den rechten Weg bringt und das gefährliche Gesellschaftsfräulein durch eine Heirath aus dem Hause schafft. Der Herzog Francesco hat in unserm Drama nämlich nichts Eiligeres zu thun, als sich in die schöne Flüchtige, in Carolina Brocchi zu verlieben. Wie Saul leidet er an Schwermuth und Carolina's Geigenspiel erheitert ihm das Gemüth. Bei einem echten Medicäer dürfte eine solche Leidenschaft nicht folgenlos geblieben sein, aber der gute, ein wenig leichtfüßige Oskar, der in dem Herzogsmantel steckt, wird trotz seines bärbeißigen Gebrumms von der Gattin am Fädchen gelenkt und seine Liebesklagen wie seine Tyrannenlaunen verpuffen in leere Luft. Schwieriger ist es für die schöne Carolina, die wie ihrer Zeit Teresa Milanollo immer mit der Violine im Arm erscheint, einen Bräutigam zu finden; wenigstens kostet es der Herzogin Bianca nicht geringe Mühe, den melancholischen Geiger Lorenzo zu einer solchen Erklärung zu bestimmen. Nachdem diese indeß gefallen, ist alles in schönster Ordnung; im rechten Augenblick werden dem Herzog die Kinderschuhe des Meisters Bertuccio gezeigt und Pauken und Trompeten beschließen mit einem Tusch den Liebeshandel und den Proceß „wegen des rechten Vaters". Den zwei ersten Acten läßt sich eine spannende Exposition nachrühmen, in den folgenden verflachen sich die Figuren, der Faden der Handlung wird immer dünner, die Farben erblassen. Statt eines Drama's, in dem sich der Conflict zwischen Vater und Tochter oder zwischen der Leidenschaft des Herzogs und der List Bianca's immer schärfer entwickelte und tragisch steigerte, haben wir eine breit ausgeführte Novelle von geringem Inhalt, in dialogischer Form. Die Zuthaten, die prächtigen Costüme und Decorationen, einzelne gefällige Scenen müssen die Kosten der Unterhaltung tragen und trugen sie denn auch bei dem überaus naiven Publicum der ersten Vorstellung; ich denke — die Zuschauer freuten sich wegen ihres Scharfsinnes, der sie unter den florentiner Masken und in den Renaissancegewändern „alte Bekannte" erkennen ließ.

Im „National-Theater" machten wir die erste Bekanntschaft mit dem österreichischen Poeten Murad Effendi. Hier und dort ist auf den Theatern sein Trauerspiel „Selim III." erschienen; will man Zeitungsnotizen glauben, so überträfe sein „Marino Falieri" alle bisherigen dramatischen Bearbeitungen dieses Stoffes. Gestehe ich es nur offen ein: ich gehöre zu den Zweiflern an Murad Effendi's Talent und nachdem ich seinen „Mirabeau" gesehen, wird es ihm schwer werden, mich zu einer günstigeren Meinung zu bekehren. Die französische Revolution steckt voll dramatischer Effecte; ein ergreifender Vorfall drängt hier den andern vom Schauplatz; eine Fülle der verschiedenartigsten Charaktere, von der Bestie bis zum Engel im Menschen, entwickelt sich auf diesem fruchtbaren Boden; die Beleuchtung, in der sie stehen, leben, kämpfen und untergehen, ist eine echt tragische, meinem Gefühl nach

noch brennender und glühender, als der Flammenschein, der über den Zusammensturz der römischen Republik hinlodert. Nur ein entscheidender Punkt erschwert dem Dichter die Arbeit: die Menschen der Revolution athmen einzig in der Sphäre der Politik. Was sie beseelt, wofür sie sterben, sind politische Leidenschaften, politische Grundsätze, staatliche oder gesellschaftliche Ideale. Der Kopf überwiegt das Herz, der Verstand die Empfindung. Robespierre, St. Just sind trockene Fanatiker, die Girondisten Schönredner, welche sich malerisch in die römische Toga drapiren, Mirabeau ein Ehrgeiziger von dem Schlage der Straffords. Gegen sie gehalten erscheinen mir Marat mit seinem Gran Wahnsinn im Gehirn, Danton mit seiner wüsten Sinnlichkeit und Genußsucht viel geeigneter für die Bühne; wenigstens vermag sie ein großer Dichter aus dem eng umschriebenen Kreise der Politik zu reißen und uns menschlich näher zu bringen, wie es Shakespeare mit Macbeth und Richard III. gethan. In jedem Falle aber möchte ich unsern Dramatikern, die diesen vulkanischen Boden betreten, einen andern Pfad vorschlagen, als den, auf dem sie in dem alten Geleise des historischen Drama's wandeln. Ich würde von den großen Gestalten der Revolution ganz absehen und nur ihren Hintergrund, ein und ein anderes ihrer Ereignisse, das mit unverlöschlicher Schrift in der Erinnerung der Menschen steht, für meine Fabel benutzen. Nicht das Geschick Danton's, den inneren Zwist der Familien, das Grauen der Septembermorde, den Aufbruch zum Kampf gegen das verbündete Europa würde ich schildern. Aus dem Convente würde ich den Streit zwischen den Girondisten und den Jakobinern in ein Bürgerhaus übertragen, ich würde den „Schrecken" nicht in den Sitzungen des Convents, sondern in den Gefängnissen, auf einem Schlosse in der Provinz, in den Straßen von Paris aufsuchen. Nahe wie uns die Dinge und Helden der Revolution noch liegen, weigern sie sich der idealistischen Behandlung. Der Dichter geht auf ein Trauerspiel im großen Stil aus und bleibt im Melodrama für eine Volksbühne stecken. Murad Effendi's „Mirabeau" gehört zu diesen verunglückten Schöpfungen. Der „Riese der Revolution", der schlimmer, als in der Wirklichkeit, wo er natürlich an seinen Ausschweifungen und Nachtwachen zu Grunde ging, durch das Gift eines eifersüchtigen Schreibers und einer verlassenen Geliebten stirbt, ist der rechte Mann für ein romantisches Schauerdrama. Aus Liebe zur Königin Maria Antoinette will er die Monarchie retten und geräth so mit seinen früheren Freunden, mit seiner eigenen Vergangenheit in einen unlösbaren Gegensatz. Auf der einen Seite sind es die Jakobiner, auf der andern die verstoßene Gilberte, die seinen Untergang herbeiführen. Wider Mirabeau, der „constitutionell" werden will, wendet sich die Revolution; wider Mirabeau, der „anständig und tugendhaft" sein muß, um die Rettung des Königthums anbahnen und vollenden zu können, wendet sich seine eigene Sittenlosigkeit. Es ist klar, daß mit solchen künstlich ausersonnenen Nothbefehlen und einer Sturmfluth politischer Phrasen kein Drama herzustellen ist: Murad Effendi plündert denn auch, um seine schwache Erfindung überhaupt nur in Bewegung zu setzen, ohne Wahl die Revolutionsgeschichte. Mit einer beneidenswerthen Gemüthsruhe verschlingt er das Fest der Garden in Versailles und den Zug der Pariser Frauen nach dem Schloß, um den König und die Königin nach der Hauptstadt zurückzuführen, mit den Verhandlungen zwischen dem Hofe und Mirabeau, mit seinem Tode: Thaten aus dem Anfang der Revolution, aus den Octobertagen des Jahres 1789, wo Mirabeau noch hinter Sieyès und Lafayette zurücktrat, verbindet er mit den Vorgängen in den ersten Monaten des Jahres 1791. Eine dreistere und tollere Geschichtsfälschung ist mir noch nicht vorgekommen: Menschen, Dinge, Ereignisse erhalten ein fremdartiges, schillerndes Licht, es sind die alten Namen, aber die Gesichter sind komisch verzerrt. Das Drollige bei der Geschichte ist nur, daß der Held des Ganzen den Manädenzug nach Versailles, den Kernpunkt des Stückes, über sich ergehen läßt, während seine Geliebte Gilberte, die „vor dem Kater Anstand" aus seinem Hause entflohen ist, ihn anführt. Freilich, da Mirabeau im October 1789 keine Rolle gespielt hat, konnte ihm der Dichter keine darin geben. Wunderliche Neigung der Pygmäen, sich mit den Riesen zu beschäftigen!

Sind denn die Reden eines Mirabeau, diese ergreifenden Schöpfungen eines außerordentlichen Genius, nur dazu da, um keck geplündert zu werden? Um mit ihren Kraftworten als Fettaugen auf der mageren Bettelsuppe, die ein moderner Poet für ein Vorstadtpublicum kocht, trübselig zu schwimmen? Wie viel verständiger sind doch die Franzosen! Bei ihnen wagt selbst ein Ponsard nur eine Episode aus der Revolutionszeit als historisches Genrebild zu geben und Hoche und Bonaparte nur in verkürzter Gestalt vorzuführen, bei uns malen schon die Farbenkleckser die Helden in Lebensgröße. Ich habe nichts gegen den Stolz der Poeten, aber ich wünsche doch nicht, daß er auf Kosten großer Verstorbener und auf Kosten meiner Laune sich behaglich breit macht.

Um mit einem erfreulicheren Worte zu schließen, gedenke ich einer Vorstellung des Drama's „Monsieur Alphonse" von Alexandre Dumas im Residenztheater, in der Frl. Gallmeyer die Rolle der Frau Guichard übernommen. Fräulein Gallmeyer ist in ihrem Auftreten wenigstens schon eine halbe Berlinerin geworden, ob ihr Herz „wienerisch" geblieben, weiß ich nicht, aber ihr Dialekt bewahrt die Erinnerungen an die Donaustadt in unverfälschter Reinheit. Im Woltersdorff-Theater ist sie, in einer Alltagsposse „Luftschlösser", seit Monaten der eigentliche Magnet, der das Publicum in seltener Beständigkeit anzieht. Fräulein Gallmeyer hat ein urwüchsiges Talent für Groteskfiguren und eine frische Laune, der man selbst einige Unarten auf der Bühne nachsieht. Als Frau Guichard versuchte sie sich zum ersten Male in Berlin in einer Charakterrolle. Manches ist ihr trefflich gelungen, so der Ausdruck ihrer sinnlichen, derben Leidenschaft zu Octave, die komische Verlegenheit dem Schiffscapitain gegenüber, die Entrüstung ihres guten und braven Herzens, als sie das Lumpenthum ihres Liebhabers bis auf den Grund durchschaut: der Wurf der Rolle im Ganzen aber litt unter dem Bestreben, eine Art „Dame" herauszuspielen. Das Umgekehrte ist das Richtige; je natürlicher und köchinnenhafter sich Frl. Gallmeyer gegeben, desto näher wäre sie der Verwirklichung dieser unvergleichlichen, in ihrer Lebenswahrheit von keiner andern übertroffenen Figur des Dichters gekommen. Karl Frenzel.

Aus dem Berliner Opernhause und den Concertsälen.

Mitte Februar 1876.

Wie heut zu Tage überall, so trachtet man auch bei uns, für den spärlichen Zufluß von Novitäten durch die Wiedererweckung älterer, halb oder ganz vergessener Opern einigen Ersatz zu bieten. Schon mehrere Versuche der Art sind in der gegenwärtigen Saison gemacht worden. Unter allen jenen Gluck'schen Schöpfungen, welche mit unverlöschlicher Schrift den Namen ihres Autors in die Blätter der Kunstgeschichte eingeschrieben haben, steht wol die „Iphigenia in Aulis" der modernen Empfindungsweise am sprödesten und befremdlichsten gegenüber. Nicht nur traten hier die reformatorischen Principien des Meisters mit ungemilderter Schärfe und Einseitigkeit zu Tage: mehr als irgendwo gewahren wir auch die engen Grenzen des seinem Vermögen zugewiesenen Ausdrucksgebietes. Der Hadesscene im Orpheus, dem zweiten Act der Tauriſchen Iphigenia, dem dritten der Armide hat die Partitur nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen. Manche Strecken frostiger Rhetorik stellen unsre Geduld auf die Probe. Durch Gluck's unmittelbare Nachfolger, der Romantiker neueren und neuesten Datums zu geschweigen, ist der Hörer an eine ganz andere

Fülle der Farben und Gestalten gewöhnt. Um das ihn nicht selten überkommende Gefühl der Entbehrung zu beschwichtigen, muß er die Reflexion zu Hilfe nehmen, aus dem Vorrath seiner Bildung allerlei historische Perspectiven zu gewinnen suchen. Es bleibt aber immer ein mißliches Ding, durch solche Gedankenarbeit den Wirkungen der Kunst den Weg zu bahnen. Erhebliche Schwierigkeiten bereitete der Tonsprache der Zuschnitt des Libretto, die feierliche Langsamkeit, mit der die Handlung weiterrückt, die breite Ausmalung der nämlichen Situationen und vor Allem das conventionelle Pathos der französischen Tragödie. Erkältend drang dieses den Gestalten des antiken Drama's bis in's innerste Mark. Ganze Wolken von Puder und Schminke wirbeln die Verse des du Rollet auf, welcher die Racine'sche Umdichtung des Euripideischen Originals für den Componisten herrichtete. Bei dem Allen enthält jedoch das Werk so viel des Schönen und Bedeutsamen, daß seine würdige Darbietung unter die rühmlichsten Thaten unsrer Bühnen zu zählen wäre. Jedes, dem Hohen und Edlen nicht gänzlich abgewandte Gemüth muß sich von der ernsten Größe, der durchsichtigen Klarheit, dem keuschen Idealismus dieser Musik gestärkt, geläutert, erhoben fühlen; denn „hinter ihr in wesenlosem Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine". Die Verehrer Gluck's, und ihre Gemeinde ist gerade bei uns nicht klein, sollten jedoch diesmal der „Iphigenia in Aulis" wenig froh werden. Blos mit dem äußersten Mißbehagen konnten sie der Aufführung folgen. Wenn ich bei dieser einen Augenblick verweile, so geschieht es nur, weil sie mir Stoff zu einigen allgemeineren Bemerkungen gibt. Schon für den Schauspieler hat die Naturwahrheit der Darstellung ihre Grenzen, und in noch weit höherem Maße gilt das vom Sänger. Die Musik ist nun einmal durch eine breite Kluft vom wirklichen Leben getrennt. Zwar soll auch sie dessen Inhalt widerspiegeln; aber die von ihr uns vor die Seele gebrachten Bilder gleichen verschwimmenden Schatten, die über bewegtes Gewässer hingleiten. Das Element, darin sie lebt und athmet, ist der Wohllaut; in seine unduldsamen Schranken bleibt alle Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Charakteristik gewiesen. Die Leidenschaft gelangt hier nur so weit zum Ausdruck, als sie die Reinheit und den Adel des Klangwesens, wie die Eurythmie der Tongestalten nicht antastet. Und noch aus einem zweiten Grunde gönnt das gesungene Wort dem freien Belieben des Vortrags ungleich geringeren Spielraum, als das gesprochene; denn jenes hat den Text nicht als solchen, sondern allein in der ihm bereits vom Componisten gegebenen Deutung zu verkünden. Ueber das eine wie das andere pflegt man sich heut zu Tage meist mit souveräner Willkür hinwegzusetzen. Unsere nach dem ungebändigten Naturlaut der Empfindung lechzenden Sänger tragen kein Bedenken, diesem heißbegehrten Ziel jede andere Rücksicht zu opfern. Um auch ja recht dramatisch zu sein, zerren und zupfen sie am Tempo und Tact herum, thun sie von Allem, was zur kunstgerechten Behandlung der Stimme gehört, gerade das Gegentheil. Ihre einzige Sorge ist, jede Situation auf's nachdrücklichste auszubeuten. Gar wenig kümmert sie die Reinheit der Formen, in welche die Tonsprache den mitzutheilenden Stimmungsgehalt gegossen. Am Iphigenien-Abend sollte dieser leidige Kraftstil der Darstellung in seiner Sünden Maien-Blüthe sich zeigen. Man überbot einander im Schreien, Detoniren, Tremoliren. Während der großen Streitscene des zweiten Acts konnte der Hörer gewärtigen, daß es zwischen Agamemnon und Achill noch zu Thätlichkeiten kommen würde.

Blieb dem Gluck'schen Werk jeder Erfolg versagt, weil die Ausführung der Aufgabe schlechterdings nicht gewachsen war, so mußte der mit Auber's „Carlo Broschi", oder „Des Teufels Antheil", gemachte Wiederbelebungs-Versuch an dem gänzlichen Unwerth der Partitur nothwendig scheitern. Die Oper erblickte 1843 zum ersten Mal das Licht der Lampen, ist also die Arbeit eines Sechzigers. Wie die Production des Componisten verhältnißmäßig sehr spät begonnen, so spendete sie auch noch duftige Blüthen und würzige Früchte in einer Zeit, in welcher die meisten seiner Berufsgenossen bereits die gesammte künstlerische Ernte ihres Lebens und Schaffens heimgebracht zu haben pflegen. Nach „dem schwarzen Domino", dem glän-

zenden Wurf des Jahres 1837, sehen wir jedoch die Energie seines Talents in merklich fortschreitender Abnahme. Wol wurde von da an die Phantasie des Tondichters unter dem Druck eines nach der Aufregung stets sich erneuernder Triumphe lüsternen Willens noch ein ganzes Menschenalter hindurch zu vielgeschäftiger Thätigkeit gespornt; aber wie sie immer mühseliger und widerstrebender mit der unermüdlichen Feder Schritt hielt, gewahrt man deutlich genug. Massenhafte Anleihen bei den früheren Arbeiten müssen das Capital für die späteren aufbringen; die bleichen, frostigen Gebilde der bloßen Routine und Convenienz vertreten die Stelle des frischen, warmen, aus den innersten Tiefen des eigenen Wesens mit holder Freiwilligkeit emporquellenden melodischen Segens. Die Musik zum „Carlo Broschi" hat den Tod im Herzen. Umsonst verschwendete Fräulein Hauk an die Titelrolle ihre glänzendste Gesangsbravour; dieser vergilbte Modeplunder ließ sich nicht mehr auffrischen.

Auch Donizetti's „Regimentstochter" wurde durch die eben genannte Künstlerin einmal wieder in unsere Mitte gerufen. Seit den Tagen der Lucca und Artôt hat das Werk geruht. Seine frischen, von Lust und Laune sprudelnden Weisen sind noch immer ihrer Wirkung sicher, wenn ihnen nur die Ausführung nichts schuldig bleibt. Das Letztere ist in unserem Fall der Darstellerin der Titelrolle nachzurühmen. Die Proben zu Wagner's „Tristan und Isolde" sind zur Zeit in vollem Zuge. Gegen Anfang oder Mitte März, sobald der Dichtercomponist persönlich die Sänger und das Orchester in seine Intentionen eingeweiht, soll die Oper in Scene gehen. „Der Widerspänstigen Zähmung" von H. Götz verheißt man uns als dritte und letzte Novität der Saison.

In dem zweiten Abonnementsconcert der Singakademie gelangte Seb. Bach's H-moll Messe zum Vortrag, unter allen Werken der Art dasjenige, welches seinen Gegenstand am Tiefsten erfaßt und zur erschöpfendsten äußeren Erscheinung gestaltet hat. Die drei edelsten künstlerischen Eigenschaften sind Wahrhaftigkeit, Kraft und Fülle, und ihren Zusammenklang finden wir nirgends reiner und voller als hier. Wohin sich in der Partitur der Blick wendet, überall sehen wir die Tonsprache mit dem gleichen Ernst, der nämlichen Innigkeit in ihre Aufgabe versenkt. Nicht der Glanz und das Gepränge des Cultus sind es, vor denen sie sich huldigend neigt; sondern, was sie bewegt und erfüllt, wovon sie allein Zeugniß geben will, das ist der Geist des Evangeliums, die in den Worten niedergelegte Bürgschaft des Heils. Und zu dieser Treue und Wahrhaftigkeit kommt als zweites die Kraft, und zwar in der doppelten Bedeutung eines unbegrenzten technischen Vermögens wie der unangetasteten inneren Tüchtigkeit und Gesundheit. Unsere moderne Kunst pflegt zum Christenthum wie zu einem verlorenen Paradies sich zu verhalten, nach dem sie sehnsüchtig ihre Arme ausbreitet. Diese gefühlsselige Wehmuth ist für unser religiöses Empfinden die Modetonart geworden, selbst Mendelssohn konnte sich ihrem Bann nicht entringen. Bei Bach athmet Alles naive Freudigkeit, unerschütterliches Vertrauen. In dem Wechsel des Irdischen, dem ruhelosen Strom des Entstehens und Vergehens ist ihm die Kirche das einzig Bleibende und Reale, der feste Boden, in dem sein gesammtes Wesen wurzelt. Als dritte Eigenschaft nannte ich die Fülle; sie strömt uns hier allenthalben überwältigend entgegen. Bis zur Unersättlichkeit vertieft sich die Musik in den Sinn der Worte, von dem einmal Erfaßten kann sie sich kaum trennen; man hat das Gefühl, als ob es sie Ueberwindung kostete, einen bestimmten Satz zu schließen, um sich zum folgenden Abschnitt zu wenden. Unversieglich quillt aus allen Stimmen der Reichthum der Gestalten, bewundernd hängt unser Ohr an diesen so künstlich verschlungenen und doch zugleich so leicht und fest gefügten Formen. Sie sind aber nirgends der letzte Zweck, keine prunkende Schaustellung contrapunktischer Gelehrsamkeit, sondern stets nur Mittel des Ausdrucks, ein Gefäß voll der köstlichsten Schätze des Geistes. Wenn man gewohnt ist, die Kirchenmusik in katholische und protestantische, überwiegend formale und ideale, und was dergleichen ästhetische Grenzbestimmungen mehr sind, einzutheilen, so verschwinden sämmtliche Unterschiede der Art gänzlich gegenüber dem allumfassenden Gehalt einer

Schöpfung, die, in jedem Ton vom echtesten Geist des Evangeliums erfüllt und ihn zu leibhaftigstem künstlerischen Dasein gestaltend, beständiger als Erz und Stein hineinragt in die Jahrhunderte. Genügte es den alt-italienischen Meistern, mit Verleugnung jedes greifbaren Ausdrucks nur die abstracte Transcendenz der jenseitigen Herrlichkeit, die ewige, allem menschlichen Empfinden entrückte Harmonie der Sphären zu verkünden; schlug dagegen die moderne Kunst genau die umgekehrte Richtung ein, gewann hier eine Freiheit der individuellen Deutung Raum, die namentlich in dem gewaltigsten Gebilde der neueren Zeit auf diesem Gebiet, in der Beethoven'schen „Missa solemnis", mit ungestümer Hand an den objectiven Schranken der Gattung rüttelt: so haben in der Bach'schen Messe beide Seiten, Allgemeines und Besonderes, Form und Inhalt, feierlichste Erhabenheit und subjective Innerlichkeit, der Sieg über das Endliche und die reichste Mannigfaltigkeit der Charakteristik den engsten Bund mit einander geschlossen.

Auf meiner heutigen Tagesordnung steht noch der Bericht über eine ganze Reihe von Novitäten. Unsere moderne Instrumentalmusik cultivirt mit Vorliebe die Suite und die Serenade. Sie pflegt es dabei weit häufiger auf eine captatio benevolentiae abgesehen zu haben, als an die historisch überlieferte Eigenthümlichkeit dieser Kunstformen sich binden zu wollen. Allerlei verschämten Sinfonien, die einen Vergleich mit der überwältigenden Größe der Beethoven'schen Schöpfungen gern aus dem Wege gehen möchten, soll die anspruchslosere Bezeichnung zum Deckmantel dienen, der Hörer von vorn herein bedeutet werden, daß er einen leichter gewogenen Stimmungsgehalt, geringere Tiefe und Breite der thematischen Entwickelung, mit einem Wort Tongebilde von mehr genrehaftem Charakter zu gewärtigen habe. Hiergegen ist denn auch gewiß nichts einzuwenden, und es kam mir nur darauf an, die Sache in's Klare zu stellen. Die Bilse'sche Capelle hat Joachim Raff's zweite Suite F-dur in ungarischer Weise, dem Publicum des Concerthauses beschcert. Drei unter den sechs Sinfonien des Componisten, die letzte in D-moll, die fünfte „Leonore" und die dritte „Im Walde" dürfen sich glänzender Erfolge rühmen. Sie gaben Zeugniß von seltener Meisterschaft in allem Technischen, namentlich in der Behandlung des Klangwesens und zugleich von einer keineswegs landläufigen Rührigkeit der Erfindung. Hinter ihnen steht die ungarische Suite erheblich zurück; sie vermochte nicht den durch ihre Vorgänger so hoch gespannten Erwartungen zu entsprechen. Wie die meisten Raff'schen Orchesterarbeiten trägt auch sie ein Programm an der Stirn. Ihre fünf Sätze nennen sich „An der Grenze" — Ouvertüre, „Auf der Pußta" — Träumerei, „Bei einem Aufzug der Honved" — Marsch, „Volkslied und Variationen", „Vor der Czarda" — Finale. Das Instrumental-Colorit verräth durchweg die sichere Hand des gewiegten Praktikers, kann jedoch mit der intensiven Farbengluth der Wald- und Leonoren-Sinfonie nicht wetteifern. „An der Grenze" bleibt die Musik bis zum Finale, erst in ihm ist der ungarische Localton ganz getroffen. Die Ouvertüre strömt munter dahin, ohne sich indessen irgendwo zu prägnanterer Eigenart zu steigern. Fast eindruckslos gleiten am Ohr die drei mittleren Sätze vorüber. Der Componist gönnt offenbar seiner Production nicht die nothwendigen Pausen der Ruhe und Sammlung. Ihrer bedarf selbst das ergiebigste Talent; denn das künstlerische Schaffen ist in der Hauptsache nur das rechtzeitige Einheimsen dessen, was still und unbewußt in den verborgensten Tiefen der Seele gewachsen und gereift. Die besten und süßesten Früchte sind stets solche, die, kaum leise berührt, in die nach ihnen langende Hand fallen. Wer aber zu häufig ernten will, der läuft Gefahr, statt der goldenen Aepfel welkes Laub und dürres Gezweig vom Baume zu schütteln.

Eine Serenade von E. Rudorff ist uns sowol in der sechsten Sinfonie-Soirée der königlichen Capelle wie in einem von der königlichen Hochschule veranstalteten Concert dargeboten worden. Sie erwies sich als eine sehr sauber und zierlich gehaltene Arbeit, in der freilich nicht die unmittelbare Empfindung, sondern die geistreich geschäftige Reflexion das erste und letzte Wort hat. Man muß dem Componisten zugestehen, daß er es genau mit der Ueberschrift ge-

nommen, welche er seinem Werke gegeben. Es sollte eine wirkliche Serenade in dem kunstgeschichtlich, scharf begrenzten Sinn dieser Bezeichnung, keine Sinfonie in Schlafrock und Pantoffeln sein. Demgemäß trägt die Tonsprache den Charakter des Rococo, und einen ganz bestimmten äußeren Vorgang stellt sie uns dar. Wie die Musikanten herankommen, Halt machen, dienstbeflissen mit ihren feinsten Künsten aufwarten und endlich wieder davon ziehen, alles das spiegelt sich in ihr wieder. Was man jedoch vermißt, das ist die sorglose Natürlichkeit der Erfindung, die spielselige Anmuth, die quellende Fülle der Melodie. Gerade, weil die Gattung, um die es sich hier handelt, von Haus aus auf jeden tieferen Ernst verzichtet, muß sie uns durch blühende Sinnlichkeit entschädigen. Unter den sechs Sätzen der Serenade sind, wie mir scheint, am besten gerathen der erste, ein burlesker Marsch, und der vierte, ein behagliches Andantino.

Aus dem Programm der letzten Joachim-Abende muß ich zunächst das B-dur-Sextett von Brahms hervorheben. Mit seiner voll und kräftig strömenden Erfindung, seinem edlen Wohllaut, dem hellen Kunstverstand, der in der Gestaltung waltet, gehört es zu den Zierden der Nachbeethoven'schen Kammermusik. Unter den Werken neuesten Datums gibt es äußerst wenige, die sich gleich mittheilsam dem Genuß entgegen neigen, so überzeugend auf eine wahrhaft innere Nöthigung als auf ihre Quelle hinweisen. Wenn der treffliche Moritz Hauptmann in seinen Briefen an Hauser, einer unerschöpflichen Fundgrube musikalischer Weisheit, einmal ausrief: „der (Beethoven) sprach nicht, wenn er nicht etwas zu sagen hatte (er hatte freilich viel zu sagen), Andere sprechen so oft, blos weil sie doch einmal haben reden gelernt und weil nach ihrer Meinung auf op. 85 op. 86, 87 . . . . folgen muß", so zählt der Componist des Sextetts wahrlich nicht zu diesen „Anderen". Der erste Satz strotzt von Saft und Gesundheit, in ihm ist nichts ergrübelt und erkünstelt, sondern allenthalben nur organisches Wachsthum und fröhliches Gedeihen. Der zweite, ein Thema mit Variationen, gewinnt dieser so oft zu technischen Spielereien mißbrauchten Kunstform eine Reihe der glücklichsten Wirkungen ab. Leichter gewogen, aber darum keineswegs ohne individuelleren Stimmungsgehalt, sind das Scherzo und das Finale. Das C-moll-Quartett von Gernsheim trägt den Stempel eines rührigen, in künstlerischer Zucht und Sitte auferzogenen Talentes. Der Schwerpunkt des Werkes fällt in die zweite Hälfte, in das flotte Scherzo und das von Mendelssohn'scher Phantastik angehauchte Finale. Die ersten beiden Sätze sind zwar nicht leer ausgegangen, aber es fehlt ihnen der einheitliche Guß und Fluß. Statt zusammenhangsvoller Entwickelung gewahrt der Hörer ein buntscheckiges Nacheinander von Einzelheiten. Die Form, deren Klarheit übrigens gewahrt ist, erscheint nicht als etwas durch die innere Triebkraft der musikalischen Gedanken mit Nothwendigkeit Bedingtes, sondern als ein äußerlich vorgefundener, zur Aufnahme jedes beliebigen Inhalts bereiter Rahmen.

In dem von mir schon erwähnten Concert der königlichen Hochschule gelangte auch ein geistlicher Chor von Friedrich Kiel „Fern im Osten wird es helle" op. 63 Nr. 2 zur Aufführung. Ein schöner Novalis'scher Text liegt ihm zu Grunde, und wie der Dichter die Worte, so hat auch der Componist die sie deutenden Töne aus dem tiefsten Grunde seines Gemüthes geschöpft. Alles zeugt hier von einer fest in sich geschlossenen Individualität, die in den reinen Regionen des Ideals ihre Heimath gefunden. Meisterliche Technik und mildeste Innigkeit des Ausdrucks sind in dieser Arbeit zu vollendeter Harmonie verschmolzen.

Otto Gumprecht.

Die Berliner Conferenz
zur Einigung über die Grundsätze der deutschen Rechtschreibung.

Ein braunschweigischer Eisenbahnbeamter, der sich im Jahre 1863 in einer eigenen Schrift „über die Umbildung der deutschen Rechtschreibung" vernehmen ließ, hat den Zustand unserer Orthographie auf ergötzliche Weise versinnlicht, indem er seine eigene orthographische Lebens- und Leidensgeschichte erzählte.

Seine orthographische Erziehung erhielt er nach dem System Heyse, dann auf eigene Füße gestellt, wählte er erst K. F. Becker, späterhin Jacob Grimm als Führer und Leitstern. Aber diesem Vorbild konnte er als Beamter, um des allzu großen Widerspruchs gegen das Herkömmliche willen, gegen den die Kanzlei protestirte, nicht unbedingt folgen. Er arbeitete daher für den Geschäftskreis der braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirection eine officielle Orthographie aus, der er sich in amtlichen Actenstücken bediente, die er aber für seine eigenen Arbeiten mit einer mehr reformirten vertauschte. Er sei also, klagt er, fortwährend in der Lage, nach zwei verschiedenen Rechtschreibungen Schriftstücke zu verfassen. „Daneben aber" — fährt er fort — „muß ich verschiedene andere Rechtschreibungen einlernen, um meinen Kindern in ihren Schularbeiten nachhelfen zu können. Die Nachhilfe ist dann zugleich mit einer Warnung verbunden, ja nicht zu schreiben wie Papa schreibt, sondern lediglich wie der zeitige Lehrer und die zeitige Sprachlehre es will." Schade, daß der Mann nicht die Zahl seiner Kinder angibt, es hätte sich für seine Qualen sonst ein numerischer Ausdruck finden lassen, der unserer statistisch gesinnten Zeit gewiß imponiren würde. Wenn nicht jeder andere Deutsche diese Qualen auf dieselbe Weise und in demselben Maße empfindet: irgendwie empfindet er sie gewiß.

Die Orthographen ergehen sich gern in entrüsteten Schilderungen des schimpflichen Unverstandes unserer herkömmlichen Orthographie: das schimpflichste aber und das unverständigste ist das gegenwärtig herrschende Schwanken. Die schlechteste Orthographie, wenn sie allgemein angenommen und allgemein befolgt würde, wäre besser als diese von Jahr zu Jahr gesteigerte Unsicherheit, die für jeden gebildeten Sinn einen wahrhaft barbarischen Eindruck macht und uns vor dem ganzen civilisirten Europa zur Schande gereicht.

Correctes Schreiben gilt ebenso als ein Erforderniß der Bildung wie reine Hände. Wenn einem Volke der Begriff einer correcten Orthographie abhanden kommt, so ist es gerade so, als wenn ihm der Gebrauch der Seife abhanden käme.

Es war daher höchste Zeit, daß die deutschen Regierungen die Sache in die Hand nahmen, um den wüsten Reformgelüsten der Schulmeister endlich einen Riegel vorzuschieben. Auf die Initiative Preußens hin trat zu Anfang dieses Jahres in Berlin eine Conferenz von 14 Mitgliedern zusammen, welche vom 4.—15. Januar tagte und deren Elaborat, wenn es von den deutschen Regierungen angenommen und in den Schulen zum Gesetz erhoben würde, die ersehnte Einheit wenigstens für die Schulen des Deutschen Reiches herstellen könnte.

Sieben von den Mitgliedern der Conferenz gehörten durch ihren gegenwärtigen oder früheren Lebensberuf der Schule an: die Herren Duden (Schleiz), Höpfner (Coblenz), Imelmann (Berlin), Klix (Berlin), Kraz (Stuttgart), Kuhn (Berlin) und Wilmanns (Greifswald).

Die anderen sieben Theilnehmer waren: Herr O. Bertram (Halle), Vertreter des deutschen Buchdruckervereins; Herr Dr. Toeche (Berlin), Vertreter des Verbandes der deutschen Buchhändler Herr Dr. Sanders aus Altstrelitz, der seit lange für die Einheit der deutschen Orthographie im conservativen Sinne wirkt; Herr Dr. Frommann, zweiter Vorstand des germanischen Museums (Nürnberg); endlich die Universitätsprofessoren Bartsch (Heidelberg), Rudolf von Raumer (Erlangen) und der Unterzeichnete.

Es war eine eigenthümliche Fügung, daß die Conferenz unter dem Vorsitze des Geh. Regierungsrathes Dr. Bonitz tagte, der schon wiederholt auf bedeutsame Weise in die Entwickelung unserer Rechtschreibung eingegriffen hatte. Im Jahre 1852, als Professor in Wien und Redacteur der österreichischen Gymnasialzeitschrift, veranlaßte er Carl Weinhold zu der Abhandlung, welche — wenn ich so sagen darf — das Signal zu einer reactionären Umwälzung unserer Orthographie gegeben hat und jenen Standpunkt begründete, den wir jetzt den pseudo-historischen zu nennen pflegen. Die mittelhochdeutsche Schreibung sollte maßgebend werden für die neuhochdeutsche, das dreizehnte Jahrhundert sollte dem neunzehnten Gesetze dictiren. Ja die Sprache selbst sollte zurückgeschraubt werden; Wörter wie Sintflut, Eräugnis sollten, der herrschenden Aussprache zum Trotz, neu durchgesetzt werden.

Erschreckt durch die ungeahnten Forderungen Weinhold's, wandte sich Bonitz an Rudolph von Raumer, der es unternahm, die aus Rand und Band gekommene Bewegung wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Er stellte im Jahre 1855, ebenfalls in der österreichischen Gymnasialzeitschrift, die Grundsätze fest, welche seitdem die herrschenden geworden sind. Ich hebe die wichtigsten, im wesentlichen mit seinen eigenen Worten, hervor.

„Wir haben eine in den meisten Punkten übereinstimmende Rechtschreibung und an diese Rechtschreibung haben wir uns zunächst zu halten.

„Die bisherige Rechtschreibung hat sich bestrebt, die Aussprache der Gebildeten durch Schriftzeichen wiederzugeben.

„Die deutsche Rechtschreibung ist weder zu einem vollständigen Abschluß gelangt, noch hat sie ihr Princip folgerichtig und mit glücklicher Verwendung ihrer Mittel durchgeführt. Der erste Umstand macht weitere Feststellungen nothwendig, der zweite erweckt den Wunsch nach zweckmäßigen Aenderungen unserer Rechtschreibung.

„Der bei allen neuen Festsetzungen und Aenderungen unserer Rechtschreibung zuerst in Betracht kommende Gesichtspunkt ist, daß die in der Hauptsache vorhandene Uebereinstimmung der deutschen Rechtschreibung nicht wieder zerrissen werde. Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommneren vorzuziehen, wenn diese vollkommnere auf einen Theil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue und keineswegs gleichgiltige Spaltung hervorruft.

„Daraus ergibt sich schon, daß alle neuen Festsetzungen sich möglichst dem Vorhandenen anschließen, alle Aenderungen maßvoll und behutsam vorgenommen werden müssen. Denn nur so wird man in der Hauptmasse einig bleiben, das Zwiespältige nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Ganzen ausmachen.

„Festsetzungen und Aenderungen müssen sich dem Grundcharakter unserer bisherigen Orthographie anschließen. Dieser ist aber ein überwiegend phonetischer, ausgesprochen in dem Grundsatz: Bring deine Schrift und Aussprache möglichst in Uebereinstimmung."

Mit vollem Rechte wurden diese echt-historischen Principien von der überwiegenden Zahl der Gelehrten und Schulmänner als eine wahre Erlösung begrüßt. Ihnen konnte man sich freudig anschließen. Man mußte nur die vorsichtige Fassung festhalten, in der sie selber auftraten. Man durfte nicht das Stichwort „phonetisch" zum Ausgangspunkt einer neuen Revolution machen, welche viel schlimmer wäre, als die früher beabsichtigte pseudo-historische.

Die Consequenzmacherei ist in allen praktischen Dingen vom Uebel; bei der Orthographie würde sie die äußere Gestalt unserer Litteratur so stark verändern, daß sich ein Theil der Nation plötzlich von ihr abgeschnitten sähe.

Es ist leicht zu zeigen, daß jeder consequente Phonetiker sich zu der Schreibung: das fi, des fies, statt Vieh, Viehes, gedrängt sieht, wie denn die schweizerischen Lehrer wirklich schon dabei angelangt sind. Das h in Viehes ist für die Aussprache ebenso wenig nothwendig als in blühen, sehen, neben denen das gleichgebildete säen längst ohne h feststeht. Das gedehnte i in Biber, Bibel,

Igel drückt niemand durch ie aus, also kann das ie für langes i überall sein e verlieren. Das f klingt vollkommen wie v; das v kann ohne Schaden ganz aus der Schrift verschwinden. So gelangen wir zu fi.

Man könnte daher die consequenten Phonetiker die fi-Partei nennen. Diese Partei ist noch schwach, aber sie ist vorhanden, auch im deutschen Reich. Rudolf v. Raumer darf für ihre Existenz nicht verantwortlich gemacht werden, denn er ist sich stets bewußt geblieben, daß maßvoller Sinn und Tact in der Orthographie wichtiger sind, als Logik und Consequenz.

Sechzehn Jahre nach dem Erscheinen von Raumer's berühmten Abhandlungen war es wieder Bonitz, der als Director des Grauen Klosters im Verein der Berliner Gymnasiallehrer den Antrag stellte, es möge auf Grund der Raumer'schen Principien ein die orthographischen Regeln und Wörterverzeichniß enthaltendes Schulbuch abgefaßt werden. Der Antrag wurde angenommen, das Schulbuch erschien und fand so weite Verbreitung, daß es an seinem Theile schon in hohem Maße beigetragen hat, die Einheit zu fördern.

Derselbe Bonitz nun präsidirte als vortragender Rath des Cultusministeriums der orthographischen Conferenz vom 4. Januar. Rudolf v. Raumer hatte die Vorlage verfaßt, nach welcher berathen wurde. Drei Mitglieder der Commission, welche das Berliner Regelbuch ausgearbeitet hatte (Imelmann, Kuhn, Wilmanns), nahmen an der neuen Berathung Theil.

Professor Müllenhoff, den wir in der Conferenz schmerzlich vermißten und den man mit großem Unrecht für einen Anhänger der pseudo-historischen Richtung ausgibt, hatte schon 1864 in ministeriellem Auftrag eine Anweisung zur deutschen Rechtschreibung entworfen, welche folgende Sätze an die Spitze stellt:

„1. Schreibe dem Herkommen und dem allgemeinen Gebrauche gemäß, soweit derselbe feststeht.

„Aber dieser Regel ist hinzuzufügen:

„2. Widerstrebe zweckmäßigen und leichten Verbesserungen nicht, die die Schreibung vereinfachen und sie in sich übereinstimmender machen.

„Widerstrebe aber allen Vorschlägen, die auf eine unhistorische, rein phonetische Schreibung abzielen.

„3. Wo der Gebrauch schwankt, ist unbedingt immer die einfachere Schreibung der umständlicheren, die historisch begründete der unbegründeten und mißbräuchlichen vorzuziehen."

Man erkennt leicht die wesentliche Uebereinstimmung mit Rudolf v. Raumer. Mit der unhistorischen, rein phonetischen Schreibung sind die Grundsätze der fi-Partei gemeint. Und wenn Müllenhoff bei schwankendem Gebrauch die historisch begründete Schreibung vorzieht, so hat sich ihm Herr v. Raumer in seiner Vorlage für die Conferenz in vielen Punkten angeschlossen. Er ruft die Geschichte des Wortes herbei, wo die Aussprache schwankt oder wo die Schreibung für die Aussprache gleichgiltig ist. Er konnte sehr wohl darin etwas weiter gehen, ohne sein Princip zu verletzen, und z. B. läugnen, herschen schreiben, um der alten Form der Worte näher zu bleiben.

Unter allen Mitgliedern der Conferenz stand Herr Dr. Sanders den Principien Müllenhoff's am nächsten, insofern auch von ihm die Wahrung des Herkommens als die Grundlage der orthographischen Einigung angesehen wird. Und hinter Dr. Sanders stand und steht — man darf es ohne Uebertreibung aussprechen — fast die gesammte öffentliche Meinung: die Mehrzahl der Gebildeten ebenso, wie die überwiegende Mehrheit des deutschen Schriftstellerstandes. In zahlreichen Beurtheilungen der Sanders'schen Schriften kam diese öffentliche Meinung zum Ausdruck. Und es ist vollkommen richtig, was ein Aufsatz der „Nationalzeitung" bemerkte (30. October 1875): „Der Fundamentalsatz von Sanders' Theorie, an dem Feststehenden und allgemein Ueblichen möglichst wenig zu rütteln, hat sich die Zustimmung aller Kreise gewonnen." Ein Buchdruckerjournal erklärte um dieselbe Zeit: „Wir Leute von der

Presse nehmen, beinahe wol ohne Ausnahme, für Sanders und seine Lehre Stellung." Und ein Vertreter der Praxis in der Conferenz, Herr Bertram, sprach vor dem Zusammentreten der Conferenz die Hoffnung aus, es werde der erste Müllenhoff'sche Grundsatz den Berathungen der Commission zu Grunde gelegt werden, „damit wir — sagt er — im Stande sind, Bücher und Zeitungen in ein Gewand zu stecken, welches dem Publicum nicht auffallend und fremdartig entgegentritt. Denn freilich — fährt er fort — wenn dies nicht der Fall wäre, und es würden etwa, im Vertrauen auf die Omnipotenz des Staates, durchgreifende Aenderungen des seitherigen Gebrauches beschlossen, so würden wir Buchdrucker, die wir zugleich Verlagsbuchhändler sind, es uns wohl zu überlegen haben, wie weit wir den betreffenden Vorschlägen und Anordnungen Folge zu leisten im Stande sind." Herr Bertram weist ferner darauf hin, daß deutsche Schulbücher zum Theil einen internationalen Markt haben: es müsse daher mit Maß und Vorsicht verfahren werden; es dürfe „nicht etwa mit wissenschaftlichen Principien experimentirt werden"; es müsse den deutschen Zeitungen und Zeitschriften möglich gemacht werden, in den Millionen ihrer Blätter, welche sie zum Theil, wie die Gartenlaube, über den ganzen Erdball verbreiten, die neue Orthographie zu Grunde zu legen.

Unter solchen Auspicien trat die Conferenz zusammen. Die fi-Partei war nicht vertreten. Der einheitliche Charakter der Conferenz schien verbürgt. Fast alle Theilnehmer hatten sich, theoretisch oder praktisch, schon vorher für eine maßvolle Behandlung der Sache ausgesprochen. Wenn man auch nicht erwarten durfte, daß die Majorität sich den strengen Conservatismus des Herrn Dr. Sanders aneignen werde, so hatte man doch Grund zu hoffen, daß man nur in einigen wenigen bescheidenen, innerhalb der letzten Decennien hinlänglich vorbereiteten Reformen kühner vorangehen werde.

Es kam leider anders. Herr v. Raumer hatte den Regeln und Wörterverzeichniß, welche der Berathung zu Grunde gelegt werden sollten, Erläuterungen beigefügt. Und in diesen Erläuterungen war eine sehr radicale Aenderung vorgeschlagen, von welcher die ursprüngliche höchst maßvolle Vorlage nichts wußte.

Das war nun an sich nicht schlimm. Wenn man z. B. beide Schriften, die doch gedruckt wurden, in einer größeren Anzahl von Exemplaren drucken ließ und publicirte, so war der öffentlichen Kritik Gelegenheit gegeben, sich darüber auszusprechen und sich auf die Seite der Vorlage oder auf die Seite der Erläuterungen zu stellen. Je nachdem das öffentliche Urtheil ausfiel, konnte die Regierung sich von vornherein für die eine oder für die andere Auffassung erklären. Sie konnte auch der Conferenz eine allgemeine Directive darüber geben, ob sie größeren Werth auf die Einigung oder auf die Reform lege. Denn, wenn es sich um die praktische Durchführbarkeit von theoretischen Ansichten handelt, so versteht davon, nach meiner Ansicht, ein Staatsmann mehr, als der Theoretiker, welcher jene Ansichten aufstellt.

Dieses alles aber war nicht geschehen und so befand sich die Conferenz in der für eine berathende Versammlung immer höchst mißlichen Lage: nach zwei verschiedenen Vorlagen berathen zu müssen. Es waren dadurch von vornherein zwei Parteien geschaffen. Je nachdem Einer sonst in praktischen Dingen lieber vorsichtig oder lieber kühn ist, war er geneigt sich der einen oder der anderen Vorlage anzuschließen. Ja, wer für sich allein vorsichtig gewesen wäre, der wurde durch kühnere Genossen mit fortgerissen und von seinem eigenen früheren Standpunkte abgedrängt. Während z. B. der Vertreter der Buchdrucker vor der Conferenz seine Mahnungen zur Mäßigung ausdrücklich mit dem Hinweis auf Würtemberg unterstützte, wo man weitgehende Aenderungen vielleicht nicht annehmen würde, um die bereits festgestellte offizielle Schul-Orthographie nicht zu gefährden: — so gab jetzt Herr Professor Kraz aus Stuttgart die Erklärung ab, Würtemberg würde sich den Beschlüssen der Conferenz jedenfalls fügen, an Würtemberg solle es nicht fehlen. Hierdurch fand sich der Vertreter der Buchdrucker bewogen, seinerseits zu erklären: die Buchdruckereien für sich würden nicht kühn vorangehen; aber wenn die Schule voranginge, an ihnen würde es nicht fehlen.

Die zahlreichen Vertreter der Schule umgekehrt meinten: sie für sich allein hätten nicht gewagt voranzugehen, aber wenn die Praxis sich ihnen anschlösse, an ihnen solle es nicht fehlen.

Man übersah dabei ganz, daß der zweite Vertreter der Praxis, der nicht so sehr mit der Schule als mit dem Leben Fühlung hat, sich entschieden gegen die Durchführbarkeit einer weitgehenden Aenderung aussprach. Man vergaß, daß niemand in dem Sinne ein Mandat hatte, daß seine Abstimmung als bindend für seine Committenten angesehen werden konnte. Man vergaß, daß man überhaupt keine für irgend jemand bindenden Beschlüsse zu fassen, daß man nur einen Antrag zunächst an eine deutsche Regierung zu stellen hatte, daß man im Begriffe stand sich von der offen und laut geäußerten öffentlichen Meinung auf die bedenklichste Weise zu entfernen, und daß man unmöglich einer Regierung empfehlen könne, Grundsätze anzunehmen und durchzusetzen, welche die öffentliche Meinung gegen sich haben, tief in die Lebensgewohnheiten jedes Einzelnen einschneiden und daher allen Feinden dieser Regierung neue und sehr wirksame Waffen in die Hand geben würden.

Die Rücksicht auf die Schule überwog; das Machtgefühl des Lehrers, der seinen Schülern befehlen kann, was er will, schien die Conferenz in ihrer überwiegenden Majorität zu leiten. Man schien sich der Ungerechtigkeit nicht bewußt zu werden, welche darin lag, daß man die ganz überwiegende Mehrheit aller Lesenden und Schreibenden im deutschen Volke durch die Schule, alle Erwachsenen durch die Kinder, die gegenwärtige Generation durch die künftige zu majorisiren unternahm. Und so faßte man Beschlüsse, welche meiner innigsten Ueberzeugung nach nicht geeignet sind, die herrschende Verwirrung zu vermindern; welche im Gegentheile dazu beitragen müssen, dieselbe zu vermehren, und welche überdies, wenn ich nicht irre, ohne theoretische Berechtigung sind.

Ich will versuchen kurz zu sagen, um was es sich handelt.

Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung haben bisher eine ganz bestimmte Richtung eingehalten. Vieles, was sehr leicht und mit großer Consequenz zu beseitigen wäre, ist so festgewurzelt, daß es kein verständiger Reformer bis jetzt angetastet hat. Der Unterschied zwischen ä und e, zwischen ai und ei, zwischen f und v könnte ohne Schaden verschwinden, und durch e, ei, f ersetzt, die ä, ai, v könnten gänzlich aufgegeben werden. Aber dieser Unterschied ist, abgesehen von geringen Schwankungen, außerhalb der Frage geblieben. Die ganze Bewegung dreht sich vielmehr um die Bezeichnung der gedehnten Vocale.

Unsere Schrift wendet, seltsamer Weise, nicht Eine Methode, sondern eine ganze Reihe von Methoden an, um diese Dehnung ersichtlich zu machen.

Erstens die Verdoppelung wie in Aar, Meer, Moor.

Zweitens nachgesetztes e: liegen, Sieg u. a.

Drittens nachgesetztes h: Jahre, mehr, Mohr.

Viertens ein h, das nicht dem langen Vocale, sondern einem vorhergehenden oder nachfolgenden t beigefügt wird: Thal, thun, Rath, Muth statt: Tahl, tuhn, Raht, Muht.

Fünftens wird der Laut des scharfen s im Innern der Wörter nach langen Vocalen durch ß, nach kurzen Vocalen durch ss bezeichnet: Wasser, wissen, müssen, Flüsse, aber mäßig, fließen, Füße, heißen, außer.

Sechstens bleibt der Vocal unbezeichnet. Das i in wir, mir, dir ist genau ebenso gedehnt, wie das i in ihr; das i in wider genau ebenso, wie in wieder, das a in ich war genau ebenso wie das in wahr oder in Waare.

Welche Verkehrtheit, so verschiedenartige Mittel in Anwendung zu bringen, während ein einfacher Accent auf den gedehnten Vocalen ganz dieselben und viel sicherere Dienste geleistet haben würde!

Die Unzweckmäßigkeit liegt auf der Hand, und das Streben, einen solchen Zustand abzustellen, konnte nicht ausbleiben. Auch hat sich in der That die Neigung entschieden geltend gemacht, jede Auszeichnung des langen Vocales fallen zu lassen.

Man schreibt bereits ganz allgemein Name, nämlich, beten, gebieten und nicht mehr Nahme, nähmlich, bethen, gebiethen; wol statt wohl ist sehr häufig, nicht minder Gemal, Gemalin, Vermälung, allmälich; auf die zweierlei scharfen s verzichten wir willig im Auslaut, wo Fuß und Fluß sich nicht unterscheiden, und auch im Inlaut, wenn ein Buch in sogenannten lateinischen Lettern gedruckt ist: da erscheint Flüsse ebenso wie Füsse. Vor ch und sch und vor Doppelconsonanten hat man eine Unterscheidung nie eingeführt: das lange Buch wird geschrieben wie das kurze Bruch, das lange wusch wie das kurze Busch, das lange Bart wie das kurze hart.

Es fragte sich, wie die Conferenz zu allen diesen Bezeichnungsweisen des langen Vocales sich verhalten würde.

Die größte Uebereinstimmung herrschte bezüglich des vierten Punktes. Man war fast allgemein entschlossen, das th in deutschen Wörtern abzuschaffen; nur Dr. Sanders wollte es erhalten.

Die Gründe, welche die Majorität bestimmten, waren die folgenden:

Es ist widersinnig, die Länge des Vocals am vorhergehenden oder folgenden Consonanten zu bezeichnen. In Thurm und Wirth ist nicht einmal der Vocal lang, Thurm und Wirth haben ihr h nach dem alten Orthographenwitz nur, weil sie beide dick sind. Das th hat weder eine historische noch eine phonetische Berechtigung, es lautet absolut nicht anders als das einfache t; Wörter wie Thron, Theodorich, Mathilde, in denen es historisch begründet ist, sollen es nicht verlieren. Das fremde th kann aus neuhochdeutschen Wörtern mit eben solcher Sicherheit herausgeworfen werden, wie seiner Zeit das fremde y. Die Regel ist leicht durchzuführen, weil sie keine, auch gar keine Ausnahmen erleidet. Sie ist thatsächlich schon in vielen gedruckten Büchern durchgeführt, Jedermann kann sich überzeugen, wie so ein Buch aussieht: und es ist leicht zu bemerken, daß die Reform günstig wirkt und daß man sich ohne Mühe hinein findet.

Schwieriger gestalteten sich die Erörterungen beim scharfen s.

Vorgeschlagen war die alte Lieblingslehre der Orthographen: man sollte den Auslaut wie den Inlaut schreiben, also Fuſs, Füſse, aber Fluss, Flüsse; in deutscher Schrift Fuß, Füße, aber Fluſs, Flüſſe.

Bei der ersten Lesung fand sich eine Majorität (8 gegen 6) gegen diese Regel, was die deutsche Schrift anlangt; aber eine Majorität für die Regel, sofern es sich um lateinische Schrift handle. Bei der zweiten Lesung wurde die Regel mit 10 gegen 4 Stimmen für lateinische und deutsche Schrift angenommen.

Wenn wir den Doppellaut z durch ts ausdrückten und sehen daher, wie die Franzosen, z für weiches s, aber s für scharfes s anwenden könnten, so wären wir bald mit der Frage im Reinen. Wir würden lezen, razen, preizen, fuzzeln, duzzeln schreiben, aber Fus, Füse; Fluss, Flüsse. So lange wir eine solche feinere Unterscheidung nicht besitzen, scheint es mir mißlich, das häßliche Zeichen ſs neu einzuführen. Es ist ohnedies schon ein Unheil, daß wir in deutscher Schrift die Unterscheidung des ſ und s besitzen, für deren Anwendung sich eine befriedigende Regel bis jetzt nicht aufstellen ließ: denn wenn man z. B. Gleisner schreibt, warum soll man nicht auch unsrer schreiben? Sollen wir nun zu diesem fatalen Unterschied zwischen ſ und s auch noch den zwischen ſſ und ſs mit allen Feinheiten der Anwendung (haſst, läſst, häſslich und dergl.) fügen? Die lateinische Schrift mit ihrem in zahlreichen Büchern durchgeführten Füssen, fliessen zeigt, daß wir uns mit dieser Feinheit nicht zu belasten brauchen. Denn ein Mißverständniß oder ein anderes Unglück ist aus dieser Schreibung meines Wissens noch nicht entstanden.

Wenn im „Reichsanzeiger" zu lesen steht, daß in der Conferenz der Antrag gestellt wurde, im lateinischen Druck ß und ſſ ohne Unterschied durch ss wiederzugeben: so kann ich bestimmt versichern, daß diese Angabe irrig ist. Es wurde blos die Erklärung zu Protokoll gegeben, daß man diese im lateinischen Druck entschieden

herrschende Schreibung „für keinen Mißbrauch halte". Als solcher war sie nämlich in den Erläuterungen des Hrn. v. Raumer bezeichnet worden.

So viele Bedenken den Beschlüssen der Majorität über das s auch entgegenstehen, so unwahrscheinlich es ist, daß sie allgemeine Annahme finden: irgend gefährlich sind sie nicht; es wird blos eine schon bestehende und bis jetzt in der Minorität befindliche Schreibung durch eine größere Autorität getragen werden und sich in Schulen weiter verbreiten.

Auch der zweite der obigen Punkte wurde durchaus maßvoll erledigt. Das ie wurde im Allgemeinen nicht angetastet. Daß man den Unterschied zwischen wider und wieder aufheben will, ist gewiß zu billigen. Wir ersparen dadurch endlose Schwierigkeiten. Ueber die Frage, ob in Wörtern wie Widerhall, erwidern das wider (gegen) oder das wieder (abermals) enthalten sei, war nie Einigung, wird nie Einigung sein und kann nie Einigung sein. Also geben wir den Unterschied auf und lassen wir zwei Wörter zusammenrinnen, welche historisch eins sind. Ist es doch nie Jemandem eingefallen, das entgegensetzende aber und das aber in abermals durch die Schreibung zu unterscheiden.

Ganz anders stand es mit dem ersten und dritten Punkt: Vocalverdoppelung und Dehnungs-h.

Herrn v. Raumer's erste Vorlage hatte nur geleistet, was Jedermann erwartete: Fixirung des Schwankenden im Sinne der Vereinfachung. Sie gab die Verdoppelung auf in Wörtern wie bar, Maß, Schaf, Schar, Herd, Los, Schoß u. a. Sie gab das h auf in Wörtern wie Hoffart, Kranich, Mal, malen, gebären, Märchen, gebüren und einigen anderen.

Raumer's Erläuterungen aber überraschten uns mit einer seltsamen Regel: bei a, o, u und den Umlauten ä, ö, ü sollte Verdoppelung und Dehnungs-h überhaupt verschwinden — beim e und i sollte alles unangetastet bleiben. Die Regel erlitt eine große Anzahl Ausnahmen, durch welche gewisse Unterscheidungen gleichlautender Wörter wie Uhr und Ur, wahr und ich war aufrecht erhalten werden sollten.

Die Conferenz erhob diese Regel zum Beschluß, indem sie die Ausnahmen zwar reducirte, aber doch nicht ganz hinwegschaffte. Auch soll in verwandten Wörterreihen, welche Formen mit innerem e aufzuweisen haben, das h durchweg beibehalten werden. Also mahlen, Mühle wegen Mehl; befahl, befohlen wegen befehlen; ebenso stahl, gestohlen, nahm wegen stehlen, nehmen. Ferner Ohm, allmählich wegen des verwandten Ohm, allgemach. Endlich bleibt h in blühen, mähen und vielen anderen, wo es kein Dehnungszeichen ist und die Silben trennt, obgleich säen zeigt, daß das h nicht nöthig ist. Wegen drehen, nähen wird aber auch Draht, Naht geschrieben; jedoch nicht Blühte, sondern Blüte trotz blühen.

Man beruft sich darauf, daß nunmehr Consequenz herrsche. Wal, wälen werde geschrieben wie schmal, schmälern, lam wie Gram, Wan wie Schwan, faren wie sparen, wonen wie schonen, stönen wie krönen, Mume wie Blume, füren wie spüren.

Aber genau dieselbe Betrachtung läßt sich auf Wörter mit innerem e und i ausdehnen. Man schreibt Schere, scheren, bescheren. Den Unterschied zwischen Scheere, scheeren und bescheren, den der alte verdiente Lexikograph Frisch noch festhalten wollte, haben wir längst aufgegeben: schon Adelung und Campe schreiben diese Wörter gleich und zwar mit einfachem e. Warum also nicht Were (sich zur Were setzen), weren, keren, leren (für leeren und lehren), zeren, verseren? Adelung schreibt Schmer und quer: warum also nicht mer, ser, Landwer, Mer, Her, ler? Adelung schreibt schel, ein scheler Blick, mit schelen Augen; die Conferenz hat Hel (eines Dinges kein Hel haben) und helen, verhelen (wegen verholen, unverholen) beschlossen: warum also nicht Fel, Mel, befelen, empfelen, stelen, Kele? Wir schreiben wider, Biber, Igel: warum nicht nider, Flider, Gefider, liber, Sigel u. s. w.?

Raumer erinnert zur Begründung des von ihm statuirten Unterschiedes an die alte Anekdote von dem Menschen, der das Inhaltsverzeichniß eines Gebetbuches liest: Gébet am Morgen, Gébet am Abend, Gébet am Sonntag, und außer sich geräth, daß er immerfort geben soll. Aber Herr von Raumer schlägt doch nicht vor, zu der Schreibung Gebeth zurückzukehren. Und doch muß er, um selbst nur diese Anekdote sofort verständlich zu machen, zu dem Accente greifen.

Die Anwendung ergibt sich leicht. Entweder schaffe man die Vocalverdoppelungen und Dehnungs-h consequent mit einem Male fort und bediene sich des Accentes, wo ein Mißverständniß entstehen kann. Oder, wenn man dazu den Muth nicht hat, wenn man dazu die Zeit noch nicht gekommen glaubt, so lasse man die Dehnungszeichen im Allgemeinen vorläufig unangetastet. Geht die Reformbewegung weiter, verlangt die neben der Orthographie der Schulen, Aemter, Druckereien, Zeitungen hergehende Privatorthographie stärkere Vereinfachungen, so mag man nach Jahrzehnten von neuem zusehen, was zu machen ist, ob eine abermalige Vereinfachung des schon Schwankenden oder eine radicale Tilgung der Dehnungszeichen.

Man sagt, es müsse befehlen geschrieben werden, damit Niemand befelen lese. Man verweist auf seltsame Wortbilder wie Semmelmel und ererbietig. Aber ist jenes befelen anders als bewegen, gewesen und zahllose ähnliche Wörter, in denen von drei e-en das mittlere lang und betont ist? Und sind jene doppelten und doch verschiedenen mel und er anders, als das doppelte ge in gegeben, zugegen, an welchem Niemand Anstoß nimmt?

Wenn man Diejenigen der Inconsequenz zeihen will, welche zwar für die Abschaffung des th, aber nicht für die Abschaffung der Dehnungszeichen stimmen wollten, so ist das ein Vorwurf, der für keinen Einsichtigen der Widerlegung bedarf und der nur deshalb in der Conferenz ohne Widerlegung blieb. Es ist doch wol leicht zu begreifen, daß man sich entschließt, eine bewährte Maßregel zu empfehlen, die sich consequent durchführen läßt — daß man sich aber nicht entschließt, eine unbewährte Neuerung zu empfehlen, welche nur neue Inconsequenzen an die Stelle der alten setzt.

Die Conferenz hat sich, meiner Ansicht nach, durch den Beschluß über die Dehnungszeichen sehr weit von ihren eigenen, früher proclamirten Grundsätzen entfernt. Sie hat sich nicht darauf beschränkt, nur Aenderungen, die in dem bisherigen Entwickelungsgange schon angebahnt und vorbereitet waren, zur Durchführung zu bringen. Sie hat vielmehr eine gar nicht vorbereitete, erst jetzt, erst unmittelbar vor der Conferenz und für die Conferenz aufgestellte Regel zum Gesetz erhoben, welche mindestens als wissenschaftlich controvers bezeichnet werden darf: und kann eine wissenschaftlich controverse, ganz neue, der allgemeinen wissenschaftlichen Discussion noch niemals preisgegebene Ansicht so plötzlich zur maßgebenden Regel deutscher Orthographie gemacht werden? Kann sie auf Annahme rechnen bei den Deutschen außerhalb des Deutschen Reiches?

Auch in Oesterreich haben 1869 officielle Conferenzen über deutsche Orthographie stattgefunden, die, ich weiß nicht recht, weshalb, schließlich ohne greifbares Resultat blieben. Aber ich war genau unterrichtet, wie weit man dort gehen wollte; über die Principien und das Maß der Reform war keine Meinungsverschiedenheit. Man hielt sich innerhalb der Grenzen ungefähr, welche Raumer's erste Vorlage beobachtete. Wurde im Wesentlichen diese Vorlage zum Gesetz erhoben, so war die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Oesterreich sich dem Elaborate der deutschen Commission anschließen würde.

Aber vergeblich machte eine schwache Minorität auf diese und ähnliche Gesichtspunkte aufmerksam. Einer der Verfasser des Berliner Regelbuches hielt uns entgegen: „Ja, wenn wir nicht weiter gehen wollten als im Berliner Regelbuch, da hätten wir uns gar nicht zu versammeln brauchen, da hätten wir ja blos das Berliner Regelbuch zum Gesetz erheben können." Eine Aeußerung, die ich nur der Curiosität wegen hier verzeichne.

Die Majorität wiegte sich in dem Glauben, als ob eine so berufene Conferenz

den Charakter der Reformbewegung ändern und dieselbe beschleunigen könnte, während sie doch klärlich nur im Stande ist, die Durchführung zu beschleunigen und präciser zu machen.

Wenn es auch nicht gelang, die Majorität von der Unrichtigkeit des neuen, durch sie zum Beschluß erhobenen Gesichtspunktes zu überzeugen: so brach sich doch die Sorge um die Durchführbarkeit so weitgehender Aenderungen im Laufe der Sitzungen mehr und mehr Bahn. Und schließlich stellte Professor von Raumer den Antrag: falls die Annahme jener Regel über die Dehnungszeichen auf unüberwindliche Hindernisse stoße, die unveränderte erste Vorlage zur Annahme zu empfehlen.

Dieser Antrag wurde mit 9 Stimmen gegen 5 angenommen und damit hoffentlich bewirkt, daß wir die Einigung nicht als gescheitert, die Mühe und Anstrengung von zehn Tagen nicht als verloren betrachten müssen.

Der Standpunkt der Minorität ist klar und ruhig in der officiellen Bekanntmachung von Seiten des Börsenvereins der deutschen Buchhändler im „Börsenblatt" 1876 Nr. 24 vertreten. Der streng sachlich gehaltene Bericht Dr. Toeche's hebt sich vortheilhaft ab von einer früheren, O. B. gezeichneten, mehr feuilletonistisch gehaltenen Correspondenz desselben Blattes.

Was sonst die Presse anlangt, sofern darin nicht unmittelbar die Majorität ihre Meinungen zum Ausdruck brachte, so hat sie sich fast ausnahmslos auf die Seite der Minorität gestellt. So die „Neue Freie Presse" in Wien, die „Augsburger Allgem. Zeitung," die „Elberfelder Zeitung" u. a. Ein so angesehener Publicist, wie Lammers, hatte schon im Beginn der Conferenz vor einseitigen und unpraktischen Beschlüssen gewarnt. Auf ältere briefliche Zeugnisse von Lasker, Holtzendorff u. a. darf ich hier nur hindeuten. Berthold Auerbach hat sich wiederholt öffentlich und im Verkehr mit den Mitgliedern der Conferenz im conservativen Sinne ausgesprochen. Wenn irgendwo ein ganz vereinzelter Heißsporn noch weit über die Conferenz hinausgehen will, so ist das wol ohne alle Bedeutung.

Die Presse, der deutsche Schriftstellerstand überhaupt hat gegenüber den Arbeiten der Conferenz, deren Resultat mit den Protokollen demnächst im Buchhandel erscheinen wird, noch eine wichtige und schwere Aufgabe zu erfüllen: gewissenhafte Prüfung und eingehende Kritik.

Es mag dabei erwogen werden, ob eine neue Conferenz, vielleicht unter Zuziehung Oesterreichs, nöthig erscheint.

Manches spricht dafür. Ich habe den Eindruck, daß die Arbeit der Conferenz technisch etwas ungleich gerathen ist. Das Publicum wird kaum damit zufrieden sein, daß z. B. unter den Fremdwörtern eine große Menge als schwankend zwischen Z und C (Zentrum und Centrum) anerkannt wird. Auch sonst werden hier und da vielleicht Spuren der Ermüdung oder Eile zu verwischen sein. Es lag in der vorgezeichneten Form der Berathung, daß die Conferenz ein Schulbuch ausarbeiten mußte. Nun ist es immer mißlich, wenn 14 Männer gemeinschaftlich ein Buch verfassen sollen. Da wird nothwendig viel über bloße Fassungen von Regeln gestritten, wo man über die Sache einig ist, und viele Zeit wird auf diese Weise verbraucht, welche man dann bei hochwichtigen sachlichen Berathungen schmerzlich entbehrt.

Wie dem auch sei, jedenfalls dürfen wir uns noch der Hoffnung hingeben, daß die Januarconferenz nicht erfolglos gearbeitet hat für den Zweck, zu dem sie berufen war, die Einigung in der deutschen Rechtschreibung.

Straßburg, 9. Februar 1876. Wilhelm Scherer.

Wiener Chronik.

Zur Säcularfeier des Burgtheaters.

Wien, 14. Februar 1876.

Die imponirende Schöpfung dieses Kunstinstituts ist unter dem steten Eindruck ihrer Jugendkraft und Gesundheit ganz unmerklich in das ansehnliche Alter einer Säcularfeier vorgerückt. Nun forscht man mit der Wünschelruthe nach dem Grundstein eines so bedeutsamen Aufbaues. Schon früher war wiederholt davon die Rede, daß sich der Geburtstag des Burgtheaters schwer auffinden lasse, ebenso wenig das Datum der äußern Entstehung des Baues — dieses unscheinbaren Gehäuses eines so feingefügten künstlerischen Triebwerks . . . Dr. Laube schaut sich auch im Eingang seines Buches über das Burgtheater das Haus nachdenklich an, in dem er so viele Proben geleitet hat; er citirt eine schwankende Auskunft, welche ein alter Schauspieler, Namens Weidmann, hierüber in der „Wiener Theaterzeitung" gab, und kommt zu dem Schluß: „Wir sehen also, die Mythe hüllt die Entstehung des Kunsttempels in ihre Wolken, was ja bei wichtigen Gebäuden in der Ordnung ist." Aber es gibt auch eine andere Mythe über die artistischen Anfänge des Burgtheaters. Dr. Ed. Wlassak, dem als Beamten im Obersthofmeisteramte gewisse archivalische Quellen zugänglich waren, hat es in seiner eben erschienenen „Chronik des Burgtheaters" versucht, an die Stelle der Theatermythe eine Art theatralischen Urkunden-Nachweises zu setzen. Freilich ist es schwer, aus vereinzelten Actenstücken und Decreten ein zusammenhängendes Bild der Entwicklung zu geben; da fehlt noch manches Lebendige, was nicht registrirt und belegt ist. Versuchen wir es aber wenigstens, nach jenen Anhaltspunkten die Vorgeschichte des Burgtheaters zu skizziren; wir müssen sie allerdings vorerst beim Ceremonienmeister und Hofmarschall, später erst beim Dramaturgen erfragen.

Das Theater im größeren Styl war in Wien wie auch in anderen Residenzen anfangs ein exclusives Plaisir; man mußte hoffähig sein, um das allerhöchste Ergötzen an großer Oper, italienischer oder französischer Komödie oder dem raffinirten Balletluxus theilen zu dürfen. Der prachtliebende Kaiser Karl VI. war auch ein großer Theaterverschwender; kostspielige Sängerkehlen, reiche Costüme und ein Pomp der Ausstattung, daß dabei den Zuschauern vor Staunen die Augen übergingen, gehörten als ein Hauptstück zu dem repräsentativen Glanz seines Hofes. Ein mit dem französischen Hof wetteifernder Prachtsinn, doch ohne die französische Leichtlebigkeit und Genußfertigkeit, zeigte sich in allen diesen Schaustellungen. Zwischen der Winter-Reitschule und dem alten Burggraben — beiläufig an der Stelle der späteren Redoutensäle — befanden sich damals die für Hoftheatervorstellungen bestimmten Räumlichkeiten; der größere Saal mit reicher Renaissance-Decoration von den Brüdern Bibirna für die große Oper, der kleinere für italienische Komödie und komische Oper, außerdem für Burlesken des Adels, Maskeraden und Hofbälle in der Faschingszeit.

Es waren dies eigentlich nur Gesellschaftssäle mit einer Bühnen-Einrichtung. Nicht minder glänzend wie in der Burg, ging es bei den zahlreichen Theatervorstellungen her, die in Laxenburg oder im Lustschlosse Favorita stattfanden; von einer Opernaufführung in den letzteren weiß die bekannte Lady Montague in einem Briefe an Pope Erstaunliches zu berichten. — Die Kaiserin Maria Theresia hatte nur, wo es ihr angemessen schien, ebenfalls den Prachtsinn ihres Vaters, aber dabei auch die bürgerliche Tugend der Sparsamkeit. Die kostspieligen Opernvorstellungen im engeren Hofcercle ließ sie eingehen; nur einmal noch, im Januar 1744, bei der Vermählung der Erzherzogin Marianne, der Schwester der Kaiserin, mit dem Prinzen Karl von Lothringen, fand die Aufführung einer solchen reich ausgestatteten Festoper — es war l'Ipermestra von Metastasio — in den alten Räumen statt; dann wurde jenes Haustheater der Burg (1748) in einen öffentlichen Redoutensaal umgewandelt und 1752 ganz abgebrochen, worauf an dessen Stelle die jetzigen Redoutensäle erbaut wurden. Eine Eingebung der Sparsamkeit war's, welche die Kaiserin auf den populären und finanziell gar klugen Gedanken brachte, das Publicum an den Theaterbelustigungen des Hofes und des höheren Adels Theil nehmen zu lassen, wenn es dafür bezahlte. Der Unternehmer, sobald er nur gut wirthschaftete, hatte dabei wol einen Vortheil, der Hof seine Freilogen, und die „zugelassenen Zuschauer" ihr Vergnügen. Dies wäre der erste Anfang des Burgtheaters, wie wir es gewohnheitsgemäß nennen — oder genauer gesagt: des neuen Hoftheaters mit zahlendem Publicum und öffentlichem Charakter.

Das Ballhaus, ein für das damals noch beliebte Exercitium des Ballspiels bestimmter Anbau, der sich nächst dem unvollendet gebliebenen Portalbau Fischer's von Erlach gegen den Michaelsplatz hinausschob, war der scheunenartige Kunsttempel. Am 11. März 1741 ertheilte Maria Theresia ihre Einwilligung, dem Entrepreneur der königlichen Hofopern, Josef Karl Selliers (zugleich Pächter des 1708 erbauten städtischen Theaters nächst dem Kärnthnerthor), jenes an die königliche Burg anstoßende Hofballhaus mit dem „Obligo" zu überlassen, „daß er solches zu einem Opern-, respective Comödienhaus auf eigene Kosten innerlich herrichte, infolgsam das Theatrum mit allem Zugehör, d. i. Scenarium und Orchester nebst dem Auditorium und den Galerien — weilen außer den zu errichtenden zwei königlichen Logen keine anderen verstattet werden — propriis sumptibus errichte, und darinnen zur mehrerer Divertirung des Publici und Ihro Majestät eigener allerhöchster Unterhaltung täglich entweder eine Opera, oder eine Komödie, eine deutsche oder wälsche, wie es der Hof verlangen wird, producire; wogegen selber von den dahin einzulassenden Auditoribus, die königlichen Freilogen ausgenommen, eine nach Unterschied des Platzes selbst zu regulirende Bezahlung einnehmen, mithin die Nutzung dieses Theatri sich zueignen kann." Im Jahre 1743 erfolgte bereits eine mäßige Erweiterung des nothdürftig zum Theater adoptirten Baues. Als man dann mit einem neuen Unternehmer, dem Obersten de Lopresti (1747) einen zehnjährigen Contract abschloß, mußte sich dieser zu einem gründlichen Umbau des Ballhauses „auf eigene Kosten" obligiren, „dergestalt, daß es die wahrhafte Form eines Theatri bekomme;" die Rücksicht auf günstige akustische Verhältnisse, dann „möglichste Magnificenz in den Auszierungen" wurden ausdrücklich gefordert. Dieses Bauprogramm kam im Frühling 1748 zur Ausführung. Später, im Jahre 1756, da das Theater wieder in die Regie des Hofes kam, rückte man die Bühne um einige Klafter gegen den Michaelisplatz hinaus und versah sie mit der uns wohlbekannten Façade im Zopfstyl. Seit jenem Jahre hat das Burgtheater die äußere bauliche Gestalt, die den Theaterbesuchern mehrerer Generationen trotz der kleinlichen Zierlichkeit der äußern Formen, trotz der engen Corridore, unbequemen Sitze, seltsam angeordneten Zugänge ein freundlich anmuthendes Wahrzeichen der dramatischen Kunst geworden und geblieben ist. Der schweren, beinahe spanischen Grandezza der Hofburgarchitektur gegenüber sieht dieser angeschobene Vorbau fast so aus, wie ein Rococo-Gartenpavillon, der sich ein wenig in die Länge gestreckt hat — aber was hat sich nicht hinter dieser

Schnörkelfaçade und den blinden Scheiben ihrer langen Fenster für ein reiches, wechselvolles Kunstleben entwickelt! Hier sollte sich ein guter, ja der beste Theil der Geschichte des deutschen Theaters von Christian Stephanie und Schröder an bis auf die Neueren und Neuesten hin abspielen; stellte sich auch Wien dem übrigen Deutschland gegenüber oft literarisch abseits, in theatralischer Hinsicht nahm es wiederholt eine centrale Stellung ein. Die Continuität und den organischen Gang der Entwicklung, den im übrigen Deutschland die Literaturgeschichte aufweist, kann bei uns die Geschichte des Theaters für sich in Anspruch nehmen.

Doch wir haben dem frisch aufgebauten Theater gegenüber unsere Betrachtung zu rasch beflügelt. Noch hat es den Ursprungsgeruch von feuchtem Mörtelverputz und unfertigen Kunsttendenzen. Man hatte das „Hoftheater im Ballhause" mit Gluck's Oper „Semiramis" (14. Mai 1748) eröffnet und schritt dann sofort auf dem kostspieligen Opernpfade weiter. Aber es wollte eben nicht gehen. Lopresti hatte außerordentliche Verluste, und war schließlich froh, als man ihm sein Privilegium ablöste. Gegen eine Abfertigung von 100,000 Gulden ging das von ihm erbaute Theater völlig in das Eigenthum des Hofes über; zur Leitung desselben, wie des Theaters „an der Wien" wurde eine Hofdirection mit dem Grafen Franz Esterházy an der Spitze eingesetzt, dem man „zur leichteren Fortführung des ganzen Werkes einen Cavalier pro assistente" in der Person des Grafen Jacob Durazzo beigab. Nach dem Befehle der Kaiserin unterblieb jetzt zunächst die Einrichtung einer italienischen Oper, da eine solche ohne namhaften Zuschuß nicht bestehen könne; das recitirende Schauspiel zog neuerdings in die Räume des Burgtheaters ein, aber vorderhand das fremdländisch-hoffähige. Den deutschen Comödianten überließ man das Theater am Kärnthnerthor, das man auch das deutsche Theater zu nennen pflegte; das Burgtheater wurde einer französischen Gesellschaft eingeräumt, und hieß von da ab gemeinhin das französische Theater. — Doch auch das Repertoire von Corneille, Racine und Destouches, welches die sonst gute Truppe abspielte, rentirte sich nicht; die Kaiserin gestattete dann für die beiden Theater eine jährliche Subvention von 150,000 Gulden, „aber auch nicht mehr", und gebot in allen Ausstattungssachen die äußerste Sparsamkeit. Trotz alldem wollte es nirgends klecken. Da wurden mit ausdrücklicher allerhöchster Bewilligung in den Nebenräumen des Parterres oder der „Galerie noble" — Spielsäle eröffnet, um den unzureichenden Theatereinnahmen aufzuhelfen; an den Eingängen des Zuschauerraums sah man neben dem Comödienzettel auch eine Spielordnung angeheftet, die den Kammerherren und höheren Officierschargen sogar „verbotene Spiele" gestattete, wenn sie sich die Berechtigung zum Tailliren mit zehn Ducaten erkauften. Und siehe da, so ging's: trotz der Wiedereinführung der italienischen Oper war kein weiterer Zuschuß aus Staatsmitteln nöthig, ja man konnte sogar aus der Theatercassa den Neubau des früher städtischen Theaters nächst dem Kärthnerthore bestreiten, das in den Flammen des Höllenpfuhls, der den Sünder Don Juan im „steinernen Gastmal" verschlingen sollte, selbst auch (3. November 1761) niedergebrannt war. Bis zur Wiedereröffnung des neuen Hauses (9. Juli 1763) spielten die deutschen Schauspieler abwechselnd mit den französischen im Burgtheater.

Kam da nicht der vulgäre, plebejische Geschmack mit dem akademisch-aristokratischen in unfriedliche Nachbarschaft in demselben Hause? Trat nicht jetzt etwa der Hanswurst und seine verwandte Sippe, der Bernardon, der Pantalon, der Leopoldl ꝛc. den Helden Cornille's und Racine's auf die Ferse? Das geschah hier wol kaum; schon die strengere Theaterordnung des Hofinstituts vertrug sich schwer mit dem Stegreifspiel. Auch fühlten sich überhaupt die „deutschen" Comödianten — selbst jene von der Kunstpartei der „studirten" Rollen — auf dem fremden Hoftheaterparquet, in der unmittelbaren Nähe der hier bevorzugten Franzosen, ziemlich gedrückt und unbehaglich. Aber das allein that's nicht. Im Allgemeinen zeigte die volksthümliche Burleske schon damals ein müdes Gesicht. Gegen die Federangriffe der literarischen Partei — eines Sonnenfels, Gebler, von Bender u. a. hätte sie sich mit ihrer Pritsche

wol wehren können; den populären Rückhalt, die lustige Thatsache des schallenden Gelächters gegenüber dem Ernst der ästhetischen Doctrin hatte sie ohnedies für sich. Doch die talentvollsten Repräsentanten dieses Bühnen-Narrenwesens waren schon alt und starben bald weg; Huber war schon 1760 todt, dann folgte Schröter und die Columbine Frau Nuth; Leinhas starb 1767, Weiskern ein Jahr darauf, Prehauser vier Wochen nach Weiskern. Es blieben die Narren und Stegreifspieler zweiten Ranges übrig, die dem regelmäßig oder „studirten" Drama nicht mehr so gefährlich waren. Am Kärnthnerthor, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und noch in den fünfziger Jahren, blühte der Weizen des Hanswursts. Dort bohrte er der Censur eine Nase, und kehrte sich wenig daran, daß die Kaiserin in einer eigenen Theaterordnung vom 17. Februar 1752 „jede equivoque, unflätige Redensart der Comödianten bei schwerster Bestrafung nachdrucksam verbot"; ja viel später noch revoltirte dort Kunz-Bernardon, „der zäheste unter den Helden des grünen Hutes", mit äußerster und letzter Kraftanstrengung gegen das regelmäßige Drama. Es war ungeschickt, aber dem Sinne jener Zeit gemäß, daß man in einem Kampfe des Geschmacks das schwere Geschütz der öffentlichen Moral auffahren ließ. Sonnenfels, seines Zeichens selbst Theatercensor, that es so, und führte auch die literarische Polemik mit der Amtsmiene. „Eine gesittete Schaubühne ist keine Grille," schrieb er einmal, „aber sie muß einer strengen Censur unterworfen sein, die sich nicht blos auf die Fabel, sondern auch auf den Dialog erstreckt; die extemporirten Stücke können also nicht geduldet werden." Alle Männer des Fortschritts und der Reform, bemerkt Ed. Devrient sehr richtig, riefen damals die Censur zu Hilfe; sie wußten noch nicht, welchen Geist sie damit beschworen.

Dem Hoftheater im Ballhause stand das früher städtische Unternehmen am Kärnthnerthor so recht als Volkstheater gegenüber; nicht im weiteren nationalen, sondern im engsten localen Sinn. An jener ersteren Stätte war es Grundbedingung jedes Contractes, „den allerhöchsten Hof in jedweder Richtung zufrieden zu stellen und sich über seine Wünsche gehörig zu informiren"; hier kam es darauf an, sich mit dem Publicum in directen Rapport zu setzen, seine Instincte, ob sie gut oder schlecht waren, zu erfragen. Das Hoftheater in seiner bis dahin bestehenden Einrichtung war denn doch ein Luxusinstitut, das nur durch die künstlichsten Auskunftsmittel erhalten werden konnte — jenes am Kärthnerthor dagegen eine entwicklungsfähige Anstalt, bei der es nur darauf ankam, den volksthümlichen Geschmack in seinem eigenen Sinn zu erziehen und zu läutern. Diese Entwicklung hat sich dann in das Burgtheater hinüber verpflanzt, und nach seiner Reform unter Josef II. dort fortgesetzt. Die wahre Vorgeschichte des josephinischen „Nationaltheaters" spielt nicht an dem früheren Burgtheater, mit dessen Ueberlieferungen der Kaiser einfach bricht; sondern eben dort, am Kärthnerthor. Schon frühzeitig war da auch die gebildete Theaterrichtung, wie man sie zur Zeit eben verstand, dem vulgären Possengeschmack auf dem Kampfplatz derselben Scene gegenübergetreten; Selliers, der Pächter an beiden Orten, verschrieb sich von der Neuber'schen Truppe mehrere Mitglieder, Koch und Frau, Heiderich und die Lorenzin; auch die folgenden Unternehmer setzten es durch, daß jede Woche an bestimmten Tagen „regelmäßige" Stücke gespielt wurden: man ließ sogar die Neuberin selbst, die allerdings nicht gefiel, zu einem Gastspiel kommen. Noch weiterhin machte man im Kampfe gegen den vielgestaltigen, localen Hanswurst den verspäteten Gottsched'schen Cursus durch, wo es schon Zeit gewesen wäre, sich in Lessing's Lehre zu begeben. Aber die strebsame Absicht war gut, und trug zwar nicht literarisch, aber theatralisch ihre Früchte.

Das neue Haus am Kärnthnerthor war fertig, die deutschen Schauspieler kehrten im Jahre 1763 wieder dahin zurück. Im Burgtheater wechselten abermals französische Comödien mit italienischen Opern; Gluck's „Orfeo ed Euridice" wurde daselbst 1764 zuerst aufgeführt, 1768 hierauf seine „Alceste". Wie nun nach dem Tode Kaisers Franz I. das Burgtheater auf zwei Jahre geschlossen blieb, dann im Jahre 1767 abermals mit einem Italiener, dem Oberstlieutenant Giuseppe d'Affligio

(sonst gewöhnlich Affliggio geschrieben) ein neuer Contract mit eigenthümlichen Nebenbegünstigungen zu Stande kam — dies gehört mit seinen näheren Details in die specielle Theaterchronik. Der Adel erwartete vor allem die Wiederaufnahme des französischen Schauspiels; Afflisio sorgte auch dafür, engagirte eine vorzügliche Gesellschaft mit einem reichen Repertoire — daneben auch den ebenso berühmten als anspruchsvollen Balletcomponisten Noverre, ferner italienische Sänger für die Opera seria und buffa. Das Theater schien wieder auf den richtigen Hofglanz herausgeputzt zu sein, aber fremdartiger Glanz hält sich nicht. Heillose Geldverlegenheiten traten ein, eine Subscription des Adels half nichts; Gluck, der sich in ein Compagniegeschäft mit Afflisio eingelassen, setzte sein Geld zu; endlich nahm sich der Graf Johann Kohary mit jener Theaterpassion, die seit jeher tief im österreichischen Adel stak, des verfahrenen Unternehmens an. Die bitterste Enttäuschung blieb nicht aus. Seine Versuche, Zuschüsse zu erlangen, blieben fruchtlos — und so setzte er nun Alles daran, sich des kostspieligsten Theils des Unternehmens, der französischen Comödie zu entledigen, so schwer diese Aufopferung seinem persönlichen Cavaliersgeschmack fallen mochte. Sonnenfels, mit dem Grafen Kohary in befreundetem Verhältniß, nahm am Burgtheater eine dramaturgische Stellung ein; er benützte sie schon bei Zeiten dazu, um für das deutsche Schauspiel einzutreten. Eine Art Programm aus seiner Feder vom Jahre 1770 geht leise an das scharfhörende Ohr des Kaisers Josef II. heran. „Der feinere Theil der Nation fängt an an dem Nationalschauspiele mit einiger Wärme Antheil zu nehmen, und die Weisheit des Monarchen hält diesen Theil der allgemeinen Ergötzungen nicht unter ihrer Sorgfalt. Diese Betrachtungen erfordern unsere vorzügliche Aufmerksamkeit für das deutsche, d. i. für das Schauspiel der Nation. Man wird es daher weder an Aufwand, noch an Sorgfalt fehlen lassen, eine Gesellschaft gewählter Schauspieler zusammenzubringen" u. s. w. In einer Audienz bei Kaiser Josef, im März 1771, gelang es dem Grafen Kohary, dessen Zustimmung zur Entfernung der französischen Truppe zu erlangen, die am 29. Februar 1772 zum letzten Male auf dem Burgtheater spielte. Vom ersten October 1772 an gab es deutsches Schauspiel sowol an der Burg als am Kärnthnerthor: am ersteren Orte jedoch abwechselnd mit komischer Oper, die weniger kostete, und den Balleten von Noverre, die das Publicum nicht entbehren mochte. Trotzdem war die finanzielle Niederlage Kohary's nicht mehr aufzuhalten, eine mehrjährige Sequestration vermochte nichts zu ordnen; endlich wurde am 22. März 1776 der Pachtvertrag des Grafen Kohary für erloschen erklärt. Man entließ die Sänger, sowie man schon früher den Contract mit dem gefeierten Noverre nicht erneuert hatte — dagegen kündigte man der deutschen Schauspielergesellschaft officiell an, daß sie der Hof unter seiner eigenen Administration fortan im Burgtheater beizubehalten gedenke.

So wurde aus dem Wrack, das man von dem früheren, buntbemalten Prachtschiff des Burgtheaters rettete, ein tüchtiges, neu aufgetakeltes Fahrzeug, auf dem die deutsche Bühnenkunst getrost der Zukunft entgegen steuern konnte. Jener Entschluß der Verlegenheit wurde ein Segen für die weitere Entwickelung; nach dem wirren Vorspiel beginnt erst jetzt die eigentliche, in sich zusammenhängende Geschichte des Burgtheaters.

Am 17. Februar 1776 fand eine feierliche Vorstellung der deutschen Schauspielergesellschaft bei dem Obersthofmeister Fürsten Khevenhüller statt, der schon früher das Ressort der Oberaufsicht über das Hoftheaterwesen inne hatte. An diesem Tage wurde ihr bekannt gegeben, daß der Kaiser das Theater an der Burg zum Nationaltheater erklärt, und die Mitglieder der deutschen Truppe als k. k. Nationalhofschauspieler unmittelbar in seine Dienste genommen habe. Das Burgtheater sollte fortan nicht mehr blos der Hofbelustigung und dem fremdländischen Geschmack des Adels, sondern dem geistigen Leben der Nation dienen; hatte sich früher der jeweilige Entrepreneur „durch den Canal des cavaliere della musica (!) über die allerhöchsten Wünsche von Fall zu Fall zu informiren" — so erhielt jetzt das Obersthofmeisteramt selbst bezüglich der Bühnenaufsicht keine andere Weisung, als daß das Nationaltheater

„zur Verbreitung des guten Geschmacks, zur Veredlung der Sitten" wirken solle. Es läßt sich nicht verkennen, man hatte anfangs aus der finanziellen Noth eine literarisch-nationale Tugend gemacht, da man das kleine, verschossene Fähnlein der deutschen Comödianten auf einmal als stattliches Panier emporhob; aber bald kam in der That der leitende Gedanke hinzu, und die ganze Energie der wohlwollend-heftigen Willensbestimmtheit, die alle Maßregeln des edlen Kaisers charakterisirt, brachte dann diesen Gedanken in's Werk. Ob es sich um Klosteraufhebungen, um Durchführung heilsamer Gesetze, oder um Neubegründung eines Theaters handelte — Kaiser Joseph setzte immer seine ganze Ueberzeugung darein. Auch die Fragen des Geschmackes und der nationalen Basis des Theaters erfaßte er vom Standpunkt der Nützlichkeit und practischen Veredlung der Menschen, speciell seiner Unterthanen; Bühnenwesen, Schulen, Humanitätsanstalten und Krankenhäuser fielen bei ihm in dieselbe Kategorie utilitarischer Anordnungen. Eine weise Sparsamkeit im Kunstgenuß, Beschränkung auf die gesunde einheimische Hausmannskost war wol sein nächstes Ziel; die Eröffnung einer freien Bahn für die vorstrebende deutsche Kunst aber die weitere Wirkung seines kaiserlichen Werkes. Das Unternehmen eines Nationaltheaters, welches unter Lessing's Augen in Hamburg den Herren Seiler, Tillemann und Genossen mißlang, wurde hier in Wien in anderer Form, unter ganz anderen Voraussetzungen von dem patriotisch gesinnten Herrscher wieder aufgenommen, um bis zum heutigen Tage zu wachsen und zu gedeihen.

Mit Recht wird also der 17. Februar des Jahres 1776 als der Geburtstag des regenerirten, seiner wahren deutschen Kunstbestimmung gewidmeten Burgtheaters gefeiert. Einen schriftlichen Erlaß über jene Willenskundgebung des Kaisers haben wir nicht, und der 8. April 1776 — es war gerade ein Ostermontag — wo die deutschen Comödianten zum ersten Male als k. k. Hofschauspieler im Burgtheater auftraten, ist schon wegen der mäßigen Bedeutung jener Vorstellung kein so significantes Datum. Man gab damals ein neues Lustspiel, „die Schwiegermutter", welches aber nicht gefiel, und dazu ein einactiges Stück, „die indianische Witwe". Es ist also ganz gut, daß man sich an jenen Tag hält, an dem zuerst vor den maßgebenden Zeugen, den Schauspielern selbst, es ausgesprochen wurde, was fortan dieses Theater zu bedeuten habe.

Und es fing gleich wie ein echter, lebendiger Organismus sich zu regen an, während das Burgtheater von früherher nur künstliche automatische Bewegungen zeigte. Die ökonomische Aufsicht wurde vom Hofe aus besorgt, in der inneren, artistischen Führung ließ der Kaiser den Schauspielern eine Art von Selbstverwaltung. Die sogenannte Versammlung — eine wöchentliche Conferenz der älteren Mitglieder — hatte über Auswahl der Stücke, Rollenbesetzung u. dgl. zu berathen, und ihre Resolutionen der obersten Hofdirection zur Genehmigung vorzulegen. Die Regisseure und Berichterstatter wechselten von Woche zu Woche ab, und hießen demgemäß „Wöchner". Später wurde der Verkehr mit der Theaterbehörde den bureaukratischen Gewohnheiten gemäß vereinfacht: an die Stelle der Versammlung trat ein Ausschuß, zuletzt nur ein einziger, von den Mitgliedern aufzustellender Dirigent.

Charakteristisch ist ferner, daß der Kaiser durch ein Organisationsstatut, das sogenannte Josephinische Theatergesetz vom Jahre 1778, die neue Bühne auch nach der dramaturgischen Seite hin zu regeln suchte. Es ist der gesetzgeberische Trieb, den der Kaiser in dem großen politischen Staatswesen ebenso wie in dem kleinen Kunststaat der Bühne zur Geltung bringen wollte; das als vernünftig Erkannte sollte sofort die Form einer Satzung annehmen. Die Wirkung, die anderswo eine ganze Dramaturgie nicht ausrichtete, wurde hier einem Statut zugemuthet. Wenn auch die darin ausgesprochenen Grundsätze zum Theil aus dem Concept des Schauspielers Stephanie's des Jüngeren herrührten — einerlei, sie erhielten hier eine legislatorische Sanction, und die Bestimmungen darüber, wie das Trauerspiel, das rührende Lustspiel, und das Lustspiel schlechtweg beschaffen sein sollten, hatten etwas von einer ästhetischen Marktordnung an sich. Wie energisch und thatkräftig übrigens Kaiser Josef in die Er-

gänzung des Personalstandes eingriff, ist genug bekannt. Joh. Heinr. Müller, ein gebildeter Schauspieler (besser und genauer gesagt: mehr gebildet, als Schauspieler), wurde für Engagements auf Reisen geschickt. Seine Relation hierüber ist eine Hauptquelle für diese Jugendepoche des Burgtheaters. Uebrigens that die Gesellschaft, wie sie eben beisammen war, ihr Bestes, um die darstellende Kunst sachte auf den Stufen des Fortschrittes emporzuführen. Man kennt die Namen. Da war der ältere Stephanie, für Könige, Standespersonen und Väter; der jüngere Stephanie, für Polterer und rauhe Soldaten; Müller, für Chevaliers, Gecken und Abenteurer; Steigentesch, für Helden, aber auch Charakterrollen; Lange, für jugendliche Liebhaber; Waidmann für feinere wie für derbere komische Figuren. Berggopzoomer war Intriguant, Tyrann, und was sonst an dieses Fach streift. Madame Weidner, Demoiselle Jaquet, die ältere und die jüngere, Antonie Teutscher u. a. waren die weiblichen Magnete, denen es dann „die unvergleichliche Madame Sacco" an Anziehungskraft bald zuvorthat. Es währte nicht lange, und der Theaterenthusiasmus wurde bei dem leicht anregsamen, sinnlich frischen Charakter des Wieners eine brennende Angelegenheit der öffentlichen Meinung. So fing es damals an und setzte sich dann mit höherem Wellenschlag der theatralischen Parteinahme in späteren Zeiten fort. Wien wurde eine Theaterstadt par excellence; wenn anderswo die Bühne durch die literarische Entwickelung bedingt war, so wirkte sie hier auf die dramatische Production bestimmend ein: die Dichter und das Publicum standen im Zauberbann der darstellenden Kunst. Der Wiener, sonst kein besonders eifriger Leser, ward in der Schule jener Musterbühne ein umso besserer Hörer und Zuschauer; er brachte dafür sinnliche Lebhaftigkeit und Frische der Auffassung, eine durch wählerische Reflexion noch nicht abgeschwächte Kunstfreudigkeit mit. Der Krittelei und dem bedingten Urtheil stand er fern; er stimmte im Wohlgefallen oder Mißfallen immer deutlich und rückhaltlos mit Ja oder Nein ab. Leicht zu gewinnen und durch starke Eindrücke hinzureißen, blieb er immer schwer zu überreden und ließ sich auf keine Unterhandlungsversuche auf dem literarisch-vermittelnden Wege ein. Aber gerade in dieser Weise bildeten sich bei ihm die Eigenschaften aus, die für ein unmittelbares Theaterurtheil von großer Wichtigkeit sind. Die hervorragendsten Bühnenkünstler wußten seit jeher dieses Urtheil zu schätzen.

Mit dem epochemachenden Erscheinen Schröder's in Wien tritt das k. k. Hof- und Nationaltheater in die allgemeine deutsche Theatergeschichte ein. Von da geht die Entwickelung unausgesetzt fort in immer vernehmlicheren Pulsschlägen; frisch und frei nach der theatralischen Seite, vielfach gehemmt allerdings in der Dramatik durch die nach der josephinischen Zeit immer zunehmende, ideenscheue Aengstlichkeit der Censur. So wird denn das classische Repertoire nach langen Pausen nur zögernd vervollständigt; erst Laube gelang es z. B., Schiller's „Räuber" am Burgtheater durchzusetzen, nachdem er ihnen die eigenen „Karlschüler" als Quartiermacher vorangeschickt. Jene Blüthezeit des Burgtheaters, auf welche ältere Gedenkmänner mit Befriedigung zurückblicken, fällt in die achtzehnjährige dramaturgische Leitung Jos. Schreyvogel's (1814—32), der für so viele Verdienste zuletzt auf so brutale Weise aus seinem Amt gewiesen wurde. Das Bezeichnende seiner Bestrebungen läßt sich auf folgende Schlagworte zurückführen: erweiterte Einführung Shakespeare's neben eifriger Pflege der spanischen Dramatik, der man sich damals in Bibliotheksstudien, wie in der Theaterkanzlei, bei uns mit lebhaftem Antheil zuwandte; eine rücksichtsvolle ästhetische Erziehung des Wiener Geschmacks auf seiner eigenen Grundlage; kluge und tactvolle Vermittelung zwischen dem Durchschnittsbedürfniß des Publicums nach leichter Unterhaltung und flacher Rührung, und den höheren Tendenzen, welche die Würde der Bühne sichern. Die einheimische Production gewinnt unter Schreyvogel-West an Grillparzer ihren bedeutendsten Vertreter; künstlerische Namen, wie die der Julie Löwe, Sophie Schröder, Sophie Müller, des Heldenvaters Anschütz und des Lustspielvaters Wilhelmi leuchten weit und hell hinaus in die deutsche Bühnenwelt; die Haizinger (Amalie Neumann) tritt in jenen Tagen ein, Korn, Fichtner,

Löwe, Karoline Müller schließen den herrlichen Künstlerkreis ab, der freilich auf lange hinaus an Houwald, Kotzebue und Karl Töpfer seine besten Kräfte übte. Bald kam Meister La Roche (1833) nach, ebenso zwei Jahre später Julie Rettich, nach deren declamatorischem Styl Halm seinen poetischen bildete. Der Einhalt und die Rückstauung jeder geistigen Bewegung, welche damals die Restaurationszeit mit sich brachte, ließ übrigens das sinnlich-formale Element der Kunst unberührt — am wenigsten störte dies die Schauspielkunst, ja es förderte sie sogar. „Eigentlich ist" (sagt Laube in seinem Burgtheaterbuch) „eine bewegte politische Welt dem Gedeihen der Schauspielkunst nicht günstig. Das gespielte Leben verliert seine Hauptreize, wenn das wirkliche Leben in hohen Wogen geht." Insofern war die damalige, öde Stillstandsperiode gerade die goldene Zeit für Schauspieler und Sänger, kaum dagegen für Schriftsteller und Dichter, die sich an den Dornen der Oeffentlichkeit stachen, indeß jene glattweg ihre Rosen pflückten. Die Scheinwelt des Theaters war zuletzt die einzige Welt für das öffentliche Interesse; actuell war nichts, als der Erfolg des Acteurs. — Unter Deinhardstein's, später (seit 1841) unter Franz v. Holbein's artistischem Regiment ging es mit den eigentlichen Kunsttendenzen anfangs sorglos, dann rathlos her; aber es wurde bei der inneren künstlerischen Gesundheit des Instituts dadurch nicht so viel Schlimmes angerichtet, als man gewöhnlich annimmt; „das geschlossene Ensemble trefflicher, seit langer Zeit eingespielter und unter einander genau verständigter Talente ließ nicht sobald Schwankungen im Total der Darstellungen zu; es blieb beim Alten, aber im guten Sinn." (Ed. Devrient.) Das auffrischende Neue brachte nun seit 1850 Laube hinzu; er modernisirte das Burgtheater mit stark anfassender, fast gewaltsamer Hand, brachte lebendigere Regung in's Repertoire und gewöhnte seine Leute daran, die Scheu vor Wagnissen zu überwinden. Das Kunstleben rüttelte er oft unsanft aber heilsam aus dem Geleise alter Gewohnheiten auf, wie überhaupt seine Wirksamkeit in all' den Dingen nützte, die auf dem Boden der Kunst durch Willenskraft durchzusetzen sind; in delicateren Fragen des Geschmacks und der feineren Empfindung ist er allerdings eine etwas rauhe Natur. Die richtige Eigenschaft bewährte er auch damals, Talente zu entdecken, und ihre Entwicklung durch das Vertrauen, das er in sie setzte, zu beschleunigen; die bedeutendsten Kräfte des gegenwärtigen Personals, Frl. Wolter, Herr Sonnenthal, Herr Lewinsky u. a. rühren von seinen Engagements her. —

Herr Franz v. Dingelstedt, der gegenwärtige Director des Burgtheaters, hat sein eigenes fünfundzwanzigjähriges Jubiläum — vom Eintritt in seine erste, selbstständige Intendanz in München — gleichsam als persönliche Vorfeier des Säcularfestes des Instituts am 1. Februar begangen. Seine Verdienste um die Bühne überhaupt, und speciell um unser Burgtheater stellt die von Herrn Förster abgefaßte Adresse richtig und prägnant zusammen, mit der ihn Herr Lewinsky im Namen des Künstlerpersonals der Anstalt begrüßte. Er ist Fachmann nach der literarischen wie auch nach der theatralischen Seite hin, in auserlesenster Vereinigung der dazu erforderlichen Eigenschaften. Mit einer feinen und geläuterten dramaturgischen Einsicht verbindet er zugleich den malerischen Blick für das Bühnenbild, dies bis zu einem außerordentlichen Grade gesteigerte Talent der Inscenirung, das bei ihm mit einer geradezu productiven Kraft sich äußert. Mit Beihilfe dieser durch den feinsten Geschmack veredelten, sinnlichen Seite der Bühnenkunst ist es ihm gelungen, die Ausdauer der Wiener bei der Vorführung der englischen Historien in seiner meisterhaften Bearbeitung siegreich festzuhalten und das Shakespeare-Repertoire in Wien um diesen wahrhaft königlichen Zuwachs dauernd zu bereichern. Die Festvorstellung am 17. Februar zur Säcularfeier des Instituts wird uns in dem Vorspiel von Joseph Weilen „Aus dem Stegreif" die Geburtsstunde des durch Joseph II. neugeschaffenen Theaters scenisch vergegenwärtigen, der Epilog von Adolf Wilbrandt einen Ausblick in dessen Zukunft eröffnen; möge es denn auch fernerhin dem verdienstvollen Jubilar von einem Schicksal, das es mit der Bühnenkunst gut meint, gewährt sein, diese Zukunft rüstig fördern und sichern zu helfen! Jos. Bayer.

Volkswirthschaftliche Rundschau.*)

Die Uebernahme der deutschen Bahnen durch das Reich.

Von

Friedrich von Sybel,

Landrath.

Die in neuerer Zeit in den Vordergrund getretene Discussion über den Erwerb sämmtlicher deutschen Bahnen durch das Reich ist eine Frage von so großer Bedeutung, daß Jeder, der dem Lauf der öffentlichen Angelegenheiten aufmerksam zu folgen pflegt, sich deren Prüfung mit lebhafter Theilnahme zuwenden muß. Schon sind Gründe der verschiedensten Art für und gegen das gewaltige Unternehmen aufgestellt und besprochen worden; naturgemäß mußte der Gedanke völliger Umgestaltung eines so tief die mannigfachsten Interessen berührenden Verkehrsinstituts von vielen Millionen Werth aus vielfachen Gesichtspunkten Beleuchtung und Beurtheilung erfahren.

Einen äußeren Anstoß hat der Vorschlag der Gründung eines einheitlichen Staatsbahnsystems in neuerer Zeit vielleicht dadurch erhalten, daß in den letzten Jahren nicht blos einzelne neue Eisenbahnunternehmungen, auf unsolide Weise in's Leben gerufen, einen kläglichen Schiffbruch gelitten, sondern auch eine große Anzahl älterer, gut fundirter Unternehmungen durch Einwirkung verschiedenartiger Umstände eine tiefe Entwerthung erfahren haben. Indeß können wir hierin nur einen äußeren Anstoß zu der so rasch in Bewegung gekommenen Frage erblicken; die treibende Ursache liegt vielmehr darin, daß das wirthschaftliche Bedürfniß und das Interesse der Staatsverwaltung das Aufgeben der bisher verfolgten Eisenbahnpolitik geboten erscheinen läßt.

---

*) Mit dem vorliegenden Hefte lassen wir die Rubrik der „Politischen Rundschau" in ihrer früheren Gestalt fallen, um an dieser Stelle fortan, je nach Bedürfniß, Fragen der inneren und äußeren Politik und Volkswirthschaft ausführlicher zu behandeln, oder Ereignisse und Persönlichkeiten von eingreifender Wichtigkeit für das staatliche Leben eingehend zu charakterisiren. Wir haben uns, nach reiflicher Erwägung und mit Zustimmung unserer politischen Freunde, zu dieser Aenderung entschlossen, welche uns ermöglichen wird, zu den mannigfachen Interessen, welche die „Deutsche Rundschau" bisher vertreten, künftig auch die politischen und volkswirthschaftlichen in ausgibigerer Weise hereinzuziehen; und welche, indem sie uns eine größere Freiheit der Bewegung sichert, uns keineswegs verhindern wird, in bestimmten Zwischenräumen allgemeiner gehaltene, orientirende Ueberblicke zu geben.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Daneben wird es auch aus Gründen der inneren Reichspolitik und aus dem militärischen Gesichtspunkt als wünschenswerth oder nothwendig hingestellt, sämmtliche Bahnen in einer Hand zu vereinen.

Die Eisenbahn hat die Bestimmung, Menschen und Güter gegen Entgelt von einem Ort zu einem andern zu schaffen; sie dient daneben auch militärischen und politischen Zwecken, ihre Hauptbedeutung liegt aber ohne Zweifel auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Die militärischen Rücksichten können bei der vorliegenden Frage umsomehr außer Betracht bleiben, als ein Staat, der ein allen wirthschaftlichen Bedürfnissen entsprechendes Bahnnetz besitzt, dasselbe zur Befriedigung aller militärischen Interessen nur ganz selten und dann mit leichter Mühe zu ergänzen haben wird. Die Möglichkeit der militärischen Ausnutzung des Netzes im Kriegsfalle würde durch das Vorhandensein einer einheitlichen Leitung des Betriebes auch in Friedenszeiten nur unerheblich gesteigert werden, keinesfalls um soviel, daß es sich verlohnen würde, dieserhalb die Uebernahme aller Bahnen durch den Staat in's Werk zu setzen. Gewiß würde die vorgeschlagene Maßregel dem deutschen Reich in politischer Beziehung zum Vortheil gereichen und das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit da stärken, wo es noch nicht genügend Wurzel geschlagen haben sollte. Aber soviel Vortheil man sich in dieser Hinsicht von der Vereinigung sämmtlicher Bahnen versprechen mag, den Ausschlag in der Frage können politische Rücksichten ebenso wenig wie militärische geben. Die Eisenbahnen sind im eminenten Sinne ein wirthschaftliches Institut, und so sind es die Grundsätze der Volkswirthschaft, und keine anderen, bei denen wir die Entscheidung, ob Staats- oder Privatbahn, zu suchen haben. Wenn die deutschen Bahnen nur vermittelst staatlicher Vereinigung im Stande sind, die durch die wirthschaftlichen Interessen gestellten Aufgaben in der Zukunft zu lösen: so wird man sich entschließen müssen, trotz aller Hindernisse, Hand an's Werk zu legen. Von der richtigen Entwickelung unseres Eisenbahnnetzes hängt es wesentlich ab, ob wir im Stande sein werden, im wirthschaftlichen Fortschreiten mit den Nachbarvölkern gleichen Schritt zu halten; es ist daher Pflicht der Staatsverwaltung, darüber zu wachen, daß den Eisenbahnen diejenige Organisation gegeben werde, welche dem öffentlichen Interesse den meisten Nutzen zu gewähren vermag.

Die Aufgaben, deren Erfüllung im Interesse unseres wirthschaftlichen Gedeihens verlangt werden muß, lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß einerseits ein Bahnnetz geschaffen werde, welches allen Verkehrsbedürfnissen die Benutzung der Eisenbahn thunlichst erleichtert, daß andererseits Personen- und Güterverkehr möglichst nutzbringend für Handel und Wandel betrieben werde. Es muß der Personenverkehr so geregelt werden, daß man möglichst billig, möglichst schnell und möglichst bequem nach allen Richtungen hin reisen kann; der Güterverkehr muß die Möglichkeit einer regelmäßigen, pünktlichen und sicheren Beförderung zu billigen Preisen und gleichartigen Tarifen für alle Staaten gewähren. Diese Leistungen müssen im Interesse einer rationellen Wirthschaft mit dem geringsten Aufwand von Mitteln gemacht werden, mit dem sie überhaupt bewirkt werden können.

Nach Maßgabe dieser Gesichtspunkte gehen wir zu der Untersuchung der Fragen über, ob es dem bisherigen System gelungen ist, den gestellten Aufgaben gerecht zu werden und ob es demselben möglich sein wird, den wirthschaftlichen Bedürfnissen in der Zukunft Genüge zu leisten.

I.

Will man sich ein Bild von dem gegenwärtigen Zustande unseres Eisenbahnwesens machen, so empfiehlt es sich, einen Blick auf den Entwickelungsgang desselben zu werfen.

In dem größten Bundesstaate des Reiches, in Preußen,*) beabsichtigte man

*) Die preußischen Eisenbahnen und ihr Verhältniß zum Staat 1834—1874 von Schreiber. Berlin, 1874.

anfänglich, den Bahnbau ganz der Privatindustrie zu überlassen, sah sich aber bald genöthigt, durch Gewährung von Darlehen und Zinsgarantien, durch staatliche Uebernahme von Actien zum Nennwerthe unter theilweisem Verzicht auf Zinsgenuß den stockenden Unternehmungen zu Hülfe zu kommen. Als auch diese Mittel nicht mehr genügten, um den Bau der nothwendigsten Strecken in's Leben zu rufen, begann der Staat selbst größere Linien für eigene Rechnung zu bauen und zeitweise hatte die Staatsverwaltung die ausgesprochene Absicht, nach und nach alle Bahnen zu einem einheitlichen Staatsbahnsystem zu vereinigen. Das Eisenbahngesetz vom 3. November 1838 hatte dem Staate das Recht vorbehalten (§ 42), jede Bahn dreißig Jahre nach der Transporteröffnung unter gewissen Voraussetzungen anzukaufen. Bei manchen Bahnen aber hatte sich der Staat für die Gewährung von staatlichen Subventionen nicht nur ausgedehnte Verwaltungsbefugnisse, sondern auch weitergehende Rechte bezüglich der allmäligen Erwerbung der betreffenden Bahnen reservirt. Obwol demnach die Möglichkeit vorlag, die Absicht auf Herstellung eines einheitlichen Staatsbahnnetzes durchzuführen, so gab man doch sehr bald wieder eine größere Menge von Concessionen an Privatgesellschaften, gewährte denselben auch häufig finanzielle Unterstützungen, setzte daneben aber den Bau von Staatsbahnen fort.

In den meisten anderen Bundesstaaten wie Bayern, Baden, Württemberg, Hessen, Nassau, Hannover, Braunschweig baute man anfänglich alle Strecken als Staatsbahnen; ertheilte aber in späterer Zeit auch Concessionen an Privatgesellschaften. So wurde in Bayern die Ostbahn mit staatlicher Zinsgarantie gebaut. Im Königreich Sachsen gründete man ein Staatsbahnsystem durch Ankauf von Privatbahnen, ließ aber neue Privatgesellschaften sich daneben wieder entwickeln.

Wenn in einzelnen Fällen militärische und politische Gründe die Inangriffnahme mancher Bahnen begünstigt haben mögen, so hat man doch meist jede Unternehmung von der Frage der Rentabilität der betreffenden Strecke abhängig gemacht, indem man davon ausging, daß Eisenbahnen industrielle Unternehmungen seien und nur bei Aussicht auf guten Ertrag einen Anspruch auf Erbauung erheben könnten.

So ist es denn gekommen, daß sich in dicht bevölkerten Gegenden, an industriereichen Plätzen überall genügende Bahnverbindungen entwickelt haben; ja, daß in sehr verkehrsreichen Orten mehr Bahneinrichtungen vorhanden sind, als zur Bewältigung des Transportes nöthig wären. Dagegen haben sich die Unternehmungen stets gescheut, den Bahnbau in ärmeren, dünn bevölkerten Gegenden von geringem Verkehr in Angriff zu nehmen, so daß fast alle abseits der großen Straßen liegenden Landestheile der Wohlthat der Eisenbahnverbindung noch entbehren. Die großen Bahngesellschaften haben allerdings ein Interesse an der Erbauung von localen Anschlußbahnen, da sie von denselben eine vermehrte Transportzufuhr erwarten dürfen; allein dieser in Aussicht stehende Vortheil ist zu gering, als daß eine Bahnverwaltung ihm zu Liebe die bisher mit der Hauptstrecke allein erzielte gute Rente gefährden sollte. Unter diesen Umständen ist es auch für die interessirten Kreise selbst schwer, ja fast unmöglich gewesen, aus eigener Initiative, mit eigenen Mitteln eine Localbahn zu bauen, da deren Lebensfähigkeit doch von dem guten Willen einer oder zwei angrenzender Hauptbahnen abhängen würde.

Und doch wäre es nicht unmöglich gewesen, mit Eisenbahnen auch solche Gegenden zu versehen, welche nur geringen Verkehr aufzuweisen haben und daher für Eisenbahnunternehmer bis jetzt so wenig verlockend erschienen sind.*) Der Bau einer Eisenbahn wird wesentlich dann mit großen Kosten belastet, wenn dieselbe mit einer, die Schnelligkeit unserer Zugthiere erheblich übersteigenden, Geschwindigkeit befahren

*) Vergl. hierüber, außer den Schriften von M. M. v. Weber, auch: Bemerkungen über Transportmittel und Wege ꝛc. von Hartwich. Berlin, 1875. — Die Herstellung billiger Localbahnen in Norddeutschland von F. Pleßner. Berlin, 1870; sowie: Stimmen über schmalspurige Eisenbahnen, von W. Nördling. Wien, 1871. — G. Bing, ein Eisenbahnprogramm. Wien, 1875.

werden soll. Schwer beladene Züge, welche in der Stunde 70 bis 80 Kilometer zurücklegen, entwickeln eine solche Kraft, wirken mit einer solchen Wucht auf das Geleise zerstörend ein, daß ein solider Unterbau, schweres Gewicht der Schienen und sorgfältigste Befestigung derselben auf den Schwellen unbedingtes Erforderniß ist. Steiles Ansteigen und starke Curven sind möglichst zu vermeiden, und es entsteht die Nothwendigkeit, kostspielige Kunstbauten, wie Tunnel, Einschnitte, Flußcorrectionen und Brücken anzulegen. Endlich aber macht die große Schnelligkeit eine sorgsame Behütung der Bahn durch Einfriedigung der Strecke und tägliche Besichtigung derselben nothwendig, und beansprucht einen complicirten durch viele Beamte zu besorgenden Signalsicherheitsdienst.

Alle diese Erfordernisse können zum Theil ganz fortfallen, zum Theil können sie sehr ermäßigt werden, wenn man bei Befahrung der Strecke von der Erzielung großer Geschwindigkeit absieht und sich mit einer Fortbewegung von 10, höchstens 20 Kilometern in der Stunde begnügt. An die Solidität des Unterbaues können erheblich geringere Anforderungen gestellt werden, und das Eigengewicht der Schienen darf eine bedeutende Verminderung erfahren. Der Bau darf sich mehr dem Terrain anschmiegen und den Windungen des Thales mit stärkeren Curven folgen. Jede Einfriedigung und Bewachung der Strecke wird wegfallen können, da der langsam fahrende Zug vor jedem unerwarteten Hinderniß zum Stehen zu bringen ist. Die Einrichtung eines Signalsicherheitsdienstes wird ganz entbehrlich werden. Auf diese Weise lassen sich bei dem Bau etwa 50—60 % des für eine mit großer Geschwindigkeit zu befahrende Bahn erforderlichen Capitals ersparen. Ebenso wird sich auch der Betrieb erheblich billiger gestalten: der Fortfall des Sicherheitsdienstes ist schon erwähnt; die geringere Geschwindigkeit bewirkt einen kleineren Verbrauch an Kohlen und eine geringere Abnutzung des rollenden Materials. Da, wo schnellfahrende Bahnen sich nicht rentiren könnten, hätte man sich also mit der Anlage von langsam zu befahrenden Bahnkörpern begnügen sollen. Gerade für dünn bevölkerte Gegenden ist der Güterverkehr von viel größerer Wichtigkeit als der Personentransport; ein District, der mit seinem Güterverkehr auf den Frachtwagen ausschließlich angewiesen ist, kann mit anderen Gegenden, die Eisenbahnverbindung besitzen, in industrieller Beziehung nicht concurriren, ist also einem wirthschaftlichen Rückgange preisgegeben. Der Gütertransport erfordert an sich keine große Geschwindigkeit; er verzichtet um so leichter darauf, wenn er sich auf einer kurzen localen Anschlußbahn zu bewegen hat. Es ist bekannt, daß im deutschen Eisenbahnverkehr ein Güterwagen während eines Jahres durchschnittlich täglich nicht mehr als 35—40 Kilometer, also etwa $5^1/_2$ Meilen macht. Es wird ganz unerheblich sein, ob ein Güterwagen die Strecke auf der verhältnißmäßig kurzen Localbahn mit einer Geschwindigkeit von 10 oder 80 Kilometern per Stunde zurücklegt. Eine Geschwindigkeit von 80 Kilometern wird nicht nur ganz überflüssig, sie wird sogar ganz unwirthschaftlich sein. Der Vortheil liegt wesentlich darin, daß die Strecke auf eisernen Schienen und nicht auf der Straße zurückgelegt zu werden braucht; die Reibung ist auf der besten Straße immer soviel größer, als auf der Schiene, daß selbst eine Bahn, die nur mit einer Geschwindigkeit von 5 Kilometern per Stunde befahren würde, eine bedeutend wirthschaftlichere Beförderungsweise darböte, als irgend eine Fuhre auf der Straße gewähren kann.

Würde man solche Localbahnen mit normaler Spurweite versehen, so könnte nicht nur das Betriebsmaterial der Hauptbahnen auf dieselben übergehen und somit jedes Umladen vermieden werden, sondern man befände sich auch in der Möglichkeit, bei eintretender Steigerung des Verkehrs, dem Bau nach und nach eine solche Verstärkung zu geben, daß derselbe je nach Bedürfniß mit größerer Geschwindigkeit befahren werden könnte. Diese Vortheile sind nach dem Urtheile hervorragender Fachmänner so groß, daß sie den Vortheil geringerer Baukosten bei Wahl kleinerer Spurweite weitaus überwiegen.

Dem Personenverkehr würde allerdings mit einer langsam fahrenden Bahn weniger gedient sein; allein die Beförderung in dem Eisenbahnwagen ist stets ange-

nehmer als die in dem Postwagen; der Nachtheil der geringeren Geschwindigkeit würde sich ausgleichen durch die häufigere Gelegenheit zum Reisen und die Herstellung zweckmäßiger Anschlüsse an die Hauptbahn. Auch wird der Massentransport von Menschen in den Bereich der Möglichkeit gebracht.

Nach Maßgabe dieser Gesichtspunkte sind nun in anderen Ländern schon zahlreiche Eisenbahnbauten gemacht worden, deren wirthschaftliche Bedeutung durch umfassende Erfahrungen in helles Licht getreten ist. Dennoch hat man in Deutschland bis jetzt nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen zu diesem System gegriffen. Zum Theil hat darauf die irrige Vorstellung eingewirkt, alle Schienenwege nach der für Hauptbahnen einmal üblichen Schablone bauen zu müssen; zum größten Theil liegt der Grund aber darin, daß unsere Bahnen, mögen sie Privatgesellschaften oder einzelnen Bundesstaaten gehören, als Erwerbsanstalten nach kaufmännischen Grundsätzen behandelt worden sind und die Verwaltungen sich daher naturgemäß der Ausbildung des Localbahnnetzes wegen dessen voraussichtlich geringer Rentabilität nicht zuwenden konnten. Es wird jedoch keiner besondern Ausführung bedürfen, welch ein breiter und schwerer Schaden für das ökonomische Gesammtwohl in einer solchen Vernachlässigung der Vicinalbahnen liegt.

Wenn wir zu der Frage übergehen, ob und in wie weit das deutsche Bahnnetz die Anforderungen des Verkehrs mit seinen *Betriebsleistungen* zu befriedigen verstanden hat, so können wir uns nicht verhehlen, daß gerade in dieser Hinsicht seit langer Zeit die erheblichsten Mißstände bestanden haben und einer vollkommeneren Entwicklung des Verkehres hinderlich gewesen sind.

Alle größeren Städte sind zwar unter sich durch schnellfahrende Personenzüge in Verbindung gesetzt, allein die Städte selbst bilden oft die größten Hemmnisse für den durchgehenden Verkehr; nur selten ist in denselben die Möglichkeit vorhanden, rasch und nach allen Richtungen hin Anschluß zu finden. Die Fahrpreise sind in Deutschland zwar im Allgemeinen niedriger als in anderen Ländern; dafür führen aber manche der durchgehenden Züge nur die erste Classe, die meisten entbehren der dritten; somit ist der größte Theil der Nation von der Wohlthat der Personenbeförderung auf weite Strecken gänzlich ausgeschlossen oder er muß sich dieselbe mit ganz unverhältnißmäßig großen Opfern erkaufen.

Eine irgend ergiebige Ausnutzung der Bahnen für den Localverkehr hat bei uns in Deutschland höchst selten Platz gegriffen; die geringe Anzahl von Zügen, welche auf deutschen Bahnen laufen, beweist dies zur Genüge. Vergleicht man deutsche Fahrpläne mit englischen, so erkennt man sofort, daß unser Eisenbahnlocalverkehr sich noch in den Anfängen seiner Entwicklung befindet. Auf wenigen deutschen Bahnen laufen täglich mehr als sechs bis acht Züge in einer Richtung; in England gibt es Localbahnen, auf denen sich während des ganzen Tages die Züge von 10 zu 10 Minuten folgen. Und doch fehlt es in Deutschland nicht an Districten, welche ganz geeignet wären, einen Localverkehr nach englischem Muster zu besitzen. In und um Köln z. B. wohnen in einem Umkreis von höchstens zwei Meilen Durchmesser 200,000 Menschen, von denen etwa 130,000 in dem Mittelpunkt eng zusammengedrängt leben, der Rest aber auf eine Anzahl Vorstädte vertheilt ist. Geschieden wird dieses Gebiet durch den Rheinstrom in zwei gleiche Abschnitte. Obwol nun allenthalben das regste industrielle Leben herrscht, obwol in geringer Entfernung noch mehrere andere große Städte liegen und zur Belebung des Verkehrs beitragen, so findet doch auf der, schon seit mehreren Jahren vorhandenen, zweigleisigen Brücke ein Eisenbahnlocalverkehr absolut nicht statt. Auf beiden Seiten des Stromes treffen drei bis vier Eisenbahnrouten zusammen, welche einen bedeutenden Local- und Durchgangsverkehr vermitteln; über die Brücke bewegen sich aber täglich nur sechs Schnellzüge, für den Localverkehr bildet der Strom eine absolute Sperrung.

Das Publicum ist genöthigt, um von dem Bahnhof des einen Ufers nach dem des anderen zu gelangen, für eine Strecke von 2 Kilometern an Zeit und Geld ebensoviel aufzuwenden, wie auf der Bahn selbst zur Zurücklegung von 30 Kilometern

genügen würde. Es ist einleuchtend, daß solche Einrichtungen den Localverkehr zur vollen Entwicklung schlechterdings nicht kommen lassen. Ganz ähnliche Verhältnisse finden sich aber überall in Deutschland. So ist es denn erklärlich, daß z. B. in England im Jahre 1874 auf jeden der 30,832,210 Einwohner 14,89; dagegen in Deutschland auf jeden der 41,058,196 Köpfe betragenden Bevölkerung nur 4,65 Eisenbahnfahrten entfielen. Allerdings hatte England in jenem Jahr 1044 Kilometer Eisenbahn mehr als Deutschland, auch sind daselbst die Bahnen und die Bevölkerung auf einen engeren Raum zusammengedrängt — Umstände, die gewiß sehr zu einer vermehrten Benutzung der Bahnen beitragen; allein den Hauptgrund der so intensiven Ausnutzung des Personenverkehrs müssen wir doch in den den Verkehr ungemein erleichternden Einrichtungen aller Art und in der Anwendung der dritten Fahrclasse bei allen Schnellzügen finden.

Von viel größerer Tragweite sind aber die Mißstände, welche sich zur höchsten Belästigung des Handelsstandes, wie es scheint, unausrottbar im Güterverkehr eingenistet haben; hier richtet sich die Hauptbeschwerde gegen die Uebelstände in der Tarifirung der Transportpreise.*)

Während in Elsaß-Lothringen der für einen Transportgegenstand in Anspruch genommene Laderaum die Grundlage für die Berechnung des Transportpreises bildet; während man in Braunschweig zu diesem Zweck theils den in Anspruch genommenen Laderaum, theils das Gewicht des Transportgegenstandes in Berücksichtigung zieht, werden von den übrigen Bahnen die Transportpreise im Wesentlichen nach dem Gewicht des Frachtgutes berechnet; letzteres ist jedoch nach seinem Werthe in Classen eingetheilt und zahlt dem entsprechend einen verschiedenen Tarif. Es classificirt nun nicht blos jede Bahn nach ihrem besonderen System, sondern es gibt auch Verbände von mehreren Bahnen, welche für den Verbandsverkehr ein besonderes Classificationssystem zur Anwendung bringen. Die Mannigfaltigkeit innerhalb dieser Systeme ist so groß, daß manche Güter den anderthalb- bis vierfachen Satz der gewöhnlichen Güter auf verschiedenen Bahnen zahlen und daß ein Artikel in verschiedenen Classen und unter verschiedenen Bezeichnungen geführt wird. Hierzu kommt, daß nicht nur sehr häufig eine Bahn ihre Classification selbst ändert, sondern auch die auf Grund des momentan geltenden Classificationssystems ermittelten Transportpreise nach Belieben in kurzen Zwischenräumen erhöht oder herabsetzt. Noch größer wird die Verwirrung dadurch, daß neben den gewöhnlichen Tarifen noch Differential- und Specialtarife zur Anwendung kommen, auch häufig Rabatt- und Abonnementstarife gewährt werden. Das Tarifwesen ist hierdurch in Deutschland so complicirt worden, daß ein eingehendes Studium dazu gehört, um für eine Sendung die Fracht richtig berechnen zu können. Der Handelsstand muß natürlich bestrebt sein, so billig wie möglich zu verfrachten; und so ergibt sich für denselben das weitere Studium, auf welcher der vorhandenen Linien und nach welchem Systeme die billigste Fracht erzielt werden kann. Dies ist aber gegenüber der grenzenlosen Verworrenheit des Tarifsystems nach und nach eine fast unlösbare Aufgabe geworden; die Verwirrung ist eine so ungeheure, daß es selbst dem geübtesten Expedienten schwer fällt, den vortheilhaftesten Cartirungsmodus zu ermitteln, und daß von Bahnbeamten selbst die größten Irrthümer verschuldet werden.

Ein weiterer Uebelstand ist der, daß der Güterverkehr nicht mit der nöthigen Schnelligkeit und Sicherheit bewirkt wird; für den Uebergang eines Waggons von

*) Vergl. G. Bergmann, Zur Enquête über ein einheitliches Tarifsystem. Berlin, 1876. — Mittheilungen des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westphalen. Düsseldorf, 1875. — E. Reitzenstein, Die Gütertarife der Eisenbahnen ꝛc. Berlin, 1874. — Scheffler, Statistischer Beitrag zur Eisenbahntariffrage. Braunschweig, 1873. — Mulvany, Deutschlands Eisenbahntariffrage. Düsseldorf, 1874. — Perrot Das Pennyporto.

einer Bahn zu einer anderen rechnet man durchschnittlich einen Zeitverlust von vierundzwanzig Stunden. Auch gehen viele Güter täglich verloren; wöchentlich werden lange Listen solcher Frachtstücke publicirt, die theils durch Versehen, theils auch in Folge schlechten Willens, als unbestellbar auf einer anderen, als der Bestimmungsstation anlangen.

Diese Mißstände haben nun ihren Ursprung in Ursachen der verschiedensten Art; zunächst sind es gewisse technische Mängel, welche einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den Betrieb ausüben, und die wir hier kurz erwähnen müssen, um zu einer unparteiischen Beurtheilung zu gelangen.

Jede Bahngesellschaft baute bis vor Kurzem ihre Güterwagen ganz nach eigenem System, so daß sehr häufig Wagen zwei verschiedener Bahnen nicht zusammengekoppelt werden konnten. Man hat sich zwar im Jahre 1871 über die Gleichheit gewisser Constructionstheile geeinigt; über die Einführung einer gleichmäßigen Tragfähigkeit und gleichartigen Entladungsweise ist jedoch keine Vereinbarung erzielt worden, sodaß aus den in diesen Beziehungen vorhandenen Verschiedenheiten fortdauernd die größte Erschwerung und Verlangsamung des Betriebes erwächst.*)

Der ganze Betrieb leidet in Deutschland ferner ungemein durch den Umstand, daß bis vor Kurzem der Rangirdienst fast ausschließlich auf lang gedehnten Weichensystemen meist mit Locomotivkraft geschah, eine Methode, welche gegenüber der in England überwiegenden, die Rangirung der Güterzüge mehr durch Drehscheiben zu bewirken, eine ungemeine Verschwendung von Kraft und Zeit in sich schließt. Man hat berechnet, daß ein Güterwagen durchschnittlich auf 100 Meilen, die er auf der Strecke durchläuft, ungefähr 50 Meilen auf den Rangirgeleisen zu laufen hat — lediglich in Folge der schlechten Rangirmethode. Herr Hartwich spricht es geradezu aus, daß sich bei einiger Steigerung des Verkehrs viele unserer Bahnhöfe als ganz betriebsunfähige Anlagen herausstellen würden.**)

Ebenso mißlich ist es, daß die Abfuhr der Güter von den Bahnhöfen nicht durch die Bahngesellschaft einheitlich bewirkt wird, sondern für jedes Frachtstück durch jeden einzelnen Empfänger. Kann der Zug sofort nach seiner Ankunft, Wagen für Wagen, abgeladen werden, so bedarf er keines Rangirens zur Entladung; ist dagegen dem Adressaten das Abholen selbst überlassen, so müssen nicht nur für jeden gerade anwesenden Empfänger die betreffenden Wagen aus dem Zuge heraus rangirt werden, sondern die Abfuhr kann überhaupt nicht so prompt von Statten gehen, wie bei einer einheitlich von der Bahn besorgten Entladung. Alle diese Umstände haben einen großen Antheil daran, daß das Betriebsmaterial der deutschen Bahnen nur in höchst unvortheilhafter Weise ausgenutzt werden kann. In den letzten Jahren haben die Güterwagen in Preußen durchschnittlich nur 42 % ihres theoretischen Nutzwerthes geleistet, die Personenwagen nur 26 %; die Züge schleppen dreimal soviel todte Last als Nutzlast.

Die hervorgehobenen technischen Mängel geben, wie gesagt, zum Theil Veranlassung zu den Klagen, welche das reisende und verfrachtende Publicum gegen die Bahnen erhebt; sie wurzeln aber selbst, der Hauptsache nach, in dem eigentlichen Grundübel, an dem unser Eisenbahnwesen leidet: nämlich in der grenzenlosen Zersplitterung unseres Bahnnetzes in viele Staats- und Privatbahnen und in dem Geiste feindseliger Concurrenz und unablässiger Anfechtungen, welcher unter diesen mächtigen Körperschaften zum Schaden des Publicums herrscht.

Das deutsche Bahnnetz zerfällt gegenwärtig in 63 mehr oder weniger von einander unabhängige, selbstständig geleitete Complexe. In früherer Zeit hat man in

---

*) Schwabe, Ueber den Kohlenverkehr auf den preußischen Eisenbahnen. Berlin, 1875. — Technische Vereinbarungen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen. Wiesbaden, 1871.

**) Hartwich, Aphoristische Bemerkungen über das Eisenbahnwesen ꝛc. S. 7. Berlin, 1874.

Deutschland niemals die Concession zu Concurrenzbahnen ertheilt; man gab umgekehrt vielen Bahnunternehmungen ein Privileg auf Ausschließung von eigentlichen Concurrenz- oder Parallelbahnen. Mit dem Dichterwerden des Bahnnetzes mußten gleichwol allmälig Bahnen entstehen, welche in Bezug auf einen großen Theil ihres Transportes sich auf die Ausbeutung ein und desselben Gebietes angewiesen sahen und welche daher zur Wahrung ihrer finanziellen Interessen geglaubt haben, die Transporte mit allen Mitteln kaufmännischer Concurrenz an sich ziehen, die concurrirende Linie aber durch Entziehung der Transporte beschädigen zu müssen. Während sich so die Directionen zweier benachbarten Bahnen fortwährend in der feindseligsten Stimmung befanden, konnte man doch nicht immer dem dringenden Bedürfniß auf Centralisation des Betriebes aus dem Wege gehen. Es sind eine Anzahl Verbände entstanden, es sind eine Anzahl Vereinigungen geschlossen worden, welche manches Gute erzielt haben: aber über das nothdürftigste Maß der Verträglichkeit ist man nicht hinausgekommen. Es muß das unter den gegenwärtigen Umständen als durchaus naturgemäß anerkannt werden, da Factoren, welche sich bisher durch Concurrenz bekämpfen, nur durch Verzicht auf die Concurrenz zu einer vollen, dauernden Einheit gelangen können. Die Abmachungen der Bahnen hängen zudem vollständig in der Luft, da Niemand an die Beschlüsse des Verbandes gebunden ist und weder eine Controle über deren Ausführung besteht, noch die Möglichkeit eines Zwanges gegen renitente Vereinsglieder vorliegt. Die für den Handelsstand unerträglich gewordene Ungleichartigkeit und Unberechenbarkeit der Tarife hat vor allem ihren Grund in dem von den Bahnen geführten Kampf um's Dasein gegenüber concurrirenden Gesellschaften. Die Tarifirung der Transporte ist das Hauptkampfmittel, dessen sich die streitenden Parteien bedienen müssen. Dabei mag das trübe Halbdunkel, welches das Tarifwesen in Folge der verschiedenen Classificationssysteme und Preisstufen umgibt, vermehrte Gelegenheit bieten, das verfrachtende Publicum durch Gewährung kleiner Vortheile anzuziehen. Dasselbe ist ja nicht im Stande, sich nach eigenem Urtheil den besten Cartirungsmodus auszuwählen. Der Vortheil, den das durch Concurrenz bewirkte Herabsinken der Tarife zuweilen bewirkt, wird reichlich aufgewogen durch die Nachtheile des verwickelten Tarifsystems, die häufig verzögerte Lieferung, den oft eintretenden Fall völligen Verlustes des Frachtgutes. Ebenso hat das Publicum hinsichtlich des Personenverkehrs durch den Kampf concurrirender Linien zu leiden. Wenn zwei Orte durch concurrirende Bahnen verbunden sind, so lassen beide Verwaltungen ihre Züge zu denselben Zeiten abgehen, an welchen sie den meisten Personenzufluß zu erwarten haben. Bezüglich der Endstationen hat dann das Publicum von 24 täglich gehenden Zügen keinen größeren Nutzen, als wenn blos 12 Züge täglich abgelassen würden, so lange dieselben zu den gleichen Abfahrszeiten den einen Ort verlassen und zu gleichen Zeiten an dem anderen Orte ankommen. Unerträglich sind aber für das Publicum die Beschwerden auf den Strecken geworden, auf welchen zwei Bahnen benutzt werden müssen, die auf dem Fuße feindseliger Concurrenz stehen. Auf solchen Linien herrscht meist keine Harmonie der Fahrpläne; wenn diese zufolge staatlichen Zwanges vorhanden sein sollte, so wird sie meist durch die Handhabung des Dienstes illusorisch gemacht.

Durch die bestehenden Concurrenzverhältnisse ist ferner aber auch für die Bahnen selbst der Betrieb im hohen Maße unwirthschaftlich geworden, da nicht allein für jede Transportleistung sehr viel mehr Betriebskraft verwandt wird, als nothwendig ist, sondern auch die vielfachen belästigenden Einrichtungen die volle Entwickelung des Verkehrs hemmen. In England verdankt man es wesentlich der einheitlich geordneten Betriebsführung aller Bahnen, daß die Betriebskosten in den Jahren 1854—1873 auf 49 % der Gesammteinnahme stehen geblieben und erst im Jahre 1873 auf 54 % gestiegen sind; in Preußen haben sich dagegen die Betriebskosten in dem gleichen Zeitraum von 54,9 auf 65,3 % der Gesammteinnahme erhöht.

Die schlechtere Ausnutzung des Betriebsmaterials bewirkt selbstverständlich die Erzielung einer geringeren Rente, und hat daher einen großen Theil zu der Ent-

werthung unserer Eisenbahnpapiere beigetragen. Zu ganz unwirthschaftlichen Folgen führt aber die Concurrenz dann, wenn die Bahnen aus Concurrenzrücksichten die übertriebensten Preisermäßigungen eintreten lassen. So konnte man z. B. zeitweise zu Siegburg am rechten Rheinufer Kohlen billiger auf der Rheinischen als auf der Köln-Mindener Bahn beziehen, obwol letztere eine directe Schienenverbindung zu dem Kohlenrevier auf dem kürzesten Wege besaß, erstere aber ihre Züge mit einer Fähre auf das linke Ufer und sodann nach Zurücklegung eines weiten Umweges wiederum mit einer Fähre auf das rechte Ufer zurücksetzen lassen mußte, um das Ziel zu erreichen. Zwischen beiden Fähren aber stand unbenutzt die der Köln-Mindener Gesellschaft gehörige feste Rheinbrücke bei Köln! Häufig ist es im Personenverkehr vorgekommen, daß eine Bahn auf ihrer eigenen Strecke für eine weiter gelegene Station einen niedrigeren Satz berechnete, als für eine näher gelegene, wenn nämlich erstere mit dem Ausgangspunkt gleichzeitig durch eine concurrirende Bahn verbunden war. Es ist kaum zu glauben, daß solche Manipulationen für die betreffenden Bahnen von finanziellem Vortheil sein sollten; sie schädigen lediglich die freie Entwickelung des Verkehrs und somit die Rentabilität der Bahn.

Die größte Verschwendung nationalen Vermögens hat aber endlich bei uns dadurch stattgefunden, daß die herrschende Concurrenz die Bahnen abgehalten hat, an Berührungs-, Kreuzungs- und Anschlußpunkten kostspielige Anlagen, wie Bahnhöfe und Brücken auf gemeinschaftliche Kosten zu bauen und für gemeinschaftliche Rechnung zu benutzen; daß dieselben vielmehr gesucht haben, sich möglichst isolirt und abgeschlossen auch in Bezug auf solche bauliche Anlagen zu erhalten.

Auch in dieser Beziehung ist das Beispiel der Kölner Rheinbrücke belehrend. Dieselbe wird täglich nur von 6 Zügen in beiden Richtungen befahren, obwol auf dem Bahnhof des linken Ufers täglich 66, auf den Bahnhöfen des rechten Ufers täglich 46 Züge aus- und einlaufen. Mit Einschluß des auf der Brücke stattfindenden Güterverkehrs dürfte dieselbe kaum während der Hälfte eines zu 18 Dienststunden berechneten Betriebstages in Anspruch genommen sein. Obwol sich Eisenbahntechniker dahin ausgesprochen haben, daß eine stärkere Benutzung der Brücke möglich sei, so hat lange der Plan bestanden, noch zwei neue Eisenbahnbrücken zu errichten, also 20 bis 30 Millionen Mark fast zwecklos zu verbauen.*) Gleiches gilt von vielen luxuriösen Bahnhofbauten. Wer in London gesehen hat, wie auf einem Bahnhof mit wenigen Geleisen fünf Eisenbahngesellschaften verkehren und täglich 500 – 600 Personenzüge aus- und eingehen lassen, dem erscheint es unbegreiflich, daß man für einen Gesammtpersonenverkehr von täglich etwa 100 Zügen, wie ihn die Anhalter, Dresdner und Potsdamer Bahn in Berlin aufweisen, drei große Empfangspaläste fast nebeneinanderbauen konnte, die den größten Theil des Tages und der Nacht leer und unbenutzt stehen. Die Strecken laufen schon eine Meile vor Berlin parallel nebeneinander, ja die Dresdner Bahn kreuzt die Anhalter Bahn: eine Vereinigung des auf den Strecken laufenden Personenverkehrs wäre also ohne alle Schwierigkeit zu erzielen gewesen.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

*) S. fernere Beispiele: Tariferhöhung oder Reichseisenbahnen. S. 27. Berlin, 1876.

Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

In Folge vielfacher, durch den im Februarheft der „Deutschen Rundschau" abgedruckten Aufsatz des Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Friedrich Kapp hervorgerufener Anfragen nach dem Sitz und den Beitrittsbedingungen der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" sehen wir uns veranlaßt, nachstehend die betreffenden Paragraphen der Gesellschaft im Auszuge mitzutheilen:

§ 3.

Ordentliches Mitglied ist Jeder, welcher an die Gesellschaft einen Mitgliedsbeitrag entrichtet, der in einer jährlichen Gabe von mindestens Mark 1,50 besteht.

§ 4.

Außerordentliches Mitglied ist Jeder, welcher an die Gesellschaft einen Stiftungsbeitrag entrichtet, der in einer einmaligen Gabe von mindestens Mark 75.— besteht.

§ 7.

Der Sitz der Gesellschaft befindet sich am Wohnort des Vorsitzers ihres Vorstandes.

Der Wohnort des derzeitigen Vorsitzers ist Bremen; in Berlin wird die Gesellschaft vertreten durch Herrn Schloßhauptmann von Dachröden, als Vorsitzenden, und Herrn Bankier Platho (in Firma Platho & Wolff, Breitestraße Nr. 6), als Schatzmeister. —

Zur Annahme und Weiterbeförderung von Beitritts-Erklärungen und Beiträgen sind auch wir gern bereit.

Berlin, im Februar 1876.
W., Lützowstr. 2.

Gebrüder Paetel.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von sonstigen, uns bis 15. Februar zugegangenen Neuigkeiten verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Antologia. — Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti. Anno XI. — Seconda Serie. Vol. I. Fasc. I. Gennaio 1876. Firenze, Verlag d. Direzione della nuova Antologia. 1876.

v. Baer. — Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften von Dr. Ernst von Baer. Zweite Hälfte. Mit 14 in den Text gedruckten Holzschnitten. St. Petersburg, Verlag der Kaiserl. Hofbuchhdlg. H. Schmitzdorff (Karl Röttger). 1876.

Bandow. — Charakterbilder aus der Geschichte der Englischen Literatur von Dr. K. Bandow. Berlin, Verlag von R. Oppenheim. 1876.

Bibliothèque. — Bibliothèque universelle et revue suisse. 81me année, nouvelle période. Tome L.V. Nr. 218. Février 1876. Bale et Leipzig. H. Georg. 1876.

Blätter. — Neue Militärische Blätter. Redigirt und herausgegeben von G. von Glasenapp. V. Jahrgang. VIII. Band. 1. Heft. Januar. Berlin, Verlag der Expedition der Neuen Militärischen Blätter. (G. von Glasenapp.) 1876.

Braun. — Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun (Wiesbaden). Bd. III—V. Zweite genau durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

Bürger. — Theater von Hugo Bürger. Berlin, Verlag von Leo Liepmannssohn. 1876.

Carducci. — Rime di Francesco Petrarca sopra argomenti storici morali e diversi. Saggio di un testo e commento nuovo col raffronto dei migliori testi e di tutti i commenti a cura di Giosuè Carducci. Livorno. 1876.

Collection. — Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1558. Pausanias by the late Lord Lytton (Edward Bulwer) edited by his son. In one volume. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1876.

Dammer. — Kurzes chemisches Handwörterbuch zum Gebrauche für Chemiker, Techniker, Aerzte, Pharmaceuten, Landwirthe, Lehrer und für Freunde der Naturwissenschaft überhaupt bearbeitet von Dr. Otto Dammer. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1876.

Darwin. — Ch. Darwin's gesammelte Werke. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Complet in circa 60 Lieferungen mit über 200 Holzschnitten, 7 Photographien, Karten und dem Portrait des Verfassers. Lfg. 25—28. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch). 1875.

Dawkins. — Die Höhlen und die Ureinwohner Europa's. Von W. Boyd Dawkins, Professor der Geologie am Avens College in Manchester. Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. W. Spengel. Mit einem Vorwort von Professor Oscar Fraas. Mit farbigem Titelblatt und 129 Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1876.

Denk. — Joseph von Görres und seine Bedeutung für den Altkatholicismus. Von Dr. Aloys Denk. Mit Görres' wohlgetroffenem Bilde. Mainz, Verlag von C. G. Kunze's Nachfolger. 1876.

Dohm. — Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage. Zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen von Hedwig Dohm. Berlin, Verlag von Wedekind & Schwieger. 1876.

Frenzel. — Renaissance und Rococo. Studien von Karl Frenzel. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Comp. 1876.

Fürst. — Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. Von Dr. med. L. Fürst. Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1876.

Ginsberg. — Lebens- und Charakterbild Baruch Spinoza's nach den vorhandenen Quellen entworfen von Hugo Ginsberg, Dr. phil. Leipzig, Verlag von Erich Koschny (L. Heimann's Verlag).

Gnoli. — Gli amori di Volfango Goethe. Traduzioni di Domenico Gnoli. Livorno. 1875.

Gottschall. — Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf Gottschall III. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

von Graßhoff. — Damascus oder Juden-Verfolgung im heiligen Lande. Culturhistorischer Original-Roman von W. Wilhelmi Frhrn. von Graßhoff. Kassel, Verlag der Hof-Buchhandlung von H. Jungklaus. 1875.

Gutzkow. — Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien (1832—1873.) Von Karl Gutzkow. Jena, Verlag von H. Costenoble.

von Gyurkovics. — Eine Studie über Lessing's „Laokoon". Von G. v. Gyurkovics. Wien, Verlag von L. Rosner. 1876.

von Höfler. — Der Aufstand der Castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V. 1520—1522. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationszeitalters von Constantin von Höfler. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1876.

Hortis. — Giovanni Boccacci ambasciatore in Avignone e Rilev Da Prata proposto da' Florentini a patriarca di Aquileia. Studii di Attilio Hortis. Trieste. 1875.

Hoyer. — Die Grabstätten der Kämpfer des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91, des Oldenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 19 und der ersten Feld-Abtheilung des Hannoverschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 10 aus den Jahren 1870 und 1871, welche auf deutschem Boden sich befinden. Von Obergerichts-Anwalt Dr. Hoyer in Oldenburg, Landesdelegirten für Oldenburg und Wilhelmshaven. Zweite Auflage. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung. 1876.

Jirecek. — Geschichte der Bulgaren. Von Constantin Jos. Jirecek. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1876.

Klein. — Geschichte des englischen Drama's von J. L. Klein. Bd. I. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1876.

Landgraf. — Die Handels- und Industriegesetzgebung des deutschen Reichs. Eine Handbibliothek für den Kaufmann und Fabricanten, bearbeitet und herausgegeben von Dr. J. Landgraf. Lfg. 1. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1876.

Lübke und von Lützow. — Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Dritte verbesserte und mit ca. 36 Tafeln vermehrte Auflage. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und von Prof. Dr. C. v. Lützow, Lfg. 13—16. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert. 1875.

Lindau. — Tante Therese. Schauspiel in vier Acten von Paul Lindau. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1876.

Ludwig. — Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana. Zum ersten Male vollständig

ins Deutsche übersetzt mit Commentar und Einleitung von Alfred Ludwig. Bd. I. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1876.

Magazine. — Hallberger's Illustrated Magazine conducted by Ferdinand Freiligrath. Vol. II. No. 18. 1875. No. 1. 1876. Stuttgart. — Leipzig, Verlag von Eduard Hallberger.

Mannfeld. — Durch's deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich. In Original-Radirungen von B. Mannfeld. Nebst begleitendem Text redigirt von Aemil Fendler. Dritte Lieferung: 11. An der Stephanskirche (Wien). — 12. Holsten-Straße in Lübeck. — 13. Aus Meißen. — 14. Kynast (Schlesien). — 15. Kathedrale in Worms. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Kgl. Hofbuchhändler. 1876.

Messager. — Messager de l'Europe. Journal russe. St. Petersburg. December 1875.

Natur. — Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. (Organ des „Deutschen Humboldt-Vereins".) Herausgegeben von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller von Halle. Mit xylographischen Illustrationen. Jahrgang 1875. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag.

Naumann. — Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Von Dr. Emil Naumann. Dritte Auflage. Pracht-Ausgabe mit sechs Photographien. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1876.

von der Oese. — Humoristische Welt-Anschauung mit Einschluß einiger Sylvestergedanken von Wilhelm Becker von der Oese. Hannover, December 1875. Selbstverlag des Verfassers.

Perty. — Ueber das Seelenleben der Thiere. Thatsachen und Betrachtungen. Von Maximilian Perty. Zweite umgearbeitete, sehr bereicherte Aufl. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1876.

Phoebus. — Zur Lage der deutschen Pharmacie. Von Dr. Philipp Phoebus, Gr. Hess. Geh. Med. Rath zu Gießen. Zweite, verbesserte Ausgabe. Berlin, Verlag von August Hirschwald. 1876.

Quitzow. — Meckelnbörger Geschichten. Vertellt för Jung un Olt von Wilhelm Adolph Quitzow. As Wisme wedder meckelnborgisch würd. Zweite Auflage. Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Revue. — Revue de France. Supplément au Nr. 48 du mois de Décembre 1875. u. 49me livraison. 31 Janvier 1876. Paris.

Rivista Europea. — La Rivista Europea. Anno. VII. — Vol. I. — Fasc. III. — 1° Febbraio 1876. Si publica in Firenze il 1° d'ogni Mese sotto la direzione del Prof. Angelo de Gubernatis. Prezzo del presente fascicolo Lire Tre. Firenze. 1876.

Rochefort. — Die Verdorbenen. Sittengemälde aus der Gegenwart von Henry Rochefort. Deutsch von H. Scheube. 2 Bde. Berlin, Verlag von B. Brigl. 1876.

Rodenberg. — England: Literary and Social, from a German Point of View. By Julius Rodenberg. London, Richard Bentley and Son, Publishers in Ordinary to Her Majesty. 1876.

Ruß. — Der Kanarienvogel. Seine Naturgeschichte, Pflege und Zucht. Von Dr. Karl Ruß. Zweite Auflage. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

Ruß. — Durch Feld und Wald. Bilder aus dem Naturleben von Karl Ruß. Mit Illustrationen von Robert Kretschmer. Zweite Auflage. Fünfte und sechste (Schluß-) Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1875.

Rydberg. — Der letzte Athenienser. Culturhistorischer Roman von Victor Rydberg. Aus dem Schwedischen von Emil J. Jonas. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, Verlag von Ernst Julius Günther. 1875.

Sanders. — Deutsche Sprachlehre für Volks- und Bürgerschulen. (Mit Beispielen und Uebungsaufgaben.) Nebst Anhang: Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder unregelmäßiger Abwandlung in der heutigen deutschen Schriftsprache. Von Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung. 1876.

Schwarz. — David Friedrich Strauß und sein letztes Werk: Der alte und der neue Glaube. Ein Vortrag von Dr. Carl Schwarz, Ober-Hofprediger und Ober-Consistorialrath in Gotha. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann's Hofbuch... 1876.

Schweizerland. — Das Schweizerland. Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Alexander Calame, Arthur Calame, L. Dill, Andr. E. Disen, Th. von Eckenbrecher, K. Grob, C. Häberlin, A. Hertel, E. Heyn, C. Jungheim, A. Kindler, K. Krönlein, A. Leu, Diethelm Meyer, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, W. Riefstahl, R. Rietz, C. Roux, Matthias Schmidt, G. Schönleber, Ad. Schrödter, Fr. Specht, B. Vautier, Joh. Zügel. Holzschnitt von Adolf Closs in Stuttgart. Lfg. 2. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Schwerin. — Drei Jahre von Josephine Gräfin Schwerin. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler. 1876.

Spielhagen. — Friedrich Spielhagen's sämmtliche Werke. Dritte, vom Verfasser revidirte Auflage. Lfg. 1—14. Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 1876.

Streckfuß. — Eine dunkle Vergangenheit. Novelle von Adolf Streckfuß. 2 Bände. Berlin, Verlag von B. Brigl. 1876.

Sutherland Edwards. — The Germans in France. Notes on the method and conduct of the invasion; the relations between invader and invaded; and the modern usage of war. By H. Sutherland Edwards. (Partly reproduced from the „Times".) London, E. Stanford. 1876.

von Sybel. — Historische Zeitschrift herausgegeben von Heinrich von Sybel. Achtzehnter Jahrgang. 1875. Erstes Heft. (Inhalt: I. Norbert von Prémontré und Magdeburg. Von Ernst Bernheim. — II. Die Friedrichsage der Italiener. Von Moritz Brosch. III. Ueber die Anfänge der florentinischen Geschichtschreibung mit bez. Beziehung auf Villani und den falschen Malespini. Von C. Hegel. — IV. Theophan Leontowitsch. Von Richard Roepell. — V. Zur Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges. Von Adolf Beer. — Literaturbericht. — Bibliotheca historica von W. Mülbener. München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Western. — The Western. A journal of literature, education and art. H. H. Morgan, editor. News series. Vol. II. No. 1. January 1876. Saint Louis. 1876.

Zamboni. — Roma Nel Mille. Poema drammatico di G. E. Filippo Zamboni. Firenze, 1875.

AP
30
D4
Bd.6

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY